

# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 26.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. M. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Prozeß.

Eine Erzählung von **C. v. Wachsmann.**

„Ich sage Euch, tugendhafter Mann — denn wenn Geduld eine Tugend ist, so kann man Den, welcher sich bei einem wichtigen Geschäft geduldig kunstfernen Händen anvertraut, wohl einen tugendhaften Mann nennen — wenn drei Dinge, nämlich ein Strick von bester Qualität, eine regelrecht gedrehte Schlinge und ein wohlproportionirter Hals zusammentreffen, so ist das Hängen ein wahres Kinderspiel. — Nun findet sich diese glückliche Vereinigung bei Euch so übereinstimmend, wie sich solche ein wackerer armer Sünder nur wünschen kann. Dieser Strick — haltet ihn einmal gegen das Licht, und Ihr werdet Euch selbst davon überzeugen — ist so glatt, wie ein junges Kalbchen, das eben aus dem Tweed gezogen wurde; diese Schlinge — nun ich will mich nicht rühmen, aber mein alter Lehrherr zu London, der „scharfe Daniel“, wie ihn die Lords, mit denen er Geschäfte abzumachen hatte, nannten, und der mit dem Beil ein Haar zu spalten im Stande war, pflegte immer zu sagen: „Eine Schlinge, wie sie John Sturdgeon knüpft, dreht kein Anderer“, — Guer Hals aber ist so recht wie er sein muß, nicht zu lang, vielweniger zu kurz, oder gar tief in den Schultern sitzend — o es giebt schändliche Hälse, die Einem die ganze Kunst verleiden könnten — ja man könnte sagen, er sei ganz wie zum Hängen geschaffen. Wenn Ihr aber vorhin äußert, daß ich Euch

nicht lange quälen sollte, so könnte ich Euch diese Aeußerung fast übel nehmen, wenn ich nicht die braven Leutchen, mit denen ich Geschäfte abzumachen habe, so zu sagen als meine Lieblinge und Schosfkinder ansähe, denen man eine unüberlegte Aeußerung wohl zu Gute hält. Uebrigens verspreche ich Euch — und dies geschieht nicht bei Jedem — daß ich, wenn Ihr die gewöhnliche Armesünderrede auf eine zierliche, angenehme Weise vortragt, Euch manierlich, kurz wie ein Gentleman, bei dem ganzen Geschäft benehmt, meinen Gehilfen, den William, beauftragen will, Euch ein Bißchen an den Füßen zu ziehen, wenn Ihr die Leiter quittirt habt. Ihr seht, tugendhafter Mann, daß dies überaus honett von mir ist, ja daß ich dabei geradezu gegen mein Interesse handle, denn das Ganze fällt lange nicht so angenehm ins Auge, als wenn das Geschäft stricte nach der Kunst, und so zu sagen gänzlich aus freier Hand vollzogen wird.“

Der, welcher so sprach, war ein kleiner, stämmiger Kerl von munterem Ansehn. Er mochte etwa vierzig Jahre zählen, war aber dabei so beweglich und unruhig wie ein Wiesel. Der Humor des Henkers schien indeß einem düster und fanatisch blickenden Kriegsmanne, der mit gezogener Wehr unweit der Thüre Wache hielt, und dessen Lederkoller noch Blut- und Staubspuren von der Schlacht von Naseby trug, wenig zu gefallen.

„Eitelkeiten! Nichts als Eitelkeiten!“ rief er aus, indem er einige Schritte näher trat. „Was ist Hängen, was ist Köpfen, was ist Ersäufen gegen die Qua-

len, welche den Unbußfertigen erwarten im Flammenspfuhl, wo Heulen und Zähnklaappen sein wird? Darum sage ich Dir, Mensch, benutze die Spanne Zeit, die Du noch vor Dir hast, benutze sie, um Buße zu thun, denn Deine Zeit auf Erden ist abgelaufen. Willst Du aber vor Deinem Hinübergang ein öffentliches Zeugniß ablegen, so laß es ein Zeugniß sein zu Ehren der Heiligen, welche stehen mit Schwertern an ihren Lenden, wie Männer bei der Nacht, um zu schützen den Covenant gegen die gottlosen Philister, die Uebelgesinnten, die Prälatischen und die Anhänger Dessen, der gekleidet ist in Seide und eine Krone trägt, und die vertilgt werden müssen durch des Schwertes Schneide, von Dann bis gen Ber Seba. Birst Du dies mit Freudigkeit thun, so wirst Du Theil haben an einer großen und heiligen Sache, und wenn Du von Sünden roth wärest wie Blut, so wirst Du dadurch weiß wie Wolle werden. Fürchte Dich auch nicht, dieses Zeugniß abzulegen, denn da Du dabei ohnehin den Strick um den Hals haben wirst, so kann Dir nichts Schlimmeres widerfahren, als mit dem Hängen einmal verbunden ist, sondern gedenke dabei an Sadrach, Mesfach und Abednego, denen es im Feuerofen noch weit übler erging, und die dennoch nicht nachließen in ihrem Gefange.“ —

Wie es schien, machte weder der Humor des Henkers, noch der Ernst des Soldaten auf den armen Sünder einen sonderlichen Eindruck, vielmehr blickte dieser durch das Gitterfenster des Gefängnisthürmes fortwährend auf den Marktplatz von Jedburgh hinunter, wo eine große Menge Menschen durcheinanderwogte. — Der Gefangene war ein großer, starker, vierzigjähriger Mann von äußerst dunkler Gesichtsfarbe und kühnen Zügen. Seine Kleidung war die der untern Klassen in der Gegend des Teviot-Gebirges. Er war an Händen und Füßen gefesselt. Da er kein Wort auf die Reden der Vorigen erwiederte, so glaubte ein Jeder derselben, die seinige habe einen besondern Eindruck auf ihn gemacht, und eben schienen sie ihre Ermahnungen aufs Neue beginnen zu wollen, als der Gefangene plötzlich aussprang, das Fenstergitter mit beiden Händen packte und das Gesicht an solches drückend, mit starker Stimme auf den Marktplatz hinunterschrie:

„Edler Ritter! Werther Sir Reginald! wenn Euch das Leben eines Eurer Clansgenossen, eines der Armstrongs, nur das Geringsste gilt, so bitte ich Euch, heraufzukommen! Gott wird Euch zeitlich und ewiglich dafür belohnen.“

Kaum hatte der Gefangene diese Worte gerufen, als man einige starke Schläge an die Thüre des Gefängnißhauses vernahm und bald darauf Männertritte auf der Stiege ertönten. Wenige Augenblicke darauf öffnete sich das Zimmer, und ein junger, stattlicher Rittermann trat mit dem Gefängnißwärter in das Gemach. Er war von so hoher Gestalt, daß die Adlerfeder, die das Barett schmückte, welches auf den schwarzen, krausen Locken saß, das Thürgesims streifte.

Der Henker wie der Kriegsmann traten einige Schritte von dem Gefangenen zurück, als der Ritter, welcher, beiläufig gesagt, ein junger, äußerst schöner Mann war, auf den Gefangenen zuging.

„Gott sei gelobt, daß ich die edlen Farben unsers Clans vor meinem Tode noch ein Mal zu Gesicht bekomme, wenn Ihr auch nicht einen treuen Clansmann und Vater von sechs braven Jungen vom Stricke retten wollet oder könnet!“ rief der Gefangene freudig aus, als sein Auge auf den Ritter fiel.

— „Du bist ein Armstrong und auf Haupt und Hals angeklagt? — Was hast Du begangen?“ fragte der junge Rittermann ernst.

„Ach blutwenig, edler Sir Reginald! Eigentlich nicht viel mehr als nichts,“ versetzte der Gefangene. „Ich habe mir sieben Strickhalstern, die nicht mein Eigenthum waren, aus Versehen zugeeignet, und darum soll ich morgen auf dem Plage da unter aufgehängt werden.“

— „Was?“ rief der Ritter empört. „Begen sieben elenden Strickhalstern einen Menschen hinrichten? Einen Vater von sechs Söhnen? Einen Mann aus dem mächtigen Clan der Armstrongs, und ohne dem Clanshaupte davon Anzeige zu machen? — Der Lord Provost von Jedburgh soll mir dafür Rede stehen.“

„Mit Verlaub, edler Sir!“ versetzte der zur Seite stehende Henker. „Dieser tugendhafte Mann besitzt gewiß alle Vorzüge Eures berühmten Clans, dennoch scheint ein gutes Gedächtniß nicht zu seinen ausgezeichneten Eigenschaften zu gehören, sintemal er vergessen hat anzuführen, daß an den gedachten sieben Strickhalstern eben so viel allerliebste Kühe hingen, und ich denke, der Lord Provost wird, als er das Urtheil sprach, mehr an diese, als an jene gedacht haben.“

— „Ei, bei Sanct Kennet — oder, da wir nicht mehr bei einem Heiligen schwören sollen, wäre es auch ein schottischer — bei meinem Eid, das ändert freilich die Sache,“ rief der junge Mann, von der ächt vaterländischen Weise, mit welcher der arme Sünder seine

That zu beschönigen suchte, angeregt, aus vollem Halse lachend. — „Was veranlaßte Dich denn, die sieben Halstern, an denen die Kühe hingen, zu stehlen? Du wußtest ja, daß es Dir an Hals und Kragen gehen könnte.“

„Die Noth, Herr! Bei Gott, nichts als die Noth!“ versetzte der Gefangene mit dem Tone der Wahrheit. „Mein Weib liegt seit Jahr und Tag auf dem Krankenlager, meine sechs Knaben hungerten. Jene brauchte Arznei, meine Kinder schrien nach Brod, da ging ich und stahl die Kühe, um ihnen Beides verschaffen zu können.“

Der Jüngling schien von der Schilderung des häuslichen Elends des Aermsten hingerissen, er dachte einen Moment nach.

„Ich werde,“ sagte er dann, „mit dem Lord Provost sprechen, und aus meinen Mitteln den Ersatz des Gestohlenen leisten, jedenfalls aber gegen eine Bestrafung, die nicht von dem Glanshaupte verfügt wird, protestiren. — Wie heißest Du, armer Mensch?“

— „William Armstrong, gewöhnlich der „Schwarze Will“ genannt!“ rief der Gefangene. „O lieber Sir,“ setzte er hinzu, indem ihm einige Thränen über die dunkle Wange in den verworrenen Bart rollten, „rettet einem kranken Weibe und sechs lieben Knaben ihren einzigen Versorger, und ich werde Euch ewig dankbar sein! — Lächelt nicht über diese Worte, Sir Reginald, obwohl Ihr freilich ein gutes Recht dazu habt, denn ich bin ein geringer, blutarmer Mann. Dennoch wißt Ihr ja aus der Fabel, daß selbst eine Maus dem Löwen einen Liebesdienst zu leisten im Stande war, und wir haben jetzt schwere Zeiten.“

„Wahr! Sehr wahr!“ erwiderte der Ritter freundlich. — „Behandle diesen Menschen nicht übel,“ sagte er, sich zu dem Gefängnißwärter wendend. „Er steht bis zu seiner Befreiung unter meinem Schutz. Ich bin Reginald Armstrong, Ritter von Traquair.“

Ein Strahl von Hoffnung erhellte das kummervolle Gesicht des Aermsten, der mehr an sein krankes Weib und seine sechs Kinder, als an das ihm selber bevorstehende Geschick zu denken schien. „Gott geleite Euch, edler Ritter!“ rief er dem Abgehenden nach. „Gott geleite Euch! — Ich aber schwöre vor dem Angesichte Gottes und der Menschen, daß ich nicht eher mein Haupt ruhig niederlegen will, bis ich Euch einen Liebesdienst geleistet habe, wenn es Euch gelingen sollte, mich vom Tode zu retten.“

— „Schon gut! Schon gut!“ sagte der Ritter noch ein Mal sich flüchtig umdrehend. „Ich nehme Dein Versprechen an, und ich gedenke Deine Freiheit zu bewirken, so wahr ich ein Armstrong bin.“

So wie der junge Mann zur Thüre hinaus war, trat der Wachhaltende wieder zu dem Gefangenen.

„Unglücklicher,“ sagte er, „Du bist noch in dem Vorhofe der Heiden, und weißt nicht das Glück zu schätzen, daß Du eine Gelegenheit gefunden hattest, einen hellen Ruf, eine zermalmende Mahnung, vor allem Volke erschallen zu lassen. Du wohnst noch in den Hütten derer, die draußen sind vor den Thoren der Stadt der Auserwählten, und Dein Fuß ist festgehalten von den Schlingen der Anhänglichkeit an die Nichtigkeiten dieser Welt. O hättest Du gehört das tönende Wort, welches General Fairfax vor der Schlacht aussprach, den harmonischen Ruf, den der tapfere Obrist Harrison in unsern Reihen erschallen ließ, als er uns ermahnte, freudig für die Wahrheit unser Blut dahinzugeben, ströme es nun auf dem Schlachtfelde oder von dem Blutgerüste, wenn nur die Amalekiter, die Anhänger des Mannes, der die Krone trägt, vertilgt würden, vom Aufgang bis zum Niedergang, von Hillah bis gen Sur, so würdest Du freudig die Gelegenheit ergriffen haben, ein Zeugniß abzulegen zur Ehre der Heiligen, die den Covenant beschworen, und bei Naseby ihr Leben dafür gelassen haben. Du willst es indessen nicht thun, und so erhebe ich meinen Gesang gegen Dich und spreche: „Fahre hin! Tophet (die Hölle) ist geschaffen von Alters her, sie ist tief und breit, aufgehäuft ist darin Feuer und Holz in Menge; des Herrn Athem entzündet es, wie ein Strom, der vom Feuersteine ausgehet.“ —

So wie der düstre Fanatiker diese Worte ausgesprochen und einen durchbohrenden Blick voll Verachtung auf den Gefangenen geworfen hatte, kehrte er ihm den Rücken zu und ging nach der Thüre, wo er sich finster und schweigend wie eine Bildsäule an die Mauer lehnte. —

Nicht so heftig wie die Vorwürfe des Kriegers, waren die John Sturdgeon's, des Nachrichters. Mit einer Miene, wie die eines Mannes, der für seine guten Dienste, seinen freundlichen Rath nur Kälte und Undank eingeeerndet, trat er zu dem Gefangenen.

„Ich könnte Euch, mein guter Mann,“ sagte er mit klagendem Tone, „unangenehme Dinge über das Geschäft des morgenden Tages sagen, wenn, was doch möglich, der Ritter von Traquair seine Zusage zu hal-

ten nicht im Stande wäre. — Ich will es nicht. Mein milder Character wird nie gestatten, Leuten, mit denen ich in Geschäftsverbindungen gerathe, widerwärtige Empfindungen, die nicht durch die Nothwendigkeit bedingt werden, zu verursachen. Ich sage daher nur so viel, daß ich Euch, wenn nicht für leichtsinnig, doch für etwas vorschnell halte. Ein Mann in Euren Jahren sollte die Zukunft bedenken. Ihr habt, wie Ihr selbst eingestanden, sieben Halstern, woran zufällig sieben Kühe gebunden gewesen, entfremdet, Ihr seid verurtheilt worden, gehangen zu werden. Gut. Ihr hattet die Aussicht, daß durch kunstfertige Hände die unangenehme Sache — denn mich auf Euren Standpunkt versetzend, will ich sie eine mit Unannehmlichkeiten verknüpfte nennen — in Zeit von zwölf, höchstens dreizehn Minuten abgethan sein konnte, nun ist es aber möglich — man kann ja die Fälle sehen — daß Ihr bei Euerem nächsten Ausgange nach Halstern wieder eingefangen, wieder zum Strange verurtheilt würdet, daß dies jenseits der Grenze geschähe, daß Ihr in gleichem Geschäft einem Stümper in die Hände fiele. Wie dann? — Ich sage weiter nichts," fuhr er nach einer Weile, in der er den Gefangenen bedeutend angeblickt, fort, „ich halte Euch für einen Mann, der, wenn er sich auch ein Mal ein wenig übereilt, den rechten Standpunkt zur Beurtheilung seiner Lage wieder aufzufinden und einen wohlgemeinten Rath zu würdigen wissen wird, und bemerke bloß, daß es ganz in Eurer Hand steht, die Begnadigung, wenn sie Euch zu Theil werden sollte, entweder anzunehmen, oder als unersprießlich abzuweisen. Bedenkt dies reiflich, und seid versichert, daß, wenn Ihr einen verständigen Entschluß fassen solltet, ich das Möglichste für Euch thun würde."

Nachdem der Sprechende den Gefangenen mit halbzugekniffenem Auge so pffiffig angeblickt, als ob er sagen wollte, daß ihm noch ganz besondere Reifeerleichterungen in das Gebiet der Ewigkeit zu Gebote stünden, und er diese ihm nicht vorenthalten werde, verließ er das Gemach.

Während aber in dem Gefängnisse diese Unterhaltung gepflogen ward, war der Ritter von Traquair bereits mit schnellen Schritten nach dem nicht sehr entfernten Eingange des Gartens Sir David Lawries, Provosts von Jedburgh, geeilt. Es war indeß nicht allein der Vorsatz, das Leben des Clansgenossen von dem Genannten zu erbitten, welcher ihn hierher führte, sondern zwei ganz andere Ursachen hatten ihn veranlaßt, sich noch vor Tagesanbruch auf den Weg nach

Jedburgh zu machen. Die Schlacht von Naseby war für die Sache Karls I. von den unglücklichsten Folgen gewesen, alle Anstrengungen, die er noch zu machen gesucht, waren fehlgeschlagen, mehrere Botschaften an das Parlament waren zurückgewiesen, oder von dem letztern ausweichend beantwortet worden. Dem König blieben nur noch wenige und verzweifelte Mittel, er wählte das unglücklichste von allen, er flüchtete sich zu dem Heere der Schotten. Dieses führte ihn mit sich nach Newcastle, hier wurde er bedrängt, den Bund des Covenants zu unterschreiben, und den Forderungen des Parlaments nachzugeben. Da er sich weigerte, so erfuhr er hier, obwohl er wenigstens dem Scheine nach noch frei war, eine Anfangs kalte, später geringschätzige und unanständige Behandlung. So erlaubte sich z. B. ein Geistlicher in Newcastle in seiner Gegenwart nicht nur gegen die königliche Sache zu predigen, sondern auch die Gemeinde aufzufordern, den 52. Psalm anzustimmen, welcher mit den Worten anhebt: „Was trohest Du denn, Du Tyrann, daß Du kannst Schaden thun?" Die Geistesgegenwart des Königs, welcher sogleich aufstand und befahl, den 56. Psalm zu singen, welcher anfängt: „Gott sei mir gnädig, denn Menschen wollen mich versenken, täglich streiten sie und ängsten mich," beschwichtigte indeß die Gemeinde. Als der Sinn des Königs nicht zu beugen war, entschlossen sich die Schotten, ihr Heer, als nicht ferner nöthig, auseinandergehen zu lassen, wenn das Parlament von England ihnen die aufgelaufenen Kosten bezahle. Das letztere ergriff mit Freuden den Vorschlag, weil es auf diese Weise sich der Person des Königs zu bemächtigen hoffen durfte. Die Schotten forderten fünfmalhunderttausend, das Parlament bot zweimalhunderttausend Pfund; die Auslieferung des unglücklichen Fürsten schien als eine stillschweigende Bedingung angenommen worden zu sein. Commissarien wurden von beiden Theilen ernannt, und an dem Tage, an welchem der Ritter von Traquair sich in Jedburgh einzufinden eingeladen worden war, sollte die erste und, so zu sagen, heimliche Zusammenkunft der Commissarien sei. Obwohl der Bund des Covenants die meisten Gemüther in Schottland nicht nur ergriffen, sondern so begeistert hatte, daß diese in der finsternen, ultrapietistischen Lehre das alleinige Heil des Menschen sahen, so zählte die Sache des Königs dennoch manchen offenen und heimlichen Anhänger. Die jüngeren Mitglieder des Adels waren ihr vorzugsweise zugethan. Die Furcht vor Erhebung des Pöbels zu Unterdrückung der Aristokratie, der Kirchen-

zwang, welcher das lustige Leben bei Hofe und in den Schlössern laut als Teufelswerk proklamirte und auf alle Weise abzustellen befahl, mochte eben so viel, wie der ritterliche Sinn der Jugend und die mit der Muttermilch eingefogene Vorliebe für das Königthum dazu beigetragen haben. Von diesem Theile des Adels war der Ritter von Traquair als Abgeordneter erwählt worden, um den Verhandlungen der Commissarien der Schotten mit denen des Parlaments beizuwohnen, und dies war besonders aus dem Grunde geschehen, weil man seine Charakterfestigkeit kannte, und seine Ehrenhaftigkeit und seinen treuen Royalismus schätzte.

So sehr dem jungen Manne aber auch die Sache, die er vertreten sollte, am Herzen lag, so gab es doch eine andere Angelegenheit, die ihn mit noch mächtigeren Banden nach Jedburgh zog. Er liebte die schöne Flora, die einzige und dabei höchst liebenswürdige Tochter des Lord Provosts Sir David Lawrie, und ward von ihr wieder geliebt. Schon viele junge schottische Edelleute hatten sich um die Hand des Mädchens beworben, welches überdies, wie man in unsern Tagen zu sagen pflegt, eine sehr gute Parthie war, da der Vater, wie allgemein bekannt, große Reichthümer besaß. Bisher waren indeß alle Bewerber mit einem Korbe heimgeschickt worden, da sie entweder der schönen Flora nicht gefallen hatten, oder deren Vater nicht reich genug erschienen waren. Sir David, welcher sonst ein wohlwollender Mann war, hatte nämlich eine besondere Vorliebe für das Geld, und nach diesem pflegte er die Qualität seines künftigen Schwiegersohns zu taxiren. Daß letzterer von angesehenener Familie sein müsse, verstand sich ohnehin. Hatte nun Ritter Reginald die zuletztgenannte Eigenschaft auf die unbestreitbarste Weise, als er der nächste männliche Verwandte seines mächtigen Glanshauptes war, so ließ sich in Sir Davids Augen dennoch Einiges gegen jene einwenden. Die Besitzungen des jungen Mannes waren zwar keinesweges unbedeutend zu nennen, sie lagen in dem fruchtbarsten Theile von Annandale, aber der Vater des Ritters war zu seiner Zeit ein Bonvivant gewesen, er hatte sich stets länger zu Paris, als wie an den Ufern des Tweed aufgehalten, und bei seinem Tode seine Angelegenheiten in großer Unordnung, besonders aber einen Prozeß hinterlassen, von dem das halbe Vermögen des Sohnes abhing. Der junge Mann, die Meinungen Sir David Lawrie's kennend, hatte lange Anstand genommen, um Flora's Hand anzuhalten, und dies zwar um so mehr, als ihm das Schicksal der übrigen Be-

werber vor Augen schwebte, die Liebe des Mädchens indeß, welches versicherte, in keinem Falle einem andern Manne die Hand zu reichen, als wenn sie von dem Vater dazu gezwungen würde, etwas, das sich bei seiner Liebe zu ihr nicht voraussetzen lasse, hatte ihm endlich Muth gemacht, sich schriftlich an den Lord Provost zu wenden. Die jungen Leute waren überein gekommen, daß Flora den Brief übergeben und dem Vater zugleich ihre Liebe zu Reginald eingestehen sollte. Wie der Vater die Bewerbung aufgenommen hätte, wollte Flora den Geliebten mittheilen, ehe er sich in die bei dem Lord Provost auf heute angelegte Versammlung begäbe. Dies war der Grund, weshalb Reginald, sobald er den Garten betrat, sich nach allen Seiten umblickte, und wirklich bemerkte er, daß Flora aus dem Hintergrunde eines langen Buchenganges auf ihn zu eilte. Das Mädchen war noch in der ersten Blüthe der Jugend. Ohne von glänzender Schönheit zu sein, hatte sie so viel Liebreiz im Gesamtausdrucke ihrer Züge, etwas so Bierliches, das gleich beim ersten Anblick bezauberte.

„Endlich kommt Ihr! Ich habe lange auf Euch gewartet!“ rief sie Reginald entgegen, indem sie ihm die weiße, äußerst schön geformte Hand zum Gruße darreichte. — „Wo seid Ihr so lange geblieben?“

— „Im Gefängnisse, theure Flora,“ erwiderte lachend der Jüngling und die dargebotene Hand lebhaft ergreifend. „Nein, erschreckt nicht! Nicht ich, sondern ein armer Glansmann war wegen Kuhdiebstahl verhaftet worden, und soll morgen gehangen werden, wenn ich nicht von Eurem Vater sein Leben erbitten kann.“

„Dann verweilt nicht einen Augenblick! Laßt den Kerker nicht eine Minute länger in Todesangst!“ rief das Mädchen mit äußerster Theilnahme, und indem es den Ritter nach der Gegend des Hauses fortzuleiten strebte.

— „Gleich! — Gleich!“ sagte lächelnd der Jüngling. „Ich denke, es wird meinem Schützlinge nichts schaden, wenn er sich so lange geduldet, bis Ihr mir mitgetheilt, wie Euer Vater meine Werbung aufgenommen.“

„Besser als wir hofften!“ rief Flora vergnügt. „Ohne zuzusagen rühmte er indeß Eure guten Eigenschaften, er nannte Euch „einen jungen Mann, wie solche zu seiner Zeit gewesen“ — Ihr wißt, dies will viel sagen! — er rühmte Euch als tapfer, redlich; mit einem Worte, er sagte viel Gutes von Euch.“

— „Dennoch sprach er sich nicht für eine Zusage aus?“ fragte Reginald befremdet.

„Ei,“ rief Flora lachend, „Ihr meint wohl, er hätte sogleich seine größte Dankbarkeit zu erkennen geben sollen, daß Ihr ihm die Ehre anthun wolle, um die Hand seiner Tochter zu werben?“

— „Wie es Euch nur solche Lust machen kann, mich zu quälen!“ rief der Ritter lebhaft. „Nannte er nicht einen Grund, der ihn abhielte, seine Beistimmung wenigstens Euch zu erkennen zu geben?“

„Er nannte ihn, aber ich nenne ihn nicht!“ sagte Flora neckend. „Ich nenne ihn darum nicht, weil der arme Mensch, der auf den Tod gefangen sitzt, nicht eine Minute länger als nöthig auf Eure Fürsprache warten soll, und — weil mein Vater es sich vorbehalten hat, selbst mit Euch über diesen Punkt zu sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Geniestreiche.) Der kürzlich verstorbene englische Dichter Theodor Hook (dessen Portrait wir im letzten Jahrgange gaben) gehörte zu den wichtigsten Menschen, erlaubte sich aber bisweilen die Ausführung von Geniestreichen oder Possen, wenn man es lieber hört, die auf dem Theater nicht toller vorkommen können. Ein Paar Beispiele werden das beweisen. Einst ging er mit einem Freunde durch ein entlegenes stilles Gäßchen in London und wurde da auf ein niedliches Haus aufmerksam gemacht, das, wie man auf dem Thürschildchen sah, eine Kaufmannswittwe bewohnte. „Ich wette eine Guinee,“ sagte Hook sogleich, „daß binnen acht Tagen dieses niedliche Häuschen in ganz London bekannt sein und besprochen werden soll.“ Der Freund nahm die Wette an und in den nächsten vier bis fünf Tagen schrieb und versandte Hook ein tausend Briefe, die Bestellungen an alle Arten von Handwerkern und Kaufleuten auf einen Tag und fast eine Stunde enthielten. Kohlen und Kartoffeln, Bücher, Kupferstiche, Federn, Eis, Lorten, Alles, was ein Mensch brauchen kann, wurde bestellt mit dem Gesuche, das Verlangte — in jenes Häuschen zu schicken. Das Gäßchen war eng und mehrere andere schmale führten dahin, man kann sich also denken, welcher Lärm und welches Gedränge an dem Tage entstand. Hook hatte sich eine Wohnung dem Häuschen fast gegenüber genommen und beobachtete von da aus mit einigen Freunden die Entwicklung des Melodramas. Hook hatte den Lord-Major und dessen Caplan beschieden und gesagt, ein ehemaliger städtischer Beamter liege im Sterben und wünsche dem Oberhaupte der Stadt etwas anzuvertrauen; dieselbe Aufforderung hatte er an den Director der Bank, an den Vorsitzenden der ostindischen Compagnie, an einen Obergericht, an einen Minister, an den Erzbischof von Canterbury und selbst an

Se. Königl. Hoheit den Oberbefehlshaber der Armee erlassen. — Alle folgten der Aufforderung, weniger gewiß ist, ob alle bis an das bezeichnete Haus gelangten; der Herzog von York aber fand sich wirklich bei der verblüfften Wittwe ein. Alle Zeitungen sprachen von dem Streiche; viele Aerzte und Wundärzte schimpften, da sie in jenes entlegene Gäßchen bestellt worden waren und mehrere kostbare Stunden versäumt hatten; Advokaten, Lehrer und Lehrerinnen, Haarkünstler, Schneider, Putzmacherinnen erschienen; auch der materielle Schaden war gar nicht unbedeutend; es waren im Gedränge Fenster zertrümmert, Wagenräder zerdrückt, Saitarren und Harfen unbrauchbar gemacht, und Fässer mit Bier und Wein zertrümmert worden. Die Taschendiebe hatten eine glänzende Kernte gehalten. Vergebens aber bot man alles auf, den Urheber zu ermitteln; Hook hielt es für gerathen, einige Tage krank zu werden und dann zur Beförderung der Genesung sich für einige Zeit auf das Land zu begeben. —

Ein anderer Streich war folgender. Hook machte mit dem berühmten Schauspieler Mathews auf der Themse eine Spazierfahrt und sie bemerkten an einem Garten am Ufer einen Anschlag mit den Worten: „Hier darf Niemand landen. Uebertreter werden mit aller Strenge des Gesetzes verfolgt werden.“ Augenblicklich legten die beiden Spaßvögel an dem verbotenen Paradiese an; die Angelschnüre wurden als Reskette benutzt und so schritten sie ernst und feierlich umher, während Hook Taschenbuch und Bleistift in der Hand hielt. Sehr bald öffnete sich die Glasthüre am Gartenhause und der Besizer kam, die Serviette in der Rechten, eilig und zürnend herbeigelaufen, wurde von den beiden Freunden sehr ruhig und kalt empfangen, und erfuhr erst nach längerem Fragen, daß sie Agenten der Canal-Compagnie wären und eben Bestimmung treffen wollten, wo der neue Canal durch den Garten geleitet werden sollte. Der Besizer war außer sich, da er aber sah, daß sein Zorn gar keinen Eindruck hervorbrachte, machte er den beiden Herrn den Vorschlag, sie möchten doch mit ihm in das Haus hineintreten, das mit sie ruhiger über die Sache sprechen könnten. Nach einigem Sträuben willigten sie endlich ein und sie traten in das Speisezimmer; der Tisch war gedeckt; die bringende Einladung, einige Bissen zu genießen, konnte nicht wohl abgelehnt werden; der Mann brachte vortrefflichen Wein, dann auch Champagner und während man trank und trank, wurde denn auch die Canalangelegenheit besprochen. Mit jeder Flasche erschienen die Gründe des Besizers den beiden „Agenten“ gewichtiger und als es endlich Abend geworden, und die ganze Gesellschaft ziemlich betrunken war, gab Hook das Versprechen, der Canal solle nicht durch das Besizthum des ehrenwerthen Herrn geführt werden.

(Die Verlassene.) Es war bei dem Rückzuge der großen französischen Armee aus Rußland; ein hoher Verwaltungsbeamter eilte mit seiner jungen schönen Frau, die er zu sich auf das Pferd genommen hatte, voraus und war glücklich über die Brücke über die Beresina gekommen, als er bemerkte, daß

ihnen ihr Wagen nicht folgte, der wichtige Papiere, mancherlei Schätze und namentlich Lebensmittel enthielt. Der Mann wartete eine Zeitlang, da aber der Wagen nicht erschien, so nahm er sich, trotz den Bitten seiner Frau, vor, wieder über die Brücke hinüberzureiten, um nachzusehen. Seine junge Frau vertraute er einem ihm bekannten Offiziere an, aber es vergingen Stunden, ohne daß er wieder erschien. Die Brücke wurde endlich vernichtet und die junge Frau war in der größten Verzweiflung. Sie wollte nicht von der Stelle weichen und erst nach langem Widerstreben, als keine Hoffnung mehr war, ihren Mann zurückkehren zu sehen, entschloß sie sich, dem Offizier, dessen Obhut sie übergeben worden war, zu folgen. Mit diesem theilte sie alle Mühen und Gefahren des grauenvollen Rückzuges und diese Gemeinschaft schlang endlich ein Band um beide, das nicht mehr zu zerreißen war. Der Offizier brachte die Dame nach Verona zu ihrer Mutter und von hier aus setzte sie Alles in Bewegung, um über das Schicksal ihres Mannes Nachricht zu erhalten. Es verging ein Jahr, ohne daß ihre Bemühungen Erfolg hatten und der Offizier wagte nun, von der Liebe zu sprechen, die er für seine Unglücksgefährtin fühlte. Als dann noch ein Jahr in vergeblichen Nachforschungen nach dem Verschwundenen vergangen war, gab die Frau die Hoffnung auf, ihn wiederzufinden und reichte ihrem Retter die Hand.

Die neue Ehe war im höchsten Grade glücklich und die junge Frau kannte keinen Wunsch mehr, als sie ihrem Gatten auch einen Knaben gegeben hatte. Eines Tages hielt unerwartet ein Extrapostwagen vor dem Hause, das die junge Frau bewohnte, und sie sah einen Mann aussteigen, der sich kaum aufrecht erhalten konnte und bei dessen Anblicke kalter Schweiß auf ihre Stirn trat, denn sie erkannte in dem Reisenden ihren ersten Mann. „Marie,“ sagte er, „ich habe, ehe ich hier erschien, die genauesten Erkundigungen über Alles eingezogen; ich weiß, daß Du nichts vernachlässigtest, um über mein Schicksal Nachricht zu erhalten, ich kenne auch das edele Benehmen des Mannes, mit dem Du jetzt verbunden bist. . . Ich finde es Lobenswerth, daß Du seine Aufopferung für Dich durch Deine Hand und Dein Herz belohntest, aber eine ernste Frage erlaube mir, denn die Antwort darauf wird über unser Schicksal unabänderlich entscheiden. Marie, bist Du glücklich?“ Thränen überströmten das Gesicht der jungen Frau und sie antwortete unter Schluchzen. „Ich habe Dich von ganzem Herzen geliebt, wie kannst Du verlangen, daß ich sage, ich sei mit einem Andern glücklich? Verschone mich mit einer solchen Antwort, erspare Dir den Kummer, den Du darüber fühlen müßtest. . . Etwas Anderes wird mich auch entschuldigen, das süßeste Gefühl, das ein weibliches Herz empfinden kann: — ich bin Mutter und liebe mein Kind über Alles.“ Der lange Vermißte, so plötzlich wieder Erschienene entgegnete darauf: „Ich ergebe mich in mein Schicksal und werde das Opfer zu bringen wissen, um Dein jetziges Glück nicht zu stören. Lange habe ich Dich für todt gehalten und will mir nun einreden, Du seiest wirklich todt. Auch bin ich mit dem Unglücke so vertraut geworden, daß ein neuer Unfall

mich nicht mehr überraschen kann. Morgen, mit Tagesanbruche verlasse ich Dich, um Dich nie wiederzusehen.“

Er erzählte darauf der weinenden Frau sein trauriges Schicksal, schilderte ihr die Ereignisse, die ihn bei der Brücke über die Beresina von ihr getrennt, seine unglückliche Gefangenschaft und seine endliche Befreiung und Rückkehr. — Am andern Tage, ehe noch die Bewohner des Hauses aufgestanden, war der Wagen mit dem Reisenden verschwunden und rollte auf der Straße nach Frankreich hin. — Der zweite Gatte Mariens, der nicht zu Hause gewesen war, fand seine Frau tief erschüttert und es gehörte eine lange Zeit dazu, ehe der Schmerz derselben sich wieder beruhigte.

(Eine eigenthümliche Art Stiergefecht.) In der guten Stadt Tarifa wird regelmäßig am ersten Sonntage des Monats Juni ein Stier, den man auf jede mögliche Weise reizt, durch die Straßen gehet. Von dreißig Stunden im Umkreise kommen die Leute zu diesem Feste herbei, in der Stadt selbst bleibt Niemand zu Hause, denn Alle verfolgen den wüthenden Stier mit Geschrei, mit Steinwürfen und kleinen scharfgespißten Wurfspeisen. Der Stier rennt wie toll durch die ganze Stadt, deren Thore man schließt, Straße auf Straße ab — und am Tage nach diesem Feste zählt man auf dem Gottesacker fünf bis sechs frische Gräber, das Hospital hat vierzig bis fünfzig schwer Verwundete aufgenommen, aber darum kümmert sich Niemand. — Sind die, welche das Thier verfolgen, ermüdet, so hegt man Hunde hinter ihm her, die er zu Duzenden zertritt oder mit den Hörnern zerreißt. Dies ist der größte Jubel für das Volk; je mehr Blut, desto größer die Freude. Ist endlich das gehegte Thier überwunden, zu Boden gerissen, — so wird es zerstückelt, und obwohl das Fleisch für schädlich gilt, so reißt man sich doch um ein Stück davon. Als im Jahre 1781 ein Gouverneur dieses Stierhegen verbot, brach eine Revolution in der Stadt aus, die man mit Mühe unterdrückte.

### Generalcorrespondenz.

Alle europäischen politischen Zeitungen erzählten im vorigen Jahre von einem außerordentlich reichen Hindu, Dwarakanah Tagor, der, nachdem er einen Theil seines unermesslichen Vermögens zur Gründung von Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten in Hindostan verwendet hatte, England, Belgien, Frankreich und Italien besuchte, dem Papste vorgestellt und von der Königin von England geabelt wurde. Nachrichten aus Indien sollen jetzt berichten, dieser Wohlthäter der Menschheit sei in seinem Vaterlande für unrein erklärt, aus seiner Gasse ausgestoßen und unter die Pariahs gestoßen worden, weil er, gegen das Gesetz, eine Reise in das Ausland gemacht habe und in unerlaubten Umgang mit Europäern getreten sei. —

Das eigenthümlichste Seebad ist wohl Biaritz. „Das Wasser,“ sagt ein Reisender, „ist so hell und klar, wie der reinste

Kryftall, und das Auge kann durch die blaue Flut hindurch den weißen Sand erkennen, der auf dem Boden blüht. Hier nun kann man die schöne Welt von Biaritz in der Hitze des Vormittags im Bade beobachten, Herren und Damen, welche sich in dem Meere herumbewegen, als wäre das Wasser ihr eigentliches Element. Die Damen erscheinen in den dünnsten Anzügen von Leinwand, mit riesenhaften Strohhüten, die sie vor den Sonnenstrahlen schützen sollen. Schwimmend werden sie durch Blasen erhalten, die sie unter den Armen tragen, während erprobte Bademänner sie über die Bucht ziehen, indem sie dieselben mit der einen Hand an den Füßen halten, während sie mit der anderen rudern.“ —

Zu Ende des Jahres 1841 verschwand plötzlich ein reicher Kaufmann in Ferrara, Antonio Sagnirao. Nach einigen Nachforschungen fand man den Leichnam desselben in einem Walde, und die allgemeine Stimme bezeichnete bald zwei berühmte Uebelthäter, Torti und Reglucci, als die Mörder. Sie wurden eingezogen und gestanden den Mord, gaben aber, gleichsam zur Entschuldigung, an, daß sie gezwungen worden. Lange wollten sie die Person nicht nennen, in deren Auftrage sie den Mord vollbracht haben wollten, endlich aber bezeichneten sie die Schwägerin des Ermordeten, die Wittve eines reichen Gutsbesizers, Birgando, die sich ebenso durch ihre ungewöhnliche Schönheit, als durch ihren Geist auszeichnete. Diese Angabe erschien anfänglich völlig grundlos, wurde aber wahrscheinlicher, als man erfuhr, Sagnirao habe die beiden Kinder seiner Schwägerin zu Erben seines Vermögens einsetzen wollen, seit einiger Zeit aber Lust gezeigt, sich zu verheirathen. Die Frau wurde nun verhaftet und vier Zeugen sagten so bestimmt gegen sie aus, daß die Richter an der Schuld der Frau nicht zweifeln konnten und sie dieselbe auch wirklich zum Tode verurtheilten. Sie appellirte nebst den beiden Mördern nach Bologna. Jedermann erwartete eine Befestigung des Urteils, und selbst die Vertheidiger verzweifelten an dem Erfolge ihrer Bemühungen. Merkwürdige Ereignisse gaben aber der Sache unerwartet eine andere Wendung. Zwei der Zeugen gegen die Wittve Birgando starben kurz vor dem Beginne der Gerichtsverhandlungen; der dritte stürzte an dem Tage, als er sein Zeugniß wiederholen sollte, vom Pferde und büßte das Leben ein; der vierte endlich, ein Müller, sprach vor Gericht: „Ich will auf der Stelle sterben, wenn ich nicht die reine Wahrheit sage.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sank er todt nieder. Der Vorfall machte einen gewaltigen Eindruck, und die Fortsetzung der Verhandlungen wurde verschoben. Am 16. Mai endlich sprach der Gerichtshof sein Urtheil, daß die Wittve für unschuldig erklärte und nur die beiden Mörder zum Tode verurtheilt. Der Regierungsanwalt legte jedoch Protest ein und verlangte, daß die Wittve noch sechs Monate im Gefängnisse bleibe, für den Fall, daß neue Beweise gegen sie gefunden würden. Dies wurde genehmigt, und so ist die Sache noch immer nicht entschieden. —

Paris wird im nächsten Monat die berühmtesten lebenden

dramatischen Componisten in seinen Mauern versammelt sehen, nämlich Rossini, Meyerbeer, Donizetti, Spontini, Kuber, Palewy und Adam. Außer Meyerbeer und Donizetti sind die übrigen sämmtlich jetzt schon in Paris. Von Donizetti wird bereits wieder eine neue Oper erwartet: „Marie von Rohan“, die zuerst in Wien zur Aufführung kommen soll. —

Der Besitzer eines Gartens in Schottland, dem es durch kein Mittel gelingen wollte, sein Besitztum vor räuberischen Händen zu schützen, der sogar vergebens an mehreren Stellen des Gartens auf großen Anschlagzetteln vor „Fallen und Selbstschüssen“ warnte, gerieth endlich auf einen seltsamen Einfall. Er ließ sich von Holz einen Fuß machen, zog diesem Schuh und Strumpf an, ließ denselben durch den öffentlichen Ausrufer durch die ganze Stadt tragen und den rechtmäßigen Eigentümer dieses Fußes, der in dem Garten des Herrn Ros in einem Fangeisen gefunden worden sei, auffordern, sich zu melden. Seitdem wagte sich Niemand mehr in den Garten. —

Die Chinesen haben eine ganz eigenthümliche Art, die Beamten zu ehren, welche sich durch ungewöhnliche Rechtlichkeit auszeichnen. Verläßt ein solcher Mann die Stadt, in welcher er wirkte, oder stirbt er, so werden seine Stiefeln in dem Gerichtssaale aufgestellt. —

„Reisebriefe“ aus der Krim in der A. A. Zeitung schildern das südliche Rußland als ein Eldorado für Deutsche: Die meisten deutschen Gärtner in der Krim haben einen jährlichen Gehalt von 2000 bis 2500 Rubel, nebst freier Wohnung etc.; der Gärtner des Grafen Potozki erhält gar 4000 R. Bei dem Schloßbau des Grafen Woronzow in Alupka sind englische Handwerker beschäftigt, die mehr einnehmen als mancher höchste Beamte eines kleinen deutschen Hofes. Die Aerzte können in Südrußland Capitalien anhäufen; die meisten russischen Großen, die auf dem Lande leben, halten sich Leibärzte, die höhern Gehalt haben als bei uns ein Universitätsprofessor. So hat der Arzt des Generals Razewsky nebst freiem Tisch, Wohnung und Vergütung aller übrigen Bedürfnisse einen Gehalt von 4000 R. und übt dabei seine Praxis. Noch größer ist das Einkommen der Sprach- und Musiklehrer in den Städten. Der franz. Sprachlehrer, welcher die Familie des Gouverneurs in Simferopol unterrichtet, erhält 8000 R. Gehalt und in derselben Stadt lebte ein deutscher Musiklehrer, der keine Lection unter 10 R. gab. Der Luxus dieser Deutschen soll aber auch alle Vorstellung übersteigen. Manche Gärtner hatten Equipage und jeder hat ein, auch zwei Reitpferde. Eine halbe Stunde weit zu Fuß zu gehen, gilt für eine Schande, und ein junger Gärtner beaufsichtigt die Arbeiter der Leibeigen in dem Garten — zu Pferde. —

Das künstliche Eis, welches ein Herr Kirk in London erfunden hat, und auf welchem viele Londoner jetzt im Sommer Schlittschuh laufen, scheint ein neuer Luxusgegenstand für die Paläste zu werden; mehrere reiche Engländer haben sich bereits in ihren Häusern solche künstliche Schlittschuhbahnen anlegen lassen.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 27.

1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 8 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Prozeß.

Eine Erzählung von G. v. Wachsman.

(Fortsetzung.)

Lachend und schäkernd gingen die jungen Leute dem Hause zu. So wie der Ritter von Flora Abschied genommen, eilte er nach dem Zimmer des Lord Proffs. Sir David Lawrie war ein langer, hagerer Mann von etwa sechzig Jahren. Er unterhielt sich mit zwei Männern, von denen der Eine, welcher der vornehmere zu sein schien, dem jungen Manne ziemlich auffiel. Seiner Kleidung nach war er ein Kriegsmann von Rang. Das Gesicht trug den Ausdruck großer Characterfestigkeit. Obgleich die grauen Augen des Mannes von einem lebhaften Feuer erglänzten, in den strengen Zügen Scharfsinn und tiefer Forschergeist zu lagern schien, so hatte doch das Ganze derselben etwas Unangenehmes, ja durch die allzugroße Nase sogar etwas Plumpes, womit auch die mittlere, vierschrotige Figur des Fremden übereinstimmten. Der Dritte in der Gesellschaft hatte eine psiffige, aber zugleich durch frühere Ausschweifungen verzerrete Miene, und Beides zusammen formirte eine jener Physiognomien, die man durch die Bezeichnung eines vollendeten Spitzbubengesichts am besten zu characterisiren im Stande gewesen wäre.

So wie Reginald eintrat, machte er den beiden Fremden eine leichte Verbeugung und ging sogleich auf Sir David Lawrie zu.

„Verzeiht, Sir,“ sagte er, „wenn ich die Gelegen-

heit wahrnehme, Euch, ehe das heutige Geschäft vorgenommen wird, eine dringende Bitte vorzutragen. Ein unglücklicher Mann aus meinem Clan ist wegen Kuhdiebstahls zum Tode verurtheilt worden, und soll morgen gehangen werden. Die dringendste Noth hat ihn zu diesem Verbrechen getrieben, er hat eine franke Frau und sechs nothleidende Kinder. Ich erbiere mich, dem Beschädigten an seiner Stelle vollen Ersatz zu leisten, und alle Kosten zu tragen, wenn Ihr Euch seiner erbarmt und ihn begnadigt.“

— „Ei, ei, Sir! Ihr wünscht da etwas, das schwer zu erfüllen ist;“ sagte Sir David kopfschüttelnd. „Der Mensch ist bereits verurtheilt, Diebstahle dieser Art nehmen seit einiger Zeit sehr überhand, und — es thut mir leid, es zu sagen — die Armstrongs zeichnen sich in diesen aus.“

„Mag sein, Sir, aber auch in bessern Sachen ist dies der Fall,“ fiel Reginald lebhaft ein. „Die Thäler von Annandale haben stets, wenn es der Vertheidigung der Grenze galt, Hunderte von tapfern Männern geliefert, es würde eine sehr üble Stimmung im ganzen Clan hervorbringen, wenn ein vom Clend zum Verbrechen getriebener Mann hingerichtet würde, während voller Ersatz des Entwendeten geboten wird. Ich bitte dringend dies zu bedenken.“

— „Ich weiß nicht — es thut mir wirklich leid —“ hob Sir David Lawrie an.

„Ich muß Euch auf's Angelegentlichste bitten, durch die Hinrichtung dieses Mannes nicht die Aufregung,

die wegen der jetzigen Staatsangelegenheiten ohnehin in diesen Gegenden herrscht, zu vermehren," sagte Reginald. „Bedenkt nur —“

— „Ihr seid aus Annandale? Ei, seht einmal! Bei der frommen, edlen, unschuldigen Armee, der ich anzugehören die Ehre habe, giebt es auch einige gottesfürchtige Männer von dort her, auserwählte Rüstzeuge des Himmels, welche tapfer gestritten haben gegen die Uebelgesinnten, nachdem sie die Sache Belials, der man in jener Gegend noch sehr zugethan sein soll, verlassen hatten. „Ach wie lieblich und erfreulich ist es, die Rüstung für den Herrn anzulegen und zu seinem Ruhme das Schwert zu ziehen!“ so sagten sie, und es war rührend, es anzuhören. Um dieser Gerechten willen, Sir David Lawrie, dünkte ich, daß Ihr Gnade für Recht ergehen ließe und jenem Manne das Leben schenket, denn der Herr will nicht, daß der Sünder sterbe, sondern daß er sich bekehre und lebe. Diese Milde würde auch unstreitig der edlen Sache, die wir heute verhandeln, Glück bringen. Darum sage ich: tödtet nicht den armen Mann, sondern suchet dieses verirrte Schaf zurückzubringen zu der Heerde, auf friedliche, sonnenbestrahlte Weide. — Wenn er aber auf's Neue Rüche stiehlt, oder was noch schlimmer, wenn er die Sache des tyrannischen Mannes, wegen dessen Geschick wir heute uns berathen werden, unterstützen sollte, so laßt die Canaille an einen Galgen hängen, so hoch wie der Galgen Hamans, vierzig Fuß hoch und noch höher.“

Diese Unterstützung der Bitte Reginald's kam dem Lehtern äußerst überraschend, indem sie von einer Seite ausging, von welcher er sie nicht erwartet hatte. Es war der vornehmste der beiden Fremden, welcher sprach, und der Anfang seiner Rede machte mit dem Ende derselben einen sonderbaren Contrast. Gleich jener dem lächelnden, halbmurmehnden Tone nach, dem Schnurren des sich behaglich fühlenden Hauskaters, so ähnelte dieses, vermöge der Donnerstimme, die sich plötzlich hören ließ, dem Gebrüll des wuthschraubenden Panthers.

„Ich weiß nicht," sagte Reginald etwas befremdet, doch mit Verbindlichkeit im Tone, „wem ich die Ehre der Unterstützung meiner Fürsprache verdanke —“

— „Ach, es ist kaum der Rede werth," fiel Jener mit der frühern Milde und großer Demuth ein, „Euch den Namen eines armen Soldaten zu nennen, der hervorgegangen aus der Dunkelheit, und unwürdig das Schwert zu erheben für die heilige Sache dieser unglücklichen drei Nationen, auch wieder dahin zurückkeh-

ren wird, sobald er die gottesfürchtige Armee, an deren Spitze ihn das hohe Parlament gestellt, wieder in ihre friedlichen Hütten wird entlassen können. — Ich heiße Oliver Cromwell.“

Reginald fuhr zu sichtlich zu sammen bei Nennung eines Namens, der schon damals allen Royalisten zum Abscheu geworden war, als daß es der Träger desselben nicht hätte bemerken sollen. Ein leichtes Lächeln, das aber im Nu wieder verschwand, streifte wie ein Wetterleuchten durch die harten Züge.

— „Ach," fuhr der Borige mit fast noch größerer Milde und Demuth in Stimme und Gesichtszügen fort, „es ist wohl eine große und krönende Gnade, wenn man in diesen Zeiten, wo des Blutes schon so viel vergossen wurde, ein Menschenleben zu erhalten vermag. Darum vereinige ich meine Bitten mit denen dieses jungen und würdigen Rittersmanns, daß Ihr dem armen Menschen, der seine Uebelthat gewiß schon äußerst bereut hat, das Leben schenken möchtet.“

„Da es Eure Herrlichkeit wünscht und Sir Reginald Armstrong mit solchem Nachdruck darauf besteht, so soll dies Mal Gnade für Recht ergehen, und ich denke es bei der hohen Behörde, die mir für so Fälle specielle Gewalt verliehen, zu verantworten," wiederete Sir David Lawrie, indem er auf einem der Thüre stehenden Unterbeamten zuging und die Instructionen, die auf die Freilassung des Verhafteten Bezug haben mochten, zu ertheilen schien. — Cromwell wendete sich inzwischen zu Reginald.

„Ihr seid also der Ritter von Traquair!" sprach er in einem Tone, in den er, so viel als er es Stande war, Freundliches zu legen suchte. „Wie ich gehört, habt Ihr unter dem Prinzen Rupert tapfer bei Worcester, so wie auch bei Naseby gegen unsere arme Armee gefochten. — Nun, ich table Niemanden, der es mit der Sache jenes unglücklichen, übelberathenen Mannes hielt, den das Strafgericht des Herrn bereits ereilte, vielmehr bete ich, daß er Euch erleuchten und bestimmen möchte, selbst Hand an den Pflug zu legen für die heilige Sache, der wir dienen. Solltet Ihr dazu geneigt sein, so glaube ich nach meinen schwachen Einsichten und in der Einfalt meines Herzens, daß dies das fromme Parlament zu schätzen wissen würde, und es sollte Euren ergebenen Diener freuen, wenn der hohe Staatsrath, der die Befehle des Parlaments auszuführen beauftragt ist, Euch ein Regiment bei dem gottesfürchtigen Heere, das man meiner unwürdigen Führung anvertrauet, bewilligte. Doch was spreche

ich von diesen oder andern Vortheilen, die Euch werden müßten, wenn Ihr Euren Arm der heiligen Sache, für die wir streiten, weihen solltet! Verzeihet mir diese Schwachheit, die mich dann und wann besällt, wenn der Wunsch, wackern, gottesfürchtigen Männern nützlich zu werden, allzu lebhaft in mir aufsteigt; ich hätte zu Euch bloß davon reden sollen, wie erspriesslich es Eurem unsterblichen Theil sein würde, wenn Ihr reuig zu dem Altare eilet, und dienend dessen Hörner erfaßtet.“

Die Heuchelei, die so sichtbar war, der lauernde Blick, den der Sprechende auf den Ritter warf, mehr als Alles aber die Unverschämtheit des Vorschlags, empörten den jungen Mann, doch suchte er seinen Widerwillen möglichst zu verbergen.

„Ich danke Eurer Herrlichkeit für die gute Meinung, die Ihr über die Vollziehung meiner Pflicht zu Vertheidigung unsers Herrn und Königs kund gegeben,“ versetzte er trocken. „Ich denke, die Sache desselben soll einst noch herrlich und strahlend aus diesem, wenn auch ungleichen Kampfe, hervorgehen.“

Der Mann mit dem Spitzbubengesichte, der bis jetzt noch kein Wort gesprochen, schlug bei den letzten Worten ein lautes Gelächter auf.

„Lacht nicht, Sir Henry Bane! Ich bitte Euch, lacht nicht,“ versetzte Cromwell, indem er eine wehmüthsvolle Miene annahm. „Betet vielmehr mit mir um die Erleuchtung dieses würdigen jungen Gentlemans, auf daß er den Abgrund sehe, an dessen Rand ihn eine unselige Verblendung geführt hat. O Vanitas vanitatum! — Seht, mein junger Freund — denn ich zweifle nicht, daß wir Freunde werden —“ fuhr er zu Reginald gewendet fort, „ich hasse den unglücklich-n, übelberathenen Mann, der die Krone dieser Reiche trägt, in keiner Weise, ich habe vielmehr Nächte hindurch auf meinen Knien gelegen und gebetet, daß der Herr ihn einsehen lassen möge, daß seine Wege übel sind, auch würde Alles, was das hohe Parlament oder die gottesfürchtige Armee gethan, umsonst gewesen sein, wenn ihn nicht der Herr verworfen und seine Augen dergestalt mit Blindheit geschlagen, daß er das mahnende: „Mene tekel upharsin“, das seinem Throne gegenüber an der Wand erschien, übersehen hätte. Jetzt, nachdem die großen Strafgerichte — ach möchten es die letzten sein! — bereits eingetreten, fürchte ich fast, daß er und sein Haus für immer zu Grunde gehen möchten. Wie Ihr, mein junger Freund, erfahren habt, und vielleicht in wenigen Wochen noch weit mehr erfahren werdet, haben bereits viele der eifrigsten Anhänger die Sache

jenes Mannes verlassen. Es ist dies, so zu sagen, im Gefühl einer innern Ahnung geschehen, die ja selbst in der Seele der unvernünftigen Thierlein, der Ragen, die ein Haus verlassen, das zusammensürzen will, aufsteigt, und das hohe Parlament hat nach seiner Milde und auf meinen einsältigen Rath, Alle, die jene gefallene Sache verließen, liebevoll aufgenommen. Wollet Ihr die Reihen unserer Widersacher, der blutdürstigen Amalekiter verlassen, und indem Ihr die Hand an den Pflug legt auf dem Acker des Herrn ein williges Werkzeug desselben werden, so werdet Ihr große Ehre davon haben, und Ihr dürft auch nicht besorgen, daß Ihr, weil Ihr dem ältesten Adel angehört, Verlust an Euren Freiheiten und Privilegien erleiden könntet, denn ich bin keinesweges dem Adel feindlich gesinnt, und möchte nicht, daß ihm die Vorzüge seiner Erstgeburt, gleich wie dem Esau, gegen ein Einsengericht listig abgetauscht oder gar genommen würden; auch habt Ihr nichts von Denen, die anders denken, Alles gleichmachen möchten, und deshalb im Parlamente schöne Reden halten, zu besorgen, denn dies sind kleine Hunde, die zwar bellen, aber nicht beißen können, und die —“ dies sagte er mit ganz veränderter starker Stimme — „selbst das Bellen unterlassen werden, wenn sie sehen, daß ich im Begriff bin, ihnen den Schwertknauf in den Rachen zu stoßen.“

— „Eure Herrlichkeit,“ sagte der junge Ritter, empört von dem wiederholten Antrag Cromwells, die königliche Sache zu verlassen, in ziemlich heftigem Tone, „wenn es auch Leute geben sollte, die, sobald sie ein verdächtiges Knistern in dem Gebälke, woraus die Gerüste ihres Glückes bestehen, verspüren, wie die Ragen das Weite suchen, so gehöre ich doch nicht zu diesem furchtsamen Geschlechte, auch denke ich, daß, wenn Esau mit List oder Gewalt sich zum Einsenessen bewegen lassen sollte, er keine andere Kost verdient, der Sache meines Herrn und Königs aber werde ich in Glück und Unglück, in Noth und Tod treu bleiben, und ich schwöre dies —“

„D schwöret nicht, mein junger Freund, schwöret nicht!“ fiel Cromwell ihm in die Rede. „Ich schwöre niemals und halte das Schwören überhaupt für eine Sache, mit der selten viel Vortheil verbunden ist, auch habe ich Leute gekannt, die sich gern den Daumen abgebissen hätten — vielleicht auch die beiden andern Finger dazu — wenn sie damit einen unnützen oder zur Unzeit gethanenen Schwur hätten zurückkaufen können. — Ueberdies,“ schloß er kalt, „werdet Ihr zuletzt handeln,

wie alle die Andern, und Ihr werdet, wie sie, Euch ärgern, daß Ihr Euch erst dann an den Tisch gesetzt, als die Speisen bereits verzehrt waren.“

Reginald wollte etwas auf die Reden des Generals erwidern, als sich die Thüre öffnete und ein kleiner, aber überaus dicker Mann hereintrat. Das Aeußere desselben hatte viel Komisches. Ziemlich dünne Beinchen trugen einen Körper und einen Kopf, die für einen Riesen ausreichend gewesen wären. Von der dreifachen Unterkehle bis zur Stirn glühte das fette Gesicht des Mannes, die Nase aber war, so zu sagen, der Brennpunkt eines Feuers, welches von süßem Sect entzündet und fortwährend unterhalten worden war. Wie zwei schmale Spalten erschienen die Augen, welche durch die Pausbacken fast gänzlich geschlossen gehalten wurden, und die dicke Zunge schien in dem Munde kaum Platz zu finden, als der Mann diesen, was sogleich statt fand, zum Reden öffnete.

„Ei siehe da!“ rief er, als er den Ritter Bane erblickte. „Sir Henry Bane, mein alter Freund. Und irre ich nicht, so sehe ich hier den berühmten General, auf dem die Hoffnungen der drei Reiche beruhen, den würdigen Sir Oliver Cromwell? Ja, ja, große Männer haben immer etwas so Eigenes an sich, daß man sie unter einer Menge gewöhnlicher Menschen, über deren Häupter sie hervortragen, beim ersten Blick herausfindet. — Aber verzeiht, Sir David Lawrie, daß ich unterließ, Euch vor Allen zu begrüßen.“

— „Ich stelle Euch, Mylord, in diesem Herrn Sir Alexander Gibson, Lord Durin, vor! Derselbe ist Richter an hiesigem Justizhofe,“ sagte der Hausherr zu Cromwell.

Während sich die Anwesenden begrüßten, öffnete sich die Thüre und noch einige Männer traten herein.

„Lord Balmerine, Sir James Johnson und Doctor Henderson!“ sprach Sir David. — „Da wir nun Alle beisammen sind, so könnten wir die Berathung wohl beginnen.“

— „Diese wird wohl sehr kurz sein!“ bemerkte der Ritter Bane lachend, indem er scherzhaft Sir Alexander Gibson in den Arm kniff. „Ihr fordert fünfhunderttausend Pfund, wir haben Euch bereits dreihunderttausend geboten. Medium tenuere beati! Und ich denke, fromm sind wir ja Alle hinlänglich.“

Cromwell warf dem Sprechenden einen verweisenden Blick zu, räusperte sich und sprach:

„Es ist nicht recht, daß man Kindern das Brod nehme und werfe es den Hunden vor; item: wer am Altar dienet, muß vom Altar ernährt werden! Ich denke, diese beiden Sprüche vor gottesfürchtigen Männern näher zu begründen, ist wohl überflüssig. Wenn ich nun nach den eröffneten Unterhandlungen das arme unschuldige Heer, das ich — wenn auch nur unter dem weisen Oberkommando des tapferen General Lord Fairfax — zu befehligen die Ehre habe, und die schottische Armee, welche zusammenberufen worden, den Covenant zu schützen, und die gegenwärtig die Person des übelberathenen Fürsten, der den königlichen Stuhl einnimmt, noch beschirmt, als zwei Bruderheere, Kinder desselben Reiches, betrachte, und darauf halte, daß diese tapfere Menge aus dem Fond der eingegangenen Abteien und andern der Nation zugefallenen Gütern bezahlt werde, so werden wir wohl Alle damit einverstanden sein. Uebrigens denke ich auch, daß, da schwerlich ein Mann, der das Schwert an seiner Lende führt, vor Hunger umkommt, die Armee den Gedanken fassen könnte, sich bezahlt zu machen, und ich wüßte nicht, wie beide Parlamente, so wohl das von England wie das von Schottland, so sehr ich deren hohe Weisheit verehere, dies zu hindern im Stande sein sollten. — In Summa: die Armee muß bezahlt werden.“

„Dagegen läßt sich allerdings nicht viel einwenden,“ versetzte der Lord Provost achselzuckend.

„Ein argumentum ad hominem!“ rief lachend Sir Alexander Gibson.

„So unbestreitbar wie die Richtigkeit des pythagoräischen Lehrsatzes!“ sprach Sir Henry Bane.

— „Wohl!“ fuhr Cromwell fort. „In den ersten Verhandlungen forderte das schottische Parlament fünfhunderttausend Pfund, wir boten zwei, dann dreihunderttausend. Ich habe nun das hohe Parlament von England in der Demuth meines Herzens angefleht, daß es, eingedenk des Spruches: „Eia, wie schön und erfreulich ist es, wo Brüder einträchtig bei einander wohnen“, und auf daß die Unterhandlungen zum Schlusse kommen, die gebotene Summe auf vierhunderttausend Pfund erhöhe, und ich bitte Euch, williget gleichfalls in diesen Vorschlag, auf daß wir fortan Alles, was in diesen Landen an guten Werken zum Gedeihen des armen tugendhaften Volkes ausgeübt wird, gemeinsam verrichten mögen.“

„Ein guter Vorschlag! — Ein edler Vorschlag! — Ein trefflicher Vorschlag!“ rief Alexander Gibson.

„Nicht wahr?“ rief Sir Henry Bane. „Ich bin überzeugt, daß Manchem, wenn er angenommen wird, vor Rührung die Augen übergehen werden.“

„Da es nicht anders ist —“ hob der Lord Provost an.

„Ja,“ unterbrach ihn Lord Balmerine gähnend, „es wird wohl so am besten sein. Wenigstens kommt die Geschichte damit zu Ende.“

„Ist Eure Herrlichkeit vom Parlamente bevollmächtigt, auf den Betrag dieser Summe abzuschließen?“ fragte Reginald.

— „Vollmacht?“ erwiderte Cromwell, indem er wie zufällig mit der Hand auf den Degen schlug. „Ich möchte den sehen, der da: Nein, sagte, wenn ich: Ja, gesagt habe — das heißt, ich glaube mich in Demuth für die Ratifikation von Seiten des hohen Parlaments, dessen unwürdiger Beauftragter ich bin, verbürgen zu können.“

„Und weiter ist keine Bedingung dabei, als daß das Heer nach Schottland zurückkehrt?“ fragte Reginald.

— „Ich wüßte keine. — In der That, mir bliebe weiter nichts zu wünschen übrig, als etwa, daß ein allgemeines Bet- und Dankfest für die glücklich wiederhergestellte Eintracht angeordnet würde,“ versetzte Cromwell ruhig.

„Eintracht? Friede zwischen uns und den Bösgesinnten?“ rief Doctor Henderson, ein Mann, welchem der Fanatismus aus allen Zügen des Gesichts blickte. „Wehe denen, welche aus dem allgemeinen Sackel Geld an die Söhne Belias austheilen, mit denen so wenig ein Bund zu schließen, wie mit dem Gezücht der Schlangen! Handelte nicht selbst der fromme Hiskiah übel, als er dem Sanherib Geld gab, und ihm schmeichelte, wie wir dies lesen im zweiten Buche der Könige, im achtzehnten Kapitel, und wir wollen Geld zahlen an die Anhänger des Mannes, der das Reich in Angst und Verwirrung gebracht, bloß damit sie das Schwert in die Scheide stoßen sollten? — Ich stimme dafür, daß wir das Geld zwar annehmen und das Heer zurückrufen und auflösen, das Erstere jedoch nur unter die gottesfürchtigen Männer vertheilen sollen, welche aufrichtig der Sache des Herrn anhängen.“

„Erlaubt mir, Herr Doctor, auf Eure Rede einiges Wenige Euch zu erwidern,“ sagte Reginald, welcher kaum wußte, ob er sich über Henderson's Worte mehr ärgern oder darüber lachen sollte. „Ich denke, der fromme Hiskiah würde wohl lieber das Geld im

Beutel behalten, als es dem Sanherib gegeben haben, wenn er sich auf eine billigere Weise hätte aus dem Handel ziehen — und hätte er es nicht gethan, so wäre es höchst einsältig gewesen — auch, meine ich, wird unsere Armee gleiche Ansichten mit dem König Sanherib haben, und sich nicht vom Flecke rühren, ehe sie Geld bekommt. So viel kann ich Euch aber versichern, daß Die, welche auf den Ruf des Königs und des Parlaments auszogen, und es ehrlich mit beiden meinten, nicht ihren ehrlich verdienten Sold im Stiche und sich von einer Anzahl Heuchler und augenverdrehender Hallunken darum prellen lassen werden.“

Wie es schien, wollte Henderson gleichfalls etwas Heftiges erwidern, aber Cromwell fiel ihm in die Rede.

— „Verzeiht, würdiger und gelahrter Herr, wenn ich Euch widerspreche,“ sagte er. „Der Lohn der Frommen und Gottesfürchtigen steht bei einem guten Zahlmeister notirt, und derselbe wird ihnen nicht vorenthalten werden, aber an der Vertheilung jenes Geldes müssen, um höherer Zwecke willen, auch Jene Theil nehmen, ohne welche das große Werk, das wir begründet und angefangen haben, nicht zum Schlusse kommen kann.“ — „Wir wären also über diese Punkte einig,“ setzte er mit sichtlich erheiteter Miene hinzu, „und Ihr, Sir Henry Bane, könnt also nur die Acte zur Unterschrift vorlegen.“

Der Ritter Bane langte jetzt aus einem, auf dem Tische befindlichen Kästchen, eine Schrift heraus und legte solche den Anwesenden zum Unterschriften vor.

„Erlaubt, Mylord!“ sagte Reginald, als er einen flüchtigen Blick auf das Papier geworfen. „Als zuerst über den Rückzug der Armee verhandelt wurde, war bestimmt worden, daß der König sich frei und ungehindert nach London begeben und ihm dort mit aller ihm zukommenden Achtung begegnet werden solle. Diese Clausel steht nicht in dem Vortrage.“

— „Es ward für überflüssig gehalten,“ erwiderte der General.

„Das ist es auch! — Ganz überflüssig,“ setzte Sir Alexander Gibson hinzu.

„In Euren Augen vielleicht, Sir, aber nicht in den meinigen,“ sprach Reginald lebhaft. „Ich muß demnach darauf bestehen, daß dieser Umstand ausdrücklich im Vertrage bemerkt werde.“

„Ich glaube desgleichen, daß es auf alle Fälle gut —“ hob Sir David Lawrie an.

„Keinesweges!“ fiel Lord Palmerine ein, der bis dahin geschwiegen. „Seine Gegenwart zu London könnte zu Unruhen Veranlassung geben.“

„Ja wohl! Die Uebelgesinnten würden das Haupt um so sicherer erheben,“ setzte Henderson hinzu.

„In dieser Besorgniß,“ sagte Alexander Gibson, „habe ich dem Parlamente den Vorschlag gemacht, den König nach seinem Schlosse Holmby in Northamptonshire zu senden, ihm dort mit Anstand zu begegnen, aber Sorge zu tragen, daß er es nicht ohne Erlaubniß beider Parlamente verlasse.“

„Was?“ schrie Reginald auf's Heußerste empört. „Dies habt Ihr gethan? — Ihr wollt Euern Herrn und König gefangen halten, und wagt, Euch dieses hochverrätherischen Vorschlags zu rühmen?“

„Was fällt Euch ein, junger Mann?“ entgegnete Jener gleichfalls entrüstet. „Meint Ihr, daß Lord Durin, einer der Commissarien und Rechtsgelehrter von Jugend an, einen jungen Menschen wie Euch vorher hätte fragen sollen, welches Gutachten er dem Parlamente vorzulegen habe?“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Lord Byron der Böse.) Der Oheim des Dichters Byron, von dem dieser die Besizung Newstead erbt, war einer der originellsten Menschen; man nannte ihn allgemein den Bösen. Das erste, was ihm den allgemeinen Haß zuzog, war ein Zweikampf mit einem seiner Nachbarn. Er traf mit demselben eines Abends in einem Wirthshause in London zusammen; während des Essens veruneinigten sie sich und ohne lange Erörterung schossen sie sich, ohne Zeugen, bei dem Lichte einer Kerze über den Tisch hinweg. Der Gegner Byron's fiel, tödtlich verwundet. — Bei einer Spazierfahrt mit seiner Frau erzürnte er sich eines Tages über den Kutscher; sofort bog er sich aus dem Wagenschlage hinaus und schoss den Kutscher von dem Bocke herunter; darauf setzte er die Leiche in die Kutsche neben seine Frau, stieg selbst auf den Bock und brachte so den Wagen nach Hause. Seine Frau sogar warf er einst, eines unbedeutenden Wortwechsels wegen in den kleinen See im Parke, aus dem sie durch den Gärtner mit Lebensgefahr gerettet wurde. So oft Einer seiner Nachbarn bei ihm zu Tische war, ließ er ein Paar Pistolen neben die Teller legen, damit sie gleich die Mittel zur Hand hätten, den Streit zu erledigen, der vielleicht während des Essens entstehen. Seine Frau mußte ihn zuletzt seiner Grausamkeiten wegen verlassen und von nun an herrschte die vollständigste Ede in Newstead; der Lord beschäftigte sich mit der — Grillenzucht. In einem Anfälle seiner seltsamen Launen ließ er in Hull ein großes Schiff bauen, um mit demselben auf dem kleinen See

in seinem Parke umherzufahren; das colossale Schiff wurde auf Nädern an Ort und Stelle geschafft. Den Parke schmückte er auf eigenthümliche Weise mit Statuen aus, — nämlich mit Bleisiguren von Faunen und Satyrn in den seltsamsten Stellungen.

(Der Kanzler im Irrenhause.) Bei einer der letzten großen Repealversammlungen in Irland erzählte O'Connell seinen Zuhörern unter andern eine Anekdote über den gegenwärtigen Kanzler von Irland, Lord Sugden, seinen heftigsten Gegner. „Unser Kanzler,“ sprach O'Connell, „hat die Sucht, alles selbst sehen zu wollen, und hatte mit dem Generalanwalt und dem Oberarzt der Hospitäler einen Besuch in dem Irrenhause des Doctor Duncan in Dublin verabredet. Zufälliger Weise erwartete der Doctor an demselben Tage einen Kranken aus guter Familie, der die fixe Idee hatte, ein hochgestellter Mann zu sein, sonst ganz vernünftig war. Man hatte dem Doctor die größte Schonung bei der Aufnahme seines neuen Patienten anempfohlen. Als er Lord Sugden und den Oberarzt aus dem Wagen steigen sah, zweifelte er nicht, daß man ihm den angemeldeten Kranken bringe. Er wußte geschickt Lord Sugden von dem Arzte zu trennen und empfing ihn allein in einem Saale, wo mehrere Wärter zu seiner Unterstützung bereit standen. „Ist der Generalanwalt noch nicht angekommen?“ fragte der Kanzler.

Duncan, der Niemanden erwartete, entgegnete ohne Bedenken:

— „Er wird sogleich erscheinen.“

„Es ist seltsam,“ meinte Lord Sugden lächelnd, „daß der Generalanwalt nicht zuerst sich einfindet; ich werde ihn in dem Garten erwarten.“

— „Sie dürfen dies Haus nicht verlassen.“

„Warum nicht?“

— „Ich werde Ihnen meine Gründe später mittheilen.“

„Aber, mein Herr, Sie führen einen seltsamen Ton; ich bin der Kanzler, wenn Sie es nicht wissen.“

— Der Kanzler?“ entgegnete Duncan; „ich wußte das schon; wir haben hier bereits vier Kanzler von England und Irland, — gutmüthige Seelen, deren Bekanntschaft Sie machen werden.“

Wahrscheinlich wäre es in diesem Tone noch lange fortgegangen, wenn nicht der Oberarzt eingetreten wäre und gesagt hätte:

„Molord, der Generalanwalt ist eben angekommen und wir können nun die Inspection beginnen.“

Der Doctor Duncan erschöpfte sich in Entschuldigungen, die der Kanzler denn auch, wohl oder übel, gelten lassen mußte.

### Russische Bilder.

Der Marquis von Custine, dessen eben erschienenen Werk: *La Russie en 1830* Russen erregt, erzählt in demselben die nachstehende schauerliche Geschichte von einem Baron, dessen Namen er auch nennt. Derselbe hatte viel Reisen gemacht, kehrte endlich nach

Rußland — unter dem Kaiser Paul — zurück, sah sich aber durch eine Ungnade veranlaßt, den Hof zu meiden. Er zog sich auf die Insel Dago, die sein Eigenthum war, zurück und schwur dem ganzen Menschengeschlechte Haß und Rache, um sich an dem Kaiser zu rächen. Er schützte auf der Insel eine große Vorliebe für das Studium vor und ließ, um sich ungestört, wie er sagte, seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können, einen sehr hohen Thurm auführen und auf der Spitze desselben ein auf allen Seiten mit Glas umgebenes Zimmerchen andringen. Dieses Zimmerchen durfte außer seinem Sohne, der noch Kind war, und dessen Erzieher Niemand betreten. Um Mitternacht, wenn alles schlief, schloß er sich da ein und das Glaszimmer wurde durch eine so hellbrennende Lampe erleuchtet, daß man sie von Weitem für ein Signal halten konnte. Dieser Leuchthurm, der kein Leuchthurm war, sollte die fremden Schiffe täuschen, welche sich der Gefahr aussetzten, an der Insel zu scheitern, wenn der Capitain nicht genau die ganze Küste kannte. Sobald ein Schiff strandete, begab sich der Baron mit einigen entschlossenen Vertrauten an das Ufer, ermordete die Schiffbrüchigen und plünderte das Schiff. Eines Abends im Spätherbst hatte er die Mannschaft eines holländischen Handelsschiffes ermordet und seine Diener beschäftigten sich seit mehreren Stunden damit, die Ladung des Schiffes ans Land zu bringen, ohne zu wissen, daß der Capitain im Dunkel mit einigen Matrosen in einer Schaluppe der Megelei entgangen war. Früh am andern Tage wurde ein Fremder gemeldet und der Baron empfing denselben mit der größten Artigkeit. In dem Nebenzimmer lag der Erzieher des jungen Barons gefährlich erkrankt. Der Reisende gab sich bald als den Capitain des verunglückten Schiffes zu erkennen, erklärte, daß er den Baron unter den Mördern erkannt habe, setzte aber hinzu: „Ich will Sie nicht in das Verderben stürzen; geben Sie mir nur mein Schiff und meine Ladung zurück und ich schwöre Ihnen, nichts von dem zu sagen, was ich weiß.“ Der Baron blieb ganz ruhig und bat um eine Viertelstunde Bedenkzeit. Nach Ablauf derselben trat er plötzlich wieder in das Zimmer und stieß den Fremden mit einem Dolche nieder. — Der Erzieher des Kindes hatte alles gehört, rührte sich aber nicht, bis in dem Schlosse alles wieder still geworden. Da stand er auf, kleidete sich trotz dem Fieber an, ließ sich an einem Stricke an dem Fenster hinunter, band ein Boot vom Ufer los und ruderte allein auf das Festland hinüber. In der nächsten Stadt zeigte er den Schulbigen an. Obgleich der Baron den Erzieher seines Sohnes vermisse, ahnete er doch nichts von der Wahrheit und dachte nicht an die Flucht. Unterdeß rückten Truppen gegen ihn heran; einen Augenblick hatte er die Absicht, sich zu vertheidigen, aber seine Leute fielen von ihm ab, er wurde ergriffen und nach Petersburg gebracht, wo ihn der Kaiser Paul zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilte. Er starb in Sibirien.

Der Marquis von Custine führt in dem vorerwähnten Werke als Beispiel von den großen Rückschritten, welche die sonst sprüchwörtliche

Artigkeit des Adels in Frankreich sowohl als namentlich in England gemacht habe, einen Auftritt an dem Hofe in Petersburg an. Es besand sich da die Familie eines vornehmen Engländers von sehr bekanntem Namen. Die Kaiserin wollte zu Ehren der Familie, bevor sie Petersburg verlasse, einen Ball veranstalten, und lud selbst den Vater ein, der trotz seinem hölzernen Beine noch gut und gern tanzte. „Majestät,“ antwortete der alte Marquis von . . . „man hat mich in Petersburg mit Artigkeiten überschüttet, aber zu viele Genüsse gehen über meine Kräfte; ich hoffe, Ew. Maj. werden mir erlauben, heute Abend Abschied zu nehmen und mich morgen früh auf meine Yacht zu begeben, um nach England zurückzukehren, ich komme sonst in Rußland vor Vergnügen um.“ — „Nun wohl, ich will mich fügen,“ antwortete die Kaiserin, befriedigt durch diese artige Antwort, die der Zeit würdig war, in welcher er in die Welt eintrat; dann wendete sie sich an die Söhne des Marquis, welche noch länger in Petersburg bleiben sollten. „Ich rechne wenigstens auf Sie,“ sagte sie zu dem ältesten. — „Majestät,“ antwortete dieser, „wir haben auf diesen Tag bereits eine Renntierjagdpattie verabredet.“ Die Kaiserin, die man doch stolz nennt, verlor den Muth noch immer nicht, wendete sich an den jüngsten und sagte: „So werden Sie mir wenigstens bleiben.“ Der junge Mann, der nicht wußte, womit er sich entschuldigen, was er antworten sollte, rief in seinem Verdrusse seinen Bruder und sagte ganz laut zu demselben: „Ich soll also das Opfer sein?“ — Diese Anekdote unterhielt den Hof sehr lange.

„Welche Sammlung von Krönungen, Basen und Nationalschmucksachen! Welche Menge von Kronen und Thronen in einem einzigen Raume beisammen!“ ruft der Marquis von Custine bei Beschreibung der Schatzkammer im Kreml in Moskau aus. „Die Art, wie die Gegenstände aufgestellt sind, erhöht den Eindruck noch, den sie hervorbringen. Man sieht, daß ein Gedanke hier herrschte, dessen Symbol die Dinge umher sind. Die Kronen liegen auf von Diebstahl getragenen Kissen und die Throne stehen an den Wänden hin auf eben so vielen Estraden. Es fehlt bei dieser Zurückberufung der Vergangenheit nichts als die Männer, durch welche alle diese Dinge geschaffen wurden; aber ihre Abwesenheit sagt auch mehr als die eindringlichste Predigt über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Der Kreml ohne seine Herrn ist ein Theater ohne Lampen und Schauspieler. Die ehrwürdigste, wenn nicht die imposanteste der hier aufgestellten zahlreichen Kronen ist die Monomachs, die demselben im Jahre 1116 von Byzanz nach Kiew gebracht wurde. Eine andere Krone, die auch diesem Fürsten zugeschrieben wird, soll weit älter sein. Dann folgen Kronen über Kronen, die indeß alle gegen die kaiserliche Krone zurückstehen. Man sieht da die Kronen der Königreiche von Kasan, Astrachan und Georgien . . . Auch die Krone von — Sibirien befindet sich da . . . Sie ist von russischer Arbeit, und wurde dahin gestellt, bloß um eine große historische Thatfache zu erwähnen, die durch handeltreibende und kriegerische Abenteurer

unter Ivan IV. vollbracht wurde. Alle diese Kronen sind mit den kostbarsten und größten Edelsteinen in der Welt bedeckt. — Auch der Thron und die Krone Polens finden sich in dieser Sammlung. Besonders fielen mir die Kronen Peters I., Katharinas I. und der Elisabeth auf; welches Gold, welche Juwelen und — welcher Staub! — Außerdem sieht man da eiselirte Vasen, Becher mit Edelsteinen, Waffen, Rüstungen, kostbare Stoffe, seltene Stickerien, Glasgegenstände aus allen Ländern und Jahrhunderten und daneben die Throne oder Thronessel aller russischen Fürsten aus allen Jahrhunderten, die Sättel und Säume ihrer Pferde, ihre Kleidungsstücke, ihre Meubles und alle Gegenstände, von dem Helme des heil. Alexander Newski bis zu der Trage, auf welcher man Karl XII. in Pultawa forttrug, welchen ungemein interessante Erinnerungen. — Dieser Schatz ist das eigentliche Album der Riesen des Kreml.

### Generalcorrespondenz.

Man will seit einiger Zeit mehrmals bemerkt haben, namentlich in Frankreich, daß der Blitz in Gebäude schlug, trotz dem, daß sie mit vollkommen wohl erhaltenen Blitzableitern versehen waren. Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, diese seltsame Erscheinung auf genügende Weise zu erklären. —

Der Graf von Leoni hat das Grab Petrarcas in Arqua restauriren lassen. Bei dieser Arbeit mußte man die sterblichen Ueberreste des großen Dichters enthüllen und man überzeugte sich dabei, daß einige Theile des Körpers sich fast ganz unverändert erhalten hatten. Einen Theil der Tunica nahm man aus dem Grabe heraus und legte ihn feierlich in der Kirche nieder. —

Unsere deutschen Theaterdirectionen klagen nicht selten darüber, daß das Publicum sich nicht fleißig und zahlreich genug in den Theatern einfinde; die Theater in Spanien, in Madrid und einigen wenigen Städten ausgenommen, haben noch mit einem ganz andern Uebelstande zu kämpfen, der dort vom Theaterbesuche abhält; Damen namentlich können das Theater nur besuchen — wenn Mondschein ist, weil die Straßen, die sich durch das entsetzlichste Pflaster auszeichnen, in der Nacht nicht beleuchtet werden und weil es deshalb höchst gefährlich ist, in dem Dunkel sich dahin zu wagen. —

Der in Leipzig bestehende Schiller-Verein hat die Errichtung einer Schiller-Bibliothek beschlossen, welche Alles enthalten soll, was jemals in Zeitschriften und Büchern von dem Dichter selbst oder zur Kritik über ihn mitgetheilt worden ist, alle einzelne und Gesamtausgaben seiner Werke, die Nachdrucke nicht ausgenommen, so wie die Uebersetzungen in fremde Sprachen, um eine vollständige Sammlung alles Dessen zu ermöglichen, was jemals über die Beurtheilung Schillers oder zur Kenntniß seines Lebens und seiner Wirksamkeit von Bedeu-

tung sein kann, und er fordert alle Verehrer Schiller's auf, ihm dergleichen Bücher, Zeitungen etc. auf dem Wege des Buchhandels zuzusenden. —

Auch in England greift man, um die dramatische Literatur zu heben, zu einem Mittel, das man in Deutschland lange schon, freilich wohl nicht immer auf die rechte Weise und deshalb vergeblich angewendet hat. Der Pächter des Haymarket-Theaters hat nämlich einen Preis von 500 Pfd. St. (3500 Thlr.) auf das beste Lustspiel gesetzt, das englische Sitten und Gebräuche schildert. — Die Preisrichter sind dramatische Dichter, Theaterkritiker, Schauspieler und Schauspielerinnen. —

In Versailles steht und grünt noch der erste Orangenbaum, der nach Frankreich gebracht wurde. Dieser Patriarch des Pflanzengereiches ist nicht weniger als vierhundert und zweiunddreißig Jahre alt, kam 1500 nach Frankreich und ist unter dem Namen der große Bourbon allgemein bekannt. Franz I. und Heinrich IV. hatten ihn ihre ganze Regierungszeit hindurch in Fontainebleau, ihrem Lieblingsaufenthalte. —

Aus Soissons erzählt man einen höchst merkwürdigen Vorfall. Als im Jahre 1814 die Allirten in Frankreich einrückten, brachen mehrere Kosaken in einem Gute bei Arpajon ein, wo sie übel hauseten und namentlich plünderten. Eine Magd der Familie verlor in dieser Nacht den Verstand und hat seit dem in stillem Wahnsinne fortgelebt. Der Besitzer jenes Gutes und seine Frau sind längst gestorben. Vor Kurzem nun wurde die arme Irre gefährlich krank, doch überstand sie die Krankheit und erhielt nicht nur ihre Gesundheit, sondern auch ihren Verstand wieder. Die lange Zeit, welche seit jener Schreckensnacht vergangen, erinnert für sie gar nicht; sobald sie ihre Besinnung wieder erlangt hatte, rief sie ihren Herrn, um ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. Man berief die Erben desselben, und sie erzählte diesen, sie habe in jener Nacht große Schätze in den Brunnen des Hauses geworfen, um sie den Kosaken zu entziehen. Das Gut ist längst in andere Hände übergegangen; der jetzige Besitzer weigert sich, Nachsuchungen auf seinem Grund und Boden anstellen zu lassen, und es wird demnach zu einem seltsamen Prozeß kommen. —

In den vornehmen russischen Häusern findet sich eine Einrichtung, die sich wohl zur Nachahmung empfehlen läßt, nämlich ein kleiner Garten, oder Garten-Pavillon im Wohnzimmer. Es werden nämlich vor einem Fenster in Kübeln die schönsten und seltensten Blumen aufgestellt und durch ein Gitter, meist von vergoldetem Holze, eingefaßt. Zwischen diesen Blumen und dem Fenster bleibt ein kleiner Raum, wie ein trauliches Stübchen, frei, in welchem die Hausfrau meist an einem Tischchen sitzt und Besuche von etwa zwei Bekannten annehmen kann, — denn für mehrere Personen ist kein Raum vorhanden.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 28.

1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Prozeß.

Eine Erzählung von G. v. Wachs mann.

(Fortsetzung.)

„Meine Jugend,“ rief Reginald im höchsten Grade empört, „hindert mich nicht, Schwarz von Weiß, Schurkerei von Tugend zu unterscheiden, und so sage ich Euch: Habt Ihr ein solches Gutachten abgegeben, so habt Ihr es als ein Hochverräter und als ein Nichtswürdiger gethan.“

„Meint Ihr? — Meint Ihr?“ rief der kleine Mann so in Wuth gerathend, daß sein dunkelrothes Gesicht fast ins Violette spielte. „Nun wartet nur, Sir! Ihr sollt den Hochverräter und den Nichtswürdigen bald näher kennen lernen; dies versichere ich Euch.“

— „Ei, ei, Mylord Durin!“ sagte Cromwell kopfschüttelnd. „Wie könnt Ihr nur so erregt werden durch das Wort dieses jungen Gentlemans, welches er, wenn auch ein wenig übereilt, doch in keiner bösen Absicht ausgesprochen! Ei du liebe Zeit! Ein so grundgelehrter Mann und so aufbrausend! Man sollte duldsam sein, Einer gegen den Andern, vorzüglich da, wo bei dem Gegentheile nichts Besonderes herauskommt, wie hier zum Beispiel. Ich denke, meiner schwachen einfältigen Meinung nach, die beiden Parlamente werden wohl bereits mit sich einig sein, was über den Aufenthalt Dessen, von dem die Rede ist, zu bestimmen sein dürfte. Sollte aber das fromme Parlament von England mir in dieser Hinsicht die Ausführung eines

Befehls zu übertragen geneigt sein, so soll dieser ins Werk gerichtet werden, und —“ dies sagte er mit starker Stimme und rauhem Tone — „so wahr der Herr lebt und so wahr meine Seele lebet, Der, welcher sich widersetzen sollte, würde nicht ruhig in seinem Bette sterben!“

„Jedenfalls,“ sagte Reginald fest, „halte ich mich verpflichtet, neben meiner Unterschrift einen Protest gegen Alles zu vermerken, was aus dem Abschluß dieses Uebereinkommens zum Nachtheil unsers Herrn und Königs gefolgert werden könnte.“

— „Thut das, lieber junger Mann, thut das, wenn es Euch zur Beruhigung dient!“ sagte Cromwell. „Ach es geht nichts über ein ruhiges Gewissen! Wer wie ich von dem Himmel bestimmt ist, große Dinge zu verrichten in Israhel, sollte eigentlich, mit dem Dichter zu reden, „dreifaches Erz um die Brust tragen“, dennoch ist mein Herz stets zur Milde und mein Sinn beständig geneigt, sich in die Gefühle Anderer zu versetzen. Aus diesem Grunde table ich auch nicht, daß Ihr dem Manne, dessen Vorfahren gütige Männer waren, noch anhänget, obwohl seine Sache eine verlorene scheint und ich bedauern muß, daß Ihr dadurch zu Schaden kommen könntet, doch würde ich, wenn das gottesfürchtige Parlament mir dessen Bewachung auftrüge, wiewohl mit blutendem Herzen, meine Pflicht thun müssen, und so ehre ich demnach auch das, was Ihr für die Curige haltet.“

Der junge Ritter hatte seiner Namensunterschrift

inzwischen einen kurzen Protest hinzugefügt, und alle Anwesenden hatten unterschrieben. Auch Cromwell ergriff nun die Feder und bald stand sein Namenszug in Lettern, groß, kantig, fest, wie in Stahl gehauen, unter dem Documente, durch welches, ohne daß eine Sylbe davon in ihm erwähnt war, die Krone Karls des Ersten von dessen Haupte gerissen und sein Blut der Hand des Henkers verhandelt ward. —

Die Freude Cromwells, als Alle unterschrieben hatten, war in jedem Zuge seines Gesichts, vorzüglich in dem stehenden Blick seines grauen Auges zu lesen, doch suchte er solche sogleich, so gut er es im Stande war, durch eine demuthsvolle Miene zu verbergen.

— „Ach,“ sagte er, „wie müde ist doch meine Seele von der Last, die ihr in dieser Zeit zum Besten unsers brittischen Israels aufgeladen worden! Es gehört wohl ein Stärkerer wie ich dazu, um diesem armen Lande ein Schild der Hilfe und ein Schwert der Vortrefflichkeit zu werden!“

„Eure Herrlichkeit ist der Athem in unserer Nase!“ rief Henderson enthusiastisch. „Ihr seid gleichsam die Wolkensäule, die bei Tage, und die Feuersäule, die bei Nacht vor den Auserwählten herzieht, wenn der Tag der Befreiung erscheint und das Heer in den Kampf geht gegen die falschen Egypter, die stolzen Assyrer, die frechen Edomiter, die so lange den Fuß gesetzt auf die Nacken der Heiligen des Herrn.“

„Ja wohl! — Ja wohl!“ rief Alexander Gibson, indem er sich gewaltsam in die Stimmung des Vorigen zu versetzen trachtete. „Und wir Alle werden Euch beistehen, wir werden rennen und laufen, vor Euch herziehen auf Flügeln des Sturmwindes.“ —

„Alle Teufel, Mylord!“ rief Reginald in vollem Uebermuth der Jugend und aus Leibeskräften lachend. „Wenn Ihr am Tage der Schlacht dem General rennend und laufend — als Feldgehilfe etwa — beistündet, so müßte das ein so einziger Spectakel sein, daß die Kämpfenden vom Kampfe abließen, um den Spaß mit Muße zu genießen; kämet Ihr aber gar auf den Flügeln des Sturmwindes, so hörte die ganze Schlacht auf, denn vor Lachen würde Niemand mehr zum Zuschlagen gelangen können.“

Die Gestalt des Lords Durin war wirklich so komisch, seine ganze Figur näherte sich so der Kugel, daß bei ihr höchstens vom Rollen, am allerwenigsten aber vom Fliegen die Rede sein konnte. Der Eindruck, den die Hyperbeln machten, durch welche er die Rede des Doctors zu überbieten trachtete, konnte mithin im

Gegensatz mit jener nur ein lächerlicher sein, und ihn selber und den Doctor ausgenommen, lachte auch die ganze Gesellschaft. Selbst durch das ernste Gesicht Cromwell's zog ein leises Lächeln.

„Ihr seid ungemein witzig und scherzhaft, Sir!“ sagte Lord Durin giftig. „Wenn ich auch nicht vom Witze Profession mache, so denke ich doch, daß sich in Kurzem eine Gelegenheit ereignen dürfte, wo das Lachen auch an mich kommen und es sich zeigen wird, wer von uns Beiden am letzten und dem Sprichworte nach am besten lacht.“

— „Jugendliches Blut! — Du liebe Zeit! — Wir sind ja Alle einst jung gewesen und haben, wie wohl oft thörichter Weise, gescherzt und gelacht!“ sagte Cromwell. „Laßt Euch deshalb den Scherz und das Gelächter dieses jungen Mannes nicht anfechten. Ueberdies gehört er ja einmal der Partei der Cavaliere an, und bei diesen ist das Scherzen, Hofieren, Stolzieren und Lachen stets an der Tagesordnung, ja ich habe Einen gekannt, welcher lachte, als der Henker, der ihm den Kopf herunterschlagen sollte, dem Sheriff so auf die große Zehe getreten hatte, daß dieser vor Schmerz laut ausschrie.“ —

Nur noch kurze Zeit blieb die Gesellschaft versammelt. Cromwell und Bane, froh ein Geschäft abgeschlossen zu haben, das ihnen den unglücklichen König in die Hände lieferte, verließen Jedburgh noch in derselben Stunde. Lord Balmerine und Henderson, vor Allen Lord Durin, eilten den ihnen Gleichgesinnten im schottischen Parlamente die Nachricht davon nach Edinburg zukommen zu lassen, nur Reginald verweilte noch bei dem Lord Provost, um bei ihm die Werbung um Flora, die er schon schriftlich angebracht, mündlich zu wiederholen. Ehe er aber noch zu Worte kommen konnte und als Jene kaum das Zimmer verlassen hatten, hob Sir David, indem er vor Erstaunen die Hände zusammenschlug, mit höchstem Verdruß im Tone zu sprechen an:

„Sagt mir, Sir, ob Ihr denn heute wirklich von einem bösen Geiste besessen seid, daß Ihr Euch ohne Noth und Nutzen die beiden giftigsten Gewürme, die ganz England und Schottland in ihren Grenzen bergen, auf den Hals heßt? Da ist jene kalte Schlange, der Cromwell, es lag ihm sichtlich daran, Euch zu gewinnen, er züngelte so freundlich Euch zu, während er nur dann und wann die Klapper hören ließ; Ihr konntet so flug sein und ihm Hoffnung machen, daß Ihr Euch über kurz oder lang mit ihm verständigen würdet, und was

thut Ihr dagegen? Ihr kommt mit einer Protestation, die völlig überflüssig ist, so lange Ihr nicht die Gewalt habt, ihr Nachdruck zu geben. Möchte dies indeß noch sein. Jener Mensch würde nicht nur mit den Amalekitem, die er immer im Munde führt, sondern mit dem Teufel selber einen Bund schließen, wenn er dadurch zu seinem Zwecke käme, und so könntet Ihr immer Euch noch mit ihm auf einen bessern Fuß setzen, wie es Andere aus Eurer Partei gethan und nun noch Mehrere thun werden. Hattet Ihr denn aber alle Besinnung verloren, als Ihr mit jenem giftgeschwollenen Molch, mit dem Gibson — oder, wie er jetzt heißt, Lord Durin — erst Händel anfanget und ihn dann lächerlich machtet? Ich sage Euch, Sir, Ihr seid ein verlornen Mann! Diese Unbesonnenheit richtet Euch zu Grunde.“

— „Wie?“ sagte Reginald mit größtem Erstaunen. „Seit wann ist denn dieser dicke Mensch ein so wichtiger Mann geworden?“

„Seitdem,“ erwiderte Sir David, „Euer Prozeß dem hiesigen Gericht zur Entscheidung übertragen worden und Durin zum Präsidenten ernannt ist. — Sehet Ihr jetzt ein, Sir, welchen Streich Ihr gemacht habt?“

— „Das Recht ist indessen doch auf meiner Seite!“ sagte Reginald ziemlich betroffen.

„Ja, wenn ein unparteiischer Mann an der Spitze des Gerichtshofes steht!“ rief der Lord Provost. „Glaubt mir, Sir, ich bin ein alter Praktikus, ich bin beim jus grau geworden und kenne Eueren Prozeß. Dieser ist so verworren, er bietet Euren Gegner — und dieser ist obendrein der Staat — so viele Blößen, präsidirt nun obendrein ein Mann, der Euer Feind ist, im Gerichtshof, so ist der Handel für Euch verloren.“

— „Also die Anwesenheit dieses einzigen Mannes —“ hob Reginald an.

„Macht Euren Prozeß verloren!“ fiel Sir David ein. „Präsidirt er, so ist es mit Eurer Sache so gewiß vorbei, als ich hier vor Euch stehe.“

— „Es wäre ein großes Unglück, indeß es würde mich noch nicht zu Boden werfen,“ sagte Reginald nach einigem Nachdenken. „Für jetzt kann ich nichts thun, als abwarten, was da kommen wird. — Da ich nun aber,“ fuhr der Ritter fort, „so viel Schlimmes aus Euren Munde vernommen, so laßt mich auch etwas Gutes hören. Ich erlaubte mir an Euch zu schreiben und um die Hand Eurer edlen Tochter anzuhalten —“

„Hm, ja, Sir! — Das ist eine Ehre — eine große Ehre, die Ihr mir da erweist,“ sprach verlegen

der Lord Provost. „Aber vor der Hand — ich meine dieses Jahr — wird die Sache wohl noch auf sich beruhen müssen.“

— „Verzeiht, Sir David, wenn ich Euch nicht zu fassen vermag!“ sagte der Ritter befremdet. „Was hat denn dies Jahr, die Zeit überhaupt mit meiner Bewerbung zu schaffen?“

„Mancherlei, mein werther Sir! Gar mancherlei!“ versetzte Sir David immer befangener. „Eines Theils ist meine Tochter doch noch sehr jung, zweitens sind jetzt so bedenkliche Zeitläufte —“

— „Entschuldigt, wenn ich Euch ins Wort falle!“ sagte Reginald etwas heftig. „Unmöglich können dies die Gründe sein, die Euch veranlassen, mir Eure Einwilligung zu versagen, ich bitte demnach, daß Ihr Euch ganz offen über die Sache aussprechen möget.“

„Nun dann, Sir, wenn Ihr es wollet — aber es muß Euch nicht beleidigen; Ihr seid stets etwas lebhaft —“ sagte der Lord Provost zögernd. „Euer Prozeß — wenn Ihr ihn verliert —“

— „So bin ich ruiniert, wie Ihr meint!“ rief der junge Mann mit voriger Heftigkeit. „Eines Theils ist aber der Prozeß noch nicht verloren —“

„So gut wie verloren, wenn Lord Durin im Gerichtshof den Vorsitz hat,“ unterbrach ihn Jener.

— „Sei es! Es bleibt mir indeß immer noch genug, um Flora bei bescheidenen Ansprüchen —“

„Ja, Liebe und eine Hütte! Man kennt das,“ rief Sir David. „Die bescheidenen Ansprüche überdauern selten die Flitterwochen und diese sind doch stets kurz genug. Nein, Sir Reginald, Ihr sprecht wie ein Verliebter, ich aber bin nicht verliebt und spreche wie ein Jurist und wie ein Mann, der für die Zukunft seiner Tochter Sorge tragen muß. — Wäre ich reich, dann wäre es etwas Anderes, aber ich bin arm, außerst arm, und wenn Ihr das Gegentheil glauben solltet, so dürftet Ihr Euch sehr getäuscht haben.“

— „Ich habe nur Flora's edles Herz, ihre schöne Seele, die Liebenswürdigkeit ihrer Person, nie ihr Vermögen im Auge gehabt,“ versetzte Reginald, unwillkürlich über die letzten Worte des Sprechenden, der für den reichsten Mann in Jedburgh galt, lächelnd.

„Schöne Grundsätze! Edle Meinungen! Ach hätten sie doch alle unsere jungen Herren, bei denen nach der Frage nach dem Namen eines Mädchens, stets die zweite: Was hat sie? wie das Amen nach dem Vater unser folgt!“ sprach Sir David, die Augen gen Himmel richtend. „Da Ihr nun aber, werther junger

Herr, Euch überzeugt halten werdet, daß ich ein unvermögender Mann bin, ich aber aus meiner Kenntniß der Sachlage die Ueberzeugung schöpfe, daß, wenn Ihr den Prozeß verliert, Ihr gleichfalls nichts habt, so werdet Ihr billig einsehen, daß ich bis zum Ausgange des letztern meine Antwort auf Euren mir sonst äußerst schätzbaren Antrag suspendire."

Alle Bemühungen Reginald's, den Lord Provost auf eine andere Meinung zu bringen, waren vergeblich, er verließ endlich auf's Tiefste betrübt das Haus desselben und kurz darauf, doch nicht ohne vorher noch Flora gesprochen zu haben, die Stadt.

Es war nur wenige Tage später, als der junge Mann äußerst bewegt in der alten Halle des Schlosses Grahaus in Annandale auf- und abging. Er hielt ein Actenstück in der Hand, in welches er dann und wann einen Blick warf und es endlich mit Heftigkeit auf die große eichene Tafel schleuderte, die in der Mitte des Gemaches stand.

"Ich bin zu Grunde gerichtet! Lawrie hatte Recht!" rief er aus. "Der unglückliche Leichtsinne meines Vaters, der augenscheinliche Vorsatz des Staatsraths, die seiner Sache feindlich Gesinnten auf eine oder die andere Weise zu verderben, Beides kommt zusammen, meinen Prozeß gefährlich zu machen. Dennoch wäre noch alle Hoffnung, ihn zu gewinnen, aber Durin hat den Vorsatz bei den Verhandlungen, und ich bin ruiniert. — Möchte es sein, möchte es immerhin sein!" sprach er weiter, von Neuem im Saale auf- und abschreitend. "Der Rest meines Vermögens reichte für mich aus, oder ich ginge nach Frankreich, in dessen Diensten so viel edle Schotten leben — aber Flora, Flora!"

Ein paar helle Thränen rannen über die leichtgebräunte Wange des Jünglings. Schnell wischte er sie ab, als ein Diener eintrat und ihm meldete, daß ein Glanzmann, der ihm einige besonders schöne Fische und einen Korb mit Waldbeeren bringe, ihn zu sprechen wünsche.

"Gieb ihm dies — er reichte dem Diener einige Geldstücke — danke ihm in meinem Namen und weise ihn ab," sagte Reginald verdrießlich.

"Er hat sechs Knaben bei sich, er sagt: Ihr hättet ihm das Leben gerettet und er müsse Euch sehen und danken," erwiderte der Diener zögernd.

— "So lasse ihn kommen," versetzte der Ritter, und nach wenigen Augenblicken öffnete sich die Thüre.

"Jener Mann, den wir in Jedburgh im Gefängnisse kennen lernten, umgeben von sechs muntern Knaben, von denen der älteste wenig über zehn Jahre alt sein mochte, trat ins Zimmer.

"Das ist der Mann," rief er, auf den Ritter zeigend, "der Euren Vater das Leben, nein auch die Seele gerettet!" rief er aus, indem ihm die Thränen aus den Augen stürzten und in den dunklen Bart herabflossen. "Kommt, Kinder, laßt uns seine Knie umfassen!" —

So sehr sich der Ritter Mühe gab, es zu verhindern, war dies doch umsonst.

"Laßt mich immer zu Euren Füßen knien!" rief er aus. "Mein Elend hätte mich fast zum Bösewicht gemacht. Indem Ihr mir das Leben rettetet, erwecktet Ihr in mir auch den Vorsatz, lieber Alles zu erdulden, als wieder zum Verbrecher zu werden."

— "Kann ich Dir behilflich sein, in eine bessere Lage zu gelangen, so sage es frei," sprach der Ritter, den Mann aufhebend und den hübschen Knaben, welche ihn mit den großen blauen Augen freundlich ansahen, die blondlockigen Häupter streichelnd.

"Meine Lage ist so übel nicht mehr!" versetzte der Vorige. "Ich kann jetzt wieder arbeiten, um mich und die Knaben zu erhalten. So lange mein Weib ohne Aussicht auf Besserung hilflos auf dem Lager lag, war dies unmöglich; jetzt hat Gott die Kermste zu sich genommen."

— "Du wirst dennoch genug zu thun haben, die Kleinen zu wackern Männern zu erziehen," sprach der junge Mann gerührt. "Hast Du also irgend einen Wunsch, so sprich ihn aus."

"Ich habe nur einen Wunsch, Sir," versetzte der Mann, als er die Theilnahme Reginald's bemerkte, in großer Bewegung. "Möge mir ihn Gott verzeihen. Es ist der, daß Ihr auch einmal in Noth gerathen möchtet, und mir vergönnt wäre, Euch zu retten, oder wenigstens, daß ich so glücklich wäre, Euch einen rechten Liebesdienst zu erweisen."

— "Ei," sagte der Ritter unwillkürlich über die Naivetät des Mannes lächelnd, "die Noth ist für mich schon da, aber auch die Unmöglichkeit der Hilfe."

"Was?" rief Jener voller Freude. "Ihr seid in Noth? Ihr habt einen dringenden Wunsch? — Ach, theurer Sir, ich bin wohl ein armer und geringer Mann, und Ihr könntet leicht mir meine Einfalt übel deuten, dennoch aber muß ich Euch bitten, mir zu vertrauen, was Euch quält. — Mangelt es Euch etwa an Geld?"

sagte er halblaut. „Ich kenne eine Anzahl rüstiger Kerle in unserm Clan, wir machen einen kleinen Zug über die Grenze und erheben Schwarzgeld (ein Tribut gegen Viehraub), das bringen wir Euch. Es steht freilich jetzt eine arge Strafe darauf, aber darauf kann es nicht ankommen, wenn Ihr in Noth seid.“

— „Ei, ei, William! Ist das Dein Vorsatz Dich zu bessern?“ rief der Ritter lachend.

„Ei nun,“ sagte der Mann beschämt, „vor wenig Jahren noch zogen ja selbst große Herren aus und erhoben dergleichen; es ist ja kein Diebstahl.“

— „Geld ist es nicht, das mir fehlt!“ sprach seufzend der Ritter, indem er den Kopf schüttelte.

„Hat Euch Jemand beleidigt?“ fuhr Jener in grimmiger Freude auf. „Bei Sanct Bennet. Sein Haupt soll vor meinem Schwert und Dolche nicht sicher sein. Und dabei thue ich ja weiter nichts als meine Pflicht.“

— „Nein, das ist es auch nicht! — Und Du kannst mir nicht helfen,“ sprach Reginald.

„Wer weiß, Sir, wer weiß!“ rief Jener hartnäckig. — „Verzeiht, Ritter, aber die vornehmen Leute sehen manchmal nicht, was uns Geringen gar einfach vorkommt. Wie ist es in Edinburg, wo ich neulich war! Da redete Alles nur von Gottes Wort, vom Beten und Psalmwidern, von Eintracht, Versöhnung und Ehrfurcht gegen König und Gesetz, und ich wette darauf, daß sie dem König noch die Krone vom Haupte herunter beten und singen werden, und soll ein Glück sein, wenn sie nicht ein Gesetz machen, das ihn zum Lande hinausjagt, oder noch Schlimmeres über ihn verhängt. Darum, theurer Herr, bitte ich Euch recht dringend, so recht von Herzen, sagt mir armen einfältigem Manne, was Euch quält und plagt. Warum sollte es nicht Gottes Wille sein können, daß mir ein Mittel, das Euch helfen könnte, ein guter Rath, der Euch nützlich wäre, einstele? Der Herr ist ja in dem Schwachen mächtig, wie unser Pfarrer neulich, als ich Gott für meine Befreiung dankend und für Euch betend in der Kirche war, so schön auseinandersetzte. Der Daniel ward ja aus der Löwengrube gerettet, und die Männer aus dem Feuerofen, und — bei Sanct Kilds! — mit so einem Löwen wollte ich wohl mit meinem Cläymore (Schwert) fertig wären, wenn er Euch in seinen Klauen hätte, und auch der Dfen sollte mir nicht zu heiß sein, wäre er auch mit gutem schottischen Eichenholz geheizt.“

Reginald konnte es unmöglich über's Herz bringen, dem armen Menschen seine Bitte zu versagen, und obwohl er es für gänzlich unnütz, ja für völlig über dessen Horizont gehend hielt, erzählte er ihm in wenig Worten, daß er einen großen Verlust erleiden müßte, wenn Lord Durin in einem Prozesse präsidire, der an dem und dem Tage zu Jedburgh verhandelt würde. —

Reginald mußte unwillkürlich lächeln, als der Mann mit einer Aufmerksamkeit und einer Spannung, wie solche nur ein Anwalt dem Vortrage der verwickeltesten Rechtsache widmen könnte, seiner Rede zuhörte. Er war natürlich der Meinung, daß derselbe zuletzt beschämt die Augen niederschlagen und gestehen würde, es gehe über seine Kräfte, bei einer Sache, die außer allem Verhältniß mit seiner Sphäre stehe, dem Ritter auf irgend eine Art nützlich sein zu können. Dies war indeß durchaus nicht der Fall. Je mehr der Ritter sprach, desto zufriedener ward die Miene des Mannes, desto beifälliger nickte er mit dem Kopfe.

„Und weiter ist es nichts, Sir?“ rief er endlich ganz vergnügt, als der Ritter geendigt hatte. „Nun das verlohnte sich, Euch zu grämen! Ich gebe Euch die Versicherung, daß Ihr den Prozeß mit Pauken und Trompeten — wie unser alter, rothnäsiger Schariff zu sagen pflegt — gewinnen sollet.“

— „Was?“ rief der Ritter, in der Meinung, daß ihn Jener gar nicht verstanden habe. „Es handelt sich hier um einen verwickeltesten Fall —“

„Den Ihr gewinnt! Das ist eine ausgemachte Sache,“ rief Jener mit Bestimmtheit. „Verlaßt Euch auf mich. Es ist, als ob Ihr das Urtheil schon in der Tasche hättet.“

— „Du bist nicht geschick!“ erwiederte der Ritter ganz erstaunt. „Sage mir nur, durch welches Mittel eine Möglichkeit —“

„Das Mittel ist mein, die Möglichkeit — nein die Gewißheit — Euer!“ rief William Armstrong. „Fragt mich aber um nichts, Sir, ich will die Ehre, Euch einen Dienst — leider ist es ein so leichter, unbedeutender — zu leisten, allein erfunden und in Ausführung gebracht haben. Stellt Euch nur an dem Tage des Urtheilspruches getrost in Jedburgh ein und seid bis dahin froh und guten Muthes.“

Reginald war der Meinung, daß die vor Kurzem überstandene Todesangst und der lange Kummer in dem Kopfe des Armen irgend eine Störung hervorgebracht habe, und er entließ ihn nach einigen Scherzen über seine Zusicherung fröhlich und reich beschenkt.

Es war ein paar Wochen später, als der Präsident, Lord Durin, in Gesellschaft eines Mannes, der sich dicht in einen weiten Reisemantel gehüllt hatte, an dem Ufer des von einem starken Regengusse angeschwollenen Leith dahinritt. Die Sonne war bereits niedergesunken, doch konnte man noch weit in das bergige Gelände hineinblicken, und man sah einen kleinen Trupp Reiter, die von den Pferden gestiegen waren, unter einem Paar großer Eichen halten.

„Ihr seid also überzeugt, daß Niemand von meiner Zusammenkunft mit Euch etwas erfahren hat?“ fragte der Mann im Mantel.

— „Niemand, Mylord General!“ erwiderte Durin. „Niemand soll auch nach Eurer Rückreise Kunde davon erhalten, wofür ich mit meinem Worte bürgе. Was aber das Geschick dieses Stuart anlangt, so werdet Ihr im schottischen Parlamente nicht auf großen Widerstand stoßen.“

„Ach,“ sagte Gener, indem er, sich rechts und links umblickend, den Mantel fallen ließ und Cromwell's bekannte Züge zum Vorschein kamen, ich bin kein Feind dieses Mannes, dessen Hand schwer auf Israel lastete, und ich wollte vielmehr, daß, so weit meine armen Wünsche und Gebete reichen, die Decke von seinen Augen genommen würde und er fürderhin Recht und Gerechtigkeit besser handhabe —“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Ein Lebenslauf.) Ein französisches Bataillon war in Salamanca in einem Dominicanerkloster einquartiert und der Chef dieses Bataillons, Maury, erfuhr bald, daß in einem unterirdischen Kerker ein junger Mönch bei Wasser und Brod gefangen gehalten würde, der nie wieder das Tageslicht erblicken sollte. Der Soldat ließ sich zu dem Unglücklichen führen, der ihm seine Geschichte erzählte: „Ich heiße Don Alongo de Fuente Hermosa. Meine Familie besaß große Reichthümer; ich widmete mich der militairischen Laufbahn, verliebte mich in die einzige Tochter meines Generals und sollte die Hand derselben erhalten, als mein Vater den größten Theil seines Vermögens verlor. Damit mein älterer Bruder den Glanz unseres Hauses einigermaßen erhalten konnte, mußte ich in ein Kloster gehen; mein Bruder erhielt die Hand meiner Geliebten und ich begrub mich nun gern in den stillen Klostermauern. Bald aber empfand ich Neue und entschloß, wurde indes verfolgt und flüchtete mich in den erzbischöflichen Palaß. Der Erzbischof liebte mich und versprach mir, mich nicht auszuliefern. Ich lebte über ein Jahr in seinem Hause und ersuchte in dieser Zeit meinen Bruder, mir die Mittel zu gewähren, in das Ausland zu entkommen. Er antwortete mir

lange nicht und als er mir endlich schrieb, machte er mir Vorwürfe wegen meines Verbrechens, wie er meine Flucht nannte, und weigerte sich, mich irgend wie zu unterstützen. Ich wagte mich endlich aus dem erzbischöflichen Palaße hinaus, weil ich glaubte, nach so langer Zeit vergessen zu sein, aber kaum hatte ich die Straße betreten, als ich mich ergriffen sah. Man brachte mich in diesen Kerker, legte mir Ketten an und ich schmachte nun seit etwa zwei Jahren hier.“ Der französische Offizier, den das traurige Schicksal des jungen Mannes tief ergriffen hatte, versprach ihm zu helfen. Er hielt sein Wort; in der achten Nacht darauf begab er sich still mit einem Schlosser an den Kerker des Armen hinunter. Die Thüre wurde geöffnet und die Kette des Gefangenen durchgeholt, den der Offizier in einen Bagagewagen des Regimentes versteckte und so durch Spanien hindurchbrachte. In Bayonne endlich ließ er den Gefangenen heraus und sagte zu ihm: „Sie sind frei; hier ist eine Summe Geld, welche die Offiziere für Sie gesammelt haben. Wollen Sie die militairische Laufbahn neu betreten, so werden wir Sie mit Vergnügen unter uns sehen.“ Der junge Mann nahm den Vorschlag gern an und wurde nach wenigen Jahren unter dem wohlbekanntem Namen Bellfontaine einer der ausgezeichnetsten Offiziere der französischen.

(Eine Spielanecdote.) Zur Zeit des Wiener Congresses befand sich in der österreichischen Hauptstadt unter vielen andern originellen Menschen auch ein gewisser O'Bearn, der für den ersten und ältesten Spieler in Europa galt. Das Spiel war die Beschäftigung seines ganzen Lebens gewesen, er hatte stets von demselben gelebt und lebte noch davon; auch erzählte er eine große Menge interessanter Anekdoten aus seinem Spielerleben und unter andern folgende:

Lange hatte der Herzog von S. mit mir zu spielen gewünscht und ich ließ mich nicht lange bitten, ihm eine Gelegenheit dazu zu verschaffen. Er wählte Piquet. Wir sungen um neun Uhr Abends an und als am andern Morgen die Sonne aufging, hatte ich mehr von ihm gewonnen, als sein Vater als Generalgouverneur in Indien erworben. Da sagte der Herzog zu mir:

„Ich zweifele, daß ich Alles bezahlen kann, was ich an Sie verloren habe, werde Ihnen aber meinen Intendanten schicken, der mit Ihnen rechnen und Ihnen die Besigkurdunen über meine Güter übergeben soll.“

„Sie sprechen wie ein Mann von Ehre,“ entgegnete ich, „aber man soll von mir nicht sagen, ich habe den Inhaber eines der schönsten Namen Englands an den Bettelstab gebracht. Da ich indes nicht umsonst die ganze Nacht hier gesessen und gespielt haben mag, so erlauben Sie mir, daß ich einen Geistlichen und einen Notar hierherufen lasse. Vor dem Geistlichen mögen Sie schwören, nie wieder eine Karte anzurühren, und der Notar mag eine Urkunde aufsetzen, durch die Sie sich verbindlich machen, mir, so lange ich lebe, eine Rente von tausend Pfund Sterling zu zahlen.“

Die Bedingungen wurden angenommen und treu gehalten. Der Herzog von S. hat in seinem Leben nie wieder eine Karte angerührt und ich habe nun seit funfzig Jahren stets pünktlich meine Rente erhalten.

(Die Engelsflügel.) Der Graf A. von B., der bekannte Dichter, liebte lange eine berühmte Schauspielerin, der er den süßen Namen Marie gab. Sein Verhältniß zu der Schönen war indeß ein so reines, daß es sich nicht einmal mit dem Petrarca zu Laura vergleichen ließ. Nur ein Mal, in einem Anfluge poetischer Schwärmerci, vergaß sich der verliebte Philosoph so weit, daß er seine Hand auf die Schulter seiner Marie legte.

Wie verwundert über diese außerordentliche Kühnheit, drehete sich die Schöne um und sagte: „ich kenne Sie nicht mehr, Alfred! Was suchen Sie, mein Dichter?“

„Deine Flügel, mein Engel,“ entgegnete der Dichter entzückt.

(Eine seltsame Geschichte.) Eine französische Zeitung erzählt einen außerordentlich komischen oder schauerlichen — wie r — Fall, der sich in Frankfurt zugetragen haben soll. Wir verbürgen ihn durchaus nicht, theilen ihn aber zur Unterhaltung unserer Leser mit. Frankfurt (a. M.) besitzt ein Leichenhaus, sagt das französische Blatt, und die Todten werden in dasselbe gebracht, bevor man sie dem Schooße der Erde übergiebt. Der Wächter in diesem Leichenhause hat sein Amt viele Jahre verwaltet, ohne jemals Gelegenheit gefunden zu haben, einen Todten wieder lebendig werden zu sehen. In der letzten Herbstmesse muthete ein ehrlicher Frankfurter Bürger seinem allerdings vielvermögenden Magen zu viel zu und die Folge davon war, daß er bewußtlos umfiel. Der Arzt erklärte ihn für todt und der Arme wurde in das Leichenhaus gebracht. Der Aufseher dieses Hauses legte sich ruhig nieder, nachdem er dem Todten die Klingelschnur um die Hand gewickelt, und gedachte, wie gewöhnlich ungestört zu schlafen. Mitternacht war vorbei, da vernahm der Unglückliche, was er nie zu hören geglaubt hatte, — die Klingel in der Leichenkammer. Augenblicklich war er aus dem Bette und auf den Beinen, aber er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Eine entsetzliche Angst hielt ihn festgebannt und kalter Schweiß drang ihm aus allen Poren. Während er noch so dastand, entstand ein Bretergeknarr in der Leichenkammer, dann ließ sich ein lauter Ruf vernehmen. Der Aufseher fiel mit einem Angstschrei zu Boden.

Anderer Leute hörten diesen Lärm und drangen in das Häuschen hinein, wo sie ein seltsamer Anblick erwartete. Am Boden lag der unglückliche Todtenwärter ohne Besinnung und Bewegung, während der Todte über denselben gebeugt dastand und mit den Mitteln, die für ihn selbst bestimmt gewesen, ihn wieder in das Leben zu rufen sich bemühte. Vergebens; der Leichenwärter blieb todt, der aufgestandene Todte kehrte aber vergnügt in seine Wohnung zurück.

(Sitte und Artigkeit in Indien.) Eine hochgestellte Engländerin hat ihren Aufenthalt in Indien in einem Schriftchen (Letters from Madras) mit sehr viel Geist und Laune geschildert. Man höre, wie sie den Besuch eines indischen Radschah (Fürsten) beschreibt, der ihr seine Aufwartung machte: Wir hörten ein seltsames Summen und Pfeifen; das war die Musfil vor dem Palankin des Fürsten her; dann kam seine Garde, Leute mit Hellebarden, dann sein erster Beamter mit einem silbernen Stabe, hierauf die vornehmsten Höflinge, die neben seinem Palankine hertrabten, um ihn zu unterhalten. Vor unserem Hause hielt der ganze Zug auf das Commandowort: „Halt! Präsentirt! Feuer!“ Nach dem Commando: Feuer! — trat der Radschah aus seinem Palankine. Er schritt durch zwei Reihen Diener hindurch und verbeugte sich bei jedem Schritte tief. Er trug ein weißes Muslingewand, durch das seine dunkle Haut durchschimmerte, an den Ohren schwere Juwelengehänge, an den Armen goldene Spangen und um den Hals eine Diamantenschnur. In der Thüre des Zimmers machte er drei tiefe Verbeugungen, dann reichte er jeder von uns eine Orange, wobei er sich wieder tief bückte. Die Unterhaltung übergehen wir. Am Unglaublichsen und Seltsamsten von Allem, was er aus Europa erfahren hatte, erschien ihm der Umstand, daß über die Engländer eine Frau herrsche. Der Abschied erfolgte ebenfalls wieder unter zahllosen Verbeugungen, und der Zug brach endlich, nach denselben Commandoworten wieder auf, mit denen er Halt gemacht hatte. „Halt! Präsentirt! Feuer!“ — Bei „Feuer!“ stieg diesmal der Fürst in den Palankin hinein. Dann begann das Pfeifen und Summen wieder und fort ging es. —

Die Hindus bewerben sich sehr eifrig und auf eigenthümliche Weise um Anstellungen bei der ostindischen Compagnie. Sie machen häufig einflußreichen Personen deshalb ihre Aufwartung; einige, sagt die oben erwähnte Dame, kommen nur bis an unsere Thür und verbeugen sich, wenn wir hinausgehen. Sie sprechen nicht, ziehen aber einen Theil der Kleidung an, welche in dem Amte getragen wird, das sie wünschen, — damit wir sie verstehen. Wer einen Schreiberposten wünscht, hält Schreibmaterialien in der Hand. Die Höherstrebenden machen Besuche. Einer namentlich kommt regelmäßig zwei Mal in jeder Woche, und jedes Mal erfolgt folgendes Gespräch: „Salam (Gruß), großer Gebieter!“ — Salam. — „Sw. Excellenz ist mein Vater und meine Mutter.“ — Ich danke. — „Großer Herr, ich bin gekommen, um Ihr achtungswürdiges Angesicht zu sehen.“ — Sehr verbunden. — „Sonst habt Ihr mir nichts zu sagen?“ — „Nein, großer Gebieter.“ — Ich habe Euch auch nichts zu sagen. Guten Morgen also! Genug für heute. — „Genug! Guten Morgen, hoher Herr, großer Gebieter, Salam.“

### Generalcorrespondenz.

Vor einiger Zeit hatte eine zartfühlende, züchtig-verschämte Dresdnerin in dem „Anzeiger“ ihrer Vaterstadt eine Belohnung für den ausgesagt, welcher ihr einen entflohenen „Canarien v a =

ter“ zurückbringe. Man hat darüber gelacht, aber mit Unrecht, denn solche zarte Ausdrucksweise verräth ein kindliches Gemüth. Die Hindus sind, das wird man nicht läugnen, kindliche Menschen und sie drücken sich deshalb nie anders aus, wie jene züchtige Dresdnerin. Eben lesen wir in der oben genannten Schrift: Diesen Morgen erzählte man mir, es habe eine Kage ein Kind fortgeschleppt. Ich erschrak gewaltig und dachte, es muß eine Hyäne gewesen sein, als ich mich aber näher erkundigte, erfuhr ich, das geraubte Kind sei ein „Laubenkind,“ d. h. eine junge Taube gewesen. Man drückt sich hier immer so aus. Wenige Tage darauf erzählte mir ein Diener höchst erfreut, er habe im Hühnerhose „vier kleine Kinder“ gefunden. Er wollte damit sagen, eine Henne habe vier Junge ausgebrütet. —

Von ganz anderer Natur sind die Mexicanerinnen. Die Gemahlin des spanischen Gesandten, Don Calderon de la Barca, hat ihren Aufenthalt in Mexico beschrieben und erzählt in dieser Schrift: Wir besuchten die Acordada oder das Zuchthaus, und zwar den Theil, in welchem sich die Frauen befinden. Zu unserem großen Erstaunen fanden wir da viele der reichsten und elegantesten Damen, die ganz vertraulich mit den Gefangenen sprachen, ja dieselben nicht selten küßten. Die meisten der unglücklichen Gefangenen sind zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, weil sie ihren Mann ermordet haben, — ein in Mexico außerordentlich häufiges Verbrechen. Sie waren sehr heiter und schienen sich sogar glücklich zu fühlen. Keine erröthete bei unserer Ankunft. Nie habe ich in einem aristocratischen Salon so viele schöne Frauen beisammen gesehen, wie hier in dem Gefängnisse; eine namentlich, die ein wenig hinkte, zeichnete sich durch wahrhaft blendende Schönheit aus. Sie grüßte uns außerordentlich grazios, und als wir fragten, was die schöne Dame verbrochen habe, antwortete man uns: „Sie hat ihren Mann ermordet und unter den Dielen ihres Zimmers vergraben.“ Er hatte sich, wie die meisten, welche unter den Dolchen ihrer hier eingesperrten Frauen gefallen waren, nichts weiter zu Schulden kommen lassen, als daß er seine schöne Frau, ihrer Meinung nach, — vernachlässigte.

Ihre Leidenschaftlichkeit zeigen die Mexicanerinnen auch im Spiel. Im keinem Lande der Welt wird so viel gespielt, als in Mexico. An den Spielbänken sieht man Frauen, von den vornehmsten bis zu den niedrigsten herab. Die vornehmen Damen spielen indeß nicht selbst, sondern lassen ihre Freunde für sich spielen; die anderen setzen selbst. An einem Tische hielt sogar eine Indianerin Bank. —

Für die Jagdfreunde unter unsern Lesern und für die Lachlustigen theilen wir hier einen Vorfall mit, welchen ein englischer Offizier erzählt, der während seines Aufenthaltes in Indien sich fast ausschließlich mit der Jagd, und namentlich der Tigerjagd, beschäftigt hat. Bei einer solchen Gelegenheit war einem Tiger ein Hinterbein zerschossen worden und er stürzte auf einen Kleinen, verwachsenen, grundhäßlichen Eingeborenen zu, der na-

türlich seine Kleinen Säbelbeine so sehr als möglich anstrengte, um seinem Feinde zu entgehen. Es gelang ihm, glücklich einen Baum zu erreichen. Hier auf einem Aste kauerte er sich so sehr als möglich zusammen. Der Tiger machte verzweifelte Anstrengungen, ihn zu erreichen, aber da er das eine Bein nicht brauchen konnte, sank er immer wieder erschöpft zurück. Da erhielt der häßliche Kleine wieder Muth und begann eine gewaltige Philippica gegen den Vater, die Mutter, die Schwestern, Brüder, Tanten, Nichten und Kinder des Tigers, der unten am Stamme kauerte, den Schimpfenden mit glühenden Augen ansah und durch sein Brüllen protestiren zu wollen schien. Der Redner ereiferte sich mehr und mehr, sprang von einem Aste zum andern und schnitt die gräßlichsten Gesichter, während er immer fort schimpfte und bisweilen höhnend das Brüllen seines Gegners nachäffte. Endlich bückte er sich, um den Tiger durch die fürchterlichste Beleidigung zu vernichten, so weit als möglich zu demselben hinunter und — spuckte ihm in das Gesicht. Diese Scene, sagt der Engländer, war so über alle Beschreibung grotesk-komisch, daß wir alle dastanden, vor Lachen die Hände in die Seite stemmen mußten und erst nach langer Zeit uns entschließen konnten, der Sache dadurch ein Ende zu machen, daß wir den so beschimpften Tiger niederschossen. —

Was der Marquis Custine in Rußland am meisten bewunderte, wo er wenig zu bewundern fand, war das Fest, und namentlich die Illumination in Peterhof zur Feier des Geburtstages der Kaiserin. Man fährt, sagt er, eine Stunde in dem kaiserlichen Parke dort, ohne zweimal an einen Punkt zu gelangen; diesen Park denke man sich nun ganz in Feuer. Die Bäume verschwinden unter einem Diamantenschmucke; in jeder Allee zählt man so viele Lampen als Blätter. Man stellt, sagt man, zweimalhundertfunfzigtausend solcher Lampen auf. Diese ungeheure Lampenzahl wird binnen fünf- unddreißig Minuten angezündet und zwar durch achtzehnhundert Menschen. Die Lampen sind in verschiedenen Gruppen geordnet; sie bilden Blumen von der Größe der Bäume, Sonnen, Vasen, italienische Weinlauben, Obelisken, Säulen. Am Ende des Kanals, der vor dem Schlosse sich hinzieht und ganz in Flammen zu stehen scheint, erhebt sich auf einer ungeheueren Pyramide von farbigem Feuer, die siebenzig Fuß hoch ist, der Namenszug der Kaiserin, der in blendendem Weiß brennt über allen diesen rothen, grünen, blauen Lichtern umher. Zu diesem Feste finden sich in Peterhof vielleicht 30,000 Menschen zu Fuß und eine zahllose Menge von Booten ein, und diese ganze Menschenmasse lagert um den kaiserlichen Palaß her und bewegt sich in dem Parke auf und ab. —

In Moabit bei Berlin kann man jetzt schwimmen lernen, ohne in das Wasser zu gehen. Ein ehemaliger Pallone hat nämlich eine Vorrichtung erfunden, die einen Menschen in der Schwebelage erhält, wenn er die bei dem Schwimmen nöthigen Bewegungen darin macht. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 29.



1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Prozeß.

Eine Erzählung von **C. v. Wachsmann.**

(Fortsetzung.)

„Es sind doch,“ unterbrach Lord Durin Cromwell, „alle Vorkehrungen getroffen worden, daß der König nicht aus Holmby entfliehen kann? — Gelänge ihm eine Flucht, erreichte er Frankreich, so wären wir Alle verloren.“

— „Sorgt nicht, Mylord!“ sagte Cromwell mit starker Stimme. „Eher entflieht der Reiher den Fängen des Adlers, ehe Karl Stuart meinen Händen entkommt. Oberst Hacker, Lieutenant Artel und noch andere meiner Getreuen lassen ihn den ganzen Tag nicht aus den Augen, bei der Nacht aber umgiebt eine Postenkette Schloß und Park, und diese hat Befehl, auf Jeden zu schießen, der sich nicht auf den ersten Anruf zu erkennen giebt. — Doch da fällt mir etwas ein, um welches Euch zu befragen ich vergessen habe,“ fuhr er in ruhigerem Tone fort. „Da ist ein junger Mann — Ihr kennt ihn ja — Reginald Armstrong, gewöhnlich der Ritter von Traquair genanne, der wegen seiner Keckheit bei der Partei der Bösgesinnten in großem Ansehen steht; dieser hatte einen Prozeß —“

„Welcher heut über acht Tage zur Verhandlung kommt, und bei welchem ich präsidire!“ fiel Durin mit auffallender Schadenfreude ein. „Nun, dieser Schreihals soll an mich denken! Er soll die Frechheit, die er sich gegen mich bei unserer letzten Zusammenkunft erlaubte, theuer büßen!“

— „Wie es heißt, soll dieser ein Jüngling von großem Muth und von vielen Talenten sein, und ich hätte wohl gewünscht, ihn für die Sache des brittischen Israels zu gewinnen,“ sagte Cromwell nachdenkend.

„Das ist vollkommen unmöglich, Mylord General!“ fiel Durin lebhaft ein. „Er hat die Gefühle des Royalismus schon mit der Muttermilch eingesogen; alle seine Verwandten gehören zu den eifrigsten Anhängern der Stuarts.“

— „Dann machen ihn jene Vorzüge um so gefährlicher!“ meinte Jener.

„D laßt mich nur machen!“ rief Durin lebhaft. „Sein Prozeß liegt ganz in meiner Hand. Die Hälfte der Richter ist für ihn, die andere Hälfte ist von unserer Partei. Ich habe den Vorsitz und gebe den Ausschlag.“

— „Ach, ach,“ sagte Cromwell, „wenn es sich fände, daß dieser bethörte junge Mann sich bewegen ließe, zu dem großen Werke, diesen drei armen unglücklichen Nationen die Freiheit zu verschaffen, mitzuwirken, so müßte man wohl einige Nachsicht mit ihm haben, die er freilich nicht verdiente, wenn er fortgesetzt den Uebelgesinnten zugewendet bliebe. Ich sage damit nicht, daß Ihr diese Meinung bei dem Gange des Prozesses berücksichtigen sollet, o nein, denn vor Allem muß Recht und Gerechtigkeit gegen Freund und Feind gehandhabt werden, ich spreche da nur meine einfachen Gedanken und christlichen Wünsche aus, und meine, daß man sich nicht von Privatleidenschaften beherrschen lassen, sondern stets

die Rücksichten der Politik im Auge behalten muß. — Nun, Ihr seid ein gelehrter und vor Allem ein kluger Mann und werdet schon verstehen, was ich in meinem einfältigen Sinn nicht besser auszudrücken im Stande bin. — Aber wie ich sehe, wartet dort schon meine Bedeckung.“

Mit kurzen Worten nahm Cromwell von Lord Durin Abschied, und bald sprengte er, von vier Reitern umgeben, in eine Thalschlucht, wo er dem Auge entschwand.

Da es bereits zu dämmern anfing, so wendete Lord Durin sein Pferd und ritt nach einem kleinen Wäldchen zu, wo eine schmale Brücke, mehr für Fußgänger wie für Reiter eingerichtet, über den Strom führte. Von dort ging ein näherer Weg nach der Stadt zurück und der Lord gedachte sich desselben zu bedienen. Der Fluß tobte hier gewaltig und der schmale Steg erzitterte unter dem Drang der angeschwollenen Bogen, demungeachtet spornte der Reiter sein sich scheuendes, schnaubendes und schnarchendes Ross, um es auf die Brücke zu treiben. So viel Mühe aber der kleine dicke Mann sich auch gab, es war rein unmöglich, das Pferd dazu zu bringen, die Brücke zu betreten. Peitschenhiebe, Sporenstöße, Alles war umsonst. Wüthend darüber machte er noch einen letzten Versuch, aber das Pferd bäumte sich, bald hatte es seinen Reiter abgeworfen, und im größten Zorn, der ihn seine sonst zur Schau getragene Frömmigkeit gänzlich vergessen ließ, rief Durin aus: „Ei so wollte ich, daß der Teufel die Bestie holte!“

Wer beschreibt sein Entsetzen, als plötzlich ihm dicht zur Seite eine tiefe Bassstimme ausrief:

„Beliebt Euch etwas? — Ihr habt mich gerufen! Hier bin ich.“

Keines Wortes mächtig blickte Durin sich um und sah zur Seite seines Pferdes einen großen starken Mann von dunkler Gesichtsfarbe, einen breiten Hut, der mit einer Birkhahnsfeder geziert war, tief ins Gesicht gedrückt. Ein weiter Mantel verhüllte die Gestalt des Mannes, doch kam es dem Lord vor, als ob Waffen unter dem Mantel blinkten.

— „Wer seid Ihr? Was wollt Ihr? Ich habe Euch nicht gerufen,“ stammelte Durin, aber er konnte die Worte kaum über die Lippen bringen.

„Ihr habt mich nicht gerufen?“ sagte der Fremde. „Dennoch war es, als ob ich Euch meinen Namen aussprechen hörte. — Nun es thut nichts; vielleicht fin-

det sich anderweitig eine Gelegenheit, Euch zu Diensten zu sein.“

— „Wer seid Ihr, Mann? Nennt mir Euren Namen,“ stammelte der Lord fast besinnungslos.

„Ach, bei mir zu Hause heißen Viele wie ich! Ihr würdet doch den rechten Mann nicht herausfinden,“ versetzte Jener malitiös lächelnd. „Es ist wohl hinreichend, daß ich Euch kenne. Ihr seid Lord Durin, der fromme, christliche Alexander Gibson, und reitet gewiß auch jetzt in einer frommen Angelegenheit.“

— „Allerdings! Ganz gewiß! Der Name des Herrn sei gelobt!“ versetzte der Lord ängstlich beobachtend, welchen Eindruck die letzten Worte auf den Fremden machen würden.

Es lief dem Lord eiskalt über den Rücken, als Jener ein lautes Gelächter ausschlug.

„Wie es scheint,“ sagte der Fremde endlich, „so seid Ihr auf dem Rückwege nach der Stadt und wolltet, um den Weg abzukürzen, über die Brücke reiten. Es ist ein Glück für Euch, daß Euer Ross Euch den Dienst versagte, die Brücke würde unter Euch zusammengebrochen sein und Ihr befändet Euch bereits da, wohin Ihr gern Andere schicken möchtet. — Da Ihr,“ fuhr er fort, indem er Durin winkte, sein Pferd auf den Rückweg zu wenden, „nach der Stadt reitet, so könnten wir einander einen Theil des Weges Gesellschaft leisten. Es ist ein so angenehmer Abend, die Luft so erquickend. Auf der Haide von Frigaty muß es diese Nacht äußerst plätschlich sein.“

Durin schrak bei den letzten Worten sichtlich zusammen. Das öde Haidegelände, das jenen Namen trug, war sehr verrufen. Dem ungebildeten Volke galt es als der Tummelplatz böser Geister und Kobolde, den höhern Klassen als ein Zusammenkunftsort von Räubern und Viehdieben.

— „Außerst angenehm! Ganz allerliebste!“ versetzte Durin mit zitternder Stimme, und er berechnete, ob es wohl möglich wäre, wenn er dem Pferde die Sporen plötzlich in die Seite stieße, der unwillkommenen Begleitung zu enttrinnen. Bald überzeugte er sich indeß, daß dies kaum ausführbar sein dürfte, da der Fremde sich stets dicht am Kopf seines Pferdes hielt, und es nur eines Griffes in die Zügel bedurfte, um den Plan zur Flucht zu vereiteln. Er beschloß daher, lieber eine gute Miene bei der übeln Sache anzunehmen.

— „Euer Weg geht nach der Frigaty-Haide? Ihr seid vielleicht ein Jäger?“ sagte er, so viel wie mög-

sich einen Gleichmuth affectirend, der ihm in diesem Augenblick sehr fern lag.

„Manchmal, Mylord! So zum Spasse, wenn ich nichts Besseres vorhabe;“ versetzte Jener. „Es kommt nur allzuwenig heraus bei der Jagd auf einen armen Hasen, oder ein Haselhuhn. Die Jagd auf Menschen soll einträglicher sein. Was meint Ihr dazu, Mylord? Ihr, als Advokat, seid ja, so zu sagen, auch eine Art von Menschenjäger.“

— „Ihr seid recht scherzhaft! Recht witzig!“ sagte Durin, aber der Ton seiner Stimme war nichts weniger als das erstere. „Es ist recht drollig, daß Ihr die Jagd mit der Jurisprudenz vergleicht.“

„Hat sie in unserer Zeit nicht viele Aehnlichkeit mit dieser?“ sprach Jener lachend. „Wie viele Jäger in schwarzen Röcken und weißen Halskrausen sind nicht jetzt hinter einem Hirsche her, dem sie den Hauptschmuck — vielleicht den Kopf dazu — entreißen möchten, und den man wohl ein königliches Wild nennen könnte. — Doch was sage ich dies Euch! Ihr gehört ja auch mit zur Meute.“

— „Gut gesagt! Recht spasshaft! Ihr seid ein Witzbold erster Art,“ sprach Durin mit zitternder Stimme. Er wußte in der That nicht, in welchem Falle er am meisten zu besorgen habe, möchte der Fremde nun, wie der Lord anfangs glaubte, der Teufel selber, oder ein Räuber, oder nur ein eifriger Royalist sein.

Eben waren sie bei einem Kreuzwege angekommen, wo die Wege nach ganz entgegengesetzten Richtungen liefen.

— „Wir werden hier wohl von einander scheiden müssen,“ sagte der Lord mit dem süßesten verbindlichsten Tone, den er nur anzuschlagen im Stande war. „Dieser Weg führt mich nach der Stadt zurück, Ihr geht nach der Haide von Frigaty, wo Euch gewiß die trefflichste Unterhaltung erwartet, und ich kann Euch kaum sagen, wie sehr ich bedaure, daß wir uns trennen müssen, da Ihr mir ein so liebenswürdiger und witziger, als ehrenwerther Mann zu sein scheint.“

„Ei, werther Lord,“ sagte der Fremde mit einem nur mit Mühe unterdrückten Lachen, „da wir einander so gut gefallen — denn was Euch anlangt, so gefällt Ihr mir ausnehmend — so sehe ich nicht ein, warum wir uns so schnell von einander trennen sollten. Ueberdies dürften wir nicht bald wieder zusammenkommen, und — so schlage ich Euch vor, mich auf ein paar Stündchen nach jener Haide, wo Ihr lustige Kumpane

— ein etwas leichtfertiges, lustiges Gesindel — treffen werdet, zu begleiten.“

— „Das ist nicht möglich! Durchaus nicht möglich! Ich bitte Euch, mich zu entschuldigen,“ sagte Durin um so ängstlicher, als er sah, daß der Fremde, wie spielend, das Pferd an dem Knebel der Trense faßte.

„Macht Euch und mir doch dieses Vergnügen!“ sagte der Fremde lachend. „Aber ich weiß, die Gelehrten wollen genöthigt sein, wenn sie ihr Studierstübchen auf ein paar Stunden verlassen sollen, und so sage ich: Ihr müßt mich jedenfalls nach Frigaty-Haide begleiten.“

— „Es geht nicht, bester Mann! Es ist in der That nicht möglich!“ sprach der Lord in höchster Angst. „Damit Ihr indeß sehet, daß ich gern etwas zu Eurer nächtlichen Unterhaltung beitragen möchte, so nehmt diese Börse.“

„Es ist mir nicht um Euer Geld! Mir liegt bloß an Eurer Person,“ versetzte der Fremde rauh. „Sagt: wollt Ihr mich begleiten oder nicht?“

— „Ich bin es nicht im Stande! — Ich bitte Euch, laßt den Zügel meines Pferdes los; das Thier kann es durchaus nicht vertragen, wenn man es so fest hält,“ sagte der Lord in solcher Angst, daß seine Stimme ganz undeutlich wurde.

Der Fremde schien auf die letzten Worte Durin's indeß nicht zu hören, und der Lord fühlte sich, ehe er es sich versah, beim Fuße gefaßt und mit großer Vehemenz aus dem Sattel geworfen. Wie der Blitz riß sich der Fremde jetzt den Mantel vom Leibe, er wickelte den Lord trotz allem Widerstreben, wie einen Säugling, der mit Windeln umschlungen wird, in denselben, umschnürte das Packet, aus welchem nur der Kopf des kleinen dicken Mannes herausah, mit Stricken und sagte dann, seine Vorkehrungen mit prüfendem Auge musternd:

„So! — Ihr hättet es bequemer haben können, aber es ist auch so ganz gut.“

Jetzt hob er den Lord, dem vor Furcht fast die Sinne vergingen, auf und warf ihn quer über den Sattel, an dessen Schleife er das Packet festband; endlich setzte er sich ganz gemüthlich auf die Croupe des Pferdes und lenkte dieses den Bergen zu. Der Lord, dem bis dahin die Angst die Stimme geraubt hatte, schrie, als er sah, daß die Reise von hinten ging, aus Leibeskräften um Hilfe.

„Ärmt nicht so, Mylord! Ergibt Euch in Euer Schicksal,“ sagte der Unbekannte in großer Ruhe. „Erstlich hilft Euch das Schreien zu nichts, denn es ist weit

und breit Niemand, der es hören könnte, zweitens würde mir der Lärm in der Länge unangenehm sein, ich wäre, um die Reise abzukürzen, genöthigt, Trab zu reiten und dies dürfte Euch etwas incommodiren, drittens wäre es möglich, ich wäre der Teufel, ich würde über Euern Spektakel verdrüsslich und drehte Euch vor der Zeit den Hals um. Ihr sehet mithin, daß Ihr von dem Lärm nur auf alle Weise Nachtheil haben würdet, und werdet als Jurist und ein gelehrter Mann diese Gründe in Ueberlegung ziehen."

Den Lord verließ bei diesen Demonstrationen fast das Bewußtsein, doch konnte er nicht umhin, die Wichtigkeit der angegebenen drei vollwichtigen Gründe einzusehen, und so ergab er sich denn schweigend und nur dann und wann einen tiefen Seufzer ausstoßend in sein Schicksal. Der Ritt ging meist auf sehr ungebahnten Pfaden in die Berge und zwar dergestalt kreuz und quer, daß, obgleich der Mond heraufstieg und Durin in der Gegend genau bekannt war, er dennoch in Kurzem nicht mehr wußte, wo er sich befand. Oft versuchte er durch Bitten und Versprechungen den Mann zu bewegen, ihn in Freiheit zu setzen, er versicherte, daß er ihm den theuersten Eid leisten wollte, nie über das, was ihm geschehen, Nachforschungen anzustellen, noch weniger Rache zu nehmen, so wie, daß er nur bestimmen dürfe, an welchem Tage er eine Summe von tausend Pfund erheben wolle, aber sein Quälgeist sagte nicht ein Wort, er schien auf die Worte Durin's durchaus nicht zu achten, und nur wenn der Lord über seine unbequeme Lage klagte und diese nicht länger aushalten zu können behauptete, kehrte ihn der Unbekannte auf die andere Seite, wie man etwa einem schreienden Kinde eine andere Lage zu geben pflegt. So mochte die Reise etwa bis Mitternacht fortgegangen sein, als der Gefangene mitten in der wildesten Gebirgsgegend, auf einem dünnbewaldeten Hügel, die Ruinen eines alten Schlosses oder einer Abtei, vom Mondscheine beglänzt, vor sich liegen sah. Ein holperiger Weg führte nach dem Eingange, an welchem jedoch nur ein Stück des zertrümmerten Thorflügels im Nachtwinde knarrte und ächzte. Hell schallte der schwere Hufschlag des Pferdes durch den weiten gepflasterten Burghof. Plötzlich hielt der Reiter in einer Ecke desselben am Fuße eines mächtigen viereckigen Thurmes, in welchem eine kleine, doch sonderbarer Weise ganz frischgezimmerte Thüre führte.

„Wir sind zur Stelle!“ rief der Unbekannte, indem er vom Rosse sprang, die Schleifen des Bündels

vom Sattel löste, den wohleingepackten Präsidenten herabhob und ihn sanft auf den Boden legte. Jetzt griff er in die Tasche, zog einen großen Schlüssel heraus und öffnete die Pforte, von welcher eine steinerne Wendeltreppe abwärts unter den Boden führte. Er hob nun den lautschreienden Gefangenen auf, trug ihn vorsichtig die Stiege von einigen fünfzig Stufen abwärts und durch eine zweite Thüre in ein zirkelrundes Gemach, eine Art von Verlies, in welchem eine Lampe brannte. Hier löste er seine Bande.

— „Um Gotteswillen, was habt Ihr mit mir vor?“ rief Durin sich voll Entsetzen umblickend. „Wollt Ihr mich ermorden, mich verhungern lassen?“ — Ich bitte Euch bei Sanct Kennet, bei der heiligen Brigitte von Douglas —“

„Pst!“ unterbrach ihn lächelnd der Unbekannte. „Wie kann ein so orthodoxer Mann, wie Ihr, nur die längst abgeschafften Heiligen erwähnen, ohne zu fürchten, sich schwer zu versündigen? — Und ermorden? verhungern? Bewahre! Freilich werdet Ihr an diesem Orte nicht eben an Dicke zunehmen, denn die Kost, die Ihr erhaltet, wird ein wenig frugal sein — ein Stück gutes schottisches Haferbrod, und ein Trunk frischen Quellwassers — aber dies werdet Ihr täglich zur Mittagszeit erhalten, und Ihr dürft es nur getrost aus der Drehmaschine, die noch von alten Zeiten her in der Thüre angebracht ist, herausnehmen. Alle acht Tage bekommt Ihr ein Bund frisches Stroh zum Lager, so wie einen Krug Del, um die Lampe zu versorgen. — Mit dem Del müßt Ihr ein Bißchen sorgsam umgehen, denn hättet Ihr das Unglück, den Krug umzustossen, so würdet Ihr bis zur nächsten Woche im Finstern sitzen müssen. — Außerdem habe ich Euch dort ein Paar hübsche Prügel hingelegt, denn die Raizen machen sich manchmal etwas unangenehm; das Haferbrod möchte sie Euch auf den Hals locken. — Und so gehabt Euch denn wohl, Mylord, bis wir uns gelegentlich wiedersehen.“ —

Durin war wie außer sich. Er bat, er jammerte, er schrie; nichts half. Der Fremde schloß mechanisch die Thür, stieg die Treppe hinauf und bald hörte der Lord auch die obere Thüre zuschlagen. Voll Verzweiflung warf er sich auf das Strohlager und rang die Hände. —

Ein Tag nach dem andern verging, ohne daß in dem Gesichte des Gefangenen die geringste Aenderung eintrat. Jeden Tag um die Mittagsstunde wurde die Maschine in der Kerkerthür herumgedreht; sie brachte

Brod und Wasser und weiter nichts. Alle Fragen, Bitten, Beschwörungen des Lords blieben ohne die geringste Antwort. Eben so wenig konnte der Gefangene sehen, wer ihm die Lebensmittel brachte, doch schloß er aus den schweren Fußstritten, daß es der nämliche Mann, der ihn auf so räthselhafte Weise gefangen genommen hatte, sein müsse. Alles Nachdenken über den Grund zu seiner Verhaftung war gleichfalls fruchtlos. Räuber, die durch Gefangenhaltung Geld von ihm erpressen wollten, konnten es nicht sein, denn sein Entführer hatte die ihm gebotene Börse, ja selbst die versprochenen tausend Pfund zurückgewiesen, und so fing der Lord an der Meinung zu werden, daß er sich in der Gewalt von Zauberern oder Dämonen befände und dies vermehrte seine Angst noch um ein Beträchtliches. —

Der Tag, an welchem der Prozeß des Ritters von Traquair verhandelt werden sollte, war endlich erschienen, und Reginald hatte sich im Hause des Lord Provost's eingefunden. Sir David Lawrie mochte dies geahnt haben, und um eine Zusammenkunft mit ihm zu vermeiden, war er bereits ausgeritten, indem er nöthige Geschäfte zu haben vorgab. Reginald fand Flora allein und dies war ihm um so erwünschter, als er voll Hoffnungen war, die sich auf das Gewinnen seines Rechts Handels bezogen. Wie er sagte, hatte er Nachricht erhalten, daß nicht Lord Durin in seiner Sache den Vorsitz führen würde, was er einer Krankheit oder Reise desselben zuschrieb. Mit sichtbarem Erstaunen vernahm der Ritter, daß der Lord seit acht Tagen vermißt werde. Man habe, sagte Flora, ihn seit einem Spazierritte, den er eines Abends unternommen, nicht wieder erblickt, er sei in der ganzen Gegend gesucht worden, und endlich sei man der Meinung geworden, daß er wohl in dem von Regengüssen angeschwollenen Strom sein Ende genommen haben könne, wenn nicht der Umstand, daß auch sein Pferd nicht zum Vorschein gekommen, so wie, daß kein Leichnam gefunden worden, die Sache im Dunkeln gelassen habe. — Noch unterhielten sich die Liebenden von den Hoffnungen und Befürchtungen ihrer Zukunft, als ein Diener ins Zimmer trat.

„Ein Fremder ist so eben angekommen und fragt nach Sir David!“ meldete er. „Als ich ihm sagte, daß er weggeritten, forderte er dringend, daß ich ihn bei Euch melden solle.“

— „Kennst Du den Fremden?“ fragte Flora.

„Es scheint mir derselbe, der mit einem zweiten

vor einiger Zeit hier war, und den Sir David immer mit dem Titel: „Mylord General“ anredete.“

— „O mein Gott! Es ist Oliver Cromwell,“ versetzte Flora bestürzt; schnell gefaßt aber sagte sie: „Führe ihn in den kleinen Saal, der nach dem Garten hinausgeht. Ich werde sogleich kommen.“

— „Die Anwesenheit dieses Mannes,“ sagte Flora in großer Bewegung, als sich der Diener entfernt hatte, „gefährdet Eure Sache auf's Aeußerste.“

„Sie ist verloren, wenn er die Richter spricht!“ rief Reginald erschrocken.

— „Wir müssen auf Mittel denken, dies zu verhindern,“ sprach Flora schnell. „Jedes, das zum Zwecke führt, muß angewendet werden.“

„Aber welches? welches?“ sagte der junge Mann in größter Verlegenheit.

— „Eilt nach dem Gerichtssaal, die Stunde ist ohnehin erschienen,“ sagte Flora schnell. „Treibt Eure Sache, vergleicht Euch, thut was Ihr könnt, einen Schluß der Verhandlungen herbeizuführen. Ich suche Cromwell hinzuhalten so lange als möglich. Ich sage ihm, daß mein Vater jeden Augenblick kommen müsse.“

„Er wird nicht darauf warten! Er geht selbst nach dem Stadthause und spricht dort mit wem er will,“ erwiderte trostlos der junge Mann.

— „Er darf nicht! Er darf durchaus nicht!“ sprach das Mädchen entschlossen. „Schlägt Alles fehl, so — sperre ich ihn ein. Der Saal, wo ich ihn treffe, hat mit Eisen vergitterte Fenster, die Thüre ist von starkem Holz, das Zimmer abgelegen, Niemand hört ihn rufen.“

„Nein! Um Gotteswillen, nein! Welcher Gefahr setzt Ihr Euch aus!“ rief Reginald.

— „Fort! Fort mit Euch! Treibt Eure Sache so schnell wie möglich, sorgt nicht um mich,“ sagte Flora hastig und schob, ohne auf den Widerspruch zu achten, den jungen Mann aus dem Gemach. — —

„Es ist mir unangenehm, höchst unangenehm, Euren Vater nicht daheim zu finden!“ sagte Cromwell nach kurzer, steifer Begrüßung, als Flora in den eben erwähnten Saal trat. „Ein dringendes Geschäft —“

— „Er muß jeden Augenblick hier sein,“ sprach Flora so unbefangen wie möglich.

„Ich kann nicht warten!“ sprach Cromwell düster. „Ein fataler Zufall — Kennt Ihr den Ritter von Traquair?“

— „Ja! — Ich glaube wenigstens,“ sprach das Mädchen in vorigem Tone. „Ist es nicht ein

alter Herr mit einem weinrothen Gesicht, und weißem Haar?"

„Nein!“ sprach kopfschüttelnd der Vorige. „Er ist —“

— „Ganz recht! Ich besinne mich. Ein kleiner Mann, etwas buckelig, lahm auf einem Fuße,“ fiel Flora ein.

„Keineswegs! Ich merke schon, Ihr kennt ihn nicht. Hat nicht vielleicht Euer Vater von einem Rechts- handel gesprochen —“

— „Der morgen statt finden wird?“ unterbrach ihn das Mädchen. „Allerdings! Es soll eine merk- würdige Angelegenheit sein. Wie der Vater erzählte —“

„Ich kenne die Sache! Bemüht Euch nicht,“ sprach Cromwell kalt. „Indeß nicht morgen, sondern heute, vielleicht schon in diesem Augenblicke wird sie verhandelt.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Isabelle von Savoyen.) Der König Alphons von Portugal ließ durch den Marquis von Sande um die Hand der achtzehnjährigen Isabelle von Savoyen-Remours werben. Es war zur glänzendsten Zeit der Regierung Ludwigs XIV., als Frankreich nach der Fronde Ruhe gefunden hatte und in Versailles von nichts als Festen die Rede war. Isabelle, die Erbin der Krone von Savoyen werden konnte, hatte ihre Jugend an diesem glänzenden Hofe verbracht, wo sie die allgemeinste Guldigung fand. Ludwig XIV. hatte die Absicht, Isabellen mit einem Herrn seines Hofes zu vermählen, und sie selbst dachte noch gar nicht an eine Heirath, am wenigsten an eine Heirath mit dem Könige von Portugal, den sie nicht kannte, namentlich seit ein schöner Fremder am Hofe ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, welcher von tiefstem Schmerze niedergebeugt zu sein schien. Dieser Fremde war ein Portugiese, Simon von Vasconcellos und Souza, der seine junge Frau, Inez von Cabodal, durch den Tod verloren hatte und sich durch Reisen, wie es schien vergeblich, zu zerstreuen versuchte. Um seinen Schmerz zu betäuben, stürzte er sich in alle Vergnügungen, welche der französische Hof damals in Menge bot, dennoch gelang es ihm nicht, sich zu beruhigen. Isabelle hatte bis dahin die Männer nur angeblickt, um zu sehen, welche Bänder und Spitzen sie trügen; aber die Schönheit und die Trauer des Fremden fielen ihr auf; sie sah nicht nach den Spitzen und Bändern desselben, sondern blickte ihm tief in die Augen. Von da an wurde sie still und erröthete, wenn sie den melancholischen Fremden bemerkte; sie lachte nicht mehr und fand keine Freude an Puz und Schmuck. Vasconcellos achtete auf sie eben so wenig als auf andere Damen, wurde aber doch eines Abends am Ende einer langen Galerie

von einem jungen Cavalier: Carnavalet, rauh angedet und aufgefordert, sofort den Degen zu ziehen, weil er Isabellen von Savoyen liebe, um die er sich auch bewerbe. Vergebens betheuerte der Portugiese, daß er kein Weib auf dieser Welt mehr lieben könne, er mußte dennoch ziehen und bald lag Carnavalet blutend zu seinen Füßen. In diesem Augenblicke erschien eine Frauenge- stalt in seiner Nähe. Schmerzlich ergriffen rief er den Namen Inez aus, denn er glaubte sie zu sehen, und entfernte sich eilig; aber es war Isabelle, die ihn suchte und ihm folgte. Die Aehn- lichkeit der schönen blühenden Isabelle mit der todtten Inez über- wältigte ihn, — er gab sich der süßen Täuschung hin und seine Lippen begegneten den Lippen Isabellens.

Träumerisch kam er in seine Wohnung zurück und, um sei- nem Glücke zu entsiehen, wie er früher vor seinem Schmerze geflohen war, befahl er seinem Diener, sofort Alles zur Abreise nach Portugal bereit zu machen. Er war nach Frankreich ge- kommen, um die Ruhe zu suchen, und hatte nur noch größere Qual gefunden.

Mit ihm war für Isabellen alle Freude verschwunden; der Hof mit seinen Festen langweilte sie; ihre Gedanken schweiften in der Ferne umher und ihr Auge funkelte nur dann, wenn man zufällig den Namen Portugal vor ihr aussprach.

Der Marquis von Sande, der das erste Mal abgewiesen worden war, wagte einen neuen Versuch, der indeß ebenfowenig glückte, doch appellirte diesmal Isabelle selbst an die Milde des Königs, vor dem sie auf die Kniee sank.

„Sie wollen also Königin werden?“ fragte sie Ludwig XIV. lächelnd.

— „Sire,“ entgegnete Isabelle, „ich will nach Portugal gehen.“

(Rossini und seine Musik.) Rossini hört es gern, wenn man seine Musik singt, sehr ungern aber, wenn man sie verunstaltet. In Florenz war einst bei der Fürstin D. eine glänzende Gesellschaft von Künstlern und Dilettanten versam- melt und Rossini befand sich auch da. Es wurde viel musizirt und man hielt sich natürlich ausschließlich an die reizenden Schö- pfunge des berühmten Componisten. Unter anderem sang die Herzogin von B. eine seiner schönsten Arien mit einer sehr hübschen Stimme und einer recht guten Methode, aber sie webte eine Menge selbst erfundener Fiorituren ein. Als sie geendet hatte, ergoß sich die ganze Gesellschaft in den lautesten Beifall und die Herzogin, welche ohne Zweifel nach bedeutungsvollerem Beifall strebte, trat, wie zufällig, zu der Gruppe, in welcher Rossini stand, in der Hoffnung, von ihm ein Compliment zu erhalten. Sobald der Componist sie erblickte, wendete er sich auch an sie, aber er sagte: „Sie haben vortrefflich gesungen; von wem ist die Arie?“ —

(Herr und Slave.) In der französischen Guiana machte vor Kurzem ein grauenvoller Prozeß das größte Aufsehen, und wie erzählen ihn hier, weil er einen tiefen Blick in das Wesen der Slaverie thun läßt, wie es leider noch in unseren Tagen

besteht. Einem jungen Slaven, einem Knaben, welcher einem Herrn Perin angehörte, war, während er einen Auftrag besorgte, ganz ohne seine Schuld ein kleines Boot gestohlen worden, und Perin ließ den Armen an eine Leiter binden und ihm fünfzig Peitschenhiebe geben, die ihm den Rücken zerrissen. Damit war aber der grausame Mensch noch nicht zufrieden. Er ließ den Knaben, nachdem er so gepeitscht worden, an einem hohen Pfahle das Gesicht an denselben gedrückt, locker anbinden, ihm einen Strick um den Hals legen und diesen Strick über einen quer liegenden Balken ziehen, so daß der Knabe auf diese Weise an dem Pfahle emporgezogen werden konnte. So gebunden, wurde der Unglückliche noch ein Mal gepeitscht, bis ihm das Blut an dem Körper herabströmte. Der Slavenaufseher schlug, wie Perin glaubte, nicht kräftig genug, er ergriff deshalb selbst die Peitsche, kehrte sie um und schlug mit dem Stiele und endlich mit den Fäusten. Da der Knabe gewaltig schrie, stopfte ihm der Unmensch ein dickes Bambusstück als Knebel in den Mund. Nachdem dies geschehen, legte sich Perin in seinem Zimmer nieder, um auszuruhen. Nach einigen Stunden, als er ausgeschlafen, nahm er einen Stock und schlug damit den noch immer angebundenen Negerknaben, bis der Stock zersprang. Dann ergriff er den über dem Querbalken hängenden Strick, der unten um den Hals des Negers gelegt war, und zog damit den Unglücklichen etwa eine Elle hoch empor. Darauf ging er in sein Haus zurück, um sich eine Cigarre anzuzünden. Als er wieder in den Hof kam, war der Neger todt. Die übrigen Slaven waren durch diese Mißhandlung eines der Ihrigen so empört, daß sie sämmtlich ausbrachen und die Leiche des Gemordeten nach Cayenne brachten, um dort bei dem Gerichte ihren Herrn zu verklagen. Perin erschien vollkommen kalt und ruhig, stützte sich auf sein Recht, das ihm gestatte, seine Slaven zu strafen, und läugnete, den Knaben gemißhandelt zu haben. Das Gericht aber war anderer Meinung und verurtheilte — noch immer zu mild — den Unmenschen zu achtjähriger Zwangsarbeit.

(Die Schauspielerinnen sonst und jetzt.) Ein hoher, ausgezeichnete Offizier warb um die Hand einer berühmten Sängerin, die ihm darauf zur Antwort gab: „Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich Ihnen und Ihrer Familie durch eine solche Verbindung Unannehmlichkeiten bereiten könnte.“ Auch blieb sie unerschütterlich fest bei ihrer edelherzigen Weigerung. Der Offizier war untröstlich und ging in ein Trappisten-Kloster. Das geschah vor sechzig Jahren. Seitdem ist in der Welt vieles anders geworden, und Künstlerinnen, wie die oben erwähnte, giebt es in der Welt nicht mehr.

### Generalcorrespondenz.

Die Künstlerinnen, d. h. die Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen sind in Paris noch fromm und sie besuchen fast ausschließlich die Kirche Notre Dame de Corrette; in dieser Kirche sieht man noch die beiden mit Sammet beschlag-

nen Betstühle der Schwestern Therese und Fanny Gfster; die beiden Schwestern Dumilatre besuchen regelmäßig jeden Sonntag die Messe; Mlle. Forster betet wöchentlich zwei Mal da und die bekannte Sängerin Mad. Stolz geht an keine neue Rolle, bevor sie nicht fünf bis sechs Messen für ihr Glück hat lesen lassen. — Jetzt studirt sie eine Rolle in der neuen Oper von Scribe und Donizetti ein: Don Sebastian von Portugal. Auch von Adam ist nächstens eine neue Oper zu erwarten: „Richard in Palästina“. Am 1. Juli sollten auch die Proben der neuen Oper Meyerbeers: Der Prophet, beginnen, aber der Componist hat die Oper noch nicht eingesandt. Wegen der Proben etc. hatte Meyerbeer mit dem Director des Theaters einen Contract abgeschlossen, den die Revue Parisienne mittheilt und woraus wir uns eine Stelle ausheben wollen: „Die Proben beginnen am 1. Juli und gleichzeitig mit diesen Proben können die keines andern neuen Werkes Statt finden, es möge groß oder klein, Oper oder Ballet oder Uebersetzung einer fremden Oper sein; Herr Meyerbeer erklärt seiner Seite, sich mit fünfmonatlichen Musikproben zu begnügen.“ Auf die Einhaltung aller der in diesem Contract enthaltenen Bestimmungen wurde eine Strafe von 60,000 Francs gesetzt. —

In America, namentlich in Neu-York und vorzüglich in Neu-Orleans soll jetzt eine unerhörte Sittenlosigkeit herrschen. Die Amerikaner copiren die Lächerlichkeiten und die Unmoralität der Zeit Ludwigs XV., ohne die Eleganz und Grazie derselben zu besitzen. Eine Amerikanerin, die vor Kurzem in Paris ankam und da eine „eben so weit fortgeschrittene“ Gesellschaft zu finden glaubte wie in ihrer Heimath, fragte neulich ganz naiv in einem Salon, wo sich auch der Graf S. befand, wer jetzt der Geliebte der Gräfin von S. sei. Der Graf schlug die Augen nieder und da die Dame durchaus eine Antwort haben wollte, so mußte man sich viel Mühe geben, um ihr begreiflich zu machen, daß man in Europa einem Ehemanne nicht zumuthe, solche Geheimnisse zu wissen. — „Da ist es bei uns besser,“ entgegnete die Amerikanerin; „wir machen unsere Männer stets mit dem Namen unserer Geliebten bekannt; man ist so weniger genirt.“ —

Die Insel Skye, eine der Hebriden (Schottlands), deren Bevölkerung sich nur auf 18,000 Seelen beläuft, hat seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts dem englischen Heere 21 Generalleutenants und 1 Generalmajor, 45 Oberstleutenants, 600 Majors, Capitaine, Lieutenants und Unteroffiziere und 10,000 Mann gemeine Soldaten geliefert, überdies 4 Gouverneure von britischen Colonien, 1 Generalgouverneur und 1 Generaladjutanten. Diese von Bergen bedeckte Insel ist nur 20 Meilen lang und wird von außerordentlich rüstigen und unternehmenden Menschen bewohnt, die eine entschiedene Vorliebe für das Kriegs- und Soldatenteben haben. —

Die Zeitungen erzählen viel von einer neuen interessanten und wichtigen Erfindung: In Rochefort, heißt es, hat man ein neues Instrument erfunden, welches alle bisher angenommenen Meinungen über die wahrscheinlichen Ursachen der Winde um-

zuwerfen und ihnen einen ganz neuen Einfluß anzuweisen scheint. Steht dies Instrument auf einem Tische in irgend einem Zimmer und unter einer Glasglocke, so nimmt es nach einigen Sekunden die Richtung des herrschenden Windes an. Es besteht in einem dünnen drei bis vier Zoll langen Holzblättchen, das, wie die Magnetnadel eines Compasses frei auf einer Stahlachse mittelst eines Agathütchens in dem Holze schwebt. An dem einen Ende des Blättchens, etwa ein Drittel der Höhe betragend, befindet sich ein Spalt, in welchem drei bis vier Magnete in gerader Linie, etwa einen halben Zoll auseinander, eingepaßt sind. Diese Magnete sind sehr leicht, aus Uhrfedern gemacht, die man gerade gerichtet und in ein bis drei Zoll lange Stücke zerschnitten hat. Sie sind in einer mit dem Horizont perpendicularlaufenden Richtung angebracht und folglich frei von aller Polarität; ihre Südpole zeigen nach oben, die Nordpole nach unten. Dieses Instrument stellt sich nun immer in die Richtung des Windes und zeigt sogar eine Viertel- oft ein halbe Stunde vorher die Veränderungen an, welche in der Richtung des Windes eintreten werden. —

Die neueste Erfindung in der Gärtnerei ist eine wunderbare Monstrosität, eine Anomalie ohne Gleichen, ein — baumartiges Weilchen. Ist nicht unsere ganze Zeit durch diese zwei Worte geschilbert? Baumartiges Weilchen! Auch das bescheidene Weilchen hat sich empört, auch das Weilchen hat erkannt, was Goethe sagt: Nur Lumpen sind bescheiden! Das Weilchen ist ein Baum geworden und seine Blüten, die sich sonst im Grase versteckten, breiten sich jetzt stolz und hoch in der Luft aus. Die Blume soll bei dieser Erhebung etwas von ihrem Wohlgeruche verloren haben. Was schadet das? Sie wiegt sich jetzt auf hohem Stengel, braucht sich also nicht mehr suchen zu lassen. O tempora, o mores! Die Bescheidenheit hat kein Sinnbild mehr! Welch demüthiges Blümchen wird nun das Weilchen erkennen? —

Aus Rom will man in Frankreich die Nachricht haben, welche indeß gewiß nur erfunden worden ist, um der französischen Eitelkeit zu schmeicheln: der regierende Papst habe die Absicht, den literarischen Triumph zu wiederholen, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts dem Dichter Petrarca auf dem Capitol zuerkannt wurde. Der Held dieses neuen glanzvollen Schauspiels, welches stark an das Mittelalter, das jetzt freilich sehr beliebt ist, erinnern würde, soll — Chauteaubriand sein. —

Bekanntlich hat der holländische Fischer Wilhelm Beukels im Anfange des 15. Jahrhunderts das Einsalzen der Haringe erfunden und dadurch seinem Vaterland eine große Wohlthat gezeigt. Weniger bekannt dürfte sein, daß man in Holland noch immer an einigen Bestimmungen festhält, die von Beukels ausgehen. Jedes Jahr nämlich, im Anfange des Juni, müssen diejenigen, welche auf die Haringfischerei ausgehen, von dem Capitain des Schiffes bis zu dem Schiffsjungen herab, vor dem Bürgermeister ihrer Stadt schwören, ihre Netze nicht vor dem

25. Juni um ein Uhr nach Mitternacht auszuwerfen (Beukels versicherte nämlich, die vor dem 25. Juni gefangenen Haringe hielten sich nicht). Nach einer anderen Bestimmung darf auch der Haringkönig nicht mit gefangen werden. Dieses ist nämlich der Fisch, welcher gewöhnlich vor einem Zuge Haringe vorausschwimmt. Den ersten Haring, der von den Holländern gefangen wird, schickt man dem Könige, der eine gewisse Summe dafür giebt. Sonst erhielt ihn der Bürgermeister von Amsterdam, welcher das Ehrengeschenk mit einer goldenen Medaille belohnte. — Auch haben die Holländer heute noch nicht vergessen, was einst der Kaiser Karl V. zu Ehren Beukels that. Er besand sich in der Nähe des kleinen Forts Bierliet und fragte, was da zu sehen sei. „Das Denkmal Beukels,“ antwortete der Fischer, der den Kaiser fuhr, und der dabei seinen Hut abnahm. Der Kaiser kannte den Namen Beukels nicht und sank deshalb tief in der Achtung des Fischers. Als er erfahren, was der Mann gethan, fuhr er sofort mit seiner Schwester, der Königin von Ungarn, und seinem ganzen glänzenden Hofe an Ort und Stelle und verneigte sich tief vor dem Grabmale des Fischers Wilh. Beukels. —

Der englische Capitain Grenville Koch hat ein Werk über die letzten Ereignisse in China herausgegeben und schildert darin unter andern auch die entsetzliche Angst und Furcht, welche die Chinesen vor den Engländern hatten. Als wir an den Mauern der Stadt (bei der Belagerung von Schin-Kang-Tu) hingingen, sahen wir die Männer, Weiber und Kinder einander die Kehlen durchschneiden und zu Duzenden sich ersäufen. Später ging ich in ein Haus und sah da die Leichen von zwanzig Frauen und Mädchen liegen; alle hatten sich entweder selbst umgebracht, oder waren von ihren Verwandten getödtet worden. In jedem Hause gab es solche freiwillige Opfer. — In einem sehr großen Hause, das einem vornehmen Manne gehört hatte, fanden wir auf den Treppentufen die Leichen zweier Brüder; als wir in den großen Saal hineintrauen, sahen wir drei Frauen, eine Mutter mit zwei Töchtern, dasitzen und zu ihren Füßen die Leichen zweier ältlicher Männer, denen sie den Hals durchgeschritten hatten. In einer Ecke hatten sich zwei junge Mädchen niedergelegt, um so einen lebendigen Soldaten zu verbergen. Die Mutter wollte eben ihren beiden Töchtern das Messer an die Kehle setzen, und es gelang uns mit Mühe, sie von diesem Morde zurückzuhalten. —

Den großartigsten Wintergarten wird nächstens Paris erhalten. Es will eine Gesellschaft mit einem Capital von 25 Millionen Francs zusammentreten, um einen Wintergarten von der Größe des Palais Royal anzulegen, der mit den seltensten Blumen und Büschen bepflanzt, bedeckt und geheizt werden soll. Rundherum will man Läden, Caffeehäuser, Restaurationen, Tanz- und Concertsäle, Bäder, Bibliotheken, sogar ein Theater einrichten. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 30.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Prozeß.

Eine Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

— „Verzeiht, Mylord! Das mag früher so bestimmt gewesen sein, aber seid Lord Durin auf eine so unerklärliche Weise verschwunden ist —“

„Hat Sir Charles Cumming den Vorsitz, und heute entscheidet sich der Prozeß! Meine Nachrichten sind von vorgestern und darum bin ich hier,“ sprach der General mit festem Tone. „Da Euer Vater nicht anwesend ist, ich aber durchaus von dem Gange jenes Rechts Handels Kenntniß haben muß, so will ich mich selbst nach dem Stadthause begeben —“

— „Ja, thut das, Mylord!“ fiel Flora unbefangen ein. „Vielleicht findet Ihr den Vater dort — er müßte längst sonst hier sein — denn wie ich vorhin hörte, sind eine Menge der wilden Armstrongs nach der Stadt gekommen und es soll auf dem Plage ein arger Zusammenlauf sein. Die Anwesenheit eines angesehenen Mannes würde die Leute beschwichtigen. Sie müssen sehr aufgebracht sein — Gott weiß, weshalb! — denn ein Haufe, der vor einer Viertelstunde die Straße hinunterzog, rief in Einem fort: „In die Hölle mit dem alten Noll!“ — Wißt Ihr vielleicht, Mylord, wen sie unter dem „alten Noll“ gemeint haben?“

„An den Galgen mit den Canaillen!“ schrie Cromwell, als er seinen ihm wohlbekannten Spottnamen hörte, doch sagte er sich sogleich. — „Wen sie gemeint

haben?“ sagte er sanft lächelnd. „Du liebe Zeit! Irrend einen rechtschaffenen Mann, der in seinem christlichen Sinne für ihr Bestes sorgt, was die bethörten Leute nicht einsehen, und dessen Knie wund geworden vom Beten für das Heil dieser unglücklichen drei Nationen. — Hört, liebes Fräulein!“ sagte er, nachdem er eine Weile nachgedacht. „Ich will nicht auf das Stadthaus gehen. Man könnte sagen, daß ich mich in den Gang des Rechts Handels einmischen gewollt, wenn es kund würde, daß ich dort gewesen. Demungeachtet möchte ich dem Ritter von Traquair gern nützlich werden, die Richter günstig für ihn stimmen und seine Sache auf eine gute Weise schnell zu Ende bringen. Dazu könntet Ihr mir behilflich sein.“

— „Gern! Vom Herzen gern, Mylord! Sagt nur, was ich thun soll!“ sprach Flora hastig.

„Es ist nöthig, daß ich den Vorsitzenden des Gerichtshofs spreche,“ sagte Cromwell. „Hättet Ihr vielleicht einen vertrauten Diener, den ich auf das Stadthaus senden könnte —“

— „Mit einem Billet? Nicht wahr?“ fiel Flora ein. „Ich will sogleich —“

„Schreiben?“ sagte Cromwell. „Nein, liebes Fräulein, ich schreibe ungern. Schreiben möchte ich eben nicht, aber ich wünschte dem Präsidenten ein paar Worte sagen zu lassen und zu besserer Beglaubigung Eurem Diener meinen Siegelring mitzugeben.“

— „Vortrefflich!“ rief Flora. „Euer Auftrag, Mylord, soll bestens besorgt werden. Hoffentlich ist er

nicht sehr verwickelt, denn die Fassungsgabe unsers alten John ist nicht die allerbeste.“

„Der Auftrag ist äußerst einfach! Ein Kind kann ihn ausrichten,“ versetzte der General. „Seht, mein Fräulein, der Ritter von Traquair gehört zur Partei der Uebelgesinnten, er ist mir persönlich abgeneigt, aber heißt es nicht: „Liebet Die, so Euch hassen, betet für Die, so Euch verfolgen und beleidigen? und so möchte ich gern den Präsidenten des Gerichtshofes in meinem einfältigen Sinne ansehen, daß er die Angelegenheit meines Widersachers nicht aufs Aeußerste treibe, sondern eine gütliche Vermittelung zu bewirken suchen und solche so viel als möglich beschleunigen solle.“

— „Ist es möglich, Mylord,“ sagte Flora mit Erstaunen, „daß Ihr wirklich so versöhnlichen Herzens gegen einen Mann, den Ihr Euren Widersacher nennt —“

„Ach,“ sagte Cromwell mit gen Himmel erhobnem Blicke, „sollte es denn so schwer sein, daß Einer die Schwächen des Andern erträgt, daß man die segnet, die uns fluchen? Wahrlich, man thut dem Geist wehe, wenn man nicht bereit ist, seinem Feinde zu vergeben, wäre es auch siebenundsiebzig Mal des Tages. — Ist aber,“ fragte er plötzlich mit scharfem Tone, „der Diener, den ich nach dem Stadthause senden möchte, ein Mensch, auf den man sich verlassen kann? Wäre er ein Verräther, so soll er hängen, so wahr ich Oliver Cromwell heiße.“

— „Er ist ein treuer, ganz zuverlässiger Mensch,“ versetzte Flora. „Wollt Ihr ihn selbst abfertigen, oder soll ich es thun?“

„Ich glaube,“ sagte er nach einigem Nachdenken, „es ist besser, wenn er aus Eurem Munde den Auftrag vernimmt.“

— „Und dieser lautet?“ fragte das Fräulein.

„Der Diener soll den Präsidenten heraustrufen lassen und ihm sagen: der Mann, der ihm seinen Siegelring sende und den er kenne, wolle den eben verhandelten Prozeß zu einem guten und schnellen Ende gebracht sehen, weshalb er ihn heute noch zu sprechen wünsche, morgen aber erst das Urtheil gefällt werden möge.“

Eben zog Cromwell seinen Siegelring vom Finger und war im Begriff, ihn Flora hinzureichen, als diese etwas übereilt ausrief:

— „Gebt her, Mylord! Wie glücklich wird sich der junge Mann schätzen —“

„Der junge Mann?“ sagte der General die Hand

zurückziehend. „Wie wißt Ihr, daß der Ritter von Traquair ein junger Mann ist?“

— „Ihr sprecht von diesem?“ sagte Flora schnell besonnen. „Ich meine Sir Charles Cumming, und daß dieser sich freuen wird, einen Feind in einen dankbaren Verehrer des großen Mannes, der eben so zu verzeihen weiß, als er stark ist, die Feinde der großen Sache zu Boden zu schlagen, umzuwandeln zu können.“

„Gott sei gedankt, wir sind allerdings ein Hebel gewesen!“ sagte Cromwell geschmeichelt. — „Indeß,“ setzte er das Mädchen scharf beobachtend hinzu, „Ihr nennt Sir Charles Cumming einen jungen Mann. Er ist beinahe fünfzig Jahr alt.“

— „Aber munter und rüstig!“ sprach Flora fest. „Im Gegensatz unserer jungen Herren, die mir alle so matt und schläfrig vorkommen, möchte ich Euch selbst einen Jüngling nennen.“

„Ach, es beliebt Euch mit Eurem Diener zu scherzen,“ versetzte lächelnd der General. — „Doch vergessen wir nicht unser Geschäft! Hier habt Ihr den Siegelring.“

Schnell wie ein Zephyr war Flora zu Thüre hinaus. Nach wenigen Augenblicken kehrte sie mit der Nachricht zurück, daß sie den Bedienten abgefertigt habe. Das Mädchen war in ihrer Unterhaltung nie liebenswürdiger, munterer, scherzhafter gewesen, und Cromwell fand sich davon äußerst angezogen. Er verglich sie mit der jüngsten seiner drei Töchter, die sein Liebling war, und fand, daß ihr ganzes Wesen mit derselben eine ungemeine Aehnlichkeit habe. Es gab sogar einen Moment, wo ihm sein Herz aufzugehen schien.

„Ach, mein Fräulein,“ sagte er, nachdem er ihre Plaudereien mit sichtlichcr Theilnahme angehört, „wenn ich Eure liebliche Rede vernehme, so verführe ich mich ganz in die Zeit, wo ich keine glücklichern Stunden kannte, als wo ich mein jüngstes Kind auf den Knien schaukelte und die älteren ihre unschuldigen Spiele zu meinen Füßen trieben. Das waren glückliche Zeiten! Jetzt ist Alles anders. Zwietracht hat sich in den kleinen Kreis, der mein ganzes Glück einschloß, Bahn gebrochen. Meine Kinder sind erwachsen, aber nur ihre Angesichter deuten noch darauf, daß sie Kinder eines Vaters und einer Mutter sind, ihre ganze Denkweise ist streng von einander geschieden. Solltet Ihr glauben, daß, während meine älteste Tochter, die Braut des Obersten Desborough, eine leidenschaftliche Republikanerin ist, meine jüngste eine eben so leidenschaftliche Anhängerin der Stuarts ist, und selbst mein jüngerer

Sohn, fast ein Knabe noch, neigt sich dahin! Während ich, obwohl ein Herz wie ein Anderer in der Brust tragend, dieses dennoch mit dreifachem Erz umgeben muß, um auszurichten, was mir der Herr aufgetragen bei dem großen Werke, das sich vorbereitet, überläßt sich mein ältester Sohn, Richard, der mir ein Gehülfe, eine Stütze sein könnte, weichlichen Gefühlen, unwürdigen Belustigungen, in denen er seine Jugendzeit vergeudet. — Glaubt mir, Fräulein, es ist ein Glück und ein Unglück Kinder zu haben, und das letztere wird überwiegend, wenn wir sehen, daß diese emsig geschäftig sind, die Grundsteine, die wir zum Baue des ersteren mühsam gelegt, mit Lust aus den Fugen zu reißen.“ —

Während Cromwell sprach, hatte Flora ihr Auge fest auf ihn gerichtet. Seine sonst so kalten, falschen Züge schienen einen ganz andern Ausdruck angenommen zu haben, ein tiefer Schmerz blickte aus dem grauen, düstern Auge, ein flüchtiges Roth erschien und verschwand auf der erdfahlen Wange, die Empfindungen getauschter Hoffnungen und verlorenen Glückes zitterten in den blaffen, schmalen Lippen. Es erregte ein eigenes Gefühl in Flora, daß der Mann, der durch die Schrecken seines Namens den Thron von England erschüttern, Tausende tapferer Männerherzen erbeben machen konnte, erklärte, daß er außer Stande sei, den kleinen Kreis, für den er sich ein langes Leben abgemüht, beherrschen, fünf Seelen, die er liebte, unter einander und mit sich verständigen zu können. — Flora war tief ergriffen, als sie endlich sah, daß unter der grauen Wimper des Mannes, der wie der Bürgengel bei Worcester und Naseby mit Menschenleben gehauset, dessen Herz kein Erbarmen kannte, und wenn der Weg, den er sich vorzeichnet, auch über ein Königshaupt gehen sollte, sich eine Thräne hervordrängte und über die gerunzelte Wange herabsfloß.

Kaum hatte Cromwell indeß das letzte Wort gesprochen, als es ihn auch bereits zu reuen schien, daß er sich von seinen natürlichen Gefühlen hatte überraschen lassen.

„Ihr dürft Euch nicht wundern,“ sagte er, indem sein Blick finster und finsterner wurde, „daß Ihr mich auf diese Weise reden hörtet. Es ist die menschliche Schwachheit, die sich dann und wann auch bei stärkeren Seelen geltend macht, ein unwillkürlicher Schmerzensausschrei der Natur, ganz würdig unserm Kleide von Roth und Staub. Wer da berufen ist, das betrübt Volk dieses Landes aus der Slaverei zu erlö-

sen, Israel aus der Gefangenschaft zu befreien, sollte freilich derselben nicht unterworfen sein. — Ich werde,“ sagte er und der Ausdruck seiner Züge wurde nach und nach so falsch und kalt wie gewöhnlich, „die nächste Nacht auf meinen Knien im Gebet zubringen, daß der Herr mir verzeihe, wenn ich, der bestimmt ist, sein heiliges Werk zu verrichten, manchmal auch an unbedeutende Angelegenheiten meiner Person und Familie gedacht, und so bitte ich Euch, mein Fräulein, daß Ihr vergessen wollet, was und wie ich zu Euch geredet.“

Cromwell sprach nun wie gewöhnlich in seiner pietistischen, heuchlerischen Weise über die Angelegenheiten des Tages, wo er nicht unterließ, Versuche zu machen, das Mädchen über die Gesinnungen der Bewohner der Umgegend, vorzüglich der Leute, mit denen der Lord Provost Umgang hatte, auszuforschen. Dies hatte eine Weile gedauert, als sich plötzlich die Thüre öffnete und Reginald hastig hereinstürzte. Flora erschrak ein wenig, doch wie sie sah, daß das Auge des jungen Mannes vor Freude glänzte, suchte sie sich augenblicklich zu fassen. Reginald eilte sogleich auf Cromwell zu.

„Mylord,“ sagte er, „ich habe Euch ein großes Unrecht abzubitten! Ich hielt Euch für meinen Feind, und jetzt sehe ich mich verpflichtet, Euch für die Großmuth, die Ihr bei Gelegenheit meines Prozesses bewiesen habt, meinen wärmsten Dank abzustatten.“

Cromwell warf bei den Worten des Ritters einen argwöhnischen, stechenden Blick seines düstern Auges auf Flora, die sogleich das ihrige verwirrt zu Boden schlug.

— „Ich wüßte nicht,“ sagte er kalt, „daß Ihr mir etwas in dieser Angelegenheit zu danken hättet; Ihr scheint Euch in der Person zu irren.“

„Es ist edel von Euch, Mylord,“ sagte Reginald mit Wärme, „daß Ihr den Dank ablehnet, denn ich kann nicht glauben, daß Ihr es thuet, weil Ihr solchen für allzugerung achtet. Seid versichert, daß ich von Eurer Güte gerührt bin, und wenn ich mich auch verpflichtet halte, die Sache, die Ihr führet, auf Tod und Leben zu bekämpfen, so werde ich dennoch zwischen dieser und Eurer Person einen Unterschied zu machen wissen und mich nicht eher beruhigen, bis ich eine Gelegenheit gefunden habe, Euch meine Dankbarkeit zu beweisen.“

— „Es ist schön von Euch,“ sagte Cromwell lächelnd, „daß Ihr nicht ferner denen beistimmen wollet, die mich, während ich auf den Knien liege und den Herrn für das Wohl meiner Feinde ansehe, für einen

sie verwünschenden Simei, für einen spottenden Rab-  
sakes, einen blutdürstigen Doeg halten, und es ist mei-  
nem Herzen eine größere Freude, Euere Seele für die  
Wahrheit gewonnen, als sie nach Tophet gesendet zu  
wissen, dennoch weiß ich in der That nicht —“

„D läugnet doch nicht, Mylord, daß Ihr einen  
Diener des Lord Provost mit Eurem Siegelring an  
Sir Charles Cumming gesendet und diesem empfohlen  
habt, daß er meine Sache schnell beendigen und auf  
jede Weise einen Vergleich zu Stande zu bringen suchen  
möge!“ rief Reginald, indem er den Ring Cromwell's  
aus seiner Schärpe zog und diesen dem General zurück-  
gab. „Die offene Erklärung des Präsidenten, daß dies  
Euer Wunsch sei, bewog meinen Gegner, den Staats-  
anwalt, einen Theil seiner Forderungen nachzulassen,  
ich that gleichfalls, was möglich war, und so kam ein  
Vergleich in Ausführung, der sogleich besiegelt und ver-  
brieft wurde.“

— „Wirklich? — Nun das freut mich!“ sagte  
Cromwell, doch der drohende Blick, den er auf das  
Fräulein warf, widersprach ziemlich diesen Worten.  
„Uebrigens habt Ihr dieser Dame mehr als mir, ja  
fast ihr allein zu danken —“

„D ich dachte es mir wohl!“ unterbrach ihn der  
junge Mann mit Wärme. „Ich dachte es mir, daß  
Flora die Sache bei Euch aufs Beste bevormortet habe.“

— „Ihr kennt das Fräulein also?“ fragte Crom-  
well, ohne ein Auge von Flora zu wenden, die um-  
sonst so viel Muth zu fassen suchte, um dem Blicke  
des Generals zu begegnen.

„Ei freilich!“ rief Reginald munter. „Wir ken-  
nen uns seit längerer Zeit, und ich denke, nun mein  
Rechtsstreit ausgeglichen ist, wird Sir David weiter  
nichts mehr einzuwenden haben, wenn ich seine Toch-  
ter als meine Verlobte und Euch somit als den Mit-  
urheber meines künftigen Glückes betrachte.“

— „Aha! So steht die Sache?“ sagte Cromwell  
bedächtig mit dem Kopfe nickend. „Ich hätte es fast  
ahnen können. — Hm, Ritter, Ihr werdet bei Euren  
Angelegenheiten an Eurer Gemahlin eben keinen un-  
ersfahrenen Rathgeber haben, und ich wünsche nur, daß  
ihr Rath immer zu einem guten Ende führe.“

Cromwell sprach diese Worte mehr gegen Flora  
gewendet und in einem rauhen fast drohenden Tone  
aus.

— „Uebrigens,“ sagte er nach kurzem Nachdenken  
in seinem gewöhnlichen heuchlerischfrommen Tone, „freue  
ich mich, daß ich, wenn auch fast nur zufällig, beige-

tragen, Eure Vermögensangelegenheiten zu retabliren.  
Ihr werdet vielleicht einsehen lernen, daß es unbeson-  
nen von Euch sei, wie so viele unserer Edelleute ihr  
Hab und Gut einer verlorenen Sache zu opfern. Oft  
habe ich den Herrn gebeten, daß er den Söhnen der  
Männer, die unter Robert Bruce und Wallace tapfer  
für das Wohl des Landes gefochten, einsehen lasse, daß  
ihre Wege übel sind. Ich bin auch kein Feind des  
Adels, wie Manche glauben, noch weniger gegen dies  
oder jenes Geschlecht desselben erbittert. Stehet nicht  
geschrieben: „Hauet nicht ab die Stämme der Fami-  
lien der Kohathiten unter den Leviten?“ Auch denke  
ich keinesweges, daß Ihr gemeint, als hätten Euch  
Euer Recht und Eure Besizthümer sollen in dem Pro-  
zeß geschmälert werden, denn heißet es nicht im sechs-  
unddreißigsten Kapitel des vierten Buches Moses: „Ein  
Jeglicher soll seines Vaters Erbe behalten?“ Noch we-  
niger denke ich an eine Vermischung der Stände dieses  
armen Landes, denn wir lesen in dem ebengenannten  
Kapitel desselben Buches: „Das ist's, das der Herr  
gebietet den Töchtern Zelaphebads und spricht: Laß sie  
freien wie es ihnen gefällt; allein daß sie freien unter  
dem Geschlecht des Stammes ihres Vaters.“ — Und  
so denke ich,“ setzte er, wie es oft seine Gewohnheit  
war, rauh hinzu, „Ihr werdet es Euch zwei Mal  
überlegen, ehe Ihr nochmals den Grimm Derer reizet,  
die stärker sind als Ihr.“

Es lag eben nicht in den Gewohnheiten oder der  
Gemüthsweise Reginald's, offene oder versteckte Drohun-  
gen ruhig hinzunehmen; in diesem Augenblicke aber,  
wo es ihm noch nicht klar war, welchen Antheil Crom-  
well an der Beendigung seiner Angelegenheit hatte, wo  
er diesem jedenfalls verpflichtet zu sein glaubte, begnügte  
er sich zu sagen, daß er in seinem Kampfe für den  
König und dessen Haus in jeder Beziehung seine Pflicht  
zu thun gedenke, daß er aber auch bei deren Ausübung  
niemals vergessen werde, was er dem General zu ver-  
danken habe.

Da Cromwell der Mann war, der eine offene red-  
liche Erklärung — vielleicht eben weil ihm eine solche  
so schwer vorkam — zu schätzen wußte und er nicht  
leicht einen Gegner reizte, den er noch zu gewinnen  
hoffen durfte, so gestaltete sich die nun folgende Unter-  
haltung in einer Weise, daß Sir David Lawrie, als  
er die Beiden noch in derselben begriffen antraf, nicht  
wenig darüber verwundert war, und weit weniger über  
die glückliche Beendigung des Prozesses, als daß Crom-  
well zu derselben beigetragen erstaunte. — —

Es waren indeß seit der Gefangennehmung Lord Durin's vierzehn lange Tage vergangen. Der unglückliche Präsident konnte dieselben nur durch den Umstand, daß die in der Thüre angebrachte Drehmaschine regelmäßig jeden Mittag zu knarren begann, von einander unterscheiden. Jedes Mal, wenn dies der Fall war, bat er den unsichtbaren Kerkermeister flehentlich, ihm lieber den Tod zu geben, als ihn in diesem entsetzlichen Zustande fortleben zu lassen. Alles Flehen und Bitten war indeß umsonst; niemals erhielt er nur eine Sylbe Antwort; und verzweifelnd warf er sich zur Erde, wenn er die Schritte des sich wieder Entfernenden ertönen hörte. Schon dachte er daran, seinem Leben ein Ende zu machen, als eines Tages, nachdem kaum zehn oder zwölf Stunden seit der Mittagszeit vergangen waren, ganz unvermuthet die Tritte des unbekanntes Quälgeistes erschallten, der Schlüssel bald darauf ins Schloß gestoßen und die Thüre geöffnet wurde. Der riesenhafte Mann im Mantel, der ihn hierher gebracht, trat herein.

„Kommt Ihr, meinem Leben ein Ende zu machen, so seid gesegnet!“ sprach Lord Durin mit Ergebung.

Der Unbekannte antwortete nicht, sondern nahm langsam seinen Mantel ab, breitete ihn auf die Erde und ergriff plötzlich den Lord.

„Herr in Deine Hände —“ rief dieser, da er meinte, es handele sich in diesem Augenblicke um Kopf und Kehle, aber der Fremde machte wie früher ein Packet aus dem Präsidenten, und indem er dieses sich auf die Schulter warf, sagte er wie vor sich hin:

„Es ist doch erstaunlich, wie ein Mensch bei vierzehn Tagen strenger Diät so federleicht werden kann!“

So wie der Mann mit seiner Last im Burghofe ankam, erblickte Durin seinen alten wohlgefattelten Apfelschimmel, der auf ihn harrte. Der Fremde, einen unbekanntes „Pibroch“ (Kriegsmarsch) pfeifend, befestigte das Packet wieder so ruhig wie früher auf dem Sattel des Pferdes, sprang auf die Groupe des Lettern und fort ging die Reise. — Der Mond schien zwar ziemlich hell, aber dennoch erkannte Durin durchaus keinen Gegenstand, der ihm hätte sagen können, wo er sich eigentlich befände; es waren lauter wilde, wenig betretene Wald- und Gebirgspfade, die der Fremde einschlug. Eben so wenig antwortete ihm derselbe auf irgend eine Frage: was er eigentlich mit ihm vorhabe, nur wenn der Lord über Schmerzen klagte, die seine Lage ihm verursachten,

ließ der Fremde die Stricke des Packets ein wenig nach, oder kehrte dieses auf eine andere Seite.

Der Ritt mochte so gegen drei Stunden gedauert haben, als der Unbekannte plötzlich den Schimmel anhielt, absaß und den Lord vom Pferde hob. Mit Erstaunen erblickte dieser sich an der wohlbekannten Stelle am Ufer des Leith, wo er den Unbekannten zuerst getroffen. Er zitterte bei dem Gedanken, daß dieser wohl gesonnen sein könnte, ihn mit gebundenen Händen und Füßen in den Strom zu stürzen, doch bald überzeugte er sich, daß er keine so grausamen Absichten hege. Summend und pfeifend löste der Unbekannte die Stricke, stellte den Lord auf die Füße, nahm den Mantel, nachdem er den Staub abgeschüttelt, um seine Schultern, und winkte dem Gefangenen sich zu Pferde zu setzen. Daß das Letztere nicht vergeblich war, läßt sich leicht ermessen. Lord Durin hatte in seinem Leben noch nie so schnell das Pferd bestiegen. Jetzt trat der Unbekannte dicht an das Letztere.

„Mylord!“ sagte er in rauhem Ton, „ich könnte Euch einen Eid leisten, oder doch mindestens versprechen lassen, gegen keine menschliche Seele je zu erwähnen, was mit Euch vorgegangen; dies würde jedoch mir wenig helfen. Ihr, als ein ächter Rundkopf, als einer der vorzüglichsten Heiligen Cromwells, würdet, wenn es sonst in Euren Kram taugte, Eid und Versprechen verletzen und schon einen Bibelspruch finden, der es Euch erlaubte, und dazu, wäre es auch wie die Faust aufs Auge, paßte. Ich sage Euch daher bloß: Wenn Ihr irgend einer sterblichen Seele sagt, was mit Euch vorgegangen, wenn Ihr Nachforschungen anstellt, warum mit Euch, wie geschehen, verfahren worden, wenn Ihr Euch an irgend Jemand deshalb zu reiben oder zu rächen sucht, so befindet Ihr Euch in kürzester Zeit wieder da, wo Ihr Euch befunden habt, nur mit dem Unterschiede, daß ich Euch dort verhungern lasse, oder mit eigener Hand den Hals umdrehe. — Und nun, Mylord, reitet in des Teufels Namen!“ —

Ruhig schritt der Fremde nach dem kleinen Gehölz, das in der Nähe lag, aber noch war er nicht zwischen dem Gezweig verschwunden, als Lord Durin dem Schimmel die Fersen in die Seiten drückte und so schnell davon sprengte als ob der Fremde, mit dem Vorsatz seine Drohungen wahr zu machen, hinter ihm auf der Groupe des Pferdes säße. —

Längere Zeit war vergangen, die politischen Verhältnisse Großbritanniens hatten sich sehr verändert, das Haupt des unglücklichen Königs war gefallen,

Cromwell beherrschte das Reich mit eisernem Scepter, und Reginald hatte sich mit Flora, die seine glückliche Gattin geworden war, in die Stille des Landlebens zurückgezogen, als dem Ritter von Traquair einst gemeldet wurde, daß einer seiner Clansleute, der auf dem Todtbette liege, ihn dringend zu sprechen verlange. Reginald, welcher ohnehin von großer Anhänglichkeit und Liebe zu seinen Untersassen beseelt war, setzte sich eiligst zu Pferde und sprengte nach der, einige Stunden entfernten Wohnung des Sterbenden. Er traf einen großen, aber bis zum Gerippe abgezehrten Landmann auf einem ärmlichen Lager liegend, zu dessen Haupte ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren stand, und an dessen Seiten fünf hübsche Knaben verschiedenen Alters knieten.

(Beschluß folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Furcht vor Auferstehung.) Kürzlich erschienen zwei junge Aerzte in einer kleinen Stadt, um dort durch Magnetismus Wunder zu thun, denn sie kündigten an, daß sie nicht nur fast jede Krankheit zu heilen im Stande wären, sondern auch Todte wieder zu erwecken vermöchten. Anfangs lachten die Leute in der kleinen Stadt, aber die Bestimmtheit, mit welcher die beiden Fremden von ihrer Kunst sprachen, machte sie doch bald bedenklich; als dieselben dann gar erklärten, sie wären bereit, nach drei Wochen an dem und dem Tage auf dem Gottesacker irgend einen Todten, den man ihnen bezeichne, wieder in das Leben zu rufen, und als sie, zur größeren Sicherheit, selbst darauf antrugen, man möchte sie die drei Wochen über bewachen, damit sie nicht entweichen könnten, gerieth die Stadt in eine seltsame Aufregung. Je näher der entscheidende Tag heranrückte, um so mehr Gläubige fanden sich, bis endlich die Vernünftigen nirgends mehr zu Worte kamen. Am Tage vor dem großen Experimente auf dem Kirchhofe erhielten die beiden Fremden sogar einen Brief von einem angesehenen Manne in der Stadt, in welchem es hieß: „Ich gestehe, daß ich nicht mehr schlafen kann. Ich hatte eine Frau, die keineswegs ein Engel war; vor einiger Zeit habe ich sie, Gott sei Dank! begraben lassen —, jetzt aber muß ich besorgen, daß Sie bei Ihrem Versuche auf dem Kirchhofe vielleicht gerade meine Frau wieder lebendig machen. Verschonen Sie uns um Gotteswillen mit der Ausübung einer so gefährlichen Kunst, und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen für die Unterlassung 50 L'vor anbiete.“ Dieser Brief eröffnete die Reihe einer großen Menge nachfolgender ähnlicher; ein Neffe, welcher einen reichen Onkel beerbt hatte, beschwor die Künstler scheinlich, den Alten doch ja ruhig fortschlafen zu lassen, und erbot sich ebenfalls, eine nicht unbedeutende Summe zu zahlen, wenn sie seinen Wunsch erfüllten; mehrere untröstliche Wittwen er-

schiienen persönlich, um zu bitten, ihre Männer, die sie noch beweinten, nicht wieder lebendig werden zu lassen, und viele Schuldner fürchteten das drohende Wiedererscheinen ihrer verstorbenen Gläubiger. In der größten Angst gingen die Aerzte der kleinen Stadt umher, weil sie fürchteten, diejenigen wieder aufstehen zu sehen, die sie — unter die Erde gebracht hatten. Der Bürgermeister, der die Ruhe des Städtchens nicht erhalten zu können fürchtete, wenn wirklich die Todten wieder auferweckt würden und dadurch eine plötzliche Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse einträte, erließ endlich ein halboffizielles Schreiben an die beiden jungen Wundermänner, worin er sie aufforderte, in der ihm anvertrauten Stadt von ihrer Kunst keinen Gebrauch zu machen, sondern sogleich abzureisen, dagegen sich erbot, ihnen eine große Summe aus dem allgemeinen Säckel zu zahlen und ein Zeugniß auszustellen, daß sie wirklich Todte zu erwecken im Stande wären. Die beiden Magnetisireur willigten aus Menschenfreundlichkeit ein, nahmen das Geld und die Bescheinigung und reifeten ab. Sie hatten wirklich den Beweis geliefert, daß sie Todte zu erwecken im Stande wären, nämlich die alten — Schildaer.

(Mlle. Lenormand.) Die berühmte Pariser Wahrsagerin, welche seit der Revolution dort eine große Rolle spielte, ist am 25. Jun gestorben und alle Zeitungen theilen Anekdoten aus dem ereignisreichen Leben der merkwürdigen Frau mit. Schon als Kind von sieben Jahren soll sie einen Beweis von ihrer Gabe, in die Zukunft zu blicken, abgelegt haben, indem sie in dem Kloster, in welchem sie den ersten Unterricht erhielt, voraussagte, die Superiorin würde abgesetzt werden. Die kleine Prophetin erhielt für diese Bemerkung Strafe, die Prophezeiung ging aber nichts desto weniger sehr bald in Erfüllung. Die meisten der berühmtesten Männer und Frauen in der Zeit der Revolution, des Kaiserreiches und der Restauration haben sich irgend einmal bei der Zauberin Rath's erholt; häufig ließ sie die Kaiserin Josephine zu sich bescheiden, der sie unter anderem auch vorausgesagt haben soll, daß sie geschieden werden würde. Der Kaiser erfuhr dies und gerieth in heftigen Zorn, weil er glaubte, einer seiner Vertrauten habe seinen geheimen Plan ausgeplaudert. Die Zauberin wurde sofort verhaftet und zu dem Polizeiminister gebracht, der sie bei dem Eintritte spöttisch fragte, ob sie in ihren Karten gelesen habe, daß sie diesen Tag verhaftet werden würde. „Nein,“ entgegnete die Lenormand, „ich glaubte, man wüßte meinen Rath, und ich habe deshalb meine Karten mitgebracht.“ Sie legte dabei ganz gelassen die Karten auf, während der Minister ihr erklärte, daß sie in das Gefängniß wandern müßte und in demselben wahrscheinlich lange bleiben würde.

„O, ich werde früher entlassen werden, als Sie glauben, denn der Herzog von Rovigo wird nächstens Ihr Nachfolger.“ Bekanntlich traf dieses ein.

Seit vierzig Jahren hat sie eine ziemlich versteckt gelegene Wohnung inne gehabt, über welcher man las: „Mlle. Lenor-

mand, Buchhändlerin." Sie hatte sich ein Buchhändlerpatent gelöst, um ihre Schriften an den Mann zu bringen. Wer zu ihr kam, wurde in ein Zimmer geführt, das durchaus nichts Ungewöhnliches hatte. Sie verschmähte die gewöhnlichen Zauberapparate. In der letzten Zeit war sie eine dicke, kleine, muntere Frau mit blondem, falschem Haar und einem halborientalischen Turban. Sonst erschien sie ziemlich wie eine Hökerin gekleidet. Ihre erste Frage ging stets dahin, wie viel die Person, die sie besuchte, bezahlen wolle. Sie hatte nämlich verschiedene Taxen, zu 6, 10, 20 bis 400 Fres. Wenn man über den Preis einig geworden, so ließ sie sich die linke Hand zeigen, fragte, wie alt man sei, welche Blume man besonders vorziehe und welches Thier man am meisten hasse. Dann legte sie die Karten auf und begann mit einer Schilderung des Charakters und der Neigungen der Person, die vor ihr saß, die sie aber kaum ansah. Sie schien in den Karten wie in einem Buche zu lesen.

Zu den berühmten Personen, die sich häufig bei der modernen Sybille einfanden, gehörten Barras, Tallien, der Maler David, der Fürst von Talleyrand, Talma, der General Moreau, Denon, der Herzog von Berry. Auch der Kaiser Alexander war bei ihr. Mehrere hochgestellte Personen des Auslandes standen in Briefwechsel mit ihr, und alle Frauen der schönen Welt in Paris fanden sich in der Wohnung der Zauberin ein, um durch dieselbe den Schleier der Zukunft lüften zu lassen.

Sie hinterließ ein Vermögen von einer halben Million Fres. Wenn sie Denkwürdigkeiten hinterlassen, alle Briefe aufbewahrt, die Namen aller Personen aufgezeichnet hat, die sich an sie wendeten, so haben diese Papiere einen Werth von wenigstens ebenfalls einer halben Million.

(Der Spargel als Heilmittel.) Ein englischer Arzt behauptet neuerdings, man schähe die Eigenschaften des Spargels lange nicht hoch genug, da leichte rheumatische Leiden in wenigen Tagen geheilt würden, wenn die Leidenden Spargel äßen, und selbst schwere, lang eingewurzelte rheumatische Schmerzen erführen wenigstens eine bedeutende Milde rung, namentlich wenn der Kranke sich dabei des Genusses alles Sauereren enthalte.

(Seltene Aufopferung einer Frau.) Der Fürst E. wurde wegen eines Vergehens zu Strafarbeit in den Uralischen Bergwerken und, nach Ablauf derselben, zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Er hatte eine junge schöne Frau, die aus einer sehr angesehenen Familie stammte, und die ein neues Beispiel von der grenzenlosen Aufopferung gegeben hat, deren ein weibliches Herz fähig ist. Sobald sie Nachricht von dem Schicksale erhielt, das ihrem Gemahl bestimmt war, bat sie stehentlich um die Erlaubniß, mit demselben in die Verbannung gehen zu dürfen. Sie erhielt diese Erlaubniß, und ertrug vierzehn Jahre lang Kälte, Hunger und Mühfal aller Art, bloß um durch ihre Gegenwart das Schicksal ihres Gatten einigermaßen zu lindern. Sieht es irgend ein Beispiel

von aufopfernderer Liebe, von edlerem Heldenmuth? Der Himmel belohnte aber auch die seltene Liebe. Als Fürstin hatte die edele Frau die Mutterfreuden nicht gekannt, als Frau eines Sträflings in den Uralbergwerken aber gebar sie in den vierzehn Jahren vier Kinder, die sie mit aller Sorgfalt erzog. Als die vierzehnjährige Strafzeit ihres Mannes abgelaufen war, und derselbe nach Sibirien gebracht wurde, um da ein ihm zugewiesenes Landstück urbar zu machen und den Rest seines Lebens zuzubringen, wich die bewundernswürdige Frau ebenfalls nicht von ihm, sondern folgte ihm in die kalte menschenleere Dede, wo sie Mühseligkeiten aller Art erwarteten. Die bewundernswürdigsten Heldenthaten können sich mit dieser That eines liebenden Weibes nicht vergleichen.

(Ein Vorwand.) Die Frauen haben bekanntlich gern einen Vorwand für ihre Gänge. Dies wird am Schlagendsten durch einen hübschen Vorfall bewiesen, der kürzlich in einer großen Stadt vorgekommen ist. Die Gräfin . . ., eine sehr geistreiche und sehr schöne junge Frau, schien lebhaft ein Bad in ihrem Hause zu wünschen. Ihr Gemahl, der ihr jeden Wunsch zu erfüllen sich bestrebte, beillte sich auch sofort, diesen auszuführen, zumal er ihm aus vielen Gründen ganz recht war. Die Gräfin schien entzückt zu sein. So ging es einige Monate lang, worauf die schöne Gräfin ganz wie früher ausging, da sie ihrem prächtigen, höchst bequemen Badezimmer die gewöhnliche Zinkwanne in der Badeanstalt vorzog. Eines Morgens erschien der Graf in dem Zimmer seiner Gemahlin und fand sie nicht. „Wo ist sie?“ fragte er. — „Im Bade,“ antwortete man ihm. „Seltzam!“ murmelte der Graf. Unterdeß kam die Gräfin zurück und er fragte sie mit ziemlich langem verdrüßlichem Gesicht: „Du kommst aus dem Bade?“ — „Ja.“ — „Nisfällt Dir das Badezimmer, das ich Dir habe einrichten lassen?“ — „Keineswegs; es ist vortreflich, wunderschön.“ — „Nun also . . .?“ — Die Gräfin stellte sich vor ihren Gemahl hin, schlug die Arme über einander, blinzelte ihn schelmisch an und antwortete nur die wenigen Worte, die aber dem Grafen vollkommen genügten: „Wenn ich im Hause babe, fehlt mir ein Vorwand zum Ausgehen.“

### Generalcorrespondenz.

In einer Gesellschaft wurde kürzlich eine wichtige Frage aufgeworfen und besprochen, sie konnte aber nicht vollständig gelöst werden und wir legen sie deshalb unsern Lesern und namentlich unsern Leserinnen vor: „Ist der Herr unartiger, welcher eine Dame ansieht, als jener, der sie nicht ansieht?“ Die Meinungen darüber waren sehr getheilt; alle ältern Damen erklärten es für eine große Unschicklichkeit, wenn ein Herr eine Dame anzusehen wage; die jungen Damen dagegen sprachen sich einstimmig dahin aus, daß ein Herr kaum eine größere Unartigkeit sich zu Schulden kommen lassen könne, als

wenn er eine Dame vorübergehen lasse, ohne ihr einen Blick zu widmen. —

Der Vater der Homöopathie, Hahnemann, ist hochbetagt in Paris gestorben, und es fragt sich nun, wie lange diese seine Tochter ihn überlebt. Die Allopathen sprechen ihr die Lebensfähigkeit ab, während sie selbst großes Vertrauen auf ihre Lebenskraft hat und weitaussehende Pläne für die Zukunft macht. Bekanntlich glaubt jeder Schwindsüchtige recht lange zu leben und entwirft weit in die Zukunft hineingreifende Pläne. —

Vor Kurzem wurde eine Heirath auf eine seltsame Weise schnell geschlossen. Der junge D. bewarb sich seit langer Zeit eifrig um das Herz und die Hand der schönen und reichen Hortense R., die sich indes immer nicht entschließen konnte, seine Bewerbungen günstig aufzunehmen, namentlich weil sie an der Uneigennützigkeit seiner Liebe zweifelte. Vor einigen Wochen nun saß der Liebhaber allein auf einer Bank in dem Garten Hortensens und blickte unverwandt in seinen Hut, den er vor sich auf den Knien hatte. Hortense bemerkte dies, wurde neugierig, schlich sich hinter ihn und sah über die Achsel ihres Anbeters hinweg in den Hut hinein. Noch denselben Tag gab sie ihm vergnügt ihr Ja; die Verbindung wurde bald darauf geschlossen und als eine Freundin die junge Frau fragte, was sie so schnell zum Entschlusse gebracht habe, antwortete Hortense: „Heinrich liebte mich so sehr. Ich erhielt einen überzeugenden Beweis von seiner Liebe.“ — „Welchen?“ — „Denke Dir, er hatte mein Portrait aus dem Gedächtniß gezeichnet und trug es in seinem Hute bei sich.“ — Der junge Ehemann, der dies hörte, drehete sich verwundert um. „Lügne es nur nicht,“ sagte die junge Frau, indem sie nach dem Hute ihres Mannes hinging; „hoffentlich hast Du das Bild noch darin.“ Sie nahm den Hut und sah hinein, ließ ihn aber mit einem Schrei des Entsetzens fallen. Warum? — Der eitele D. hatte einen kleinen Spiegel in seinem Hute und in diesem Spiegel hatte Hortense ihr Bild gesehen. —

In Paris, der industriösen Stadt, ist man einer neuen Betrügerei auf die Spur gekommen. Sehr viele Personen erhielten nämlich Briefe, auf deren Rückseite stand: „Man bittet, dem Ueberbringer ein Trinkgeld zu geben, wenn er den Brief zu der und der Stunde abgibt.“ Die Empfänger der Briefe, welche dieselben natürlich für sehr wichtig hielten, gaben gern das Trinkgeld, und wenn sie die Briefe erbrachen, sahen sie ein weißes Papier vor sich. —

In London ist kürzlich ein merkwürdiges kleines Instrument erfunden worden, das Kimphometer heißt, nicht viel länger als ein Zahnstocher ist und es dem Inhaber möglich macht, seinen Hut oder irgend einen Gegenstand bis zu 60 Pfd. Schwere an jedem beliebigen Orte aufzuhängen. Auch als Cigarrenhalter ist das kleine Ding zu brauchen. —

Ein geschickter Mechanikus in Leipzig, Herr Osterland, hat die von uns in der letzten Nummer erwähnte neuerfundene

magnetische Windaufhänge bereits nachgemacht und die überraschende Wirkung derselben bestätigt gefunden. —

Wir haben in unserer Modenzeitung häufig von den Pariser Elegants, oder Löwen, wie man sie jetzt meist nennt, zu sprechen, und müssen deshalb auch die Schilderung mittheilen, welche die A. A. Btg. in einer ihrer letzten Nr. von diesen Löwen entwirft. Dem alten Adel, heißt es, gehören die wenigsten dieser Elegants an. Die sogenannten Löwen sind meist Parvenus, schlecht erzogen, wenig gebildet, eitele Stutzer, reich gewordene Speculanten, Banquiersöhne, oft auch sehr zweideutige Personen. Der Pariser Löwe ist also nicht etwa das Muster der Gesellschaft, das Modebild einer eleganten übermüthigen Jugend, vielmehr eine sehr unbedeutende Persönlichkeit, welche sich mit Hilfe von Toilette und Kunstmitteln, Keckheit, Prahlerei und Leichtsinne in die Classe der Lebemänner einschmuggelt. Die Löwen von Paris sind weder durch Geist, noch durch Originalität ihres Uebermuthes ausgezeichnet; sie arbeiten nichts, sie wissen nichts, sie sprechen schlecht und haben in der Regel weder Geburt, noch Talent, noch Vermögen, noch muthige Jugendlichkeit als Vorrechte für sich. Die „Lions“ sind, wie es Schriftsteller wie Jules Janin ungeschont ausgesprochen haben, der „schlechte Theil der Pariser Gesellschaft.“ — Auch von anderer Seite her vernimmt man Klagen, daß bei den jungen Franzosen immer mehr ein rohes Benehmen einreife. Sie sprechen, heißt es, mit den Damen leise, lehnen sich auf die Stühle, fassen Mädchen in Gesellschaft an der Hand, wechseln mit älteren Damen Händedrücke, suchen durch Gleichgiltigkeit gegen das schöne Geschlecht Interesse zu erregen und ziehen überall ihre Bequemlichkeit der Artigkeit vor. Möge diese französische Mode von uns fern bleiben! —

Ein englischer Kritiker, der übrigens mit der deutschen Kunst sehr genau bekannt zu sein scheint, hat in dem Athenaeum ein sehr hartes Urtheil über unsere größten Maler ausgesprochen und sie sogar in einer Hinsicht unter die englischen gestellt. Er behauptet geradezu, daß sie vom Colorit nichts verständen und durch ihre Farben die meist treffliche Zeichnung verbürben; D verbeck male Alles erbsengrün, Bendemann wasserblau, Philipp Veit braun, Cornelius ziegelroth, Prof. Vogel in Dresden gelblich und Schnorr in München rauchgrau. Der Engländer schämt sich nicht hinzuzusetzen, die deutschen Maler würden besser thun, wenn sie nur zeichneten. — Ein anderer lechzabsprechender Engländer erklärt sich gegen die Opern unseres acht deutschen Meisters Spohr und will dessen große Verdienste nur in Kirchenmusiken anerkennen. Keine einzige Oper von Spohr, meint der Engländer, würde sich auf der Bühne halten, wenn auch einzelne Stücke in Concerten vielleicht Beifall finden könnten. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 31.

1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Prozeß.

Eine Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Beschluß.)

„Verzeihet, Sir,“ sagte der Kranke zu dem Eintretenden, „daß ich Euch an mein Sterbelager rufen ließ, aber ich habe Euch vor meinem Tode für eine Gnade, die Ihr mir einst erwiesen, Dank sagen und dann noch eine Bitte vortragen wollen.“

— „Sprich, mein Freund,“ erwiederte Reginald, die Hand des Mannes ergreifend. „Steht es in meiner Macht —“

„D gewiß!“ unterbrach ihn Jener. „Aber wie ich glaube, erinnert Ihr Euch meiner nicht mehr. Ich heiße William Armstrong, und Ihr habt mir einst das Leben gerettet.“

— „Ach, Du bist es! Ich höre, Du hast Dich seit jener Zeit als ein wackerer Mann betragen. Warum hast Du Dich mir seitdem nicht mehr gezeigt?“

„Ein Mal, Sir, war ich bei Euch!“ sprach der Kranke. „Es war, als ich Euch meinen Dank darbrachte. Ihr werdet Euch nicht mehr darauf besinnen, aber es war damals, wo Ihr einen Prozeß hattet und zu mir sagtet, daß Ihr solchen verlieren müßtet, wenn Lord Durin bei den Verhandlungen den Vorfuß hätte, worauf ich Euch erwiederte, daß ich Euch mein Wort gäbe, daß Ihr solchen gewinnen würdet, was auch richtig der Fall gewesen ist.“

— „Wie?“ rief Reginald, den bei den Worten

des Kranken, die dieser auf eine eigene, nachdrückliche Weise betonte, eine sonderbare Ahnung ergriff.

„Ach, Sir,“ sagte dieser, „es geschieht nicht, um zu prahlen, daß ich der Sache erwähne. Der Dienst, den ich Euch ohne Euer Wissen geleistet, war ja so unbedeutend, daß es sich kaum verlohnt, davon zu reden. Ich lauerte dem Lord auf und führte ihn, ohne daß er erfuhr, und wahrscheinlich auch bis heute nicht erfahren hat, wo er gewesen, nach den Ruinen der alten Burg, die eine halbe Stunde von hier im Gebirge liegt. Als der Prozeß vorbei war, was ich in Ledburgh vernahm, brachte ich ihn wieder dahin, wo ich ihn ergriffen hatte. Aber, wie gesagt, die Sache ist an sich nichts, gar nichts! Der erste beste unserer Glansleute hätte dasselbe für Euch gethan. Ich wollte Euch nur meine Person ins Gedächtniß zurückerufen, und — endlich eine kleine Bitte wagen.“

— „Berlange was Du willst, es soll geschehen!“ rief der Ritter, die magere Hand des Kranken in seine beiden Hände schließend.

„Nennt es nur nicht unbescheiden, wenn ich Euch lästig werde!“ sagte Jener. „Mein Sohn —“ er zeigte auf den hübschen Jüngling, der weinend zu seinen Häupten stand — „ist erwachsen, aber meine andern Kinder sind es noch nicht, sie würden sich noch nicht allein forthelfen können. Hättet Ihr nicht einen kleinen Dienst für John? Er weiß mit Pferden umzugehen, versteht sich auch ein wenig auf die Jagd, und in den Kenntnissen des Landbaues ist er auferzogen.“

Wenn dieser eine kleine, nur ganz kleine Anstellung hätte, so würde er gut für seine jüngern Brüder sorgen können, und ich könnte mit ruhigem Herzen ins Grab steigen.“

— „Alle, alle Deine Kinder sind von diesem Augenblicke in meinem Dienst!“ rief Reginald lebhaft. „Ich werde für sie sorgen! Sie sollen tüchtige Männer werden.“

Der Sterbende war so gerührt, daß er nicht im Stande war, dem Ritter seinen Dank zu stammeln, er hob nur seine magern Hände empor und seine blaffen Lippen bewegten sich wie zu leisem Gebet.

Reginald verweilte noch längere Zeit tröstend am Lager des Kranken. So wie er wieder zu Hause angekommen war, sendete er einen Arzt und allerhand Stärkungen zur Erquickung des Leidenden. Sie kamen zu spät. Der Kranke war mit Segnungen des Ritters auf den Lippen verschieden.

Schon am Tage nach der Beerdigung nahm Reginald die Kinder des Mannes, der durch das so originelle Mittel Prozesse zu gewinnen sein Glück gegründet, zu sich, und in wenig Jahren umstanden ihn sechs blühende Jünglinge, die er unter seine trefflichsten Clansgenossen zählte. — Der Ritter selbst verließ seine Heimath nicht eher, bis Karl der zweite den Thron seines Vaters bestiegen hatte, obgleich ihm von Cromwell mehrere sehr ehrenvolle Anträge zur Annahme von Staatsstellen gemacht worden waren, doch hielt er sich auch verpflichtet, nichts gegen einen Mann zu unternehmen, der, wenn auch wider Willen, beigetragen hatte, sein Glück zu begründen. — Lord Durin war nie zu bewegen, über sein plötzliches Verschwinden Auskunft zu geben, nur wenn Jemand meinte, daß gewiß höchst wichtige Aufträge in Staatsangelegenheiten dies verursacht haben möchten, nickte er pfiffig und beifälllächelnd mit dem Haupte. Niemand sah ihn indeß mehr in den Abendstunden am Ufer des Leith spazieren reiten.

### I f o l e .

Novelle von Amalie Winter.

Schön ist das Land der Basken und Bearner, welches sich liebend anschmiegt an den Fuß der Pyrenäen; schön sind der Adour und die andern Flüsse, die es bespülen, schön die tiefen Thäler und hohen Berge, die sanften Höhen, die Wiesen und Felder, die Quellen, welche sich in Wasserfälle ergießen, die von Strömen gebildeten Höhlen und die aufgethürmten Felsen,

welche der Pic du midi überragt; schön ist das Land in seiner reichen Abwechslung, schön durch Klima, Vegetation und Menschen, reich an Wald, Ackerbau und Heerden — ein gesegnetes Land.

Und in diesem schönen Lande sah man noch gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV. die Thürme des wohlerhaltenen Schlosses Rouillé. Es war auf einem Hügel erbaut, ein lachendes Dörfchen lag zu seinen Füßen, schügend blickte es herab auf das fruchtbare Thal des Adour — und seine Thürme, mit den in der untergehenden Sonne strahlenden Zinnen, hatten, wie ernste Philosophen, auf mancherlei Begebenheiten herabgeschaut. Sie hatten schon die stolze Römerherrschaft gesehen, mit dem Scepter der Willkür und Macht; das Reich der Gallier in seiner ganzen Rohheit und Barbarei; Kriegsheere aus dem Süden und aus dem Norden zogen nach allen Weltgegenden vorüber; siegreich und übermüthig kehrten sie oft zurück, oft besiegt und traurig. Auch französische Schwerter gegen französische Herzen wurden gezückt unter des Schlosses Mauern; der Hugenotten Blut floß reichlich und schien zum Himmel zu schreien, während der tapfere Heinrich von Navarra, der jugendliche Held, wie ein Romanheld einherzog mit dem wehenden Federbusch und in Begleitung seiner befreundeten Ritter. Ja, diese Thürme würden Manches wissen von den Begebenheiten der Welt, wenn der Baumeister ihrer Wetter und Zeit trotgenden Dauer ein Gedächtniß beigegeben hätte.

Das Schloß Rouillé hatte mit den bedeutenden dazu gehörigen Gebieten und Rechten, während mehreren Jahrhunderten, der Familie de Rouillé gehört, und war stummer Zeuge der Lebensweise verschiedener Herren gewesen. Der Druck der Einen auf ihre Leibeigenen, das Stöhnen der Unschuldigen unter ungerecht verhängten Peitschenhieben — die Härte bei Aufbringung der verlangten Abgaben — alle die Grausen erregenden Vorrechte der Feudalherren über die Untergebenen, Seufzer und stummes Dulden, alles dieses hatte die alten festen Mauern nicht zu erschüttern vermocht. Sie waren auch Zeuge von Rohheiten in den innersten Gemächern gewesen; mißhandelte Gattinnen, zur Ehe gezwungene Töchter, zurückgesetzte Söhne hatten oft ohnmächtige Klagen ausgestoßen; das Burgverließ mit seiner strengen Haft, die Drohungen der Tyrannen, hatten manchen festen Willen gebeugt; manche harmlose, aus der Umgegend geraubte Jungfrau hatte händeringend dem Verführer sich hingeeben, denn in die

festen Mauern drang kein die Schwachen schützendes Gesetz, und nur die Starken herrschten.

Aber für die Starken, für die Herrschenden gab es auch ein beherrschendes Prinzip: das Vergnügen. — Sie hatten in ihrer Abgezogenheit den Jagden gefröhnt, sie hatten der Wollust gelebt, sie hatten sich an der Ausübung ihrer unumschränkten Tyrannei erfreut, aber das alles genügte nicht mehr; jetzt begannen Eitelkeit und Ehrgeiz sich zu regen, und die Besitzer der alten Schlösser zogen nach Paris an den Hof.

Der Hof war die alles erwärmende und beleuchtende Sonne, welcher Alles sich zuwandte, um zu ihrer Verherrlichung beizutragen; der Adel der Provinz verließ die alten, von der Zeit geschwärzten Burgen der Väter, um im Glanz dieser Sonne sich zu freuen und auch zu glänzen, und Manchem wurden, wie der Mücke, am Licht die kaum entfalteten Flügel versengt; die reichen Provinzbewohner waren arm in Paris, und der Aufwand, den sie machten, um sich den Andern dem Aeußern nach gleich zu stellen, zog gänzliche Armuth herbei.

Manches schöne Schloß mit zahlreichen Vasallen sah man verkaufen und in die Hände nichtadeliger Familien fallen, während die altadeligen Sproßlinge in die weite Welt reisen, und im Staatsdienst, oder als See- oder Landsoldaten, oder auf sonstige Weise Ehre erwerben und ihr Leben fristen mußten.

Dieses war auch das Loos der Familie Rouillé.

Der letzte das Schloß bewohnende Marquis Menard de Rouillé war ein lebenslustiger, von Schicksal und Menschen verzogener junger Mann von 24 Jahren, als er das schönste Fräulein der Gegend ehelichte und auf sein Schloß einführte. Sein Milchbruder und Jugendgespieler, Anton Cassandre, wurde von ihm als Verwalter eingesetzt; auf seine Treue und Anhänglichkeit konnte er vertrauen, denn zahllose Beweise hatte er davon erhalten. Der junge Cassandre hatte als kräftiges Volkskind den zarten Marquis oft beschützt; oft sich selbst Verletzungen zugezogen, um ihn davor zu bewahren, und war einer jener kräftigen, concentrirten Charaktere, die in Liebe und Haß energisch, zuverlässig, sich lieber handelnd als redend zeigen.

Cassandre war ein Bearner von Geburt, und der Bearner ist sehr von dem Basken verschieden. Der Baske mißt alles mit den Augen, der Bearner nach Fuß und Zoll; der Baske liebt große Wohnungen, Raum, Luft, Licht; der Bearner weiß den kleinen beschränkten Raum in Ordnung zu halten. Der Baske

besitzt ein trübes Vertrauen auf sich selbst, auf die Natur und auf den, der die Natur erschaffen hat; der Bearner denkt selbst an die Zukunft und sorgt dafür. Ihm ist das kommende Jahr wie der nächste Morgen; der Baske träumt, der Bearner berechnet, das kann man in ihren Augen lesen. Der Bearner ist muthig und klug, er ist es aber aus Ehrgeiz, er ist es, weil er nicht möchte, daß andere klüger und muthiger wären als er. Der Baske ist aber eben so muthig in der Wüste, in der tiefsten Einsamkeit, als vor der ganzen Welt. Er ist eben so wenig stolz auf seinen Muth, wie auf seinen Bart. — Cassandre war also ein Bearner, aber sein Weib war eine Baskin, dabei schön, von Gesundheit strotzend — in der Fülle der Jugend, als sie in das neue Verwaltershaus einzog. Einige Tage darauf ward sie dem jungen Herrn und dessen Gattin vorgestellt.

Lise war die Tochter eines reichen Heerdenbesizers, hatte regelmäßige Züge, und Augen, die noch von jenseits der Pyrenäen herzustammen schienen, so funkelnd und dunkel waren sie. Sie bildete einen auffallenden Contrast mit der zarten, blonden Baronin, und der Schloßherr schien sehr mit diesem Contrast beschäftigt, denn seine Augen bewegten sich von der eigenen Frau häufig zu der seines Verwalters; auch schien er sich in dem Kreise des letztern ganz besonders zu gefallen; er besuchte den Milchbruder oft und war zu manchen Stunden des Tages und des Abends in der Umgebung seines Hauses zu sehen. — Cassandre und sein schönes Weib schienen sehr geschmeichelt von des Herrn häufigen Besuchen; die Dienerschaft zischelte, die Nachbarn äußerten Vermuthungen, die Marquise hatte oft von Thränen geröthete Augen, aber Cassandre war höflich, freundlich, zuvorkommend gegen den Herrn, ja, dieser wurde sogar zu Gevatter gebeten, als die schöne Verwalterin von einem gesunden Knaben genas. Der Baron gab ihm seinen eigenen Familiennamen Menard, und hob ihn in höchst eigener Person aus der Taufe. Cassandre schien im Gefühl dieser ihm angethanen Ehre um einen Kopf größer geworden zu sein.

Wer beschreibt aber der Mutter Entsetzen, als sie mit dem neugeborenen Kinde der Baronin, welche auch eben aus den Wochen war, den schuldigen Besuch abstattete und zwischen beiden Knaben eine so auffallende Aehnlichkeit entdeckte, daß ohne den Spitzen- und Bänderschmuck des vornehmen Kinderzeugs, sie leicht den fremden für ihren eigenen hätte halten können. Unter dem Vorwand, ihr Kleiner schlafe, hüllte die sich einer

Schuld Bewusste ihn fester in den Schleier, damit Niemand ihn sehe, und trug Sorge, ihn bald nach ihrer Heimath zu bringen, wo der kräftige Knabe unter den muthigen, kräftigen Basken heranwuchs, und erst lange nachdem die Gutsherrschaft das Schloß Rouillé verlassen hatte und nach Paris gezogen war mit dem jungen Sprößling des adeligen Hauses, erst dann durfte Cassandre's Sohn wieder in das elterliche Haus zurückkehren, in seiner Heimath die wilden Spiele der Berge lehren, und sich mit den Knaben seines Alters aus dem Dorfe die Zeit vertreiben.

Cassandre wirkte unumschränkt in dem Schloß und dessen Umgebung; Lise bekam noch zwei Töchter, der Gutsherr ließ sie in allen seinen Briefen grüßen und die Ehe blieb glücklich und friedlich. Cassandre schien nicht die Aechtheit des Sohnes zu bezweifeln, er liebte den wilden, lebhaften Menard außerordentlich, freute sich seines Unternehmungsgeistes, meinte aber, der Junge müsse reich werden, er habe ganz die Anlagen der Reichen: als Herrschsucht, Vergnügungslust und Freigebigkeit u. s. w., und als guter Vater sorgte er so viel als möglich dafür, daß der Sohn reich werde. — Seine Frau hatte ihm ein bedeutendes Vermögen zugebracht, er hatte es vermehrt durch gute Speculationen und Ersparnisse, während sein Herr und Milchbruder bei Festen und Gelagen, bei Spiel und Jagd das Seinige vergeudete und immer um neue Vorschüsse schrieb. Bald mußte ein Feld, bald ein Wald, bald ein Vorwerk verkauft werden, und Cassandre kaufte es, bis endlich, trotz seiner redlichen, gewissenhaften Geschäftsführung, die Besizung Rouillé nicht mehr der Familie Rouillé zu erhalten war und Cassandre sie für sich erkaufte. Das baar ausgezahlte Kapital war sehr gering, denn Cassandre war Hauptgläubiger und hatte sich zuerst bezahlt gemacht. Er bezog nun das alte zweithürmige Schloß, richtete sich nach seinem Geschmack mit den alten Möbeln des Marquis- und des Verwalters-Hauses ein, und nahm sich vor, dem Sohn eine adelige Erziehung, sich selbst aber einen adligen Namen zu geben. Er erhielt nach mancherlei Schreibereien, Reisen und Besuchen, durch Verwendungen, Bestechungen u. s. w. die Erlaubniß, sich Cassandre de Rouillé zu nennen.

Sein Jugendgespieler, der Baron Rouillé, war nebst seiner Gemahlin schon längst gestorben, als Cassandre de Rouillé sich noch einer kräftigen Gesundheit freute, und während die Kinder des Marquis in alle Ecken der Welt verstreut waren, und als herabgekommene

Adlige eine kleine Rolle spielten, zu jener Zeit, wo die Astrallampe der Geburt nicht hell leuchtete ohne das Del des Reichthums, dachte Cassandre de Rouillé ernstlich an die standesgemäße Vermählung seines Sohnes Menard.

Nicht weit vom Schloß Rouillé, in einem schlichten Landhaus, lebte die einzige Tochter einer armen adeligen Familie. Isole de Veran war ihr Name; kaum 16 Jahre, schön, lieblich und hold und mit der verwittweten Mutter für die ganze Umgebung ein Gegenstand der Verehrung. Auf Reichthum brauchte der alte Cassandre de Rouillé nicht zu sehen, aber er suchte Rang, und so verlobte er den Sohn mit dieser holden Erscheinung; zwei Jahre sollte der Brautstand dauern, wegen der allzugroßen Jugend des Bräutigams, denn Menard war 18 Jahre alt und so reise- und unternehmungslustig, daß selbst die Eltern ihn nicht zum häuslichen Glück für geeignet hielten.

Isole war im Kloster erzogen, hatte dann mit der Mutter still gelebt und der Mutter Willen stets für ein Gebot erhalten. Ihr mißfiel auch der junge Bräutigam nicht in seiner lebhaften Bewunderung für ihre Schönheit, wengleich seine Heftigkeit sie oft erschreckte. Oft kam er von seinen Reisen zurück und überraschte die Braut, wenn sie es am wenigsten vermuthete; sie war sich nicht klar, ob sie sich dieser Ueberraschung freue, oder ob sein stürmisches Wesen sie mehr ängstige.

Einstmals war sie allein ihren Lieblingsweg, dem schönen Abour entlang, unter Linden und Erlen gewandert nach einer romantisch in einer Baumgruppe angebrachten Bank; Menard hatte dieselbe verfertigt und Isole's Bank genannt. Sie bezeichnete gerade die Hälfte des Wegs nach dem Schloß Rouillé, und spielte eine nicht unbedeutende Rolle im Leben des Brautpaars. Hier begegneten — hier trennten sie sich — hier hatten sie sich oft nach manchem heftigen Wortstreit versöhnt; hier hatte die holde Brant oft Sanftmuth gepredigt und Milde, und hier oft allein vom künftigen Glück geträumt. Heute saß auf der Bank ein Jüngling in Gedanken verloren, und bemerkte nicht ihr Herankommen. Sie schlich leise hinter ihn, blickte verstohlen durch die Zweige und erkannte Menard, den sie auf Reisen geglaubt; — aber Menard war traurig und weinte. — Gerührt von dieser nie gesehenen Weichheit des sonst so wilden Jünglings, tief erschüttert von seinen Thränen und in liebender Sehnsucht sie zu trocknen, neigte Isole sich zu ihm herab, und mit den Wor-

ten: „Menard, Deine Isole ist bei Dir, weine nicht mehr!“ sank sie in seine Arme.

Menard blickte sie einen Augenblick, wie aus einem Traum erwachend, verwundert an, dann aber umschlang er sie freudig, zog sie nieder zu sich und bedeckte sie mit Küssen. Verzweiflung schien sich in die Freude seiner Umarmung zu mischen; da riß sie sich los und floh den Hestigen — er verfolgte sie einige Schritte, dann kamen Leute und er verschwand hinter den Büschen des Ufers, und war in den ersten Wochen nicht mehr zu sehen. Isole meinte, er zürne ihr, daß sie sich der stürmischen Zärtlichkeit entzogen, und begab sich zu seinen Eltern; diese hatten seit Monaten nichts von ihm gehört, denn auf seine Correspondenz war nie zu rechnen, weil er ungern schrieb; er kam und verschwand immer, ohne daß Jemand darum wußte, und als er das nächste Mal wieder zu Isole ins Zimmer trat, feurigzärtlich, wie immer, erslickte er ihre Vorwürfe über sein letztes Erscheinen mit Küssen und wollte nicht darauf eingehen.

Menard war nun 21 Jahre, Isole 19 Jahre alt und die Hochzeit sollte sein. „Der wilde Junge muß zur Ruhe gebracht werden,“ sagte der Vater. Der eine Flügel des Schlosses ward für das junge Paar eingerichtet; es wurden aus der Stadt die neuesten Möbeln verschrieben, Luxus und Bequemlichkeit wurde berücksichtigt, und der alte Cassandre de Rouillé war stolz darauf, daß „alles baar bezahlt sei“ . . . Die Brautjungfern holten die Braut in der Staatskarosse ab, denn die Trauung sollte in der Kapelle von Rouillé Statt finden, wie einst die Trauungen der adeligen Familien. — Es sollte sehr feierlich dabei zugehen; Isole war in die schwersten Seidenstoffe gekleidet, der Spitzenschleier ein echter brüsseler, die Marquise de Noailles hatte einen ähnlichen getragen und der Schmuck von bunten, echten Steinen, wie die Prinzessin la Vallière ihn vom König erhalten. Der alte Cassandre hatte keine Kosten gescheut, bei dieser Gelegenheit sich zu zeigen, um nachher, wie vorher, wieder schlicht und einfach und bürgerlich zu leben, wie es ihm zusagte, und sich an dem Bewußsein seiner Fähigkeit, den Adel zu repräsentiren, genügen zu lassen.

Als Isole an der Lieblingsbank vorüberfuhr, erblickte sie Menard dort in schwermüthiger Stellung. Er war noch nicht im Hochzeitgewand, sondern trug eine Blouse wie die Landleute. — Er so sentimental vor der Hochzeit? — gewiß dachte er an die Braut und

an ihr künftiges Glück. Isole bog sich weit zum Wagen heraus und winkte mit dem Schleier. Da fuhr Menard erschrocken empor, breitete die Arme nach ihr aus, wie in heißer Sehnsucht, und der Wagen rollte dahin. — Menard empfing Isole an der Schwelle, völlig zur Trauung gekleidet, mit dem Hochzeitstrauß. — „So schnell von der Isole's-Bank heimgekehrt?“ fragte die Braut in Verwunderung über die rasche Umwandlung. — Menard versicherte, seit mehreren Tagen nicht dort gewesen zu sein. „Da muß mein Auge mich getäuscht haben,“ sagte Isole. „Man glaubt immer zu sehen, was man gern sieht!“ lüchelte Vater Cassandre de Rouillé, und die holde Braut versank in tiefe Gedanken.

Während drei Jahren führten Menard und Isole, wenn auch keine glückliche, doch eine friedliche Ehe, und das war Isole's Verdienst, denn Menard war nicht immer, wie man einen liebenswürdigen Ehemann wünschen kann. Er bedurfte stets der Zerstreuung, wollte immer den reichen Edelmann spielen, suchte den Umgang mit den benachbarten Edelleuten, und wenn diese ihn oft mit Nichtachtung behandelten, seinen Umgang vermieden, seiner Vertraulichkeit Kälte entgegensetzten, kehrte er übler Laune nach Hause zurück. Seine Einladungen zu Jagden und Gastmahlen wurden nicht von allen angenommen, an deren Umgang ihm gelegen war, und oft berauschte er sich in seinem eigenen Wein, und die arme Isole hatte Wein- und andere Launen zu ertragen. Sie that es, ohne zu murren, und hatte bald die Achtung der ganzen Nachbarschaft und die Liebe der ganzen Familie errungen. Ein Knäblein erfreute ihr Herz so sehr, daß sie das innige Eheverhältniß bald entbehren konnte und sich auch leicht zufrieden gab, als Menard, zufolge eines Duells, in dem er den Gegner tödtlich verwundete, fliehen mußte.

Der Gegner genas, aber Menard kehrte nicht wieder, ihm gefiel, wie den Raben der Arche, die Freiheit, und er sandte von Paris und London Wechsel an den reichen Vater, der bald einsah, daß, wenn es so fortging, er nicht lange mehr reich sein werde. — Der alte Cassandre schrieb nicht allzuhöfliche Briefe, drohte mit Enterbung und verweigerte endlich die Zahlung der Wechsel. Hierauf vernahm man nichts mehr von Menard. Nun erwachte zwar des Vaters Besorgniß; er zog Erkundigungen ein und erhielt die verschiedensten Nachrichten. Bald sollte Menard nach Amerika — bald nach Polen gegangen sein; nirgends war Gewißheit zu erlangen, und der alte Cassandre starb, nach-

dem er den Sohn lange als todt beweint und der Schwiegertochter dessen Vermögensantheil vermacht hatte.

Nun lebte Isole mit den Schwestern ihres Gemahls allein auf der alten Burg, denn Mutter und Schwiegermutter waren auch gestorben; den drei Frauen wurde es oft ganz schauerlich in dem großen Gebäude, wo jeder Tritt wiederhallte durch die langen gewölbten Kreuzgänge, und die beiden Thürme so gespenstlich in die Luft zu ragen schienen, wenn sie vom späten Spaziergang heimkehrten; da baten sie einen Bruder des Vaters, Johann Cassandre, seine Pachtung in der Ferne aufzugeben und zu ihnen zu ziehen, um ihre Geschäfte zu führen. Wenn nun auch die Geschäfte dadurch sehr gut versehen wurden, wenn die Frauen nun auch den gewünschten Schutz erhielten, so war doch der Onkel Johann keineswegs ein angenehmer Gefährte, denn er war nicht der Milchbruder eines Barons und in dessen Gesellschaft aufgewachsen, und besaß nicht die polirende und abschleifende Eitelkeit des verstorbenen Bruders. So sah man denn den rohen Pächter, der nur mit Bauern, Knechten und den Thieren des Feldes verkehrt hatte, sich ziemlich plump ausnehmen an der Seite der zarten, gebildeten Isole und der muntern Nichten. Aber Isole wußte auch hier einzulenken und auszugleichen und durch den Zanber ihrer Anmuth hatte sie bald den Onkel für sich gewonnen, während die beiden Schwägerinnen sie von Herzen liebten.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Die Geschwindtschreibekunst.) Schon die Griechen und Römer kannten die Geschwindtschreibekunst, die in unserer Zeit als Stenographie so häufig, namentlich in ständischen Versammlungen, zur Anwendung kommt. So lesen wir, daß Tiro die Reden Ciceros Wort für Wort nachschrieb. In Rom hießen die Meister dieser Kunst cursores, später notarii. Sie bedienten sich bei ihrer Geschwindtschrift gewisser Zeichen, welche ein Wort, oder auch mehrere Wörter bedeuteten. Die Erfindung selbst schreibt man dem Cennius zu. Tiro bildete diese Kunst weiter aus, die jedoch erst unter der Regierung Augustus vervollkommenet wurde, welcher mehrere seiner Freigelassenen damit beschäftigte. Seneca und der heilige Cyprian gehören zu den Förderern der Schnelltschreibekunst. Justinian glaubte etwas Unrechtes in derselben zu finden und verbot sie. So kam sie außer Gebrauch und wurde vergessen. Bekanntlich ist die Kunst in der neueren Zeit zuerst wieder von den Engländern hervorgefucht worden, die es jetzt darin sehr weit gebracht haben. Von England aus hat sie sich nach Frankreich und später nach Deutschland verbreitet.

(Heirathen oder Sterben.) Im vorjährigen Sommer befand sich in Spaa ein reicher Lebemann aus Brügge, Herr von B., der, ein großer Jagd- und Frauenfreund, eines Tages mit dem Jagdgewehr auf der Schulter zu einem reichen Bauer kam, dessen hübsche Tochter ihm ausnehmend wohl gefiel. Er wiederholte den Besuch und der Bauer sagte kein Wort; er war äußerst galant und der Alte achtete nicht darauf. Die Nachbarn sängen an, Stossen zu machen und darauf schien der Vater des Mädchens gewartet zu haben. Eines Tages, als er mit dem Herrn von B. und seiner Tochter allein in der Wohnstube war, stand er plötzlich auf und sagte zu dem Fremden: „Sie kommen nun schon lange wegen der blauen Augen meiner Tochter hierher; das muß aufhören. Ich gebe Ihnen das Mädchen und der Heirathscontract wird sogleich unterzeichnet werden.“ Herr von B. sah den Bauer sehr verwundert an, der aber ohne Umstände nach der Flinte seines Gastes griff, auf denselben anlegte und fortfuhr: „Die Herren aus der Stadt haben eigene Ansichten. Sie haben meine Tochter ins Gerede gebracht und gedenken, sie nun zu verlassen. So leichten Kaufes kommen Sie nicht davon. Hier ist der Heirathscontract; wenn Sie ihn nicht sofort unterschreiben, schieße ich Sie auf der Stelle nieder.“ Herr von B. unterschrieb, da er keinen andern Ausweg sah, und wie man diesen Sommer in Spaa erzählt, ist jene auf so seltsame Weise zu Stande gebrachte Ehe eine höchst glückliche geworden.

(Eine Marquise.) Einige Zeit vor der großen französischen Revolution zeichnete sich in Paris eine Mlle. Dufresne, die von ganz gemeiner Herkunft war, durch ihre Schönheit, ihre Abenteuer und ihren fürstlichen Luxus aus. Ihr Haus war der Sammelplatz der eleganten Welt, und es fehlte ihrem Ehrgeize nichts als ein adeliger Name. Deshalb trug sie denn auch einem ihr befreundeten Abbé auf, einen armen Marquis oder dergleichen ausfindig zu machen, der gegen eine bestimmte Entschädigung einwillige, ihr und ihren Kindern seinen Namen zu geben. Der Gesuchte war in dem Marquis von Flory bald gefunden, der große Güter in Savoyen besessen hatte und in Paris in der tiefsten Armuth lebte. Man legte ihm einen Heirathscontract vor, den er der Hauptsache nach genehmigte, und in welchem bestimmt war, daß sich der Marquis an einem gewissen Tage mit einem Freunde in der Kirche St. Roch einfände, seine Braut zum Altare führe, nach der Trauung aber sofort in einen Fiacre steige und sich entferne, auch schriftlich sich verbindlich mache, weder jemals in die Wohnung seiner Frau zu kommen, noch sich an den Orten zu zeigen, an denen sie erscheinen könnte; dafür sollte er vierteljährlich 300 Livres erhalten, so lange er lebe. Der Marquis verlangte außerdem vor der Trauung so viel Geld, daß er sich einen neuen Anzug kaufen könnte, und bedung sich zweiertei aus, erstens, daß er allein in die Kirche kommen dürfe, weil er keinen Freund habe, und zweitens, daß ihm seine Leibrente vierteljährlich vorausbezahlt würde. Dies wurde genehmiget und die Trauung wirklich voll-

zogen. Der Marquis sah seine Frau nie wieder, die mit ihren drei Kindern seinen Namen und sein Wappen einnahm. Aber sie mußte schwer für ihren Stolz büßen. Als die Revolution ausbrach, und das Volk die Adligen zur Guillotine schleppte, wurde auch die Marquise von Flory ergriffen und sie starb auf dem Blutgerüste, weil sie die Frau eines Adligen gewesen.

(Ein Napoleon-Museum.) Ein Herr Stainbury zeigt in London ein Napoleon-Museum, das er mit unermüdlicher Ausdauer und mit großem Selbstaufwande in den letzten zwanzig Jahren zusammengebracht hat. Er kaufte jedes Portrait von Napoleon, das er aufreiben konnte, sowie die Portraits aller Verwandten, Minister und Generale des Kaisers, jedes Buch, das sich auf Napoleon und dessen Regierung bezog, jede Münze und Medaille, die ihm zu Ehren geschlagen worden. Außerdem enthält das Museum eine interessante Sammlung von Papieren, darunter Originalurkunden aus Napoleons Regierung, Briefe und andere Schriften von ihm; ferner Reliquien des Kaisers, z. B. die Flasche, aus welcher er seinen Wein zum Frühstück am Tage nach der Schlacht von Waterloo trank, den Spaten, mit welchem er in seinem Garten auf St. Helena grub, Schnupftabaksdosen, eine Feder, mit welcher er schrieb. — Eine andere fast noch interessantere Sammlung von Gegenständen, die an Napoleon erinnern, zeigt eine Madame Lussaud ebenfalls in London, z. B. ein Hemd, ein Taschentuch und ein Paar Beinkleider des Kaisers; den blauen Mantel, den er zu Marengo trug und den man zwanzig Jahre später auf St. Helena auf seine Leiche breitete; das kostbare Porzellanservice, welches Napoleon der Stadt Paris schenkte, und das ihm 80,000 Thlr. gekostet haben soll. Auf den Tellern u. s. sieht man den Kaiser im Krönungsornate und rund herum dreizehn seiner Generale, herrlich gemalt. Dies Service soll noch jetzt einen Werth von 25,000 Thln. haben. Ferner besitzt Madame Lussaud die prachtvolle Wiege, in welcher der König von Rom ruhte.

(Das größte Thier auf Erden.) Bekanntlich hat man die Gerippe mehrerer sehr großer Thiere gefunden, welche Arten angehörten, die jetzt nicht mehr existiren. Wie sehr man aber auch über die ungeheure Größe dieser vorweltlichen Geschöpfe gestaunt hat, so sind sie doch mit einem anderen nicht zu vergleichen, das ein deutscher Naturforscher, Koch, der mehrere Jahre unter den nordamerikanischen Wilden lebte, in der Nähe des Missouri fand und das jetzt in London zu sehen ist. Der größte Elephant kann unter diesem riesenhaften Gerippe bequem hinweggehen, welches funfzehn Fuß hoch und dreißig Fuß lang ist. Der Kopf allein mißt sechs Fuß und die beiden Stoßzähne haben eine Länge von zehn Fuß. Man fühlte einen gewissen Schauer bei dem Anblicke dieses ungeheueren Gerippes, aus welchem recht wohl ein ziemlich großes Haus, eine kleine Kirche gebauet werden könnte. Man nennt es Missourium, weil es am Missouri gefunden wurde.

(Grausame Mißhandlung eines Gefangenen in Algier.) Es sind kürzlich bisher unbekannte Briefe des berühmten Horace Walpole herausgegeben worden, und in einem derselben heißt es: Am Hofe sah ich am Montage einen Schiffscapitain, der Gefangener in Algier gewesen war. Er beklagte sich sehr über die grausame Behandlung, die er dort erlitten. Man bat ihn, Ausführlicheres darüber zu erzählen, und er antwortete: „Ich bin nicht stark, wie Sie sehen, und konnte keine schwere Arbeit verrichten; ich mußte deshalb Eier ausbrüten, aber man nahm mir stets die jungen Hühnchen weg.“

### Generalcorrespondenz.

In der Grafschaft Hertfordshire in England giebt es die größten Rosengärten in der Welt, denn sie nehmen im Ganzen eine Fläche von achtzig Aekern ein und enthalten zweitausend Sorten. Diese Rosengärten gehören theils reichen Liebhabern, theils Gärtnern an, die sich ausschließlich mit der Rosenzucht beschäftigen. Der größte Privatrosengarten ist Eigenthum eines Herrn Chauncey zu Dane End und umfaßt mehrere Acker, die nur mit Rosen bepflanzt sind, welche sich theils über Lauben schlingen, theils an Bäumen hinausschlängeln, theils die Mauern bedecken, theils in schönen Gruppen beisammenstehen. Die Hauptallee des Gartens ist eine lange und breite Rosenlaube, in der Rosen an Säulen hinauf und an dünnen Ketten im Bogen auf die andere Seite hinübergezogen sind. Es läßt sich nichts Herrlicheres denken, als dieser Rosengang im Juni. Der berühmteste Rosenhandlögärtner ist Rivers in Sawbridgeworth, welcher der Rosencultur einen Bodenraum von nahe an vierzig Aekern widmet. Von einer Anhöhe am Hause überfiehet man diesen riesenhaften Rosengarten mit seinen Millionen Blumen. Fünf Treibhäuser sind mit Rosen in Töpfen gefüllt. Wie bedeutend der Handel ist, den dieser Gärtner mit Rosen treibt, ergiebt sich daraus, daß er jährlich von einer sehr beliebten Sorte, crimson perpetual, fünftausend und von den verschiedenen Noosrosensorten zehntausend Stück verkauft.

Ueberhaupt steht in England die Gartenkunst in der höchsten Blüte, wie man es auch in Chiswick bei London sehen kann, dem Garten der Gartenbaugesellschaft, die da jährlich im Mai eine große Blumenausstellung veranstaltet. Das Eintrittsgeld ist da sehr hoch und die Gesellschaft nimmt an diesem Tage oft 25,000 Thlr. ein. Die größte Merkwürdigkeit dort ist das große Treibhaus, ein ungeheurer Palast von Glas, in welchem selbst die Bäume der heißen Zone ihre völlige Entwicklung erreichen können. —

Ein Beweis, wie die Mode Alles beherrscht, auch die Kunst, liegt in dem Umstande, daß die Pastellmalerei, die eine Zeit lang fast ganz vergessen zu sein schien, mit einem Male wieder beliebt wird, nicht blos in England, wo sie immer beliebt gewesen ist, sondern auch in Frankreich. Die Damen in Paris lassen seit einiger Zeit sich wieder vorzugsweise in

Pastell malen. Die neuen Pastellgemälde haben allerdings vor den älteren den großen Vorzug, daß sie so dauerhaft sind wie Oelgemälde, was durch ein eigenthümliches Verfahren bewirkt wird. In London findet diese Art Malerei so großen Beifall, daß gleichzeitig zwei Pastellgemäldeausstellungen stattfinden und fast alle Bilder in derselben verkauft werden. Deutschland, das so gern nachahmt, wendet seine Gunst gewiß nun auch der Pastellmalerei wieder zu. —

Das Haus, in welchem Bonaparte geboren wurde, soll von jetzt an nicht mehr bewohnt, aber als Erinnerungszeichen an den Gewaltigen sorgfältig erhalten werden. —

Die französische Zeitung *Siecle* erzählt: Gestern befand sich der Herr von Rothschild im *Variétés-Theater*, in welchem ein neues Stück aufgeführt wurde. Das Publikum hatte den Geldkönig bald bemerkt, und als einer der Schauspieler in seiner Rolle sagte: „Haltet Ihr mich für einen Millionair, für einen Rothschild?“ sahen alle Anwesenden lachend nach der Loge des reichen Banquiers. Rothschild hatte vorher mit Jemandem gesprochen und jene Worte nicht gehört, bog sich also heraus, um seine Nachbarn zu fragen, welcher Witz vorgekommen sei. Das Publikum glaubte, Rothschild verbeuge sich dankend für die Aufmerksamkeit, und es erhob sich ein allgemeines Beifallstufen und Klatschen. —

Wir haben vor einiger Zeit mehrere Beispiele von seltsamen englischen Ankündigungen mitgetheilt; in diesen Tagen fiel uns wiederum eine merkwürdige in die Augen: „Es wird ein Träger gesucht, der 250 Pfund tragen kann, und damit „in der Furcht Gottes wandelt.“ — Eine neue Art, die Leser auf Ankündigungen in den Zeitungen aufmerksam zu machen, besteht darin, daß man sehr in die Augen fallend darüber setzt: „Wird nur ein Mal angekündigt.“ Trotzdem werden solche Annoncen fast jeden Tag wiederholt. —

Hat man in Deutschland ähnliche Erfahrungen mit der Asphaltpflasterung gemacht, wie die nachstehend aus Paris erwähnte? Dort erweichen nämlich die Sonnenstrahlen das Asphaltpflaster so, daß man mit den Füßen einsinkt, und eine Dame legtehin sogar einen Schuh darin stecken ließ. — Auch aus London hat man ähnliche Erfahrungen berichtet. —

Wir haben in der letzten Nummer von den Pariser *Edwinnen* nach der *N. N. Ztg.* berichtet; über die *Edwinnen* urtheilt dasselbe Blatt womöglich noch abfällig. „Die Damen, welche in der jetzigen Pariser Gesellschaft den Ton angeben, sind keine sanften und bescheidenen Wesen mehr; diese werden von den Herren am Wenigsten aufgesucht. Schon die jungen Mädchen treten mit Sicherheit auf, lachen und sprechen laut, kritisiren die neuesten Bücher, setzen sich keck an das Clavier, singen mit theatralischen Geberden, verbrechen die Augen und empfangen die übertriebensten Lobsprüche ohne Verlegenheit. Noch mehr ist diese Manier bei den verheiratheten Damen zu bemerken, welche *Edwinnen*, *Ligerinnen* oder *Pantherinnen* genannt werden und

von den Herren die größten Huldigungen erhalten. Sie sind oft nicht die Schönsten, reiten aber gut, fehlen bei keinem Wettrennen etc. und gleichen eher neuen Amazonen, als jenem Geschlechte, das „himmlische Rosen ins irdische Leben flucht.“ — Die größte Menge schöner Frauengestalten findet man in Paris unter den *femmes galantes*. Die Toiletten dieser Damen sind die reichsten und geschmackvollsten in Paris; wir kennen ein *Boudoir*, das mit *Hermelin* tapezirt ist. Der Ton in den *Salons* dieser Damen ist äußerst galant, und sie sind oft Muster von *Lurus*. —

Friedr. Kind, der kürzlich in Dresden starb, hat zwei Operntexte hinterlassen: „Die Unterirdischen“ und „Die Braut auf *Matawai*“ oder: „Die Südfahrer.“ — Ist kein Weber da? — Auch hören wir, daß sich in dem Nachlasse des Dichters ein Paar Tausend Briefe von allen Notabilitäten seiner Zeit vorgefunden haben, und es wäre wohl zu wünschen, daß eine Auswahl aus diesem reichen Briefwechsel dem Publikum mitgetheilt würde. — In Dresden singt *Napoleon Moriani* wieder, der König der Tenoristen, wie man ihn nennt. Wie man sagt, ist er für funfzehn Vorstellungen engagirt, und er soll für jede 35 *Ed'or* erhalten. — Ein neues Lustspiel von der „hochgestellten“ Verfasserin von „Lüge und Wahrheit“: — „Regine,“ das in Dresden zu ersten Male gegeben wurde, soll nicht so angesprochen haben, wie die früheren. —

Die Gemälde, Bücher und Kostbarkeiten des verstorbenen Herzogs von Suffer wurden kürzlich öffentlich versteigert. Er hinterließ besonders viel Gold- und Silbergeschirr, das zusammen 80,000 Loth wog und zum Theil sehr hoch bezahlt wurde. —

Von einem hohen chinesischen Beamten, der durch die Unterhandlungen mit den Engländern bekannt geworden ist, *Clepu*, wird eine sehr edele That erzählt. Im Anfange des Krieges befahl ihm einmal der Kaiser, alle Gefangenen in *Kingpo* sofort hinrichten zu lassen. *Clepu* aber, der sich für die Sicherheit der Gefangenen verbürgt hatte, blieb seinem Worte treu und ließ, statt die Hinrichtung anzuordnen, sämmtliche Gefangene frei, obwohl er wußte, welcher Strafe er sich aussetze. Er wurde auch wirklich aller seiner Aemter entsetzt, seines ganzen Vermögens beraubt und mit seiner ganzen Familie zum Tode verurtheilt. Nur das Vordringen der Engländer machte die Vollziehung dieses Urtheils unmöglich, das der Kaiser später selbst zurücknahm. —

Eine englische Zeitung nennt *Abdel-Kader*, der die Franzosen in Africa so lange in Schach hält, den maurischen *Kosciusko* und erzählt, derselbe sei ein kränklicher Mann von mittlerer Größe mit melancholischen Augen, auch zeichne er sich vor allen seinen Landsleuten dadurch aus, daß er stets nur eine Frau gehabt und mit derselben in der glücklichsten Ehe gelebt habe. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 32.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Modes-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Isole.

Novelle von Amalie Winter.

(Fortsetzung.)

Obgleich Isole's Gemahl so gut wie verschollen war, und selbst Onkel und Schwägerinnen ihr zuredeten, sich wieder zu vermählen, so blieb sie doch fest bei ihrem Wittwenstand. Sie lebte still ihren Pflichten, vermied alle Vergnügungen, bei denen viele Menschen sich versammelten, vermied vor Allem Männergesellschaft, und in den acht Jahren ihres Wittwenstandes konnte kein Hauch der Mißgunst den reinen Spiegel ihres Rufes trüben, denn sie gab nicht einmal den Schatten einer Veranlassung dazu.

Trotz der äußern Heiterkeit war indeß Isole tief betrübt. So verlassen worden zu sein von dem Gatten, von dem Vater ihres Kindes, erschien ihr sehr hart; die Bescheidene meinte, es sei ihre Schuld, sie habe ihn nicht fesseln können; ihr Geist sei zu arm, ihr Herz zu wenig feurig, ihre Laune zu monoton für den stete Aufregung verlangenden Menard gewesen; er habe sich an ihrer Seite langweilen müssen. Vielleicht hatte sie ihn auch nicht genug, nicht immer mit jener Innigkeit geliebt, die dem Weibe geziemt; seine Heftigkeit — seine Lustigkeit, beide vom Trunk erzeugt, waren ihr oft zuwider gewesen; und wenn sie sich auch der Sanftmuth und Milde bei solchen Gelegenheiten bewußt war, so hatte sie doch immer gefühlt, wie ihr Herz erkaltete, ihre Seele sich abwendete, und daran dachte sie oft mit

stillen Vorwürfen, obgleich der Beichtvater ihr schon Bußen auferlegt und Absolution ertheilt hatte.

Ihr Knabe wuchs heran und bedurfte der leitenden Waterhand, einer männlichen Erziehung, und diese konnte der Onkel Johann ihm nicht geben. Aengstlich blickte also das verlassene Weib in die Zukunft, und die Sehnsucht nach dem leitenden, stützenden Gatten regte sich stärker in ihr. — Sie ging beinahe täglich zur Messe in die Dorfkapelle am Fuße des Schlosses; dort weinte sie heiße Thränen unter brünstigen Gebeten. Dann pflegte sie aber auch beinahe täglich, mit dem Knaben an der Hand, den Lieblingsweg entlang nach der Isole-Bank zu wandeln, während sie dem Geplauder des Kleinen lauschte, in seine Ideen einging, sie berichtigte und sich bestrebte, Herz und Verstand des Knaben durch moralische Geschichten zu entwickeln und seiner Phantasie durch Sagen und Märchen Flügel zu verleihen.

Es war an einem Sonntag-Morgen, als sie aus der Messe nach der Isole-Bank wandelte. Sie hatte dem Knaben von den kühnen Basken erzählt, wie sie furchtlos von Felsen zu Felsen springen und den Bären verfolgen, der ihre Heerden bedrohe; wie sie ihm muthig gegenübertraten und mit der kurzen Waffe seine furchtbare Umarmung erwarten.

„Es war wohl ein Baske, der die hunderköpfige Schlange tödtete, die das Land verheerte, obgleich er wußte, daß er an ihrem glühenden Hauch sterben würde?“

„Es war wohl ein Baske, der mit dem Wolf rang und ihm den Rachen spaltete?“

„Es war wohl ein Baske, der die fremden, seinem Schutze vertrauten Frauen von sechs Räubern befreite, und in ihrer Vertheidigung das Leben ließ?“

„Es war ein Baske, der von dem höchsten Felsengipfel herabsprang, um das Mädchen zu retten, welches in den Strom gefallen war?“

Der kleine Heinrich stand in dem Alter der Fragen, und frug deshalb ohne Unterlaß. — Aber die Mutter fand immer eine Antwort.

Basakisches Blut floss in des Vaters Adern, und daher kam sein wilder Muth, sein kühnes Wesen. Isole erzählte dem Knaben, wie hoch er den Stein geworfen, wie schnell er gelaufen, wie kühn er gesprungen und wie stark er im Ringen gewesen. So näherten sie sich der Bank, dem Ziele ihres Spaziergangs. Aber auf der Bank saß ein Mann; sie kam näher, sie blickte ihn an, sie traute ihren Augen kaum, ihr Herz wollte ihr im Busen still stehen — sie faltete die Hände wie im Gebet, und als die Gestalt sich erhob, auf sie zukam, da sank sie dem Knaben um den Hals und rief — „Heinrich, dieser ist Dein Vater!“

Bald fühlte sie sich von starken Armen umschlossen, mit liebender Wärme ans Herz gedrückt. „Menard,“ sagte sie, „wie konntest Du mich acht Jahre allein lassen!“ —

— „Vergieb, vergieb!“ stammelte der Wiedergekehrte, und Isole vergab. Acht Jahre hatten mancherlei Veränderungen in dem Gatten hervorgebracht; er war stämmiger geworden, tiefes sonnenverbranntes Braun deckte die Wangen; ein Säbelhieb schmückte sie, ein dicker Bart umfaßte das Angesicht. Er trug die schlichte Kleidung eines Wandersmanns, und seine mit Staub bedeckten Schuhe, so wie der dicke Knotenstock, zeugten von langer Reise. Er schien indeß keine Müdigkeit zu fühlen in der Freude, sein schönes Weib zu umarmen. Sie war noch schöner geworden, voller der Körper, geistiger das Auge, die Sprache sicherer und die Haltung fester; ach! und sie freute sich so sehr! Wie im Triumph führte sie ihn nach dem Schloß; der Knabe hüpfte glücklich voran. Sie begegneten zahlreichen Kirchengängern, welche alle Menard erkannten und ihn freundlich willkommen hießen; seine Schwestern eilten ihm entgegen; auch der Onkel, der ihn zwar nur als Knaben gekannt, empfing ihn herzlich. Alle waren erstaunt über des Sohnes Aehnlichkeit; Zug für Zug schien sich in Miniatur nachgestaltet zu haben. Es

war ein Jubeln und Freuen im ganzen Hause, aber aus Isole's Augen strahlte die höchste Seligkeit.

Menard war liebender, sanfter und inniger zurückgekehrt; ja! die lange Abwesenheit in Prüfungen und Entbehrungen hatte ihn gebessert; er hatte die früheren Fehler eingesehen und abgelegt, denn er war nun der lebenswürdigste Gatte und Familienvater. Er bedurfte nicht mehr der lärmenden Vergnügungen, suchte nicht mehr die adeligen Nachbarn auf, und es fiel ihm nicht mehr ein, mit seinem Adel zu prunken; er trank nicht mehr über den Durst; keine Heftigkeit, keine Rohheit war ihm Schuld zu geben; sein ganzes Wesen war verfeinert; sogar seine Bärtlichkeit hatte eine innigere, tiefere Bedeutung erhalten, und sein Händedruck war zarter, denn die Hände waren weicher und weißer geworden, wie das Gemüth.

Er erzählte viel von seinen Abenteuern; — er war zur See gegangen gegen die Korsaren, und in deren Hände gerathen; er hatte lange im Kerker gelegen, war als Sklave in Algier verkauft worden, hatte sich aber von der harten Arbeit durch feinere, als Netzstricken und das Schnitzen von Spielereien aus Holz befreit. Er erzählte in den ersten Abenden seine Abenteuer, und alle zeugten von der heißen Sehnsucht zu Isole, wie er ihrer stets gedacht, sie stets geliebt, sich immer nach ihr zurückgesehnt habe. Endlich hatte er sich loskaufen können und die Freiheit benutzt, um zu den Seinen zurückzukehren.

Menard schien auch seine ganze Verpflichtung als Vater einzusehen, denn er beschäftigte sich viel mit dem Knaben, der unter seiner vernünftigen Leitung gedieh und manche Fehler ablegte, die die Mutter nicht hatte bannen können. Bald wurde Menard Cassandre de Rouillé vom benachbarten Adel aufgesucht, alle liebten seinen Umgang, und das Schloß Rouillé ward der Sammelplatz der Vornehmen und Gebildeten. Isole bewegte sich in dem Kreise, dem sie immer angehört, und war eine Zierde desselben. Auch die Schwägerinnen freuten sich der veränderten Lebensweise, die des Bruders glückliche Charakterwendung herbeigeführt; oft besprachen sie unter einander, wie glücklich Isole den Bruder mache, wie sie so ganz anders sei als sonst, und ihn so viel lieber habe als damals, wo sie ihn geheirathet, denn Isole betete ihn an und war ganz Liebe und Hingebung für ihn.

Nur der Onkel Johann Cassandre hatte sich fern von ihm gehalten; er hatte gleich im Anfange erklärt, daß er nun wieder eine Pachtung suchen und dem zu-

rückgekehrten Neffen die Verwaltung des Guts übergeben und das Schloß verlassen wolle. Es waren aber drei Jahre verstrichen, ohne daß der Alte Anstalten zu dieser Veränderung getroffen hatte, und das Ehepaar, sowie auch die Nichten, waren zu zartfühlend, um ihn zu drängen und zur Eile zu treiben.

Menard selbst war indeß oft traurig, eine tiefe Falte hatte sich auf der Stirn gelagert, und die liebende Gattin meinte oft düstere Gedanken darin auf- und abströmen zu sehen. — Die Vergangenheit mußte ihn drücken, das ahnete sie, denn sie fühlte, daß die Gegenwart ihn beglückte. Mit der zarten Hand vermochte sie zwar die Falte zu glätten, aber dann trat oft eine Thräne in sein dunkles Auge, wenn er sie liebend anblickte und zu beruhigen strebte.

Es war an einem der schönsten Sommerabende als Menard seiner Frau den Arm gab und sie nach der Isole-Bank geleitete; die Sonne war im Untergehen und die Abendröthe ließ alle Gegenstände, die sie berührte, in einem verklärten Lichte erscheinen, während die Schatten tiefer wurden und ein grellerer nächtliches Gewand anlegten. Isole war auf die Bank gestiegen, um Lindenblüthen abzubrechen, da Menard diese gern hatte, und wonnetrunken betrachtete der geliebte Gatte unter dem Grün die schöne, anmuthige Gestalt, die wie ein Heiligenbild lichtumflossen war, und von den Sonnenstrahlen absichtlich aufgesucht zu sein schien. Dann zog er sie hernieder zu sich auf den Sitz, während der Knabe auf der Wiese Blumen suchte und die schlafenden Schmetterlinge aus dem Schlummer weckte.

„Isole,“ sagte Menard zärtlich, „bist Du glücklich?“

— „Ja,“ antwortete Isole, „ich liebe Dich, Menard, mehr als Alles in der Welt; oft zittere ich, Dich zu verlieren, weil ich Dich zu sehr liebe, ja mehr als Alles, sogar mehr als Gott und die Jungfrau Maria und die Heiligen. — Oft beichte ich das dem Vater Anselm, und manchen Rosenkranz muß ich abbeten als Sühne. Ja, ich liebe Dich mehr als meine Kinder — mehr sogar als Dich selbst in den ersten Jahren unserer Ehe, und ich glaube, ich würde sterben, wenn ich Dich verlieren müßte. Aber ich werde Dich nicht verlieren — und das gerade erhöht meine Glückseligkeit so sehr, daß ich die Sicherheit des Besizes habe. — Ja, Menard, ich weiß, daß Du nicht wieder von mir gehst.“

„Freiwillig gewiß nicht, mein geliebtes Weib — und auch nicht unfreiwillig, denn ich würde mit Dir sterben, wenn ich Dich verlassen sollte.“

— „Wie lieb,“ sagte Isole, „ist mir doch diese Stätte; hier verlebte ich die glücklichsten Stunden, und hier erschienst Du mir stets am liebenswürdigsten. Weißt Du noch damals, als ich Dich weinend fand? In des wilden Menard Augen Thränen zu sehen, überraschte mich. — Da erst erkannte ich die weiche, schöne Seele, welche der Rührung fähig ist, und erst da erwachte meine Liebe zu Dir. Denn ich hatte mich Dir ohne Liebe verlobt — und wenn später Augenblicke eintraten, wo ich nicht zufrieden mit Dir war, wo ich Dich tadelte, mich verletzt fühlte, da sagte ich mir immer: damals hat er geweint — in seinem Herzen wohnt Liebe — es hat zarte Saiten, und diese werden wieder erklingen, die Aeolsharfe des Gefühls wird wieder tönen und ich werde noch glücklich sein. Ja, Menard, ich ahnete immer das Glück, das mir jetzt zu Theil wird, und der Grund, auf den ich meine Hoffnung baute, waren jene Thränen und jene weichen Liebestöne Deiner sonst so rauhen Stimme. Sie waren mir eine Bürgschaft Deiner Wiederkehr.“

„Weißt Du aber, Isole, daß eine schwere Schuld auf meiner Seele ruht?“

— „Schuld?“ sagte lächelnd Isole; „ja, Menard, ich ahnete auch, daß eine Schuld Dich drückt, eben weil Du so gut und gewissenhaft bist. Aber bedenke, wer von uns Menschen ist ganz ohne Schuld? Krümmt sich der Wurm nicht schmerzlich unter unserm Fuß? Vergessen wir nicht tausend Mal in unserm Glück dessen, der es gegeben? schmollen wir ihm nicht oft im Unglück? Ist nicht die Thräne des Wehs und der Schmerzensschrei der menschlichen Brust ein Vorwurf gegen Gott? Jede Stunde des menschlichen Lebens ist durch Schuld bezeichnet, aber die göttliche Gnade und die Huld der christlichen Kirche ist überschwänglich. — Deine Schuld, Menard, welche sie auch sei — ist Dir vergeben.“

„Doch, Isole, trübt mir der Gedanke daran oft das Leben; ich habe sie nie beichten wollen — denn die auferlegte Buße wäre Dein Verlust, und diesen vermöchte ich nicht zu tragen. Aber Dir, Isole, möchte ich sie vertrauen, Dir allein.“

— „Nun, so will ich Deine Beichte hören, die Absolution ertheile ich Dir schon im Voraus. Sollte ich Dir dennoch eine Strafe zuerkennen, so ist es gewiß nicht eine Trennung von mir! Dieser Platz hier ist ein schöner Beichtstuhl; Du, geliebter Sünder, kniee hinter den Zweigen nieder, Dein leisestes Flüstern erreicht durch das Laub doch mein Ohr.“

Menard fügte sich den Anordnungen der Gattin, und flüsterte leise ihr das Geheimniß zu, das sein Herz bedrückte, — aber er erhielt keine Antwort. — Dhnmächtig lag Isole auf der Bank, bleich wie der Tod; er glaubte, ihr Herz sei gebrochen; er nahm sie ängstlich besorgt in die Arme, der Knabe eilte fort, um Wasser herbei zu holen; Menard rieb ihr Schläfe und Pulse, und endlich schlug sie die Augen auf. Es dauerte lange, ehe sie sich besinnen konnte, dann aber suchte ihr liebendes Auge den Gatten — „Menard,“ sagte sie, „ich bin Dein, Dein auf ewig!“ — und auf seinen Arm gestützt, den Knaben an der Hand, ging sie nach dem Schloß zurück. An der Wiege des jüngsten Kindes feierten beide eine stille Andachtsstunde; — die Wiege war der Altar, über dem sie sich abermals die Hände reichten und sich die Herzen für die Ewigkeit verlobten. Ein Lächeln umspielte des schlafenden Kindes unschuldige Züge; — es ahnete nicht, daß liebende Augen auf ihm ruhten, und daß die Herzen, die so dicht neben dem seinen klopfen, von ernsten, schweren Sorgen, neben der unendlichen Liebe, erfüllt waren.

Isole's Liebe zu dem Gatten hatte seit jenem Tage wo möglich zugenommen, wenn auch eine schwermüthige Wolke oft auf ihrer schönen Stirn zu ruhen schien. Beide waren unzertrennlich; er hatte seinen Schreibtisch in ihr Zimmer gerückt, um so viel als möglich in ihrer Nähe zu sein, während sie ihn auf seinen Geschäftswegen im Freien begleitete. — Der Onkel wurde ihnen indeß täglich lästiger; Menard erkundigte sich nach den Pachtungen in der Nähe, und schlug ihm einige vor; er schien ungern sich von dem seit so vielen Jahren verwalteten Boden zu trennen, und war mürrisch, stumm im Kreise der Seinen, und oft schrak Isole vor seinem böshaften, lauernden Blick zusammen. Auch that er oft Aeußerungen, die das Ehepaar entsetzten. Wenn die Leute gegen ihn von seinem baldigen Abzug sprachen, meinte er: „man werde sich wundern, wenn Einer abzöge, der sich für die Ewigkeit habe einnisten wollen, und dieser Eine sei nicht er.“ Von einem schnäbelnden Taubenpaar schoß er einst den Tauber herab, und als Isole ihm sanfte Vorwürfe darüber machte, meinte er: „es würden noch ganz andere zärtliche Tauben getrennt werden.“ Dabei blickte er die Erblasser scharf beobachtend an, und sie fühlte sich einer Dhnmacht nahe.

Eines Tages, als das Ehepaar nach Hause kam, fanden sie Gerichtsbdiener im Schloß, welche Menard verhafteten. Er sei angeklagt, nicht der wahre Menard

Cassandre de Rouillé zu sein, sondern dessen Stelle usurpirt zu haben. — Johann Cassandre hatte ihn dieses Betrugs angeklagt; sein Weib fiel ihm schluchzend um den Hals und bat die Gerichtsbdiener, ihn ins Gefängniß begleiten, sein Schicksal theilen zu dürfen, aber es wurde ihr versagt.

Nun begannen lange Verhöre. Onkel Johann erzählte, daß vor kurzer Zeit ein Reisender zu ihm gekommen sei, und ihn im Namen des Menard Cassandre de Rouillé, der noch in Algierischer Gefangenschaft schmachte, um eine bedeutende Summe Lösegeld gebeten habe. Sein Neffe sei zu harter Arbeit verdammt, habe schwer gebüßt für seinen Leichtsin, fühle tiefe Reue und sehne sich nach der Heimath und nach seiner Familie. Der Onkel war dadurch stugig geworden; hatte den Fremden zwar fortgeschickt, aber dessen Aussage zu Papier genommen und Menard aufmerksam beobachtet. Da hatte er dessen weiche, weiße Hände, den zierlicheren Bau, die feinere Sprache, die würdevolle Haltung und Einfachheit der Kleidung des anwesenden Menard gegen die sonstige Erscheinung des Neffen verglichen; auch die Handschrift des jetzigen war ganz anders als die seiner Jugend, zierlicher — und ganz correct. Der alte Mann hatte Verdacht geschöpft und den Verdacht genährt, und nun glaubte er Gewißheit zu haben. — Seine Aussage war indeß verdächtig genug, und darauf stützte Menard seine Vertheidigung. Der alte Mann hatte sich nicht trennen wollen von dem Wirkungskreis, in dem er so lange gelebt, er hatte sich gescheut, Rechenschaft von seiner Verwaltung abzulegen, die vielleicht nicht ganz geregelt gewesen war; ein heftiger Wortwechsel hatte ihn erzürnt; er war auch von Isole und den Nichten vernachlässigt worden seit des Neffen Wiederkehr, hatte oft gefühlt, daß sie ihn los sein möchten, und Groll und Neid mochten ihm die Rachegeanken eingestößt haben. In acht Jahren konnte wohl ein Mensch magerer und bei Kerkerlust und Arbeit im geschlossenen Raum konnten auch die Hände weicher werden, Haltung und Sprache sich verändern durch den Umgang, den er gepflogen; der Geschmack für Einfachheit konnte sich mit den Jahren entwickelt haben, die Handschrift besser geworden sein. Menard's ganzes Wesen verrieth, daß er nach Bervollkommnung und Beredelung gestrebt, und den alten sündigen Menschen gegen einen neuen vertauscht hatte. Wie konnte man ihm ein Verbrechen daraus machen, daß er besser geworden? Auch hatte Niemand den Fremden gesehen, der dem Onkel

Cassandre von des wirklichen Menards Dasein berichtet, und die allgemeine Stimme war für Isole's Gatten, der die Seinen so glücklich gemacht, so friedlich in der Gegend gelebt hatte. Von allen Seiten strömten seine Bekannten herbei, um für ihn zu zeugen. Mit dem einen hatte er von den Kinderspielen gesprochen, mit dem andern der ländlichen Feste ihrer Jugend erwähnt. — Martin — der Einäugige — verdankte den Verlust seines Auges einem Steinwurf des wilden Menard Cassandre — und noch vor Kurzem hatte Cassandre de Rouillé ihm dafür Abbitte gethan und ihm eine silberne Uhr geschenkt. Er hatte dem freundlichen Nachbar von ganzem Herzen den Knabenstreich verziehen.

Einem alten Manne hatte Menard Cassandre einst den Obstgarten geplündert und dafür tüchtige Schläge erhalten. Dieser Schläge hatte Cassandre de Rouillé noch kürzlich freundlich gedacht, als er ihn vor dem Garten stehen sah.

Einer alten Bettlerin, der der gutmüthige Knabe oft einen Theil seines Vesperbrodes für die hungern- den Kinder gegeben, hatte Cassandre de Rouillé Almo- sen ertheilt, indem er sich theilnehmend nach den klei- nen Kindern erkundigte. — Und die schöne Marguerite des Steuereinnehmers, mit der Cassandre als Jüngling getanzet hatte, wegen der er mit ihrem jetzigen Manne in Streit gerathen war und beinahe Unfug mit den jungen Burschen des Dorfes angerichtet hätte, versicherte auch, mit ihm an jenem Abend gesprochen zu haben. Er hatte ihres Peters Eifersucht erregt und ihn dadurch zur Erklärung getrieben, sonst würde der Unentschlos- sene nie zu dem Entschluß, sie zu heirathen, gelangt sein.

Menard's Schwestern betheuertem auch unter Thrä- nen, daß der Gefangene ihr wirklicher Bruder sei; sie durften ihn im Kerker besuchen und sanken ihm schluch- zend um den Hals. Am stärksten zeugte aber die Aehn- lichkeit des Sohnes, der jetzt 13 Jahre alt, beinahe so groß wie der Vater war und ihm aus den Augen ge- schnitten zu sein schien. Der Knabe verlangte den theuern Vater zu sehen und schien ihm mit der wahr- sten Sohnesliebe ergeben zu sein. — So sprach also der Instinkt der Natur, Freundschaft, Erinnerung und Dankbarkeit für die Aechtheit des Cassandre de Rouillé. — Auch zeigte er den Trauring vor, mit sei- nem und Isole's Namenszug. Nur zwei Beweise zeug- ten gegen ihn: der Schuhmacher, welcher aussagte, daß der Fuß des jetzigen Cassandre de Rouillé um drei

Stiche kleiner und schmaler, als der des sonstigen sei, und daß man nie einen Fuß in acht Jahren um so viel kleiner werden gesehn; und dann Isole, welche wahrscheinlich aus Schüchternheit im Verhör nur un- bestimmte und widersprechende Antworten gab und sich weigerte, die Identität des zweiten Mannes mit dem ersten zu beschwören. — Das zarte Weib mochte wohl vor allen Richtern und Zuhörern sich zu sprechen scheuen, sie mochte sich auch scheuen, Gott anzurufen. Ein Eid war damals noch eine große Sache, und er- heischte innere Sammlung und besondere Weihe der Seele. Ein Meineid brachte ewige Verdammniß dem Schwörenden — Unglück hienieden seinen Angehörigen. Ein Eid war ein freches Herabrufen des höchsten Bli- ckes, eine Gottbeschwörung, eben so schauerlich wie die Beschwörung des Teufels, wenn auch nicht so strafbar. Isole hatte nur mit der Jungfrau Marie verkehrt, sie als Vermittlerin angerufen, und vor den ernstern, stren- gen Gott, den an Kindern und Kindeskindern der Vä- ter Sünden rächenden, sich nie gewagt. Jetzt sollte sie ihn anrufen.

Bleich wie ein Schatten, wie eine Halbgestorbene, schritt sie durch die langen Kreuzgänge des Schlosses, die ihr verödet schienen; umsonst spielte und scherzte das jüngste Kind zu ihren Füßen; wenn es Papa lallte, brach sie in Thränen aus. Umsonst trösteten sie die Schwägerinnen, umsonst sprachen Nachbarn und Freunde ihr Muth ein; ihre Muthlosigkeit war nicht zu bannen; selbst die Richter suchten sie auf und rede- ten ihr zu, den Eid zu leisten, nur dieser könne den Gatten befreien. — Sie wünschten selbst dem so allge- mein geachteten Paar das Glück zurückzugeben; sie be- griffen nicht die Scheu der Frau, den Eid zu sprechen. Aber Isole war ja krank, körperlich krank, sie mußte erst Kräfte sammeln. — Man führte Menard ihr zu — sie sank schluchzend an seinen Hals, sie umschlang seine Kniee, sie bat ihn um Verzeihung, daß sie den Eid nicht geschworen, daß er um ihretwillen noch im Ker- ker schmachte. Am andern Morgen würde sie ihn frei machen, dann sollte er aus dem Kerker wieder in sein Schloß, ans Herz seiner Gattin geführt werden. Alles das sagte sie ihm schnell, rasch hintereinander, indem sie ihn lieblosste; sie hatte ihn zu sich niedergezogen auf das Sopha, sein Haupt an ihre Schultern gedrückt und streichelte ihm Wangen und Backenbart mit hol- der Liebe. — Aber Menard schwieg — er, der so be- redt war vor den Richtern, er hatte der Frau keine Worte für seine Unschuld zu sagen.

Am andern Morgen wollte Isole den Eid leisten; sie hatte die ganze Nacht in der Kapelle vor der Jungfrau Maria gekniet; sie hatte gefastet und wollte schwören.

Im Gerichtshof war aber ein besonderes Hin- und Herlaufen zu bemerken, sowie im ganzen Städtchen ein ungewohntes Drängen und neugieriges Flüstern; — man sagte sich leise, der wahre Menard Cassandre de Rouillé sei angekommen und der Gefangene sei wirklich ein Betrüger.

In der That hatte der Onkel Johann die verlangte Summe nach Anweisung des Fremden nach Algier gesandt, und den unter dem Namen Cassandre de Rouillé dort arbeitenden Sklaven auslösen lassen. Ein vierchrötiger, bis zur dunkelsten Schwärze gebräunter, in Lumpen gehüllter Mann ward vorgeführt und jeder erkannte in ihm den so lange Abwesenden. — Sein Haar war hier und da ergraut und dem Schädel entfallen; tiefe Furchen, die Spuren ertragener Mühseligkeiten und früherer Ausschweifungen deckten sein Angesicht; das Auge verschwand ganz unter den buschigen, überhängenden Brauen; die Hände waren von schwerer Arbeit gebräunt und gehärtet und glichen in Farbe und Form dem Stück Fleisch auf des Schlächters Schlachtbank, während von den getragenen Ketten der Gang schleppend und schwer geworden war. Er war auch etwas größer als sein Doppelgänger; alle Jugendfehler, alle Rohheiten der Knabenjahre hatten sich in diesem Menschen gesteigert, das Unglück hatte ihn nicht geläutert, nicht gemildert, nicht besser gemacht; seine innere Rohheit hatte sich entwickelt und dem äußern Erscheinen den Stempel aufgedrückt; mit dem rothen Tuch um den Kopf, dem von Zeit, Staub und Schweiß entfärbten Kittel, den umwickelten Füßen und dem dicken Knotenstock, glich er eher dem entlaufenen Galeerenklaven, dem eingefangenen Vagabunden, als dem Herrn Menard Cassandre de Rouillé, dem Gemahl der schönen Isole.

Aber die Richter erkannten ihn doch; der Onkel Johann erkannte ihn als seinen Neffen und triumphirte; die Jugendgespielen traten schauernd zurück, aber sie erkannten ihn auch; der einäugige Martin grollte ihm wieder wegen des verlorenen Auges, denn nicht er hatte mit der silbernen Uhr versöhnt. — Der Gartenbesitzer wußte nun auf einmal, was er dem wilden Buben für die Zukunft geweissagt, und was eingetroffen schien, und die schöne Margarethe des Steuereintnehmers war nicht mehr stolz auf ihren einstigen Verehrer. Die Schwestern, welche noch vor wenigen Tagen den Ge-

fangenen als ihren Bruder umarmt hatten, konnten auch diesen nicht als den falschen verstoßen; die eine sank ihm weinend um den Hals und bat ihn um Vergebung, während die jüngere nach langem Zögern und innerm Kampf sich erst zu diesem Schritt überreden konnte. —

Nur Isole's Zeugniß fehlte noch zu des Gefangenen vollständiger Erklärung.

(Beschluss folgt.)

### Miscellen.

(Ein uneigennütziger Advokat.) Es war eine Bande von Räubern eingezogen worden, und Einer derselben bat einen alten Advokaten, der sich wenig mit Criminalsachen beschäftigte, aber durch Beredsamkeit und Rechtlichkeit sich auszeichnete, seine Vertheidigung zu führen. „Ich will nicht behaupten,“ sagte der Gefangene, „daß ich unschuldig sei, denn Heuchelei ist meine schwache Seite nicht; ich sage aber auch nicht, daß ich schuldig sei, denn dies wäre eine Dummheit; ich erkläre ganz einfach, daß ich Ihnen 20,000 Fres. zahle, wenn Sie mir den Kopf auf dem Rumpfe erhalten. Auf einige Jahre Zuchthaus kommt es mir nicht an. Ich verspreche übrigens, nach Ablauf meiner Strafzeit ein ehrlicher Mann zu werden.“ Der Advokat übernahm die Vertheidigung des Mannes, und er bewirkte es, daß derselbe nur fünfjähriges Gefängniß erhielt, während die anderen Mitglieder der Bande theils zum Tode, theils zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt wurden. Der Verbrecher, der sich so dem Tode entriß, sah, war außer sich vor Freude, fiel vor dem Advokaten, als dieser zu ihm in das Gefängniß kam, auf die Kniee und überreichte ihm die versprochene bedeutende Summe, die er in Papieren versteckt bei sich hatte. Der Advokat nahm ruhig die Papiere und entgegnete: „Die Menschenliebe machte es mir zur Pflicht, Sie zu vertheidigen, die Ehre aber verbietet mir, Geld anzunehmen, das durch Raub, vielleicht durch Mord in Ihre Hände gekommen ist. Glauben Sie mir Dank schuldig zu sein, so nennen Sie mir die Namen der Unglücklichen, die Sie bestohlen haben, und ich werde denselben das Geld zurückgeben.“ Dieser Beweis von Uneigennützigkeit überraschte den Verbrecher dermaßen, daß er entgegnete: „Da, nehmen Sie auch die 3000 Fres. noch, die ich zurückbehalten hatte, um mir das Leben im Gefängnisse einigermaßen erleichtern zu können; ich werde Ihnen die Namen meiner Opfer nennen.“ Dies geschah, und der Advokat, der durchaus nicht reich war, und eine zahlreiche Familie hatte, übersandte das Geld anonym an die Bestohlenen.

(Die Farbe des Hemdes ein Kennzeichen der politischen Farbe.) Ein witziger Amerikaner schreibt aus London: „Ich bin im Stande, die politische Farbe eines Mannes an dem Hemd zu erkennen, das er trägt. Ein Tory (Conservativer) ist ein Gentleman, „jeder Zoll ein Gentleman,“ und

er zieht jeden Tag ein weißes Hemd, mit tadellosen Fältchen vorn, an. Ein Whig (Liberaler) ist auch ein Gentleman ein Zoll um den anderen ein Gentleman, und er wechselt die Wäsche einen Tag um den anderen. Ein Radicaler ist gar kein Gentleman, und er legt nur Sonntags frische Wäsche an. Ein Chortist endlich ist ein Lump, der ein anderes Hemd nicht eher anzieht, bis das, welches er anhat, in Stücken abgefallen ist."

(Biotti und Napoleon.) Einer der größten Virtuosen der neueren Zeit, der berühmte Biotti, liebte das Landleben leidenschaftlich und der Anblick der Felder, der Bäume und Blumen versetzte ihn in Entzücken. In den letzten Jahren seines Lebens wünschte er sehnlichst, eine schöne Villa in nicht großer Entfernung von Paris zu erwerben; da sein Leben zu beschließen, war sein Lieblingsstraum, den er nie vergaß. Leider war aber die Verwirklichung dieses Wunsches unmöglich. Man verlangte 50,000 Fres. für die fragliche Villa, und Biotti hatte so schlecht gewirthschaftet, daß er nach langer gewinnbringender Ausübung seiner Kunst diese Summe nicht aufzubringen vermochte. Napoleon liebte den berühmten Virtuosen und sah ihn stets gern bei sich. Er hatte von der Vorliebe desselben für das Landleben und von dem Wunsche gehört, jenes Landgut zu besitzen, und er setzte ihn auf eine eigenthümliche Weise in den Stand, die reizende Villa zu erwerben. Am Neujahrstage 1811 erschien Biotti bei dem Kaiser, um ihm seine Glückwünsche darzubringen. Der Kaiser hörte sie freundlich an und unterhielt sich lange mit ihm; als endlich der Künstler sich entfernen wollte, sagte Napoleon plötzlich zu ihm: „Ich habe leghin Ihre Richte gesehen, Biotti, und ich möchte ihr ein Neujahrsgeschenk machen. Ich habe da ganz vortreffliche Chocolate; nehmen Sie ihr dies Täfelchen mit.“ Bei diesen Worten überreichte der Kaiser dem Virtuosen ein Packet in der Form einer Chocolatentafel. Biotti nahm es und sagte zu seiner Richte: „Der Kaiser, der, wie Du weißt, mitunter seltsame Einfälle hat, trug mir auf, Dir diese Chocolate zu geben.“ Das Mädchen riß das Papier ab, in dem sich aber keine Chocolate, sondern funfzig Tausend Francbilletts befanden, die Biotti denn sogleich zum Ankaufe der Villa benutzte.

(Ehrfurcht vor gutem Weine.) In Burgund, in der Gegend, wo der Wein von Chambertin, Ruits, St. Georges, Romane &c. wächst, gedeiht auch der besonders berühmte von Clos-Vougeot. Als der Oberst Biffon sein Regiment zur Rheinarmee führte und vor Clos-Vougeot, dem berühmten Weinberge, angekommen war, ließ er sein Regiment in Front aufmarschiren und die militairischen Honneurs machen aus Respect vor dem trefflichen Traubensaft. Dieser Clos (eingezäunte Raum) ist eine Fläche von etwa 400 Akern, die von einer Mauer umgeben ist und gehört der Familie Aguado. Eine Flasche solchen Weines kostet an Ort und Stelle 15 Francs; er ist aber auch mit Nichts zu vergleichen. In den ersten Jahren schmeckt er nicht angenehm. Die Besitzer halten stets ein Lager von 100,000 Flaschen.

(Aristocratismus.) Es ist vor Kurzem in Leipzig (Zaehnis jun.) eine sehr interessante Schrift: „aristocratische Umtriebe“ erschienen, aus welcher wir für unsere Leserinnen einige Stellen zur Unterhaltung ausheben: „Sonst war es historisch begründet, daß die Töchter der Fürsten allein Fräulein genannt wurden; die Töchter der Ritter hießen damals: edele Magd und die der andern Freien: Mägdelein. Später maßen sich alle Töchter der Edelleute an, Fräulein genannt zu werden oder vielmehr die Höflichkeit bediente sich dieser Anrede allgemein, bis die Nachahmung der französischen Sitte diese deutschen Worte ganz verdrängte und Madame und Mademoiselle an deren Stelle setzte.“ — „Unsere Vorfahren hatten keine Geschlechtsnamen, konnten also ihre Abstammung nicht urkundlich nachweisen. Die Zunamen wurden gewöhnlich von dem Wohnorte oder dem Besitztume hergenommen. Noch 1130 hatte ein Gaugraf Hermann keinen andern Namen; ja noch bei dem Sängerkette auf der Wartburg im Jahre 1208 war es an dem Namen nicht zu erkennen, wer zu dem oder jenem Stande gehörte; denn einer der Sänger war Herrmann von Osterdingen, ein Bürger aus Eisenach und noch 1352 hieß ein Bürger zu Frankfurt an d. D. Heinrich von Angermünde. Damals hatte das Wörtchen „von“ noch keine festgestellte Standesbedeutung. Wilhelm v. Köln war ein Maler aus Köln und Hermann von Salza ein Ritter aus Salza. — Nachdem der Adel einmal einen besondern Stand bildete, aber seit der Erfindung des Schießpulvers nicht mehr durch Ritterschlag erworben werden konnte, ertheilten ihn die Kaiser durch schriftliche Verleihung. Der älteste Adelsbrief ist von 1357.“ — „Wenn auch neuere Dichter versucht haben, uns mit glänzenden Farben die feine Galanterie der Ritter gegen die Damen auszumalen, so ist doch die historische Wahrheit diesen Dichtungen ganz unähnlich. Man lese nur in der Geschichte des franz. Adels die ritterliche That Wilhelms Herzogs von der Normandie. Er wollte Mathilde, die Tochter des Grafen Balduin von Flandern, heirathen; da sie ihm aber abgeschlagen wurde, eilte er nach Brügge, lauerte ihr auf, als sie aus der Kirche kam, warf sie zu Boden, trat sie mit Füßen, zerriß ihre Kleider mit seinen Sporen, warf sich dann auf sein Ross und entfloß. Diese Behandlung hinderte aber nicht, daß Mathilde doch bald darauf seine Gemahlin ward. — Belloy erzählt eine noch schrecklichere Geschichte von Eudo von Fayel, dessen Gemahlin eine Bekanntschaft mit dem Schlossherrn Renaud von Coucy hatte, der auf der Rückkehr aus dem heiligen Lande starb. Er hatte seinem Knappen Goubert befohlen, sein Herz einzubalsamiren und dasselbe seiner Geliebten zu bringen. Dieser ward aber von dem Chemanne aufgefangen und mußte auf der Folter Alles gestehen. Herr von Fayel nahm ihm das Herz Coucys ab, ließ es von dem Koch mit einer sauce aux fines herbes zureichten und seiner Gemahlin vorsehen. Als sie das Gericht lobte, sagte der edele Ritter: „Das ist sehr natürlich, denn etwas Köstlicheres für Dich mag es wohl nicht geben, als das Herz Deines Coucy.“ Sie starb vor Grausen und Verzweiflung. Auch das Herz des Trouba-

dours Cobestarg ward zu jener Zeit der ritterlichen Galanterie von dem Schloßherrn zu Roussillon seiner Gemahlin zu essen gegeben, weil sie den Troubadour liebte.“ —

### Generalcorrespondenz.

Wir haben in Nr. 28 nach andern Journalen erzählt, daß man in Noabit bei Berlin schwimmen lernen könne, ohne in das Wasser zu gehen, und zwar mittelst einer besonderen Vorrichtung. Dagegen ist uns aus Gera eine Berichtigung zugegangen, nach welcher die Ehre dieser Erfindung dem Universitätslehrer Helmke in Jena gebührt, der bereits seit sechs Jahren auf diese Weise Unterricht im Schwimmen erteilt. (Eine Zeichnung, welche uns mit dieser Reclamation zugeht, macht die Vorrichtung sehr anschaulich.) —

Mendelssohn-Bartholdy ist endlich ein bestimmter Wirkungskreis in Berlin angewiesen worden. „Die Kirchenmusik,“ heißt es in der Vossischen Zeitung, „wird am 15. October, am Geburtstage des Königs, in dem Dome zu Berlin zuerst eingeführt werden, und zwar unter Leitung Mendelssohn-Bartholdy's. Nach einer königlichen Bestimmung hat Mendelssohn die Leitung der Kirchenmusik und der sechs großen Concerte in der hiesigen Singakademie, während Meyerbeer die Leitung musikalischer Ausführungen bei Hoffesten und die der königlichen Oper hat.“

— In London hat sich eine sogenannte „Händel-Gesellschaft“ gebildet, welche aus tausend Mitgliedern bestehen soll, von denen jedes eine Guinée zahlt. Diese Gesellschaft hat die Absicht, die sämtlichen Compositionen Händel's neu herauszugeben. Ein englisches Blatt fordert aber die Gesellschaft auf, Mendelssohn als denjenigen an die Spitze des Unternehmens zu stellen, welcher demselben am ersten gewachsen sei. Auch will das Blatt wissen, Mendelssohn habe sich früher selbst mit der Idee beschäftigt, die Händel'schen Compositionen herauszugeben. —

In New-York kam vor Kurzem ein merkwürdiger Rechtsfall vor. Ein Mann hatte seine eigene Frau entführt und sollte dafür bestraft werden. Er wurde auch wirklich bestraft. Die Sache hing so zusammen: Der Mann hatte mehrere Jahre mit seiner Frau in glücklicher Ehe gelebt, als Verwandte die Frau gegen ihn aufreizten und sie zu veranlassen suchten, sich von ihm scheiden zu lassen. Um dies zu verhindern und die Frau den Einflüsterungen ihrer Verwandten zu entziehen, erschien er eines Abends mit zwei Gehilfen in der Wohnung der Frau, forderte sie auf, mit ihm in den bereitstehenden Wagen zu steigen und zu entfliehen, und drohete, sie im Weigerungsfalle zu erschließen. Die Frau mußte gehorchen. In Norfolk gelang es, den Entführer seiner Frau zu verhaften. Das Gericht sprach die Scheidung aus, namentlich, weil der Mann sich selbst Recht zu verschaffen gesucht hatte. —

In Marseille fand vor einigen Tagen ein seltsames Duell zwischen zwei Spaniern statt, einem Cigarrenhändler und einem

Barbier. Sie schlugen sich mit Rasirmessern, und es ist wohl nicht zu verwundern, daß der Gegner des Barbiers unterlag, da dieser in der Führung der gewählten Waffe natürlich eine besondere Fertigkeit besaß. Der Cigarrenhändler erhielt eine fürchterliche Wunde in den Hals und wird wahrscheinlich daran sterben. —

Der verstorbene Herzog von Suffer hat unter andern auch eine ungeheure Sammlung von Tabak und Cigarren, von den letzteren ein ganzes Lager, 50,000 Stück, hinterlassen, die meist von den kostbarsten Sorten waren und in der abgehaltenen Versteigerung sehr theuer bezahlt wurden. —

In mehreren Gegenden, wo die Bewohner Champignons ziehen, wendet man eine besondere Aufmerksamkeit darauf, aus dem Boden alles Eisen zu entfernen, weil man überzeugt ist, daß ein einziges Eisenstück, ein Schlüssel, ein Nagel, ein altes Hufeisen u. d. Champignons, die in der Nähe wachsen, schädlich machen würde. Ist dies ein Volksthum, oder beruht die Sache auf Wahrheit? —

Die Mexikanerinnen unterscheiden sich in einem Punkte sehr wesentlich von allen andern Frauen, indem sie nämlich durchaus nie von den Fehlritten u. d. Anderer sprechen, und statt einander anzuklagen und zu beschuldigen, vielmehr einander eifrig verteidigen. Man will sogar behaupten, die Nachsicht, welche sie gegen einander üben, gehe selbst zu weit, indem sie Alles entschuldigen, was eine ihrer Bekannten gethan haben mag. —

Kaum haben wir den Tod des Dichters Kind gemeldet, so berichten die Zeitungen einen neuen Todesfall. Die ausgezeichnete Schriftstellerin Oesterreichs nämlich, Caroline Pichler, ist hochbetagt gestorben. Ihre Schriften gehörten eine lange Zeit hindurch zu den gelesensten. —

Eine Dame, welche eine Vergnügungsreise durch die baskischen Provinzen Spaniens macht, erzählt, daß sich selbst bis dorthin die Herrschaft der französischen Moden erstreckt, daß die Nationaltracht immermehr verschwinde und die Frauen aus den höheren Ständen sich nie anders als in modischen Hüten zeigten. Die Dame sah in Bilbao übrigens ein Beispiel von der zauberischen Macht, welche der Ton des Tamburins auf die Basken ausübt, die Alles vergessen, sobald sie ihr Lieblingsinstrument hören. Die Truppen hatten sich auf dem Marktplatz aufgestellt, und es drängte sich eine ungeheure Volksmenge um sie herum, denn man sprach sich für die Bewegung gegen die Regierung in Madrid aus. Man hörte Einzelne rufen: „Tod den Esparteristen!“ Die Frauen singen an, sich zu flüchten, denn man fürchtete blutige Gewaltthaten. Da erschien mit einem Male eine kleine Anzahl von Männern und Frauen mit Tamburins und tanzten. Augenblicklich hatte die im höchsten Grade aufgeregte Volksmenge die politischen Leidenschaften vergessen; man drängte sich um die Tanzenden, und ein großer Theil schloß sich denselben an. Niemand dachte mehr an politische Gegner, sondern alle jubelten, als würde ein fröhliches Fest gefeiert.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 33.

1843.



Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Isole.

Novelle von Amalie Winter.

(Beschluss.)

Isole kam ahnungslos daher, im festen Vorsatz, den Schwur zu leisten. Ja, sie wollte den falschen Eid schwören, sie wollte sich ewige Verdammniß, Fluch ihrem Hause, Unglück ihren Kindern, Gewissensbisse für dieses Leben, Strafe für jenes, vom Himmel herab beschwören, aus Liebe zu ihm, um ihn zu retten, der ihr Alles war. — Sie hatte alles Bangen überwunden, alles Bedenken niederkämpft, alle frommen Einwendungen ihres Herzens beseitigt, nur die Liebe zu ihm war noch stark, nur diese sprach noch in ihr; aber als sie die Finger hob zum Schwur, da stand, wie ein Gespenst der Unterwelt, der wirkliche Gemahl vor ihr mit drohenden Geberden.

Da verstummten ihre Lippen im Entsetzen, der Ddem stockte, und nieder sank das arme Weib auf die Knie. „Gnade, Gnade!“ rief sie dem Unhold zu, „Gnade, Menard, um meiner Kinder willen!“ — Er aber schwang wüthend den Knotenstock. „Ehebrecherin!“ schrie er mit krächzender Stimme, „Du hast den Tod verdient, stirb mit Deinem Verführer“ — und die Umstehenden mußten den Hestigen mit Gewalt von der bösen That abhalten.

Nun wurde auch der Verbrecher hereingeführt und dem wahren Cassandre de Rouillé gegenübergestellt. Er trat mit ruhiger Würde vor, und sein Benehmen ge-

wann wieder alle Anwesenden. Als er den Neuangekommenen erblickte, erblickte er, und beide tauschten Blicke des Erkennens. Der wahre Cassandre brach in Schmähungen aus gegen den Verräther, der sich an seiner Stelle eingeschlichen, und seinen Drohungen gegen ihn und das Weib konnte alles Zureden der Schwestern, des Onkels und der Richter nicht Einhalt thun.

Der falsche Menard nahm aber ruhig das Wort. — „Ich bin entlarvt und kein Leugnen hilft mehr, um mich auf der angemakten Stelle und die Meinen in Glück und Frieden zu erhalten. — So vernehmt denn die Wahrheit mit meiner traurigen Geschichte. Ich heiße Menard, wie dieser hier, und führe wie dieser den Namen Rouillé. Sein Schloß war einst der Besitz meines Vaters und mein wahrscheinliches Erbtheil. Ich will nicht glauben, daß sein Vater schlecht an dem meinen gehandelt und es unrechtmäßiger Weise an sich gerissen habe. Falscher Ehrgeiz, Eitelkeit, Genußsucht und Vergnügungslust — Thorheiten aller Art waren in meiner Familie eingekehrt und hatten manches Jahr ohne Einhalt gewaltet; die natürliche Folge der Verschwendung ist Verarmung, und die nie ausbleibende Nemesis rächte mit gewohnter Ungerechtigkeit das Vergehen der Väter an den Kindern. Ohne Vermögen, ohne Heimath, ohne Aussichten suchte der einzige Sohn des Hauses Rouillé Brod und Unterkommen in der Marine. —

„Noch ein Mal wollte ich das Schloß meines Vaters sehen, mein Herz weiden an den Erinnerungen

der Kindheit, als ich Isole erblickte und sie liebte. — Ich durfte sie in meine Arme schließen, denn sie hielt mich für ihren Bräutigam und machte mich dadurch zum ersten Mal auf die unselige Aehnlichkeit, die vielleicht ein früheres Vergehen der Eltern herbeigeführt, aufmerksam. — Die Art, wie sie mir erschien, mußte eben so tiefen Eindruck auf mich machen als ihre Schönheit, denn sie nannte mich beim Namen in der Stunde meines jugendlichen Wehs, und ich hätte sie für einen Engel des Himmels gehalten, wenn ich nicht das schöne Weib hätte umschließen, ihre Küsse fühlen und erwidern dürfen.

„Nach vollbrachter Seereise stieg ich abermals ans Land und sah sie wieder — aber ach, im Brautschmuck — zur Kirche fahrend. Sie war für mich verloren! — ein tiefer Schmerz bemächtigte sich meiner. Aber eben diese Hoffnungslosigkeit steigerte meine Liebe und prägte sie fest ein in mein Herz. Sie begleitete mich auf meinen Reisen, in Meeresstürmen und Schlachtgewühl; sie war die Himmelsleiter meiner Träume und die Gefährtin meiner einsamen Stunden; sie winkte mich zurück von den Versuchungen des Bösen, sie läuterte mich von den Schladen der Jugend und Vorurtheile, sie war mein Polarstern, meine Heilige.

„Ich war schon längst Offizier, als die Matrosen-Presser diesen hier auf unser Schiff brachten. Seine Aehnlichkeit mit mir hatte die Aufmerksamkeit einiger Gefährten erregt und veranlaßte mich, ihn zu sehen und zu sprechen. Mit Erstaunen hörte ich seinen Namen, welcher der meinige war; ich erkannte in ihm den Besitzer meines Schlosses, bald auch den Gatten meiner Isole; ich gedachte zu seiner Freilassung zu wirken, sowie wir wieder Frankreichs Ufer erreichen würden. — Ja, ich wollte ihn seiner Isole wiedergeben, aber ich lernte ihn nicht von der besten Seite kennen; oft betrank er sich — und behauptete, es geschehe, um sich zu trösten — aber bei dieser Gelegenheit brach die Rohheit seines Charakters deutlicher hervor, wenn die Wahl des Trostmittels sie nicht schon genugsam verrathen hätte. Nein, dieser Mann konnte Isole nicht glücklich machen!

„Aber trotz dieser Ueberzeugung würde ich ihn doch frei gemacht haben. Ein unglücklicher Kampf brachte uns beide in die Gefangenschaft der Korsaren, gegen die wir nicht siegen konnten; ich fiel verwundet in ihre Hände. Durch einen Zufall kamen wir beim Verkauf demselben Herrn zu, und wenn ich auch feinere Arbeit am Tage zu verrichten hatte, führte uns der Abend

doch immer wieder zusammen; wir verzehrten zusammen das karge Abendbrod, theilten das harte Lager, und besprachen unsere Schicksale. — Vergangenheit und Zukunft meines geschwägigen Gefährten lagen bald vor mir ausgebreitet. „Vielleicht,“ sagte er, „sei sein Vater gestorben und habe ihn enterbt; er werde wohl nicht wieder in sein Vaterland zurückkehren, selbst wenn er frei geworden. — Nichts zöge ihn dahin zurück, wo er doch nicht unter dem Adel die Rolle spielen könne, die ihm behage. Er liebe sein Weib nicht, man habe sie ihm ausgedrungen, — und um vielleicht einen großen Jungen zu erziehen, fühle er sich nicht gewachsen; — ja, er schien nicht üble Lust zu haben, wenn er frei wäre, als Korsar sein Glück zu versuchen und reich zu werden. Alles das erzählte er mir, während ich in den Feierstunden Arbeiten verfertigte, die ich dann verkaufte, um mein Lösegeld zu erschwingen, denn ich sehnte mich nach Freiheit, nach meinem Vaterlande, nach dem Anblick des alten Schlosses meines Vaters, und nach Isole.

„Endlich war ich frei und in meinem Vaterlande. Ich wollte nach Paris, mich zu neuen Unternehmungen melden, erst aber das Schloß Rouillé sehen und von Isole träumen. Ich meinte für meinen Unglücksgefährten etwas thun zu müssen, seine Familie konnte vielleicht das Lösegeld erschwingen, ihn aus harter Gefangenschaft befreien. Er selbst hätte es nie gekonnt. Das Geld, welches er dann und wann verdiente, vergebete er in geistigem Getränk, das ihm augenblicklichen Trost und Vergessenheit gewährte, denn trotz der frühern Züchtigungen auf dem Schiffe, trotz den Missethatungen des Sklavenwärters, hatte er dem Trunk nicht entsagt; um ihm zu frohnen, hatte er mir einst seinen Trauring verkauft.

„Als ich noch mit mir zu Rathe ging, wie ich eintreten sollte in Isole's Kreis — wie das Gesuch anzubringen sei, kam Isole selbst. Abermals erschien sie mir wie ein Engel des Lichts — dieses Mal war sie aber ein Engel der Versuchung. Sie hielt mich für ihren Gatten — sie begrüßte mich liebend und freudig, der Knabe sprang bewillkommend an mir empor, und die Lüge war ins Leben getreten, ehe ich sie noch gesprochen, ja ehe ich sie noch gedacht hatte. Ich ward Isole's Gatte, ihrer Kinder Vater; ich, der einsam stehende, hatte eine Familie, ich, der verarmte, hatte ein Vermögen, und der Unglückliche, dessen Stelle ich einnahm, schmachtete in dem Sklavenzwinger von Algier. „Bier lange Jahre der Verstellung mußten der

Lüge folgen, aber dennoch waren es Jahre des Glücks. — Ich habe Strafe verdient und ich will sie ertragen, aber Isole ist unschuldig, Isole wußte nichts von dem Betrug; sie war selbst getäuscht; laßt ihr mein Vergehen nicht entgelten.“

Isole kniete noch wie vernichtet auf dem Boden, das Haupt auf einen Sessel gestützt, und schien von Menard de Rouille's Rede nichts zu hören oder zu verstehen; bei seinen letzten Worten richtete sie sich aber ernst auf und trat zu dem Angeklagten.

„Nein, Menard, laß uns das Lügengewebe endigen, entweihe nicht noch ein Mal Deine für die Wahrheit geschaffenen Lippen; nein, keine Lüge mehr! Hört es, Ihr Herren Richter und Ihr Freunde und Bekannte, hört es, Ihr Mitfühlenden und Neugierigen, hört es, Schwestern, die Ihr mir stets Euere Liebe bewieset, Du, Oheim, der uns verrieth, Du, abtrünniger, fluchwürdiger Gatte, der Du durch Dein pflichtvergeßenes Jugendleben den ersten Keim zu unserer Schuld legtest, ja, ich bin eben so schuldig wie der Mann, den ich liebe, vielleicht schuldiger noch. — Ich ahnete oft in seinen Armen, an seinem Herzen, in seinem liebenden Umgange, daß er nicht derjenige sei, den ich einst meinen Gemahl genannt — aber ich wollte diesen Ahnungen nicht glauben, ich liebte ihn zu sehr; — bald knüpften mich auch heilige Bande an ihn, und ich fühlte, daß ich nicht leben könne ohne ihn. Auch hielt ich meinen ersten Gatten nach so vieljähriger Abwesenheit für todt und meinte, da Niemand leide unter meinem Glück, so sei es auch keine Sünde vor Gott, und wenn wir gegen die Gesetze der Menschen fehlten, könnten wir in Liebe zu den Menschen es wieder ausgleichen.“

„Erst vor einigen Monaten bestätigte Menard meine Ahnung — und sagte mir, daß mein erster Mann noch lebe. Vielleicht hätte ich mich damals von ihm trennen, die Sünde beichten und büßen sollen, aber ich vermochte es nicht. Ihn drückte das Bewußtsein, daß mein erster Gatte noch in Ketten schmachte, daß er ihn nicht befreite. Er wollte ihm so gern Lösegeld schicken — aber ich erlaubte es nicht; — Cassandre wäre ja wiedergekehrt und hätte unser Glück zerstört. — Es war das einzige Mal, daß ich anderer Meinung war als Menard, und ich bewies mich dadurch strafbarer als er. Heute wollte ich den Meineid schwören, ja, ich hätte ihn geschworen — und dieser Edle behauptet, ich sei unschuldig. — O nein, richtet mich mit ihm, denn ich habe es verdient wie er.“ Der Marquis de Rouille

öffnete die in Fesseln klirrenden Arme und fing das liebende Weib auf, das ihm ans Herz sank. — Mer Augen wurden feucht, und alle fühlten Theilnahme mit den Schuldigen.

Es war also kein Zweifel mehr vorhanden; der wahre Menard Cassandre de Rouille wurde in den Besitz seiner Güter eingesetzt, der falsche, mit der ehebrecherischen Isole, zum Tode verurtheilt. Man wartete mit der Vollziehung des Urtheils nur auf die Bestätigung des Königs.

Drei Fälle wurden dem Könige am selben Tage zur Unterschrift vorgelegt:

No. I. war das Vergehen des Marquis Charnacé, welcher in Anjou ein schönes Gut besaß. Die Aussicht einer Allee beschränkte das Häuschen eines armen Schneiders, und nichts vermochte den Mann zum Verkauf desselben zu bewegen. Er besaß weder Weib, noch Kind, noch Verwandte, sondern nur sein Häuschen, nebst dem Gärtchen, woran sein Herz hing. Da lud der Marquis ihn einst nach dem Schloß, um die Livrée der herrschaftlichen Dienerschaft zu einer Reise nach Paris zu erneuern; und während der acht Tage, da der Schneider fleißig nähete, und wohlbewacht im Schloß von allen Zuträgern abgeschlossen war, ließ der Marquis das Häuschen abtragen und zwanzig Schritte nach der Seite rücken. Er ließ es gerade wieder so bauen, wie es früher gewesen, auch den Garten ganz so bepflanzen; an der innern Einrichtung war auch nichts verändert; Schränke und Tische standen an demselben Platz, sogar Scheeren und Fingerhüte waren nicht verrückt. Als nun am letzten Abend der Schneider mit erhaltenem Lohn nach Hause eilte, fand er in der Dunkelheit sein wohlbekanntes Häuschen nicht, und entdeckte erst nach langem Umhertappen in der Nacht am andern Morgen die Berrückung. Er klagte gegen den Marquis, dem die Richter Geldstrafe und Gefängniß zuerkannten.

No. II. war eine Entführung des schönsten Mädchens in Bearn durch einen Cavalier des Hofes. Er war ihr als Berggeist erschienen und hatte ihr einen Schatz zeigen wollen; da sie nun einen jungen Bauer liebte — und wegen Armuth ihn nicht heirathen konnte, hätte sie gern einen Schatz gehoben. So ward sie den Thyrigen zur nächtlichen Stunde entlockt, ins Schloß geführt und erst nach mehreren Wochen war es ihr gelungen zu entfliehen und zu klagen. Auf gewaltsame Entführung erkannte das Gesetz den Tod.

No. III. war Menard de Rouille's Betrug.

Der König hatte wahrscheinlich eine neue Intrigue begonnen, irgend ein Rendezvous besprochen, irgend eine Freude zu erwarten, denn er war sehr guter Laune und besonders zur Milde geneigt. Den Marquis Charnacé sprach er lachend vom Gefängniß frei, den Mädchenräuber von der Todesstrafe; eine schöne Aussteuer in Geld und Ländereien schien ihm Entschädigung genug für die Zeit der Gefangenschaft und für die verlorene Frauenehre, die er nie sehr hoch zu schätzen wußte. Aus Liebe zu fehlen, schien dem stets verliebten und in Liebesverhältnisse verwickelten, aus Liebe oft Seltsamkeiten begehenden Monarchen nicht so strafbar, und deshalb mochte auch Menard Rouillé und die schöne Isole Gnade vor seinen Augen finden. — Dem Usurpator des Rouillé'schen Schlosses und der schönen Frau sollte statt des Todes die Galeerenstrafe werden, Isole aber zu ihrem ersten Gatten zurückkehren, wenn dieser sie nach dem Vorgefallenen wieder aufnehmen wollte.

Isole wäre so gern mit dem Geliebten gestorben, sie hatte das Beil schon im Voraus willkommen geheißen, trotz dem ängstlichen Pochen des furchtsamen Frauenherzens. — Sie hatte ihm ja auf der Isolebank, in ihrem Herzen, in ihrer Seele und an der Wiege des Kindes ewige Treue geschworen. Sie war schon ganz vertraut mit dem Gedanken des Todes; ihre Phantasie führte sie oft zu nächtlicher Stunde auf das Schafot — sie sandte Menard den letzten liebenden Blick, dann fiel das Beil. Täglich brachte man ihr die Kinder, und sie ermahnte den ältesten Sohn zum Guten und vor allem zum Wahrsein und Rechtthun. Das Kleine hätte sie gern an ihrem Herzen erdrückt. „Ich begreife,“ sagte sie, „die Kindesmörderin, die dem geliebten kleinen Wesen, indem sie es küßt, den Dolch ins Herz stößt, um es zu bewahren vor den Dornen des Lebens, dessen Rosen sie ihm nicht verbürgen kann.“ Sie nahm die Kleine und übergab sie den Schwägerinnen: „Ihr habt meinen Menard als Bruder geliebt, Ihr werdet sein Kind auch lieben, schützt es gegen den, der ihm so gleich war in den Zügen und so wenig in der Seele. Erhaltet meinen Kindern ein unbeflecktes Andenken an Vater und Mutter, und seid gesegnet.“

Sie dachte viel weniger an Menard als an ihre Kinder, mit ihm glaubte sie ja zu sterben, die Kinder aber ließ sie zurück. „Als junges Mädchen,“ sagte sie, „pflügte ich oft Blumen in den Adour zu werfen, und meine liebsten Wünsche darauf einzuschiffen; schwammen sie glücklich und ungehindert dahin, nahm ich es als eine gute Vorbedeutung auf Erfüllung, und ängst

lich folgte ich mit aufmerksamen Augen und klopfendem Herzen den holden Trägern meiner Wünsche, indem ich mir jegliche Hemmung überhängender Zweige, hervorstehender Steine, die Thiere und ungestümen Wellen, die den gebrechlichen Fahrzeugen Zerstörung drohten, im Geiste vorstellte. So blicke ich jetzt meinen Kindern nach auf dem Strom des Lebens, den sie ohne elterliche Leitung beschiffen sollen. — Sie tändeln noch auf dem ruhigen Gewässer der Kindheit, aber Stürme und Wellen werden nicht ausbleiben. Ach, wenn ich bedenke, wie selten ein menschliches Leben zum Glück gelangt, wie viel Störungen und Klippen drohen, fühle ich tiefe Besorgniß.“

Wer beschreibt aber Isole's Bestürzung über die königliche Milderung des Urtheils? Sie sollte nicht sterben mit dem Geliebten — sie sollte ihn fortziehen sehen in Fesseln, wie einen Verbrecher, um Verbrechern an die Seite geschmiedet zu werden, und Alles um ihretwillen, weil er sie geliebt und besessen! Und statt mit ihm zu sterben, oder an seiner Seite zu arbeiten, sollte sie zurück zu dem verhassten Gatten! War das nicht schlimmer als der Tod? Die sanfte Isole hatte alle Hoffnung verloren, alle gewohnte Haltung. Sie stürzte den Richtern zu Füßen und bat um Vollziehung des ersten Urtheils. Sie umschlang des Marquis Kniee — „Hast Du denn keinen Dolch, kein Messer, das Du mir ins Herz stoßen kannst?“ rief sie, „damit ich nicht zurück muß zu dem Verhassten. Kannst Du es ansehen — ertragen, Menard? — O rette mich — rette mich vor diesem Elend! Du thatest mir doch sonst alles zu Lieb, warum willst Du mich jetzt nicht tödten?“

Der Marquis stand bleich und stumm da; er schüttelte die Ketten und Isole erkannte jetzt erst den Grund seiner Ohnmacht.

Am andern Morgen war Isole ruhig. Sie sollte zwar gegen Abend nach dem Schloß Rouillé gebracht werden, aber sie hatte keine Thränen mehr. Sie hatte ja dem geliebten Gatten das ewige Lebewohl gesagt; sie hatte in der Nacht in den Gängen des Gefängnisses Kettengeklirr gehört, und sie wußte, daß es Menard's Ketten waren, und daß er nach der Galeere geführt worden. Das hatte ihr alle ihre Thränen gekostet; für ihr eigenes Schicksal war ihr keine mehr zurückgeblieben.

Cassandre de Rouillé wollte sie gegen Abend selbst abholen, oder ihr die Dienerschaft senden. Er sagte ihr Vergebung und gute Behandlung zu, wenn sie süßsam sein wolle in seinen Willen und ihre Sünden

bereuen. Aber Isole bereute in diesem Augenblicke nichts. In glücklichen Stunden war wohl oft Reue in ihrem Herzen aufgefliegen; wenn sie so ganz beseligt war, da gedachte sie der Sünde; das schwere Unglück hatte aber jetzt das Herz verstockt gemacht. Sie wollte allein in der Dämmerung nach der Heimath gehen; einige Freunde gaben ihr indeß das Geleit.

Es war ein schöner Abend, die Sonne ging glühendroth unter und verkündete Sturm und Gewitter. Das Wüthen der Natur wäre Isole willkommener gewesen, als dieser äußere Friede. Ruhig und ohne Zeichen des Schmerzes verließ sie das Gefängniß; sie sah mit thränenlosem Auge das Schloß Rouillé und dessen Thürme; kein Seufzer entfloß ihrer Brust bei dem Gedanken an die Stätte ihrer künftigen Dual. Aber als sie bei der Isole-Bank ankam, da verließ sie die Kraft, die Erinnerung an vergangenes Glück hatte sie überwältigt.

Als sie da ruhte und nach Fassung rang, und immer wieder weilte und zögerte, bis das Zittern gewichen, da erleuchtete plötzlich ein helles Blitzen die Luft und furchtbar krachender Donner ertönte. Es schien, als wankte die Erde. Das Schloß Rouillé schwankte, die Thürme neigten sich bald hier-, bald dorthin, bis sie zusammenbrachen; dann umhüllte Rauch und Staub die Stätte, bis kleine Flämmchen heraufloberten und nach den noch stehenden Zinnen gierig leckten. Endlich schlug eine große Flamme empor und verzehrte das Schloß. Cassandre de Rouillé, nebst seiner Familie, war unter den Trümmern begraben und Isole beweinte ihre Kinder.

Hatte der Blitz in die Pulverkammer geschlagen? Man hatte einen Mann in der Dämmerung um das Schloß schleichen sehen und es wurde behauptet, daß eine brennende Lunte, von sicherer Hand geschleudert, gezündet habe. Hatte der Himmel oder der Marquis vielleicht Isole's verzweiflungsvolles Flehen erhört und sie retten wollen durch den Tod von verhafter Nähe? — Isole war dem ihr bestimmten Schicksal entgangen und konnte nun auf dem Schutthaufen ihrer einstigen Behausung weinen.

Der Marquis Menard de Rouillé war aber nie unter den Galeerenklaven gesehen worden; nie hörte man von ihm mehr in Frankreich — und auch er hörte nichts von Isole, die er wohl unter den Trümmern begraben glaubte.

In dem neuerschienenen anmuthigen Werke der Mrs. Hall über Irland liest man indeß Folgendes:

„Nahe bei dem hübschen Dörschen Cloghrene, in der irländischen Provinz Kerry, steht die alte Abtei Mucros. Die Mönche pflegten immer die schönsten Punkte zu ihren Niederlassungen zu wählen, so auch hier. Das Gebäude bestand aus zwei Haupttheilen — dem Kloster und der Kirche. Der Kirchturm ruht auf vier hohen Spitzbogen. Der Haupteingang führt durch einen schönen, in einer Spitze auslaufenden, mit Epheu bewachsenen Thorweg; der innere Raum ist mit Gräbern ausgefüllt, deren einige nur durch die todten Hügel bezeichnet sind, während andere Inschriften tragen, um dem Fremden anzudeuten, wo er das Andenken eines Verstorbenen zu ehren habe. Hier sieht man die Ruhesätten der Mac Carthys Mor, der Donoghue Mor u. s. w.

„Schlafsäle, Küche, Refectorium, Keller, Krankenzimmer und andere Räume, sind noch ziemlich gut erhalten, nur das obere Stockwerk ist ohne Dach und das Gras wächst reichlich darin. Das große Kamin des Refectoriums ist merkwürdig und beweist deutlich, daß die guten Mönche der Pflichten gegen sich selbst nicht so leicht vergaßen und des heiligen Paulus Vorschriften der Gastfreundschaft wohl befolgten. Die Vertiefung dieses großen Kamins wird noch jetzt als das Bett eines Pilgers gezeigt, welcher vor hundert Jahren die Ruinen dieser Abtei bezog und sie viele Jahre bewohnte. Die sonderbare Wahl seines Aufenthaltes gab zu zahlreichen Vermuthungen und Erzählungen Veranlassung, welche die lebhafteste Phantasie der Irländer oft bis ins Wunderbare steigerte, und welche von den Schiffen und Führern der Fremden auf verschiedene Weise erzählt wurden.

„Als er diese einsame Stätte bezog, der Gefährte der Todten wurde, unter den furchtbaren, halbverwesten Reliquien der Sterblichkeit lebte, war seine Hand klein und zart und sein Benehmen würdevoll. Die Bauern meinten, er habe ein großes Verbrechen begangen, welches große Buße erheische. — Welche Buße konnte wohl größer sein, als diese Wohnung unter den nicht geheuerten Räumen der Mucros-Abtei? Viele Jahre hatte er gelebt, ohne anderes Obdach, als die Wölbung des Kamins, ohne andere Bedeckung als seine Kleider und eine wollene Decke, die ein mildthätiger Dorfbewohner ihm gespendet. Er verlangte nie Almosen und wollte nie mehr als einen Pfennig annehmen. Er speiste nirgends als in der Abtei und konnte immer

für Kartoffeln und Fische zahlen, und sogar den noch ärmer und unglücklicher scheinenden als er selbst eine Gabe anbieten und sie in sein Gebet schließen.

„Man sah ihn selten in der Kapelle, obgleich er täglich auf dem Kirchhof betend gesehen wurde. Die Hauptbeschäftigung war die Pflege seines Gartens. Wie man glaubte, hatte dieser einsame Mann häufige Kämpfe mit dem Teufel zu bestehen; er müsse, sagte man, mit ihm im Fleisch ringen und könne ihn nur durch Gebet und Fasten überwinden. Wir begegneten nie einem der Einwohner, welcher Muth genug gehabt hätte, sich in die heiligen Mauern von Mucroß nach Einbruch der Nacht zu wagen; ein kühner junger Mann war aber bis an die Mauer geschlichen und hatte Aechzen, laute Seufzer und Töne des Kampfes vernommen. Wenn der Fremde während einiger Zeit im Dorfe vermisst wurde, pflegten die Bauern das alte Kamin zu erklettern, welches von einem ungeheuern Eibischbaum umschlossen war, der die Mauer mit seinen gigantischen Armen hielt; dort fanden sie ihn dann traurig und müde. Das geschah indeß nur selten. Er war immer freundlich, geduldig und oft heiter — gegen Kinder immer wohlwollend. Auch knirschten alle Mädchen, wenn er vorüberschritt.

„Einst fragte ihn ein Herr aus dem Dorfe, ob er irgend etwas in der Abtei gesehen habe? „Nichts Schlimmeres als mich selbst,“ war die Antwort. Was auch die Ursache seines zurückgezogenen Lebens und seiner Leiden sein mochte, er theilte sie Niemand mit. Er tadelte Niemand und bekümmerte sich nicht um die Menschen. Als ein alter Mann einst am Rande des Grabes ihn bat, für ihn zu beten, antwortete er: „Gott helfe Dir, armer Mann, ja, Gott wird Dir helfen, aber alle meine Gebete, von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang, sind nicht genügend für mich selbst.“ Er nahm nie Theil an einem Vergnügen, denn er sagte: „Nur die, welche nie gesündigt, hätten ein Recht glücklich zu sein, und die Sünder möchten thun, was sie wollten, sie würden nie glücklich sein.“ Er hatte das allgemeine Mitleid der wohlwollenden Nachbarschaft erregt, und junge Mädchen pflegten, wenn sie am Grabe der Eltern für deren Ruhe beteten, auch für diesen, unter dem Namen John Drake bekannten Pilger zu beten, damit seine Sünden ihm vergeben würden. — Er sprach weder von Vergangenheit noch Zukunft, und alle glaubten, er werde seine Gebete unter ihnen lassen. Das war aber nicht der Fall.

„Eines Tages — im Frühjahr, war er nirgend

zu sehen, und es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß er erschien. Endlich suchte man in der Abtei nach ihm — er war fort. Das Stroh seines Lagers war feucht, Stab und Bettelsack waren verschwunden, die Finken, Sperlinge und Zeisige steckten die Köpfe aus ihren Nestern heraus und sprachen zwitschernd ihre Sehnsucht nach der Rückkehr ihres Beschützers aus. Der Obstbaum, den er gepflanzt, stand in voller Blüthe, und die Rosenbüsche trugen früher Knospen als gewöhnlich, aber John Drake war fort. Sein Verschwinden machte in der Umgegend großes Aufsehen und verschiedene Gerüchte wurden darüber in Umlauf gesetzt. Viele meinten, Geister hätten ihn geholt, andere, er habe sich in dem See eräuft — andere, man habe ihn fortwandern sehen.

„Nach zehn Jahren kam eine Dame, der Sprache nach eine Fremde, nach Killarney, wo sie mehrere Wochen weilte. Sie frug nach dem Fremden, sie besuchte Tag für Tag den einsamen Garten der Abtei, sie weinte heiße Thränen auf das verlassene Lager, betete, wo er gebetet hatte, und spendete reichliche Almosen in der Gegend. Sie wollte auf keine Frage Rede stehen und ihr Diener sprach kein Englisch. Endlich, nach vielem Beten und vielem Weinen, reiste sie ab wie sie gekommen war, eine einsame, unbekannte Frau — und man hörte weder von ihr, noch von John Drake mehr.“

Aus einer genauen Zusammenstellung von Umständen, Zeit, Begebenheiten und Vermuthungen geht hervor, daß diese trauernde, weinende Frau Niemand anders als Isote gewesen, die, des Gatten nur verfolgend, nach Irland kam, während man sich beweise und Aussagen uns in dem John Drake de Marquis de Rouillé errathen lassen, der gegen Gott und Menschen gesündigt, mit der heilige Ehe sein Sp getrieben, das Vermögen eines Andern sich angeeigne. Nord und Brand geübt und für seine Sünden gebüß hatte.

### Miscellen.

(Der Erzbischofswalzer.) Der Erzbischof von Salins fragen die Leserinnen verwundert; ist das eine neue Walzer? Allerdings. Die Stadt Salins in Frankreich war abgebrannt, und dies Unglück hatte viele Familien in Noth und Elend gestürzt. Nachdem der Erzbischof von Bordeaux aus seinen eigenen Mitteln reichlich für die Verarmten gegeben, auch in den Kirchen seines Sprengels hatte sammeln lassen, erfuhr er, daß ein reicher Mann in Bordeaux einen Ball veranstalten und dessen Ertrag den Abgebrannten zuwenden wolle. Der Erzbischof ließ den

ja den Abend dieses Balles herankommen, ohne irgend Jemandem von seinem Vorhaben etwas zu sagen; um Mitternacht aber, als der Ball am glänzendsten war, erschien er plötzlich in dem Ballsaale. Sobald man ihn bemerkte, schwieg das Orchester, die Tänzerinnen kehrten auf ihre Plätze zurück und der Hausherr erschöpfte sich in Artigkeiten. „Warum den Tanz aufhören lassen?“ sagte der Erzbischof, „ich komme nicht, um die Freude zu stören; tanzen Sie weiter, die Reihe kommt auch an mich.“ Wie er aber auch bat, die Ehrfurcht, die man vor ihm hatte, hielt Tänzer und Tänzerinnen unbeweglich auf ihren Plätzen. „Nun,“ sagte darauf der Erzbischof zu dem Orchester, „so spielen Sie einen Walzer für mich.“ Er nahm die Frau vom Hause an der Hand, ging in dem Saale herum, und bat jeden der Anwesenden um ein Scherstein für die Berunglückten. Sein Umgang im Saale unter sanfter Musik brachte eine bedeutende Summe ein, und Jedermann behauptete, es sei unmöglich, das Gefühl zu schildern, welches jedes Herz bewegt habe, als der ehrwürdige Erzbischof, für Unglückliche bittend, unter den festlich geschmückten Damen und Herren in dem Ballsaale umhergegangen. Seit diesem Augenblicke nennt man in Bordeaux eine unerwartete edele Handlung einen Erzbischofswalzer.

(Ein russischer Graf und ein französischer Schauspieler.) Der russische Graf S., dessen Gemahlin in Paris zu den tonangebenden Frauen gehört, und im vorigen Winter die glänzendsten Bälle gab, soll in Ungnade bei seinem Kaiser gefallen sein und deshalb Petersburg nicht verlassen dürfen. Jetzt erzählt man von ihm eine Anekdote, die ähnlich schon früher einmal vorgekommen ist. Der französische Schauspieler, Alexandre, der sich gegenwärtig in Petersburg befindet, zeichnet sich vorzugsweise durch sein seltenes Nachahmungstalent aus, und der Kaiser soll ihn kürzlich gefragt haben, ob er auch einen Herrn vom Hofe vollkommen treu nachzuahmen verstehe, wenn man ihm die Erlaubniß dazu gebe. Der Schauspieler entgegnete, daß er dies wohl im Stande sei, aber nicht wage, wenn er nicht ausdrücklichen Befehl dazu erhalte. Der Kaiser äußerte nun den Wunsch, der Schauspieler möge bei einer passenden Gelegenheit den Grafen S. auf der Bühne nachahmen, und in dem nächsten neuen Stücke erschien Alexandre wirklich als so treue Copie des Grafen, daß alle Anwesenden über die Keckheit des Künstlers erstaunten und erst zu lachen wagten, als der Kaiser lachte. Der Graf selbst war im Theater anwesend und stimmte ungezwungen in die allgemeine Heiterkeit ein. Nach der Vorstellung erhielt der Künstler ein Geschenk vom Kaiser und ein Briefchen von dem Grafen, der ihm für das Vergnügen dankte, das er ihm bereitet, und ihn zum Frühstück am nächsten Tage einlud. Alexandre folgte der Einladung und fand ein Duzend Gäste versammelt. Man war sehr heiter, und bei dem Dessert kam man auch auf die Vorstellung am Tage vorher. Der Graf ersuchte den Künstler, ihm eine tabelnde Bemerkung mittheilen zu dürfen. „Sie haben mich vollkommen treu copirt, die Haltung, das Benehmen, der Ton

der Stimme waren untadelig, aber der Anzug ließ etwas zu wünschen übrig, obgleich ich gestehe, daß Sie sich bestrebt hatten, auch hier treu zu sein. Kleinigkeiten sind indes bisweilen sehr wichtig. So trage ich z. B. stets hier auf der Brust drei Diamantenknöpfe, wie Sie sehen. Diese fehlten bei Ihnen, und ich ersuche Sie, dieselben von mir anzunehmen, damit künftig an meinem Portrait gar nichts fehle.“ Der Graf nahm die drei Diamanten und überreichte sie dem Künstler. Es war dies ein Geschenk von vielleicht zweitausend Thalern.

(Eine schauerliche Erzählung mit Pianofortebegleitung.) In dem Salon der bekannten Madame Sophie Gay kam eines Abends ein Ereigniß vor, von dem sich auch durch die treueste und ausführlichste Beschreibung keine genaue Vorstellung geben läßt. Der Fürst von der Moskwa, einer der vorzüglichsten Pianisten, und der bekannte geistreiche Schriftsteller Mery befanden sich in dem kleinen Kreise von Freunden, und man stand auf dem Punkte aufzubrechen, denn die Mitternachtsstunde schlug. Da erinnerte die Fürstin Belgiojoso Mery daran, daß sie vor zwei Jahren in Florenz stets die Gesellschaften durch eine Gespenstergeschichte beschlossen hätten, die im Dunkel erzählt worden sei und auf alle Anwesenden einen angenehmen schauerlichen Eindruck gemacht habe.

„Ja, erzählen Sie uns irgend eine schreckliche Räuber- und Gespenstergeschichte,“ fiel der junge Fürst ein, „ich werde Sie auf dem Pianoforte begleiten.“

Alle begeisterten sich für die seltsame Idee; die Kerzen wurden aus dem Zimmer hinausgetragen; die Anwesenden rückten wieder zusammen; der Fürst setzte sich an das Piano und Mery erhob sich. Er begann langsam in tiefen Tönen mit schauerlichen Worten. „Mit einem Male,“ sprach er dann, und das Piano rauschte gewaltig, gleichsam, um die Ankunft eines überirdischen Wesens anzukündigen, „mit einem Male wurde stark an die Thüre geklopft.“ Der Erzähler klopfte mit seinem Stocke an die Wand und Alle überließ ein eisalter Schauer. Er sprach so eine halbe Stunde lang von Leichen, Blut, Kerkern, Ketten, Dolchen und Gespenstern, und das Piano begleitete alle seine Worte mit entsprechenden Tönen. Endlich baten die Damen um Gnade, und als man die Lichter wiederbrachte, lagen zwei — ohnmächtig auf den Divans.

(Eine Künstlerin.) In einiger Entfernung von Paris abseits von einer Straße, unter Bäumen versteckt, steht ein kleines, äußerst bescheidenes Häuschen mit einem Garten, das sich ein ehemaliger Soldat erbauete, der in der Umgegend der alte Joseph heißt und bisher ruhig von dem Ertrage seiner Hände Arbeit lebte. Er hatte nur eine einzige Freude, einen einzigen Trost in seiner Armuth, eine Tochter. Vor einigen Jahren lernte den Alten ein ehemaliger Offizier Napoleons kennen, der sich oft in dem Häuschen einfand und mit dem alten Joseph von den Kriegen und Siegen ihres Kaisers sprach. Der Offizier gewann bei diesen Besuchen auch die elfjährige Tochter

des alten Soldaten lieb, und da er in derselben seltene Geistesanlagen entdeckte, erbot er sich einst gegen den Vater, für die Erziehung des Mädchens zu sorgen und sie in eine Bildungsanstalt zu bringen. Obwohl Joseph sich ungern von seiner geliebten Tochter trennte, so gab er doch endlich seine Einwilligung. Anna machte reisend schnelle Fortschritte und zeichnete sich namentlich bald durch ihren Gesang und ihr Pianofortenspiel aus. Meyerbeer, der vor zwei Jahren der Prüfung in dem Institute beizuhilfen und von Anna das Gebet aus „Moses“ gehört hatte, erklärte laut, selbst Thalberg habe nie einen so großen Eindruck auf ihn gemacht. Die glänzendste Zukunft war also der jungen Künstlerin gewiß. Da erkrankte ihr alter Vater, und er wünschte seine geliebte Tochter zu sehen. Sie kam, und ihr Anblick gab ihm fast die Gesundheit wieder. Mittags, als der Kranke in einen sanften Schlummer gesunken war, ging Anna hinaus, um auf dem Wege vor dem Hause frische Luft zu schöpfen; kaum aber hatte sie hundert Schritte gethan, als sie zu Boden geworfen und auf gräßliche Weise verstümmelt wurde; sie schrie jämmerlich um Hilfe; ein ungeheuer großer Hund, der von Landleuten verfolgt wurde, hatte sie angefallen und in wenigen Minuten zerrissen. Man trug sie bewusstlos, fast leblos in das Häuschen; ihr Vater erwachte, — o, welches Erwachen! Zwei Stunden darauf war Anna todt. Den Hund, der toll war, streckte eine Kugel nieder.

(Heirathsgeschichten.) In England kann auf Geldentschädigung geklagt werden, wenn ein gegebenes Eheversprechen nicht gehalten wird, und man bestimmt deshalb meist bei dem Eheversprechen sogleich die Strafe, welche gezahlt werden soll, wenn man zurücktritt. Die böse Welt sagt nun, es gebe in London Personen, die sich durch Eheversprechen eine schöne Einnahme zu erwerben verstünden. Haben sie ein solches Eheversprechen erschlichen, so machen sie sich so unangenehm, daß man lieber Geld zahlt, als sie heirathet. Kürzlich ist ein Fall dieser Art bekannt geworden und hat in der vornehmen Welt großes Aergerniß erregt. Ein Mann von sechzig Jahren warb um die Hand eines jungen schönen Mädchens, die man ihm geschickt zuzuführen verstanden hatte, die aber außer ihren zwanzig Jahren und hübschem Gesichte nichts besaß. Die Aeltern gaben ihre Einwilligung und das arme Kind sagte zögernd nach einiger Zeit auch ja. Der bejahrte Bewerber machte sich verbindlich, hunderttausend Pfund Sterl. zu zahlen, wenn er zurückträte. Nach drei Wochen sollte die Hochzeit gefeiert werden. In dieser Zeit fand man aber Gelegenheit, sich mit einem Offizier zu verständigen, welcher den Liebhaber der Braut spielte. Vor dem Hochzeitstage wußte man die zärtlichen Briefe, die er geschrieben hatte, nebst einem der lebenswürdigen Braut, die sich darin nicht eben bräutlich über ihren Zukünftigen ausgesprochen hatte, diesem in die Hände zu spielen. Er trat sofort von der beabsichtigten Heirath zurück, aber die Aeltern der Braut erhoben

ein gewaltiges Geschrei. Der ungetreue reiche Bräutigam wurde verklagt, verlor den Prozeß und mußte die hunderttausend Pfund Sterl. bezahlen. Bei uns heirathen junge Mädchen bisweilen alte Männer des Vermögens wegen, die Engländerinnen sind aber klüger, denn sie wissen bloß das Vermögen zu heirathen, ohne einen ihnen unangenehmen Mann mit in den Kauf nehmen zu müssen.

### Generalcorrespondenz.

Der Fächer war und ist zum Theil noch jetzt für die Damen von der größten Wichtigkeit; dies hat ein Engländer erkannt und in allem Ernst den Vorschlag gemacht, eine Fächer-Schule zu gründen, in welcher die jungen Mädchen Unterricht in der Handhabung des Fächers erhalten könnten. Er hat auch eine vollständige Fächer-Manövrir-Theorie entworfen, die ganz den Exercierreglements für die Soldaten ähnlich ist, indem der Unterricht nach den Commandowörtern: „Fächer auf! Fächer auseinander! Fächer zu! Fächer ab! Rührt den Fächer!“ ertheilt werden soll. Die einzelnen Hand- und Fingergriffe dabei, die sehr ausführlich angegeben sind, können wir hier nicht beschreiben. Das interessanteste Kapitel ist das über: „Rührt den Fächer!“ Da der Fächer in sehr verschiedener Weise, je nach der Stimmung der Inhaberin, bewegt werden kann, aus Verdruß, aus Verschämtheit, aus Verlegenheit und Furcht, aus Freude, aus Liebe etc., da die Damen mit dem Fächer so gut wie mit den Augen sprechen, weinen und lachen können, und dies Alles zu erlernen nicht so ganz leicht ist, so bestimmt der fächerfreundliche Engländer die Dauer des Unterrichts in seiner Fächer-Schule auf sechs Monate. —

Ein amerikanisches Journal enthält die Ankündigung, daß es von nun an jede Hochzeitsanzeige, die nicht von einem Hochzeitskuchen begleitet sei, mit ganz kleiner Schrift drucken lassen würde; sei dem Kuchen ein Paar Handschuhe oder irgend ein anderes Geschenk beigelegt, so würde die Redaction die Anzeige mit einem Gedichte begleiten; würde aber der Redacteur gar zur Hochzeit eingeladen, so könnte man erwarten, daß die Hochzeitsanzeige verziert und illustriert in der Zeitung erscheine. — Uebrigens ist es gefährlich, in Nordamerika Journalist zu sein, wie es sich neuerlich in Wilksbury gezeigt hat, wo der Redacteur der dortigen „Schildwache“ auf offener Straße und am hellen Tage von einem Manne erschossen wurde, gegen den er etwas hatte drucken lassen. Auf der anderen Seite kommt der Stand der Journalisten immer mehr zu Ehren, da sogar der Großmogul Journalist geworden ist, und seit Kurzem — in eigenem Verlag — ein Journal herausgibt. —

Man versichert, obgleich es sehr unwahrscheinlich klingt, daß Kuberkeiner Aufführung seiner vielen Opern beigezogen habe.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 34.

1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Adelstanz.

Historische Erzählung von Ida Fric.

Am Martinstage des Jahres 1401 war auf dem Markte zu Dresden ein lautes und geräuschvolles Treiben bemerkbar. Die schweren Kutschen des Mittelalters rasselten einher, und schmucke Ritter im Festgewand, von wehenden Federn umwallt, geleiteten auf flüchtigen Rossen die schwerfälligen Fuhrwerke, worin nicht viel anders als hinter den Verschanzungen ihrer Burgen und Schlösser die edle und ritterliche Damenwelt der Umgegend gleichsam vermauert saß. Alle hielten in der Mitte des Marktes vor dem stattlichen Rathhause an. Die Ritter, die Edelleute und Knappen schlangen sich mit behendem Anstand von ihren Rossen, waren den Edeldamen, den Burgfrauen und Fräulein behilflich, das ungeheure Gerüste der Wagen zu verlassen, und führten mit ritterlicher Gewandtheit die gefeierte oder ihrem Schutze empfohlenen Damen die Stiege hinan zu dem hochgewölbten und zum festlichen Mahle bereiteten Saal.

Draußen in dem Kranz der Häuserreihe, die, von schmalen Straßen durchschnitten, den Markt umzog, war eine schaulustige Menge an den runden buntgemalten Fensterscheiben versammelt; an einem kleinen unscheinbaren Hause, das noch Hornscheiben von sogenanntem Marienglas oder Fraueneis aufzuweisen hatte, standen diese Fenster, der Novemberluft ungeachtet, sogar offen und manch' rosiges Gesichtchen im schwarzen

Schnepenhäubchen lugte mit lebensfrischer Neugier durch die enge Oeffnung. Unten endlich auf Stufen und Prellsteinen, auf halben und ganzen Kegeln war sitzend, stehend und reitend, wie es eben gehen wollte, die niedere Volksklasse gelagert, die sich schon freuete, die Geladenen nur kommen zu sehen und die Toaste hören zu können, die bei dem fröhlichen Mahle ausgebracht wurden. Am gedrängtesten hatte die Menge auf den Stufen der Niklaskapelle um den heiligen Niklas\*) herum sich gruppiert, denn die Kapelle grenzte unmittelbar an das Rathhaus, wie überhaupt ehemals jedes Rathhaus seine eigene Kapelle hatte, in welcher die Rathsherrn vor der Berathung wichtiger Angelegenheiten den göttlichen Beistand ersuchten.

Wilhelm der Einäugige, Markgraf zu Meissen, hielt an diesem Tage den alljährig zur Ergöhhlichkeit seiner Vasallen veranstalteten Adelstanz und aus der ganzen Umgegend fehlte wohl kein turnierfähiger Ritter und Burgherr, keine Edelbame, die, wenn nicht Schönheit und körperlichen Liebreiz, doch reiche Spangen, goldene Ketten und schimmernde Gewänder zur Schau zu tragen hatte.

Schon waren die Gäste fast alle versammelt und der Markgraf schritt grüßend, hin und wieder freunds-

\*) Der heilige Niklas ist Schutzgott der Elbe, der Brücken und wahrscheinlich auch der Rathhäuser. Er stand an dem sogenannten Meißel'schen Eckhause der Schössergasse, sonst Niklasgasse. —

liche Worte oder nur stolzes Kopfnicken spendend, unter seinen Vasallen umher, als noch ein Wagen — der letzte — heranrollte und ein stattlicher Reiter, der mit fürstlichem Anstand auf flüchtigem Renner dem Fuhrwerk voransprengte, sich vom Pferde schwang, die Bügel seinem Knappen zuwarf, mit gewandter Courtoisie die Thür des Wagens öffnete und einer Dame von seltener Schönheit die Hand zum Aussteigen bot.

„Kennst Du das Wappen an dem Wagen der schönen blonden Frau?“ — fragte ein Bürger den andern und stieß den Befragten dabei so kräftig mit dem Einbogen in die Rippen, daß der so gebieterisch aufmerksam gemachte die flache Hand auf die berührte Stelle legte und mit weit aufgerissenen Augen nach der Gruppe, auf die sein Nachbar mit den Fingern zeigte, hinsah.

„Der Herr, der eben der Edelfrau und ihrem Ritter auf dem Fuße folgt und so mürrisch drein sieht, als ginge es zu einem Ritterding oder Lehensverhör, ist ja der Rükschel (Rudolph) von Körbitz auf Meusegast und Lauenstein,“ sagte ein Dritter und warf sich ob der gegebenen Auskunft nicht wenig in die Brust. „Ich sah ihn“ — fügte er noch hinzu — „einstmals in der Kirche zu Lauenstein, da er eben seine Andacht hielt.“

„Mag wohl ganz recht sein,“ entgegnete der erste Frager, „denn eben wirft der Edelknabe die Prachtdecke über das Ross des Ritters, der die schöne Edeldame, vermuthlich die Hausfrau des Herrn auf Meusegast, an der Hand in das Rathhaus führte. Seht da das Wappen der Burggrafen von Dohna. Zwei silberne Hirschgeweihe von sieben Enden im blauen Schilde. Auf dem Helm stehet die goldene Krone, aus der wieder die siebenendigen silbernen Hirschgeweihe hervorraugen, und in der Mitte die blaugekleidete Jungfrau mit goldener Krone auf dem Haupte, wie sie mit beiden Händen die Hirschgeweihe umfaßt. Die Körbitze sind ja Vasallen der Burggrafen von Donin, und wenn ich mir,“ fügte der junge Bürger schmunzelnd hinzu, „die hohe schlanke Frauengestalt mit den vollen schönen Formen und dem Feuerblick im Auge recht lebhaft vorstelle, so will es mich fast bedünken, als habe sich der Lehensherr zum Eigenthum des Weibes seines Vasallen verschrieben.“

„Ist ein schöner ritterlicher Herr der Burggraf von Dohna, und ungleich edler anzusehen als der duckmäuserige Rükschel von Körbitz,“ sagte einer der Umstehenden.

Ein Geschrei von mehr denn zehn Stimmen antwortete dem Sprecher und verwirrte ihm fast den Kopf. „Ein schöner ritterlicher Herr!“ spottete der Eine; „o ja, ein Weiberjäger und Stegreifritter, ohne Treue und Wort, ohne Glauben und Handschlag. In beständigem Hader mit ihren Lehnsleuten und ihrem rechtmäßigen Lehensherrn, dem Markgrafen von Meissen, halten die Burggrafen und absonderlich dieser Teschke mit Niemand Frieden und Freundschaft, und der öffentlichen Feindseligkeiten, der Streifereien und Straßenplackereien ist kein Ende.“

„Die Burggrafen von Donin bekennen sich eigentlich nur als böhmische Vasallen,“ wendete der frühere Sprecher ein, „und als solchen gehört ihnen, wie sie meinen, die Elbe und ihre Ufer von Pirna bis Dresden.“

„Ei den Henker auch,“ fuhr einer der älteren Bürger auf, „Markgraf Wilhelm, das wissen wir wohl, ist den Burggrafen, als Anhängern des böhmischen Königs Wenzel, ein Dorn im Auge und sie können es nie verwinden, daß jener mit Friedrich dem Streibaren Wenzel's Gegenkaiser, Ruprecht, hat wählen helfen. Auch dünkt mich, es liege bei dem ganzen verwickelten Lehnsverhältnisse der Burggrafen in der Natur der Dinge, daß sie es lieber mit Böhmen als mit Meissen halten. Aber das Alles rechtfertigt die straßenräuberischen Umtriebe, besonders dieses Prinzen Georg oder Teschke, wie er nach böhmischer Mundart sich nennt, doch wahrlich nicht, und das Stegreif-Handwerk, wie diese Herren von Dohna es treiben, ist nichts Anderes, als offener Straßenraub und Mord.“

„Ich wüßte nicht, mit welchem Rechte man die Burggrafen ungehorsame Vasallen schelten mag, nur weil sie ihr Land und Eigenthum nicht gutwillig hergeben und dem Grunde der markgräflichen Ungnade, dem Brücken Zoll und Mitbesitz von Dresden, nicht entsagen wollen,“ versetzte der unermüdete Bertheidiger derer von Dohna. — „Markgraf Wilhelm, das ist klar, sucht es ja an den mächtigen Herrn von Dohna, Königstein und Weesenstein, und daß diese sich durch Wegnahme der Meißnischen Frachtgüter für die ihnen angethanen Plackereien schadlos zu halten suchen, ist recht und natürlich, denn der Markgraf selbst würde an ihrer Stelle es nicht anders machen.“

„Nun beim heiligen Niklas! Du redest wie ein bezahlter Dienstmann derer von Donin,“ schrie, kirschroth vor Zorn, einer der umherstehenden Männer, „und ich wollte, daß Alle, die von der sorbischen Nothheit

der Burggrafen zu erzählen wissen, Deine kluge Rede gehört. Ist etwa das Thun des Prinzen Jeschke zu loben und magst Du es gut heißen, daß er alle Feinde des Markgrafen beherbergt, daß er alle böhmische und deutsche Kaufherren und Fuhrleute, so aus Meissen kommend das Land durchziehen, gefangen nimmt, sie ausplündert und die Straßen so unsicher macht, daß der Markgraf die Brücke über die Müglist hat müssen abbrechen und die durch Dohna führende Straße näher nach Pirna verlegen lassen? — Ist es erhört, daß Heydenau und Maxen eben wieder dieser Dohnaischen Streifereien wegen zum Schutze der Reisenden mit zahlreicher Mannschaft haben müssen besetzt werden, und daß diese nimmer endenden Fehden der Burggrafen mit den Herren von Korbitz das ganze Land vergestalt beunruhigen, als lebten wir mitten im Krieg?“ —

„Die Grafen von Donin rauben und plündern nicht aus Eigennutz, das beweisen die reichen Schenkungen an Klöstern, Stiften und Vasallen,“ warf der erste Sprecher trohig ein, „und was der alte Burggraf Otto allein dem Kloster Zelle an Schenkungen bewilligt, was das Stift zu Meissen, das Materni-Hospital zu Dresden, die Thomaskirche zu Leipzig und der Rath zu Zittau seiner Freigebigkeit danken, ist mehr, als fürstliches Geschenk.“

„Sündensold oder Kupplergeld,“ riefen die von dem unerwarteten Widerspruch auf das Höchste gereizten Bürger. — „Wo Jeschke von Dohna ein Weib zu berücken, eine Jungfrau zu entführen und dem oder jenem Ehemann oder Vater eine Fäschingnase zu drehen gedenkt, da ist er freigebig und findet wohl auch nachher mit seinem Geldsäckel bei seinem Gewissen sich ab. Wer mag es wissen, was er, indem wir noch davon reden, vielleicht bereits Uebles im Sinne hat mit dem Weibe seines Vasallen, die er zu firren schien mit süßer Rede und gewandtem Thun, da er doch ihres Herrn und Gemahls gar nicht achtete.“

Doben in den Sälen des Rathhauses entfaltete sich ein buntes, mehr in die Farben der Ausgelassenheit als des Frohsinnes schillerndes Gemälde. Halb berauscht von starken, auch wohl noch gewürzten Weinen, die in großen silbernen Bechern im gegenseitigen Zutrunke geleert wurden, saßen die Theilnehmer des üppigen Mahles in bunter Reihe um die wohlbesetzte Tafel herum und ihre Augen und ihre Wangen glühten um die Wette mit den brennenden Farben ihrer Kleider. Lautes Gelächter und frivole Anspielungen schwirrten wie Giftspieße hin und her und verletzten nicht sel-

ten das zarte Ohr keuscher Jungfrauen und züchtiger Hausfrauen. Endlich ward von dem noch ziemlich nüchternen Markgrafen die Tafel aufgehoben und der Tanz begann. Die feinwollenen Mäntel in den prahlendsten Farben, die sämmtlich mit klingenden Schellen besetzt waren, flogen um die Tänzer herum und die mit Marder oder Hermelin gefütterten kurzen, aber ebenfalls mit Schellen behängten Röcke trogten zu Ehren der Mode der drückenden Hitze im Tanzsaal. Strahlender noch als die Herren rauschten die Damen in ihren golddurchwirkten Seidenkleidern im Tanze einher und die großen Schellen, die von ihrem reich mit Perlen und Juwelen besetzten Brustgürtel bis auf die zierlichen Schnäbelschuhe herabhingen, wurden von den Anmuthigsten der Tänzerinnen nicht selten zu einem wohlklingenden Taktmesser benutzt.

Das eine der tanzenden Paare vor allem zog die Aufmerksamkeit der wenigen noch halb oder ganz nüchternen Gäste auf sich, und wenn die Einen meinten, dieses Paar sei unbestritten das schönste unter den Tanzenden, so schüttelten die älteren Personen, ohne dies verneinen zu können, ernst und finster die ergrauenden Häupter und meinten, es stünde besser um die Haus-ehre des Korbitz auf Meusegast, wenn man sein Gemahl minder schön als sittsam preisen höre.

Der Graf Jeschke von Dohna war es allerdings, der mit Rükschel's Gemahlin in so wilden und oft allzuvertraulichen Verschlingungen in der Sirocco-Leidenschaft des Tanzes der guten alten Zeit daher brauste und Allen denen, die nicht mit ihm in gleicher Weinlaune glühten, ein gerechtes Kergerniß gab. Mit einer Innigkeit, als sei es für das Leben, hatte er die schöne Frau um die schlanke Taille gefaßt und Auge in Auge mit ihr vergaß er sich und die Ehre der Dame, die er feierte, so weit, daß er ein Mal sogar in der engen Verschlingung des Tanzes seine brennenden Lippen auf ihre glühende Wange preßte\*) und, als sei nichts geschehen, dann die Tour des Tanzes mit ihr beendete.

Keiner von den Tänzern, und von den umherstehenden Zuschauern nur Einige hatten den auf die Wange der reizenden Mathilde flüchtig gehauchten Kuß bemerkt. Aber unter denen, die diese unzarte Uebereilung des Grafen gewahrt, befand sich Rükschel, Mathildens Gemahl. Von der Fenstervertiefung, wo er, gleich dem Raubthier im Hinterhalt lauernd, stand, schossen seine kleinen, im-

\*) Geschichtlich.

mer blinzeln zusammengekniffenen Augen Blitze nach seiner Gemahlin und deren Tänzer, und seine bleiche Wange ward noch bleicher, aber höher hob sich seine gesunkene Gestalt und ein jäh auslosender Muth leuchtete in seinem unschönen Antlitz empor. Dieser Typus der Mannheit und des beleidigten Ehrgefühls zeigte sich indeß nur kurze Zeit in so edler Art in den Zügen des Ritters, seine Gestalt sank bald wieder zusammen, sein Auge erlosch in dem Stempel des Hasses, den er trug, zu dem wild lauern den Blick der Hyäne und erschlich, statt sein Weib von der Seite des Grafen von Dohna hinwegzuführen, an den Wänden des Saales nach einem Plage hin, wo Mathilde mit ihrem Tänzer vorüberkommen mußte. Graf Teschke, der diesen Abend nur Auge und Ohr für Rükschel's schöne Gemahlin, nicht aber für diesen selbst hatte, bemerkte nichts von den Schlangenwindungen, die der Herr von Körbiß seinem Zwecke entgegengethan, und erst als der Graf im Tanz über einen absichtlich ihm in den Weg gestellten Fuß stürzte, im Falle seine Tänzerin mit sich zu Boden riß, an den Rittersporen von Mathildens Gemahl sich blutig rißte, verslog der Weinrausch und erwachte der Zorn über die erlittene Beschimpfung und die Rachelust. Ein Schlag in Körbißens Gesicht war das erste, was Graf Teschke, sobald er wieder seinem Feinde gegenüberstand, als einstweilige Rache für erlittene Unbill an dem Feigling verübte; Mathilde aber entfloß, vor Scham erglüht und laut weinend in das entfernteste Gemach, ohne daß ihr eine der Edelfrauen oder Fräulein gefolgt wäre.

Nicht lange indeß blieb die zitternde Frau mit der Selbstpein, die die Einsamkeit in ihr wach rief, allein. Graf Teschke von Dohna trat zu ihr in das Gemach, verriegelte die Thür hinter sich und beschwor die Geängstete, ihm zu folgen durch die geheime Tapentthür, die, nur ihm bekannt, in diesem Zimmer sich befindet und durch eine schmale Wendeltreppe hinunter in die Kapelle und von da in das Freie führe, wo bereits seine Dienstmänner mit Mäntel und Rossen ihrer harren.

„Nimmermehr,“ sprach Mathilde und streckte ihre Hände wie abwehrend nach dem zungenfertigen Berführer aus; „und wenn mein Gemahl mir hundert Mal verhafter noch wäre, als er es ist, ich könnte so nicht die Gesetze Gottes und der Kirche und das Gebot der Sitte und Frauenehre in den Staub treten und Euch, dem Fremden, auf Euere Burg folgen, wo ich nie als Hausfrau gebieten und nach dem Willen Gottes Euch gehorchen kann.“ —

— „Und fühlt Ihr Euch glücklich als Herrin auf Meusegast, an der Seite eines Mannes, der zu feig ist, seinem Gegner mit offener Stirn den Fehdehandschuh zu bieten?“ fragte Teschke höhrend und sah der zitternden Frau dabei so tief und innig in die Augen, daß dieser Blick wohl die Unzartheit seiner Frage in ihrem Herzen verlöschen mußte.

Mathilde barg ihr erglühendes Gesicht in ihre Hände und zwischen den zuckenden Fingern hindurch stahlen sich die Thränen, die von einem schwer gepeinigten Seelenleben sich loszuringen schienen. „Glücklich! O mein Gott! mein Gott!“ rief sie aus, und es verging manche Secunde, ehe ihre bebende Stimme ihr weiter zu sprechen gestattete. — „Glücklich?“ wiederholte sie noch ein Mal und mit herzzersehrender Wehmuth, „eher mögt Ihr die Sklavin hinter ihrem Gitter, den Vogel im Käfig und den Fisch im Neze neidenswerth preisen, als ein Weib, das seinen Eheherrn nicht lieben, selbst nicht einmal ihn fürchten kann.“

— „Und ein so stolzer, muthiger Geist, als Ihr ihn besitzt, vermag sich nicht zu erheben über das Vorurtheil der Alltäglichkeit?“ — sprach der Graf mit forschendem Blick. — „Wollt Ihr feiger sein, als selbst Euer Gemahl, den Ihr verachtet? Habt Ihr nicht den Muth, für Euch selbst zu handeln und Euch loszureißen von dem Joch, in das fremde Willkür Euch gebannt und für welches Euer stolzer königlicher Nacken nicht geschaffen ward? Seid ganz, was Ihr sein wollt, und dann erst tadelt die geistige Halbheit Eures Gemahls.“ —

Mathilde stand bleich und wie erstarrt da, Teschke aber fuhr fort, während er mit dem Feuer der anstürmenden Leidenschaft das Dpfer derselben umschlang: „Ich liebe Euch und glühe für Euch, wie je ein Mann für die Perle seines Herzens geglüht. Ihr habt meine leisen Schmeichelworte gehört, habt meine Bewerbungen zwar nicht gekrönt, doch geduldet, und bei dem Ritterschwert, das ich trage, und bei dem Dolch, der für meine Feinde geschliffen ist, ich dulde nun und nimmermehr den Schimpf, von einem Weibe genarrt und an den seidenen Faden ihrer galanten Laune mich gebunden zu sehen wie der Vogel zur Kurzweil unserer müßigen Jugend. Entweder Ihr folgt mir auf Schloß Dohna und herrscht dort als Herrin, wie Ihr seit dem Augenblicke, da ich Euch sah, in meinem Herzen das Scepter geführt, oder — wenn Ihr Euch gestehen müßt, mit mir nur ein Spiel der Weiberlaune getrie-

ben und mich und meine Liebe geüßt zu haben, so bleibt hier und das Gerücht des über Euere Tugend errungenen Sieges mag meine Rache sein. Es soll — ich stehe Euch dafür — von diesem Gemache aus unter Markgraf Wilhelm's Gästen und weiter noch sich verbreiten.“ —

Ein Geräusch an der verriegelten Thür, lautes Rufen und Pochen, dann ein schwerer Fall — denn Mathilden raubte das Entsetzen über das Gehörte und die Furcht vor dem Kommenden das Bewußtsein — dies waren die verworren sich aneinanderreihenden und in einander sich drängenden Ereignisse der nächsten Sekunden.

Der Graf von Dohna, rasch, keck und entschlossen, wie er war, faßte seine bewußtlos am Boden liegende Beute in seine Arme und trug sie die finstere Treppe hinab den Corridor entlang zu dem schon zu diesem Zweck offengehaltenen Ausgang der Niklas-Kapelle, wo er, wie er erwartet, seine Dienstmannen, ihres Herrn harrend, fand. Die immer noch bewußtlose Frau ward nun in wärmende Mäntel und Decken gehüllt und von dem Arm ihres Entführers auf dem Rosse festgehalten. So setzte sich der Zug in Bewegung. Noch aber hatten die Fliehenden den Marktplatz nicht verlassen, als in dem Thore der Kapelle eine Anzahl Männer erschienen, die wahrscheinlich mit bewaffneter Hand die Thür des Gemachs, worin man Körbighens Gemahlin und den Burggrafen vermuthete, gesprengt und nun auf dem von ihnen betretenen Wege den Fliehenden nachgeeilt waren. Einer der Vordersten, von der Fackel in seiner Hand grell beleuchtet, stand Rükschel von Körbig, der Gemahl der gewaltsam entführten Mathilde. Aber Entfernung, Nacht und vor Allem die blinde Wuth der gerechtesten Eifersucht ließen es ihn nicht erkennen, daß seine Gemahlin nicht freiwillig, sondern in den Banden der Dohnmacht ihrem Entführer folge, und ein gräßlicher Fluch schwirrte, wie der Pfeil von der Sonne, den im nächsten Augenblicke schon seinen Augen Entschwindenden nach.

„Zieh hin mit Deinem Buhlen, ehrloses Weib!“ schrie er und seine Lippe schäumte vom Gift des Hasses. „Zieh hin in die Schande, denn Du bist der Verfolgung nicht werth, und so weit die Sonne ihre Strahlen sendet und so weit der Mond seine Sichel krümmt und die Sterne am weiten Himmelszelt flammen, so lange der Gedanke König ist in dem Reiche der Menschenbrust, so lange fliehe rastlos umher vor der Qual Deines Gewissens wie das gescheuchte Wild

vor dem Pfeil des Jägers. Kein Lüstchen wehe Dir Kühlung zu, kein Priestertrost erquickte Dich und vor dem Laut Deiner eigenen Zunge erschrecke. Wie Du mir, Treulose, Deinen Schwur gebrochen, wie Du das heilige Ja am Altare zur Lüge gemacht, so ersticke Du selbst einst an einem Ja, und Deine falsche Zunge rufe damit einen frühen und schmerzvollen Tod über Dich herbei.“ —

Mit diesen Worten brach der Unglückliche zusammen und erwachte in einem Fieber, von dem er erst nach Wochen genas. —

In einem abgelegenen Kloset der weiträumigen Burg Dohna saß die Edelfrau von Körbig und schaute durch die bogige Fensterwölbung hinab in die im Winterfroste erstarrte Gegend. Einzelne Thränen, die aus dem Auge der Unglücklichen herab auf ihre zitternde Hand rannen, schienen nicht mächtig genug zu sein, die Eisdecke zu sprengen, welche die Seelenthätigkeit der jungen Frau in dem Starrkrampf des Scheintodes gefesselt hielt. So mochte sie wohl schon eine lange Weile, Stunden vielleicht, verträumt oder — um es richtiger zu bezeichnen — im stummen Schmerz verjammert haben, als eine Stimme hinter ihr laut ward, bei deren ersten Worten sie jäh zusammenschrak und dann erbleichend auf einen Schemel sank. Ihr Wirth, ihr Entführer und Peiniger, der Burggraf Teschke von Dohna, stand vor Mathilden.

„Geberdet Ihr Euch doch, meiner Treu!“ rief bitter lachend der Graf, „als ob Ihr Gespenster sähet oder so eben erst von Eurem Beichtvater eine gar ernste Bußpredigt zu vernehmen gehabt. Laßt endlich die Ziererei, edle Frau,“ fuhr er mit erzwungenem Muthwillen fort, „damit ich Euch auch gegen männiglich als eine so kluge Frau rühmen kann, als Ihr schön seid. Das Leben ist kurz, der Genuß des Lebens so karg und Wein und Liebe sind ja die einzigen Wurzeln, die es uns beschieden.“ —

Mathilde erhob sich mit Würde. „Bin ich auch elend genug,“ sprach sie mit einer Stimme, in deren Beben der Kampf des Stolzes mit dem Schmerz der tiefsten Verzweiflung sich verrieth, „bin ich beklagenswerth genug, als Euere Gefangene Euch hören zu müssen und nicht mein Gemach reinigen zu dürfen von dem Pesthauch Eurer leichtfertigen Rede, so sei doch Gott für, daß Euere Worte je vergiftend in meine Seele dringen und meine bessere Ueberzeugung verfeuern sollten. Wahr ist es,“ fuhr sie mit gesteigertem Hef-

tigkeit fort, „ich habe mich so schwerer Unbesonnenheiten schuldig gemacht, daß ich kaum noch hoffen darf, in meinem irdischen Leben sie büßen und die Uebereilung weniger Stunden sühnen zu können, aber die Gnade der heiligen Jungfrau ist groß und ihre Fürbitte mächtig.“ —

(Fortsetzung folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Neue Ansichten über den Thee.) In einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in Paris trug Herr Peligot eine lange Abhandlung über den Thee vor, welchen so Viele als die Himmelsgabe preisen, welche aufheitert und doch nicht berauscht, während Andere ihn das schleichende Gift nennen, welches die Schuld davon trage, daß das jetzige Menschengeschlecht an Körperkraft jenem der früheren Zeiten nachstehe. Die Behauptungen Peligots werden überraschen. Viele Aerzte haben den Genuß des Thees empfohlen, aber über die Wirkungen desselben waren sie nicht einig. Einige behaupteten, man dürfe nur schwarzen Thee trinken, weil der grüne nach vielfachen Erfahrungen (— die auch wir gemacht haben — D. Med.) bei Personen nachtheilig wirke, die den schwarzen ohne Schaden trinken. Andere empfahlen, nur schwachen Theeaufguss zu trinken, der von Anderen als nachtheilig getadelt wurde. Mehrere ausgezeichnete Aerzte empfahlen, Thee nie ohne einen oder zwei Theelöffel voll Cognac zu trinken; Andere rathen, etwas Ingwer hineinzuthun; Einige verordnen, den Thee ohne Milch, noch Andere, ihn ohne Zucker zu trinken, während wieder Andere empfehlen, gerade recht viel Zucker und recht viel Milch dazu zu nehmen — um „das Gift“ im Thee minder schädlich zu machen. Niemand aber hat bisher zu behaupten gewagt, daß der Thee (natürlich der ächte, nicht gedörrte Schlehenblätter) außerordentlich nährend sei. Herr Peligot hat eine große Menge chemischer Untersuchungen, viele andere Beobachtungen und Vergleiche angestellt, nach denen er nun versichert, der Thee besitze mehr Nahrungsmittel, als irgend eine andere Art von Vegetabilien und könne deshalb als wirkliches Nahrungsmittel angesehen werden. Als Beweis seiner Behauptung führt er auch an, daß ein Volk im Osten ebenfalls von der Nahrungsmittelkraft des Thees überzeugt sei, weil man dort die abgekochten Theeblätter mit Mehl und Fleisch vermische und auf diese Weise genieße. Auch in dem Umstande, daß die Engländer, welche bekanntlich in Europa die größte Menge von Thee verbrauchen, kräftige Menschen sind und an Körperkraft namentlich die Franzosen übertreffen, welche bis jetzt nur wenig Thee trinken, findet er einen Beweis für seine Ansicht.

(Wie man sein Glück macht.) Ein junger Dichter, Dubois, der arm an Geist und Geld war, hatte alle Mittel vergebens aufgeboten, sich in eine bessere Lage zu bringen, und sandte endlich eine Ode an Pauline, die Lieblingschwester Na-

poleons. Ein Kammermädchen der Prinzessin, eine entfernte Verwandte des Dichters, überreichte die gereimte Bittschrift. Die Prinzessin war gerade sehr gut gelaunt, die Schmeicheleien in wohlklingenden Versen entzückten sie, und sie wünschte, den Bittsteller kennen zu lernen. Er wurde zu ihr beschieden, und sie fragte ihn, was sie für ihn thun könne. — „Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mich für irgend ein bescheidenes Aemtlein empfehlen wollten.“

— „Sehr wohl,“ antwortete die Prinzessin, „noch gestern beklagte sich Fouché, daß ich ihm keine Gelegenheit gäbe, mir die Bereitwilligkeit zu beweisen, mit welcher er meine Wünsche befriedigen würde; wir wollen ihn sogleich auf die Probe stellen.“

Sie setzte sich darauf an ihren Schreibtisch, schrieb an Fouché und empfahl ihm Dubois als einen ausgezeichneten Menschen, der jedem Amte Ehre machen würde und für den sie sich lebhaft interessire. — Eine Stunde später befand sich der Dichter mit diesem Schreiben der Prinzessin in dem Palaste Fouché's, der aber nicht zu sprechen war, so daß Dubois das Schreiben nicht persönlich übergeben konnte. Dies wurde mit anderen in den Korb geworfen und würde wahrscheinlich unbeachtet dort liegen geblieben und in das Feuer geworfen worden sein, wenn nicht Fouché diesmal zufällig in diesen Korb gesehen und das Schreiben mit dem Wappen des kaiserlichen Hauses erblickt hätte. Er erbrach es sofort, las es und befahl, daß sich vier Gens'd'armen bereithalten sollten, ihn um neun Uhr am anderen Morgen zu begleiten. Man glaubte, er wolle sich nach St. Cloud begeben, und wunderte sich deshalb nicht wenig, als er befahl, in ein entlegenes Gäßchen zu fahren. Dort, im sechsten Stocke eines Hauses, wohnte unser Dichter, aber der Polizeiminister hatte Mühe, denselben ausfindig zu machen. Endlich fand man das Haus und die Wäckerin, die unten wohnte, rief sogleich mit aller Kraft ihrer Lunge nach dem armen Dichter hinauf. Dieser sah vorsichtig aus seinem Fensterchen herunter; als er auf der Straße einen Wagen mit Gens'd'armen bemerkte, glaubte er, man wolle ihn verhaften und hatte demnach nichts Eiligeres zu thun, als sich klüglicher Weise unter dem Bette zu verstecken. Da Fouché unten keine Antwort vernahm, so entschloß er sich, die sechs Treppen hinaufzusteigen. Einem Hofmanne wird ja nichts schwer, wenn er den Gewaltigen seinen Eifer beweisen will. Der Auftritt, der oben in dem Stübchen des Dichters stattfand, als der allmächtige Polizeiminister in dasselbe eingetreten, war im höchsten Grade komisch, wir wollen ihn aber nicht zu schildern versuchen; genug, der Minister fand endlich den Schützling der Prinzessin Pauline zitternd unter dem Bette, beruhigte ihn, veranlaßte ihn, hervorzukommen, nahm ihn, nachdem der Anzug einigermaßen in Ordnung gebracht war, in seinem Wagen mit in seine Wohnung und lud ihn da ein, mit ihm zu frühstücken. Bei dem Frühstücke fragte er ihn, ob er wohl als Polizeicommissär auf die Insel Elba gehen würde, und da der Dichter dagegen durchaus nichts einzuwenden hatte, wurde die Ernennung sofort ausgefertigt und dem Glücklichen nebst einer Rolle Napoleons'or übergeben. Nach wenigen Tagen reiste der neue Poli-

zeicommissair ab. Gleich nach seiner Ankunft dort erschienen bei ihm zwei Personen, welche die Bearbeitung der Eisengruben auf der Insel in Pacht nehmen wollten, und einer derselben bot Dubois einen bestimmten Antheil an dem Ertrage an, wenn er ihm den Pacht verschaffe. Dies gelang, und als Dubois seinen Antheil an den Eisengruben verkaufte, erhielt er dafür die Summe von 300,000 Fres.

(Sevilla.) Man hat in Spanien ein Sprichwort: „Quien no ha vista Sevilla, no ha vista maravilla“ (wer Sevilla nicht gesehen, hat kein Wunder gesehen). Die Stadt, die 120,000 Einwohner zählt, liegt am Guadalquivir in einer weiten Ebene, ist sehr groß, weitläufig, bunt und lebhaft, und ihre größte Merkwürdigkeit ist die Kathedrale, eines der prachtvollsten und zugleich seltsamsten Gebäude in der Welt. Außerdem ist berühmter der Alcázar, ein maurischer Palast, der nicht minder bewundernswürdig sein dürfte, als die Alhambra; die Giralda, ein kaum zu schätzender Thurm von 220 Fuß Höhe, eine Tabakfabrik, in welcher 600 Mädchen arbeiten etc. Sie ist von alten gezackten Mauern umgeben, die aus der Zeit der Römer, Gothen und Mauren herrühren, einen Umfang von zwei Stunden haben und von 160 Thürmen flankirt sind. Große, weitläufige Vorstädte erstrecken sich vor ihren Mauern hin und könnten eigentlich besondere Städte genannt werden. — Das ist die Stadt, welche, wie die Zeitungen berichteten, durch Gepartero und Van Haten bombardirt wurde und dabei ungeheuren Schaden erlitt. — Bekanntlich stehen die Frauen von Sevilla in dem Rufe, sehr schön zu sein, und alle Reisende, welche in Sevilla waren, versichern einstimmig, daß dieser Ruf ein vollkommen verdientes sei. Das Einzige, welches man an ihnen zu tadeln weiß, sind die etwas hageren Schultern und Arme. Ganz vorzüglich reizend sehen diese Frauen in ihrer Nationaltracht aus, welche indess von Tage zu Tage mehr schwindet. Die meisten haben die Mantille abgelegt und tragen französische Hüte und Kleider nach dem neuesten pariser Geschmacke.

(Ein neuer Eisenbahnwagen.) Auf der Eisenbahn zwischen London und Birmingham sieht man seit einiger Zeit einen Wagen, der sich durch die Bequemlichkeit auszeichnet, welche er dem Reisenden gewährt. Er enthält eine Restauration und ein Damenzimmer. Die Reisenden können darin während der Fahrt essen, Kaffee oder Thee trinken und rauchen und auf diese Weise ohne die geringste Langeweile oder Ermüdung große Strecken zurücklegen.

Für die Damen ausschließlich ist ein Boudoir eingerichtet, in welchem schwellende Divans stehen, wo auf Tischchen die neuesten Romane und Journale liegen, wo sie also schlafen oder lesen können. Der Wagen ist sehr lang und ziemlich hoch, aber so fest gebaut und ruht auf so starken Federn und Rädern, daß von Gefahr in ihm gar nicht die Rede sein kann.

## Generalcorrespondenz.

Rossini pflegte bei der ersten Aufführung seiner Opern hinter den Coulissen zu stehen, die Hände auf seinen Stock gestützt und so aufmerksam zuzuhören. — Paley soll die Gewohnheit haben, bei den Aufführungen seiner Opern sich zuerst ganz vorn an dem Orchester hinter die Coulissen zu stellen und immer weiter nach dem Hintergrunde zurückzuweichen, je näher die Oper dem Schlusse kommt. — Scribe bei der Aufführung seiner Stücke in sein Taschentuch, und so hat jeder Dichter und Componist seine Eigenthümlichkeit; einen sehr komischen Vorfall erzählt man aber von Soumet, als dessen „Jeanne d'Arc“ zum ersten Male über die Bühne ging. Gerade als die Vorstellung begann, hatte er den seltsamen Einfall, sich rasiren zu lassen, und zwar ganz in der Nähe des Theaters. Das sollte wohl von Gleichgiltigkeit gegen das Schicksal des Stückes zeugen, aber er hielt es in der angenommenen Rolle doch nicht lange aus, denn als er auf der einen Seite rasirt war, stand er plötzlich auf, griff in die Tasche und sagte zu dem Barbier: „Hier haben Sie Geld; man giebt eben im Theater ein neues Stück; thun Sie mir den Gefallen, gehen Sie hin, kaufen Sie sich ein Parterrebillet, horken Sie einen Augenblick und sagen Sie mir dann, ob man applaudirt oder pfeift.“ Der Barbier war über diesen Antrag ganz verblüfft, legte aber doch sein Rasirzeug hin, ging in das Theater und meldete nach einer Viertelstunde: „Es geht gut; man applaudirt.“ — „Das ist mir lieb,“ antwortete Soumet, „nun nehmen Sie mir den Bart auch auf der anderen Seite weg.“ —

Ein Weinschenke hatte von einem Weinhändler mehrere Eimer Wein erhalten, bezahlte aber die Rechnung zur Verfallzeit nicht. Der Weinhändler bot vergebens Alles auf, um zu seinem Gelde zu kommen, und nahm seine Zuflucht endlich zu einer List. Er ging zu seinem Schuldner und sagte: „Ich weiß, daß Sie wieder Wein brauchen; warum kommen Sie nicht zu mir? Ich gebe Ihnen mit Vergnügen mehr auf Credit, als das erste Mal, wenn Sie mir bezahlen, was Sie mir schulden. Wie viel brauchen Sie? Fünf Eimer?“ Der Weinschenke war über den Antrag höchst erfreut, nahm ihn sofort an und versprach, die alte Schuld zu bezahlen, wenn er wieder Wein erhalte. Nach kurzer Zeit kamen die fünf Eimer an und er bezahlte den Rest. Nach einigen Tagen ging er in den Keller, um den neuen Wein zu probiren, und nach ein Faß an, bemerkte aber zu seinem Verdrusse, daß es weißer sei, obwohl er rothen bestellt hatte. Auch kam er ihm gar zu weiß und geruchlos vor; er kostete, und siehe da, in den fünf Eimern befand sich — Wasser. Der Weinhändler hatte ihn hintergangen, um zu seinem Gelde zu kommen, der Weinschenke fand den Spas aber gar nicht nach seinem Geschmacke und verklagte den Weinhändler, der denn auch, was er auch zu seiner Entschuldigung vorbrachte, als Betrüger bestraft wurde, und dem Klagenden überdies Entschädigung zahlen mußte. —

Der deutsche Missionair Gutzlaff, der sich in Dienst der englischen Regierung in China befindet, berichtet, daß die Kunst,

Häuser von Eisen zu bauen (welche man seit einigen Jahren in Europa in Anwendung zu bringen sucht), seit vielen Jahrhunderten in China bekannt sei und geübt werde; namentlich beschreibt er einen Tempel auf einer Anhöhe, der sieben Stockwerke hoch und ganz aus Gusseisen bestehe, und wenigstens aus dem fünften oder sechsten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung sich herschreibe. —

In Wilna soll vor einigen Wochen ein Ereigniß vorgekommen sein, das in den tragischen Annalen der Liebe neu ist. Die Tochter eines Offiziers war mit dem Sohne eines Kaufmanns verlobt, und die Hochzeit sollte nach wenigen Monaten stattfinden, der Bräutigam aber, ein unbeständiger, flatterhafter junger Mann, hatte sich unterdeß in ein anderes Mädchen verliebt und schrieb seiner Verlobten, daß aus der Heirath nichts werden könnte. Das unglückliche Mädchen zerriss den Brief in tausend kleine Stücke, nahm diese, ging in die Küche, verschaffte sich Arsenik und warf denselben nebst den Briefstücken in die kochende Suppe. Dann legte sie ihr Brautkleid an, setzte sich an den Tisch, aß jene Suppe rein auf und war nach zwei Stunden eine Leiche. —

Bekanntlich soll der neue Parlamentspalast in London mit Freskogemälden ausgeschmückt werden und die Regierung hatte alle Künstler aufgefordert, Cartons einzusenden. Es sind 140 an der Zahl eingegangen, welche öffentlich ausgestellt sind. Mehreren hat die Regierung Prämien bewilliget. — Vor einigen Tagen wurden wieder zwei Statuen großer dramatischer Dichter in den Nischen an dem Theater in Dresden aufgestellt und zwar Shakespeare und Moliere von dem Bildhauer Hähnel. Beide finden großen Beifall. Die Statuen von Goethe und Schiller (von Rietschel) waren schon länger aufgestellt. Hähnel arbeitet an der kolossalen Statue Beethovens, die für Bonn bestimmt ist. —

Die Zeitungen erzählten viel von der Prinzessin von Joinville, einer geborenen Prinzessin von Brasilien, die kürzlich mit ihrem Gemahle in Frankreich angekommen ist. Früher wurde gesagt, sie sei eine halbe Negerin, häßlich und dumm und rauche fortwährend Cigarren; jetzt weiß man nichts Schlimmeres gegen sie vorzubringen, als daß sie zwölf Laufnamen habe: Francisca Carolina Juana Carlotta Leopoldina Romana Kaveria de Paula Micaela Gabriela Rafaela Gonzaga. Dagegen sieht man, daß sie sehr zierlich gewachsen ist, eine hohe Stirn und Augen von seltener Schönheit besitzt. Auch will man finden, sie habe eine auffallende Aehnlichkeit mit der so tief betrauernten Herzogin Marie von Württemberg. Das Heirathsgut, das sie erhalten hat, ist sehr bedeutend, nämlich eine Million Francs baar; 150,000 Francs. Renten in brasilian. Gproc. Papieren; eine Landstrecke von 25 Quadratstunden in der Bras. Provinz Santa Catarina, wo sich große Waldungen und reiche Steinkohlenlager befinden; ein Privatvermögen von 25,000 Francs. Renten; Diamanten im Werth von 200,000 Francs. (nicht mehr?) und eine Aussteuer im Werth von 300,000 Francs. —

Das Schauspiel von Holtei nach Bürgers Ballade „Leonore“ ist, auf schreckliche Art verballhornt, in Paris auf die Bühne gebracht worden und — durchgefallen. Der Vater Leonorens heißt — Bürger. Zuletzt geht alles gut, Wilhelm ist nicht wirklich todt, Leonore nicht wahnsinnig, sie heirathen einander, der Vater segnet sie und Alle sind vergnügt. Uebrigens hatte die Theaterzensur nicht zugegeben, daß der Vater ein Pastor sei, er mußte in einen Doctor umgewandelt werden. —

Die Memoiren über Napoleon sind noch immer nicht erschöpft; jetzt erscheinen Erinnerungen an ihn in England von Mistress Abel, die als Mädchen Elisa Walcomba hieß und als Kind ein Liebling Napoleons war, welcher als Gefangener auf St. Helena eine Zeit lang im Hause ihres Vaters wohnte, bis Longwood für ihn eingerichtet war. „Er sah todtentleich aus,“ sagt die Dame, „seine Züge kamen mir aber sehr schön vor, wenn auch kalt, starr und streng. Sobald er zu sprechen anfing, verschleuchte sein bezauberndes Lächeln und freundliches Wesen jede Spur von Furcht, mit der ich ihn betrachtet hatte. Ich habe nie einen Mann gesehen mit einem so bemerkenswerthen achtunggebietenden Gesicht; die Portraits von ihm sind zwar alle ziemlich ähnlich, aber sein Lächeln und der Ausdruck seines Auges ließen sich nicht auf die Leinwand übertragen und darin gerade lag der größte Reiz seines Kopfes. Sein Haar war dunkelbraun und so fein und seidenweich wie das eines Kindes. Seine Zähne sahen ziemlich schwarz aus, weil er die Gewohnheit hatte, fortwährend Lakritzensaft zu kauen, wovon er stets einen Vorrath in der Westentasche trug.“ — Bei dieser Gelegenheit sei als Merkwürdigkeit bemerkt, daß mehrere Personen in diesen Tagen in Leipzig zur Feier des Geburtstages Napoleons aufforderten, während ein Anderer im Tageblatte in Bezug darauf den Wunsch aussprach, die Feiernden möchten doch zu dem Feste die „grünen Bücher“ (in denen die Abgaben der Bürger zu den Stadtschulden, einem Andenken an Napoleon, quittirt werden) mitbringen. —

In England geht eine allgemeine Umwandlung vor sich, — wir meinen nicht in politischer Hinsicht, sondern in gesellschaftlicher. Die Engländer fangen an, sich weniger zurückhaltender, namentlich gegen die Fremden, zu zeigen, und in London will man eine großartige Anstalt errichten, British and Foreign Literary Institute, welche ein Mittelpunkt werden soll, wo Männer von Bildung aus allen Ländern, während ihres Aufenthaltes in London, unter einander und mit Engländern in Verbindung kommen können. Man berechnet, daß London jährlich von 100,000 Fremden besucht wird, die ein solches Bedürfniß fühlen. Man läßt nun ein großes Gebäude aufführen, das eine Bibliothek, einen Saal zu Vorträgen, Säle zu Soirées, ein Empfangszimmer u. enthalten soll. Die berühmtesten Namen Englands haben sich an die Spitze dieses Unternehmens gestellt.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 35.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Adelsstanz.

Historische Erzählung von Ida Fried.  
(Fortsetzung.)

Teschke's Stirn zog sich in finstere Falten; er schloß einen jener Blicke nach Mathilden, die ihm und nur ihm allein eigen zu sein schienen, die, drohend und in leidenschaftlicher Gluth zugleich aufflammend, eine brennende Röthe über die Wangen der jungen Frau ergossen.

„Seid doch nicht grausamer gegen Euch selbst, als Euer Gemahl und Euer Verwandten, die diesem Rückschel von Körbitz Euch vermählten, es gewesen sind!“ nahm der Burggraf das Wort, und sein durchdringendes Auge bohrte sich tiefer und immer tiefer in das Mathildens, während jedes seiner Worte ihr wie dreischneidige Dolche in das Herz drang. — „Ihr seid,“ sprach Teschke weiter, „nicht so kalt und leidenschaftlos, Ihr seid nicht die versagende Jugendheldin, die Ihr mir gegenüberstehen wollt. Nein, nein, schöne Frau, ich habe, ehe ich dieses Gemach betrat, es mir selbst geschworen, daß Ihr mir dies Mal nicht entweichen sollt, bis Ihr mich angehört, und müßt ich mein Ritterwort brechen und mit Gewalt Euch zurückhalten. Darum heßt nicht die Jagd wilder Gedanken, wie sie Euer spröder Trost gar wohl erzeugen könnte, in mein Hirn, sondern steht mir Rede und antwortet mir nach wahrem Gefühl und bester Ueberzeugung auf die Fragen, die ich — Euch selbst zum Verständniß — Euch vor-

zulegen gedenke. — Wie es geschah, daß ich auf der Straße nach Dresden, von meinem flüchtigen Kenner getragen, Euren Wagen einholte,“ fuhr nach einer kurzen Pause, während welcher Mathilde mit der muthigen Anstrengung ächter Weiblichkeit sich zu sammeln gesucht und nun stolz und hoch aufgerichtet vor ihm stand, Teschke zu sprechen fort, „wie es geschah, daß bei dem ersten Blick in den Wagen und auf Euch mein Herz eine Beute Eurer Schönheit ward und ich, besiegt von dem überirdischen Liebreiz, auf dem mein Auge verweilte, meines alten Hasses gegen den Namen, den Ihr trugt, vergaß, und mit zuvorkommender Ritterlichkeit Euch und meinen Stammfeind, Euern Gemahl, begrüßte, dessen gedenkt Ihr wohl noch, und mag jene Thatsache besser mir das Wort für den Sieg reden, so Euer Auge über mein Herz davon getragen, als meine Zunge es vermag. Das Mahl mit seinen süßen und feurigen Weinen, seinen Toasten und seiner traulichen Rede begann. Euer Auge wich da nicht dem meinen, bei dem dann folgenden Tanze zog Eure Hand sich nicht aus der meinigen, sondern, wenn meine süße Erinnerung von damals mich nicht trügt, so er wiedereten sogar Eure zarten Finger den Druck meiner Hand, und als ich von der Fiebergluth der Leidenschaft hingerissen, den Kuß auf Euer rosiges Wange wagte, da zucktet Ihr nur leicht zusammen, aber Ihr risset Euch nicht aus meinen umschlingenden Armen los, und nun, nun ich gethan, wozu Ihr mich ermutigt, nun wollt Ihr in den Mantel einer kalten Jugend Euch hüllen.

— D geht mir doch und narret einen jungen Fant, dem noch der erste Flaum um das Kinn sproßt, aber nicht mich, der die Weiber und ihre Launen kennt, wie der Waidmann die Fährte des Hirsches.“ —

„Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ flehte Mathilde und erhob todtenbleich und bebend wie Espenlaub ihre gefalteten Hände zu ihrem Weiniger, „laßt nun mich sprechen und bei den Wunden des Erlösers! — unterbrecht mich nicht, bis ich geendet.“ —

Der Burggraf bedeutete die Edelfrau zu sprechen und nahm, finster vor sich hinblickend, ihr zur Seite auf einem Sessel Platz. Mit ruhigem Ernst nahm jetzt Mathilde das Wort und sprach:

„Zu schwerer Selbstanklage und dann auch wieder zum Bekenntniß eines Unglücks, wie es fürwahr keines der alltäglichsten ist, muß ich schreiten, um das nur einigermaßen Euch deutlich zu machen, was meine Qual und die Quelle meines frevelhaften Thuns gewesen ist. Wohl muß ich es leider gestehen, obgleich ein Weib das nie gestehen sollte, daß mein Gemahl nicht der Gatte meiner freien Wahl gewesen, daß ich, das Opfer herzloser Verwandten, nur zwischen ihm und dem Klosterleben zu wählen gehabt und daß ich, fast noch Kind, unter tausend Thränen von ihm heimgeführt ward als Hausfrau und eheliches Gemahl. Mit meinem reisenden Verstande schmiedete sich aber mein Scharfsinn gar verderbliche Waffen gegen die Gewalt meines Herrn, die mein Herz verwarf und die zu beugen die Frauenlist mich lehrte. Rükschel war bald nur noch mein erster Sklave, ich gebot mit seinen Worten und, bald Spielwerk meiner Launen, bald Werkzeug meines Willens, war er, ohne es zu wissen, mir so lächerlich als Mann, denn verächtlich als Mensch. Er wählte selten den geraden Weg, war nie offen in seinem Reden und Thun, und ich kehrte Heuchelei gegen Heuchelei. Erst als ich mich als Siegerin auf diesem Felde der Falschheit und des Truges gewahrte, lernte ich mein eigenes Herz verstehen und erkannte, daß ich so elend sei, als das Weib es nur sein kann, das, die Ordnung der Dinge umkehrend, da herrscht, wo es zum Gehorsam und um beherrscht zu werden geschaffen ist. Da kam es, daß ich Euch sah, und der kecke Troß, der muthige Mannesfinn, der mir aus Euerm Auge entgegenblitzte, ja — nehmt das beschämende Geständniß hin — der Stolz, den Eure hohe Gestalt und Euer fürstlicher Anstand mir kund zu geben schienen, erregte in meinem Herzen ein stürmisches Klopfen und der Gedanke, von einem so kühnen Manne

beherrscht zu werden und nach den Befehlen Gottes und der Natur ihm gehorchen und seinem Willen sich beugen zu dürfen, dünkte mir ein wahrhaft weibliches Glück. Gedenkts Eures Versprechens, Herr Graf, mich nicht unterbrechen zu wollen, bis ich geendet,“ sprach, sich selbst unterbrechend die Edelfrau, als Teschte, von ihrem Geständniß ermuthigt, sie umschlingen und an seine Brust ziehen wollte — „ich habe das Wichtigste Euch noch zu sagen. — War es der ungewohnte Genuß des Weines, die Aufregung des Tanzes oder selbst das sündhafte Spiel der Gedanken, wodurch ich dem Fürsten der Finsterniß Gewalt über mich eingeräumt und ihm Macht gegeben über die Gefühle meines Herzens, genug in den Stunden, da ich an Eurer Seite beim Mahle saß und in Euern Armen den Reigen durchflog, war ich nicht ich selbst. Das unselige Eheband, das mich fesselte, erschien mir unerträglicher als je, während ich in Euch den Mann zu erkennen glaubte, der mir das Glück hätte geben können, das ich entbehrte. Alle Irthümer und Leidenschaften, die in dem Leben anderer Menschen, in Jahre vertheilt, der ruhigen Ueberlegung zum Besinnen Zeit gönnen, durchtobten in dem kurzen Zeitraume jener unseligen Stunden, in denen mein schwaches Herz sich schadlos halten wollte für die Leere eines ganzen Lebens, meine Brust. Ihr selbst rief mich endlich zum Bewußtsein zurück. Euer Worte, Euer Drohungen in jenem Gemach, aus dem Ihr dann die Bewußtlose gewaltsam mit Euch hinwegführtet, ließen mich in Euch den Verführer und Wüstling, den Mann erkennen, der, der wahren Liebe so unwerth als unfähig, von seinem Vergnügen allein sich beherrschen läßt. Entschwunden waren die blendenden Farben, in denen ich bisher, von Eurer bestechenden Außenseite verlockt, Euch gesehen, und als ich dann, aus meiner Betäubung erwachend, mich in Eurer Gewalt erblickte und das grenzenlose Elend erkannte, worein die Verblendung weniger Stunden mich gestürzt, da, bei der Jungfrau sei es geschworen! da fehlte mir nur die tödtende Waffe und Euer Lebensfaden und der meine wäre im ersten Augenblicke dieses gräßlichen Bewußtwerdens durchschnitten gewesen. Als ich, in finsterner Nacht von Euch hierher gebracht, zu den Füßen Eures greisen Vaters flüchtete und mich vor mir selbst hätte verbergen mögen, mag ich wohl fürchterlich anzusehen gewesen sein, denn bleich und zitternd — ich weiß kaum vor wem, denn Ihr erkennt ja keine Befehle weder Gottes noch der Natur — aber so bleich und zitternd, wie ein Verbrecher, sprachet Ihr den Eid, den

ich vor Eurer Vater und dem Priester als Zeugen auf das Crucifix Euch sprechen ließ, und nach diesem Eide bin ich mindestens vor jeder Gewaltthat vor Euch sicher." —

„Ihr habt mit Eurer langen Rede, Euern Schmähungen und Euerm empfindsamen Wortkram so eigentlich nichts bewiesen, als daß Ihr ein Weib seid und eines der schwächsten obendrein," entgegnete der Burggraf, als Mathilde, von innerer Aufregung erschöpft, schwieg. — „Immer nur den Launen und Anregungen dessen, was für den Augenblick die Welt ihrer Gedanken und den Strom ihrer Gefühle bewegt, nachgebend, ist Euer Geschlecht schwankender, als das Rohr, und unzuverlässiger, als die Sonne im April. Ihr sprecht von Liebe und doch erschreckt Euch die Sprache der Leidenschaft. Euere weibliche Zaghaftigkeit mag den Schutz und was in Folge dessen sich ergibt — die Herrschaft des starken Mannes gern als freiwillig getragene Fessel um den Nacken sich schlingen, und dennoch klagt Ihr, wenn seine derbe Faust Euch etwas unsanft faßt und da Unterwerfung fordert, wo Ihr durch Rede und Blick sie zugestanden. Gewähren und versagen, geben und wieder entziehen, mit lächelnden Blicken und süßer Miene tändeln und kosen, dann wieder weinen und bereuen, vor dem Priester knien und Zerknirschung heucheln, das ist so die Weise Eures schwachen Geschlechts. Nimmermehr im Stande, etwas so mit ganzer Seele zu erfassen, um Hab und Gut, Leben und Seligkeit daran zu wagen, seid Ihr es vielmehr, die mit Euern sogenannten Gewissensscrupeln den Mann, der Euch liebt, aus Euern Armen treibt und statt durch Liebe und Hingebung ihn zu fesseln, ihn selbst erst zu dem treulosen Ungeheuer macht, über das Ihr dann Zeter ruft." —

— „Euere Rede hat nur den einen Fehler, daß sie auf mich durchaus nicht paßt," unterbrach Mathilde, vor Verdruß und Ungeduld glühend, den Grafen. — „Ich habe nie mit vollem Bewußtsein, nur im Rausch einer irrigen Selbsttäuschung, eine Stunde lang Euch zu lieben gewähnt, um dann Euch hassen zu lernen wie die Sünde. Was ich von Euch begehre, wißt Ihr, und es ist zur Sühnung Eurer großen Schuld an mir wahrlich nicht zu Schweres. Gebt mir sicheres Geleit in ein Kloster, oder wollt Ihr auch dies nicht, nur meine Freiheit und es soll kein Tag meines Lebens vergehen, an dem ich nicht im frommen Gebet Eurer denken und die Heiligen bitten will, Euch zur Erkenntniß und auf den Weg des Heils zu führen." —

„Euer Gemahl Rükschel von Korbitz hat mir Freundschaft und Vasallentreue gekündigt, er hat seine Vettern und Freunde aufgeboden und manch' Anderer meiner Vasallen ist seinem Beispiele gefolgt und abtrünnig worden meinen Fahnen," sprach Teschke, die letzte Rede der Edelfrau absichtlich nicht erwidern. — „Sie haben mir Kampf und offene Fehde gekündigt und von den Burgen Dohna aus wird eine weite Strecke in das Land hinein die Luft von dem Geklirr der Schwerter wiederhallen und an den Mauern dieses festen Schlosses mögen sie ihre Pfeile stumpf schießen und die starren Schädel sich einrennen. Unter Euern Augen aber soll der Strauß, der um Euch gekämpft wird, auch ausgefochten werden. Ihr sollt den Mann, den Ritter, den Helden kämpfend seinen Feinden gegenüber sehen und vielleicht mögt Ihr dann wieder mit Stolz daran denken, von dem Streiter, der im Kampfe um Euch sein Schwert schwingt und Leben und Freiheit daran wagt, geliebt zu werden. Euere Achtung und Euere Würdigung des Manneswerthes denke ich mir noch ein Mal zu erringen und um den Lorbeer des Muthes und der Tapferkeit schlingt sich dann in glücklicherer Stunde auch wohl die Myrrthe der Frauengunst." —

— „Das hofft nimmermehr," rief Mathilde dem mit diesen Worten sich Entfernenden nach, dann sank sie von der Pein dieser Unterredung zitternd und bis zum Tode ermattet auf ihr Ruhebett.

Von Mathilden hinweg begab sich Graf Teschke in die große Halle, wo sein Bruder Maul mit seinen beiden Vettern Heide und John von Dohna dem Becher wacker zusprachen. Während Teschke bei Mathilden gewesen, hatte noch ein vierter, von den Brüdern meist ungern gesehener Gast sich eingefunden und die heut besonders hämische Miene des Fremden schien allerdings darauf hinzudeuten, daß er wieder wie immer gelaunt war, mit den Vettern zu streiten und, wie er sagte, ihre anmaßlichen Vorurtheile ein wenig in die Schranken zu treiben. Günther von Mokenitz, wie der Ritter sich nannte, ein armer Edelmann von unbekanntem Adel, war durch seine Tante mütterlicher Seits mit den Grafen von Dohna weitläufig verschwägert und es gewährte dem jungen Edelmann meist ein großes Vergnügen, wenn er seine hochtrabenden Vettern einmal mit diesem oder jenem Zweifel in Harnisch bringen oder gar, was jedoch nur selten der Fall war, durch seine Einwürfe sie einigermaßen in die Enge treiben konnte.

„Wißt Ihr es schon, Graf Jeschke,“ fragte, sobald dieser an der Tafel Platz genommen und die erste frohliche Begrüßung erfolgt war, Günther von Mockenitz, dessen herausfordernde Hastigkeit und höhnisches Lächeln gar leicht errathen ließ, welcher Art die Neuigkeit, die ihm so schwer auf dem Herzen lag, wohl sein mochte, „wißt Ihr schon, daß der Markgraf geschworen, er wolle nicht ruhen noch rasten, bis er in Euerm Blute den Schimpf abgewaschen, den Körbitz durch die Entführung seines Weibes von Euch erlitten?“

Jeschke lachte wild auf. „Wenn ich,“ sagte er, „in die Bedingungen gewilligt, so der Herr Markgraf von Meissen mir insofern gestellt, als er dann in dem beginnenden Streit neutral bleiben wolle, so hätte freilich der Rükschel von Körbitz einen mächtigen Bundesgenossen und ich einen gewaltigen Gegner weniger. Aber ich denke mittelst meines guten Schwertes, mit Hilfe meiner Vettern und Freunde meine Sache selbst zu führen und den Margrafen Wilhelm, der sich zum Schiedsrichter ungerufen aufwirft, noch obendrein mit einer Züchtigung heimzuschicken.“

„Weiß man doch kaum, wie genugsam man über die Anmaßung des Meissner Herrn sich verwundern soll,“ meinte Maul, der jüngere Bruder des Grafen Jeschke. — „Wir, die Burggrafen von Dohna, bei denen nicht selten das Ausland für seine hinkenden Gesetze sich Urtheil und Rechtspruch erholt, wir sind wahrlich die Leute nicht, die von einem ihres Gleichen in Dingen, die sie selbst betreffen, sich Willensmeinungen vorschreiben und Bedingungen stellen lassen.“

„Das ist wieder so ein Aufblähen, womit Ihr Herren von Dohna Euch selbst eine eingebildete Größe vorlügt,“ entgegnete Günther; „freilich wohl haltet Ihr als Lehnsherrn vieler Vasallen Euer Ritterding und nennt es in stolzer Anmaßung das Dohnaische Mahl. Die achtzehn adeligen Vasallen, die unter Euerm Vorsitz mit schlichten und Recht sprechen, werden Schöppen genannt und Ihr fangt auch wirklich in übergroßer Bescheidenheit die Urtheile Eures sogenannten Schöppensuhles mit der seltsamen Floskel an: „Wir Manne der Dohnaischen Pflege sprechen vor Recht etc.“ — aber das Alles entzieht Euch, die Richter Eurer Vasallen, nicht dem Machtspruch eben auch Eures rechtmäßigen Lehnsherrn, und wie Ihr Euch im Geringsten nicht darauf beschränket, nur in Lehnssachen Euern Ausspruch und Euer Willensmeinung kund zu geben und mit Nachdruck auf Befolgung derselben zu dringen, so seid auch Ihr so gut als der letzte Eurer Vasallen ge-

halten, dem Markgrafen von Meissen, als Euerm rechtmäßigen Lehnsherrn, in allen billigen Dingen zu gehorsamen und sein Recht als Schiedsrichter über Euch anzuerkennen.“

„Die Grafen von Dohna sind böhmische Vasallen!“ schrie es wild und kampffertig durcheinander, „und wem, das zu ersehen, die Urkunden und vergilbten Pergamente nicht gnügen, der kann die Wahrheit der Sache von der Spitze unsers guten Schwertes herablesen.“

„Habt schier ein überaus kurzes Gedächtniß, denn wohl zum funfzigsten Male und darüber,“ sprach endlich, als der Sturm sich etwas gelegt, Graf Heide, „ja meiner Treu! mehr als zum funfzigsten Male wiederhole ich Euch, daß Aloys von Urpach aus Languebok, der erste Kriegsmann Karls des Großen, der Ahnherr und Stammvater unsers berühmten Geschlechts war, eines Geschlechts, mit dem kein Markgraf von Meissen und kein Fürst, der da lebt, an der Zahl seiner mächtigen Ahnen es aufnehmen kann. Als Kaiser Karl mit dem Schwert in der Hand die Sachsen sich und dem christlichen Glauben unterwarf, da war es Aloys von Urpach, unser edler Ahnherr, dem der Kaiser die Böhmisches, Dalemansches und Sorbische Gränzen mit seinem untergebenen Kriegsvolk zu verwahren und die neu errichteten deutschen Kolonien zu regieren und zu beschützen anvertraut. Von ihm ist dann im Jahre 806 zu Dohna an der Müglitz die Stammburg erbaut, die wir Alle, so den alten hochgehaltenen Namen derer von Dohna tragen, als Sitz unserer Familiengröße vertheidigen und dem Könige von Böhmen zu Lehn tragen wollen, so wahr uns Gott helfe; denn Böhmen hat das Castellum Donin an seiner Grenze gebuldet, hat die Macht unserer Vorfahren anerkannt und ihnen ein gutes Stück Landes noch zu ihrer Pflege eingeräumt. Immer haben die Grafen von Dohna treu gehalten zu den rechtmäßigen Beherrschern von Böhmen und haben deren Person, deren Leben und Krone nach allen Kräften treuer Vasallen geschützt.“

„Es giebt auch der Mährlein und Sagen aus alter Zeit so manche, die den Antheil Böhmens an Dohna anders und auf eine Weise erklären, von der die jetzigen Herren Burggrafen nicht gern zu reden scheinen,“ meinte Günther, „und die erste sichere Kunde, die es von den Burggrafen zu Dohna giebt, lautet überhaupt erst vom zwölften Jahrhundert. Lägnet aber auch nur immerhin, wenn Ihr mit dreifler Stirn es könnt, daß die obere Eurer Burgen, die, welche Ihr

in kluger Vorsicht zu Eurer Haupt- und Residenz-Burg erwählt, als deutsch-königliches oder, wie Ihr es lieber wollt, als böhmisches Lehn zu betrachten ist, so läßt sich doch wahrlich nicht dagegen streiten, daß die Wasserburg, die Eure eigentliche Besse erst verstärkt, weil sie am linken Elbufer liegt, als markgräflich meißnisches Ackerlehn gar nicht abgeläugnet werden kann."

"Seid Ihr gekommen, uns mit ganz neuen Lehns-satzungen und Rechtsprüchen bekannt zu machen?" schrieen Graf Jeschke und John wie aus einer Kehle und stampften die geleerten Kannen in so unbändigem Grimm auf die Tafel, daß das schwere Silber der Gefäße sich bog, „seid Ihr gekommen, den Späher und liebbedienenden Hin- und Herträger zu machen, so ist Euch mindestens zu rathen, nicht allzusehr mit Eurer vorlaut dreisten Besserwisserei auf das Gastrecht zu pochen und dafür anzunehmen, daß die Grafen von Dohna immer diese alte Kernsitte des Ritterthums besser in Obacht nehmen dürften, als so manche Ihrer unverschämten, von der Strafe ihnen zugelaufenen Gäste." —

Ueber Grünther's Stirn zog sich der Brandstreifen einer nur unterdrückten, keineswegs aber gewältigten Zorneswuth. Mit geräuschvoller Hestigkeit von seinem Sitze sich erhebend schlug er die geballte Faust mit drohender Gebehrde auf den steinernen Tisch, ohne daß er jedoch vor innerer Wuth die dadurch erhaltene Verletzung auch nur im mindesten empfunden hätte. „Die Zukunft, Ihr übermüthigen Herren von Dohna“ — schrie er im Grimm eines gereizten Tigers — „könnte doch fürwahr der Mit- und Nachwelt keinen größern Dienst erweisen, als wenn sie Euer hochmüthigen Anmaßungen und Euer ungemessenen Selbstständigkeitsdünkel mit etwas von der Noth bedingter Demuth vermischte, und ich denke auch, es soll noch so viel Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden, es soll noch so viel Mark und Kraft im Arm der Ritterschaft geben, als es zu dieser Handhabung der Weltgerechtigkeit bedarf. Erwäget wohl, ich bitte Euch gar sehr, liebe Vettern und Freunde, erwäget die Deutung Eures Wappens, wie die alte Urkunde sie giebt, mit bedächtiger Genauigkeit und denkt daran, daß die Hirschgeweihe Eures edlen Wappens zwar Tapferkeit und heroischen Muth zu Vertreibung unrechtmäßiger Gewalt andeuten sollen, daß aber auch die schamhafte Jungfrau zu beiden Seiten die Hirschgeweihe umfasset und damit sagen will, wie Tapferkeit mit Vernunft regieret und überhaupt mit weiser Mäßigung gepaart sein müsse. Jetzt gehabt Euch wohl, vermuth-

lich dürften wir uns nicht eher, als in offner Fehde wieder begegnen."

„Haltet den Glenden zurück, daß wir ihn zwingen, gleich jetzt die Spitze seines Schwertes mit der unseren zu messen!" rief Graf Heide, als Mockenitz den Verwandten den Rücken gewendet, und sprang auf, seinem ausgesprochenen Begehr auch sogleich sinke Hände zu machen. Aber Maul hielt den Vetter zurück. „Man soll nicht sagen dürfen," sprach er begütigend, „daß die Grafen von Dohna auch an dem Verächtlichsten ihrer Gäste das Gastrecht verlegt und in ihrer eigenen Burg mit gewaffneter Hand dem Manne, den sie mit dem gastlichen Becher bewirthe, noch ehe dieser Trunk ihm gediehen, als Feind sich gegenübergestellt."

„Dieses neidische Gezicht, dem unsere Größe und Unabhängigkeit ein Kergerniß ist, weil sie ihnen Angst und Bewunderung zugleich erregt — diese Ritter vom hungrigen Klepper und der scharfartigen Klinge entlaufen uns so nicht" — lachte in wildblutigem Grimm Graf Jeschke, „es wäre jetzt, meine ich, fürwahr die geeignetste Zeit, zu dem Reigen, der geschwenkt werden soll, noch ein Paar Narren mehr nach unserer Pfeife sich drehen zu lassen."

„Was Du auch mit Deiner verblühten Rede meinen magst, ich verstehe Dich nicht, Vetter," gegenredete John kopfschüttelnd, „und Du wirst deutlicher sprechen oder es aufgeben müssen, Deine Räthselnüsse von uns gefnackt zu sehen."

— „Nun, ich denke," antwortete Jeschke, „daß mein Bruder und die Vettern mir nicht abstimmen werden, wenn ich dazu rathe, dem Markgrafen, sobald die Fehde mit Körbitz ausgefochten ist, gänzlich abzusagen und mit offenem Visir als Feinde ihm entgegenzutreten. Es ist," fügte er mit mehr Wildheit als edlem Troß hinzu, „die Probe wahren Muthes, dem Stärkeren und Mächtigeren den Fehdehandschuh hinzuwerfen und mit Manneskeckheit und Ritterstolz dadurch anzudeuten: „„Ich verachte Dich."“ —

„Dies thun zu wollen, dürfte doch jetzt gerade die Zeit schlecht gewählt sein," entgegnete Graf Maul, „denn schon die Fehde mit denen von Körbitz hat uns so mancher und, es will mich schier bedünken, gerade der Tapfersten unserer Vasallen beraubt, und selbst vom König Wenzel dürfte jetzt keine Unterstützung zu erwarten sein, denn er hat Grund genug, weder mit dem Markgrafen, noch mit Kaiser und Reich es verderben zu dürfen." (Beschluß folgt.)

## M i s c e l l e n .

(Der Thee für den Kaiser von China.) Der Thee, welcher für die kaiserliche Familie von China bestimmt ist, wird mit der äußersten Sorgfalt behandelt. Man zieht ihn in einem besonderen Garten, der bewacht wird, damit sich kein Mensch und kein Thier demselben nahe. Die Wege in diesem Theegarten werden täglich gekehrt, und man sorgt ängstlich dafür, daß ja kein Schmutz auf die Blätter falle. Naht sich die Zeit der Aerndte, so müssen sich die Arbeiter des Genusses der Fische enthalten, damit ihr Athem die Blätter nicht verderbe, sich drei Mal des Tages warm baden und überdies dennoch die Blätter mit Handschuhen abspülen. Auch bei der späteren Zubereitung verfährt man mit gleich ängstlicher Vorsicht.

(Die Essstunden.) Es ist merkwürdig, wie sehr die Essstunden von Jahrhundert zu Jahrhundert gewechselt haben, daß sie aber immer gleich weit von einander entfernt gewesen sind. Das Frühstück mußte natürlich bald nach dem Aufstehen genossen werden, das Mittagessen in der Mitte des Tages, das Besper, wenn drei Viertel des Tages vergangen, und das Abendessen in den letzten Abendstunden. In einer alten Poste, die wenigstens aus dem 14. Jahrhundert herrührt, finden wir, daß die guten Bürger damals um zehn Uhr Vormittags die Mittagsmahlzeit hielten. Beinahe zwei Jahrhunderte später war die elfte Stunde die des Mittagmahles, und sie ist es sehr lange geblieben. Im sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts aß man in den besten Häusern um zwölf Uhr, auch Ludwig XIV. hielt seinen Mittagstisch zu dieser Stunde. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts speisete der Adel um ein Uhr, während es der Bürger um zwölf Uhr that. Um das Jahr 1750 war die Stunde des Mittagmahls bereits bis zur zweiten Stunde vorgerückt. Dreißig Jahre später speiseten einige um drei Uhr. Das Abendessen folgte dieser fortschreitenden Bewegung; man nahm es erst um 5 Uhr, dann um 6, um 7, um 8 und dann um 9 Uhr ein. Vor etwa siebzig Jahren hielt man die Abendmahlzeit um 10 Uhr. Jetzt ist in Paris, von wo aus auch in dieser Hinsicht die Mode ausgeht, die gewöhnliche Stunde des Mittagessens — natürlich in den höheren Ständen — sechs, und bei besonders festlicher Gelegenheit sieben Uhr. Seit lange Zeit ist das Besperessen ganz ausgefallen, und nur die Kinder erhalten es noch. Eben so ist es mit dem Abendessen, das sich nur noch in wenigen vornehmen Häusern findet.

(Aehnlichkeit.) Die auffallende Aehnlichkeit zweier Personen ist schon sehr oft zu komischen Verwechslungen benutzt worden. Einen Scherz gleicher Art erzählt man von Zwillingenbrüdern, die einander zum Verwechseln ähnlich sahen. Einst ließ der eine einen Barbier rufen, und nachdem die eine Seite rasirt war, stand er auf und sagte, er müsse durchaus sogleich einmal ins Nebenzimmer gehen. In diesem befand sich sein Bruder, der den Schlafrock des Halbbrastirten anzog, die Serviette umband und sich so auf den Stuhl setzte, den der andere

kurz vorher verlassen hatte. Der Barbier schickte sich an, die andere Seite des Gesichtes zu rasiren, aber wie staunte er, als er sah, daß auf der bereits rasirten Seite der Bart bereits wieder gewachsen war! Er glaubte, die Sache gehe nicht mit rechten Dingen zu, wich mit Entsetzen zurück und fiel in Ohnmacht. Während man sich bemühte, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen, trat der bereits halbbrastirte Bruder wieder ins Zimmer und setzte sich auf den Stuhl. Neues Staunen des Barbiers, der nun entsezt entfliehen wollte, und erst beruhiget wurde, als beide Brüder vor ihm erschienen.

(Ein neapolitanischer Mönch.) Unter den Mönchen in Rom und Neapel findet man häufig sehr geistreiche und auch humoristische Männer, gleich dem Abraham von Santa Clara, und sie üben meist den größten Einfluß auf das gemeine Volk aus. So haben die Lazaroni in Neapel einen Fra (Mönch) Rocco noch nicht vergessen, der unter der Regierung Ferdinands I. lebte und von dem man eine große Anzahl geistreicher oder seltsamer Einfälle erzählt. Eines Tages hielt er eine Anrede an das Volk auf dem Marktplatz und schloß die Einleitung mit den Worten: „Heute werde ich mich überzeugen, ob Ihr Euere Sünden wahrhaft bereuet.“ Er begann dann eine Predigt, bei der sich das Haar aller Zuhörer sträubte, die auf ihre Knie niederfielen und reuig an ihre Brust schlugen.

„Alle die, welche ernstlich ihre Sünden bereuen, mögen nun die Hände emporheben,“ rief der Mönch endlich aus.

Alle Hände, keine ausgenommen, wurden alsbald emporgestreckt.

„Heiliger Erzengel Michael,“ fuhr der Mönch sodann fort, „der Du mit dem diamantenen Schwerte neben dem Richtersthule Gottes stehst, höre meine Stimme und schlage jede heuchlerische Hand ab, die sich erhoben hat, ohne daß das Herz den Werken Satans entsagte.“

Augenblicklich sanken alle Hände ohne Ausnahme wieder herab, wie sie sich früher erhoben hatten. —

Eines Tages hatte Rocco eine Unterredung mit einem Spanier und sagte im Scherz zu diesem, daß kein einziger spanischer Heiliger im Himmel sei. „Im Anfange,“ erläuterte er seinen Scherz, „hatte man mehrere Ihrer Landsleute in den Himmel hineingelassen, aber sie rauchten da so viele Cigarren, daß die Seligen und die Engel äußerst belästiget wurden, und der heilige Petrus darüber nachdachte, wie er die Rauchlustigen los werde. Endlich fiel ihm ein glücklicher Gedanke ein. Er zeigte nämlich an, daß vor der Himmelspforte ein großes Stiergeficht gehalten werden würde, und alsbald eilten alle spanischen Heiligen hinaus, um dieses ihr Lieblingschauspiel mit anzusehen; sobald sie aber hinaus waren, schloß Petrus die Himmelspforte zu und war durch nichts zu bewegen, einen Spanier wieder in den Himmel hineinzulassen.“

(Die Sonne.) Die Flecken, welche man an der Sonne sieht, sagte der berühmte Astronom Krato in seiner letzten Vorlesung,

waren den Alten wahrscheinlich nicht bekannt, da zuerst 1611 in der Schrift eines Holländers von denselben die Rede ist. Diese Flecken sind zweierlei Art; einige gleichen einem dunklen Körper, andere leuchten: ihre Gestalt ist verschieden, und die kleinsten gleichen gewissermaßen Runzeln, als wenn die Oberfläche der Sonne wie die Schale einer Citrone runzlig wäre. — Was die Stärke des Sonnenlichtes betrifft, so hat ein Astronom berechnet, daß ein Zoll Sonnensubstanz, wenn man sie auf die Erde herunterbringen könnte, so viel Licht geben würde, als 12,000 Kerzen. — Häufig hat man behauptet, die Temperatur der Erde habe sich geändert, Krage weist aber durch Vergleich der Beobachtungen der Schule zu Alexandrien, der spätern Beobachtungen der Araber und der jetzigen nach, daß die Temperatur sich seit 2000 Jahren auch nicht um das Zehntel eines Grades geändert habe. Zwar hält es die Wissenschaft nicht für unmöglich, daß die Sonne einst verschwinden könne, wie bereits mehrere Sterne verschwunden sind, die Sonnenflecken aber sind, der Ansicht der Astronomen nach, keineswegs ein Anfang des Verschwindens dieses Gestirnes.

(Jagdhelden.) Die Amirs, die Beherrscher des Landes Sindh in Indien, welches ganz kürzlich die Engländer ihrem großen Reiche einverleibt haben, zeichneten sich unter anderem durch ihre außerordentliche Leidenschaft für die Jagd aus, die so weit ging, daß sie ganze große wohlbebaute und fruchtbare Landstriche ausschließlich für die Jagd in Beschlag nahmen, z. B. eine Strecke in der Nähe von Hyderabad. Diese Gegend, die dicht bevölkert war, brachte dem Fürsten bis 300,000 Rupien (Gulden) ein, aber die Bewohner wurden vertrieben, weil sich eine Antilopenart, Katapacha genannt, vorzugsweise gern da aufhielt. Kurze Zeit vorher verbannte der jüngste Bruder der Fürstenfamilie unbarmherzig die Bewohner eines alten Dorfes und ließ dasselbe dem Boden gleich machen, weil das Krähnen der Hähne und das Weiden des Viehes das Wild in den anstoßenden Jagdrevieren seines Bruders störte. In diesen sehr großen Jagdrevieren oder Parks, die sämmtlich sorgfältig eingezäunt waren, wimmelte es von Wild aller Art und bei den Jagden wurden die Untertanen zu Hunderten und Tausenden genöthigt, Treiberdienste zu verrichten, ohne daß sie dafür eine Entschädigung an Geld oder nur Nahrung erhielten, obgleich die Jagden oft mehrere Tage dauerten. Dabei durfte außer den Fürsten Niemand schießen und jedes Mal verunglückten mehrere Personen, die entweder in dem Gedränge von den Amirs erschossen oder von den Ebern zerrissen wurden. Die Jagdlust hatte sich von den Fürsten auf die Großen des Reiches ausgebreitet, die meist mit Falken jagen. Kein Großer erscheint denn auch öffentlich ohne seine Falkner mit den Falken, die man aus Turkestan erhält und die meist sehr theuer sind, da ein gutabgerichteter Falke oft mit zweitausend Rupien (Gulden) bezahlt wird. — Jedes Stück Wild, das die Fürsten von Sindh bei ihren Jagden erlegten, kostete ihnen im Durchschnitt 800 Gulden, weil sie so ungeheure Summen auf ihr Jagdvergnügen verwen-

deten. — Uebrigens sagt ein Engländer, der 1827 an dem Hofe der Amirs war, er habe nie etwas gesehen, was den Beschreibungen in Tausend und Einer Nacht oder den Vorstellungen, die man in Europa von orientalischer Pracht habe, so nahe gekommen, als der Anblick dieser Fürstenfamilie. Die Gruppe befand sich in einer hohen luftigen Halle, welche mit persischen Teppichen belegt war; die beiden ersten Amirs saßen in den reichsten Gewändern, mit Edelsteinen bedeckt, auf ihren Thronen von weißem Atlas, die mit Seide und Gold gestickt waren und an den vier Ecken schwere massive Goldverzierungen hatten. Neben ihnen befanden sich, gleich reich geschmückt, die sämmtlichen Mitglieder ihrer Familie und hinter ihnen schöngekleidete Diener, so wie die Schwert- und Schildträger der verschiedenen Fürsten.

(Hausmittel.) Eine englische medizinische Zeitung versichert, daß sich ein lästiger Hustenanfall sehr leicht dadurch beseitigen lasse, daß man während des Ausathmens die Nase mit dem Daumen und Zeigefinger fest zuhalte, dagegen frei einathme. Dasselbe Mittel, nämlich das Zuhalten der Nase, besfreit bekanntlich auch von dem Schlucken, der bisweilen so beschwerlich wird. — Ein italienischer Arzt, Guastamachia, empfiehlt das allbekannte Kagenkraut als unfehlbares Mittel gegen Zahnschmerzen, dieselben mögen von Erkältung oder von schadhafte Zähnen herrühren. Man soll Blätter dieser Pflanze zwischen den leidenden Zahn und den danebenstehenden drücken und nach zwei oder drei Minuten würden die heftigsten Schmerzen nachlassen. Ist das Kraut mit dem leidenden Zahne nicht in Berührung zu bringen, so soll man es kauen, was dieselbe Wirkung hervorbringt. — Wir hörten übrigens dasselbe Kraut als ein Mittel rühmen, welches den verlorenen Geruch wieder herzustellen im Stande sei, wenn man täglich mehrmals Blätter dieser Pflanze zwischen den Fingern reibe und den Duft stark in die Nase einziehe.

### Generalcorrespondenz.

Einer der bewundernswürdigsten und reichsten Gärten in der Welt ist der des Herzogs von Serra di Falco bei Palermo. Man sieht da Geraniums nicht etwa in Töpfen, sondern im freien Lande, die große Hecken bilden und jedem Wege eine eigenthümliche Blüte, einen eigenthümlichen Duft geben, so daß der Kenner mit verbundenen Augen erklären kann, welche Art da wächst. Diese Geraniumhecken sind sieben Fuß hoch. — Die Blätter eines niedlichen Strauches, *shinus mollis*, riechen stark wie Pfeffer und wenn man sie auf das Wasser wirft, schwimmen sie da umher wie lebendig, ängstlich, als fürchteten sie zu ertrinken, während sie zu gleicher Zeit eine weißliche Flüssigkeit von sich geben, die sich auf dem Wasser verbreitet und diesem ein in allen Regenbogenfarben spielendes Aussehen giebt. Eine andere Pflanze, *rhus coriaria*, wächst nicht bloß

in dem erwähnten Garten, sondern in ganz Sicilien und von ihren Blättern sollen täglich wohl tausend Säcke voll ausgeführt werden, weil man damit, wie es die Alten schon wußten, und wie es auch die Leute in Nubien und Aegypten thun, die Speisen würzt, welche dadurch einen besondern Wohlgeschmack erhalten. Ein anderes Gewächs, Ferula Saracinica, ist deshalb merkwürdig, weil es in Sicilien die Stelle unserer Birkenruthen als Züchtigungswerkzeug vertritt. Es wird deshalb in den Städten in kleinen Bündeln von den Gemüsehändlern verkauft.

Ein außerordentlicher Vorfall ereignete sich in Meaux, wo ein gewisser Jouannin, der wegen eines unbedeutenden Bankes mit einem gewissen Julien vor Gericht stand, in dem Gerichtssaal mit Messerstichen über seinen Gegner herfiel und sich dann selbst zu ermorden versuchte, bevor er von den Gensdarmen festgehalten werden konnte. Der Mann hatte eine eigenthümliche Vorstellung von der Ehre. Seit er die Vorladung vor das Gericht erhalten, fürchtete er zu Gefängnißstrafe verurtheilt zu werden. „Das Gefängniß aber,“ sagte er, „würde mich und meine Familie auf alle Zeit entehren, während es keine Schande ist, einen Andern und dann sich selbst umzubringen.“

In Mex. befindet sich seit einiger Zeit eine Nadelfabrik, welche in Folge eines eigenthümlichen Verfahrens täglich hunderttausend Stück Nadeln liefert, während jede Nadel ungefähr siebenzig Mal durch die Hände der Arbeiter geht.

Eine Zeitung versichert, man verarbeite allein in England jährlich sechszig Zentner Stahl zu Stahlfedern. — Berechne nun einmal Jemand, wie viele Stahlfedern sich aus diesen sechszig Zentnern fertigen lassen. —

Im neuen Palais zu Potsdam wurde kürzlich die zweite griechische Tragödie aufgeführt und zwar dies Mal „Medea“ von Euripides. Die Composition der Ehre hatten Mendelssohn und Meyerbeer abgelehnt und sie war endlich von Taubert übernommen worden. Nach dem, was man bis jetzt hört, hat er seine sehr schwierige Aufgabe vortrefflich gelöst, wie denn überhaupt versichert wird, die Tragödie habe einen noch tiefern und gewaltigern Eindruck gemacht als die Antigone, obwohl sie im organischen Bau unter der letztern steht.

Während man bisher immer nur gehört hat, daß Kunstwerke nach Rußland gegangen sind, melden die Zeitungen mit einem Male, der berühmte Pferdebildhauer Baron Klot sei in Berlin angekommen und bringe als Geschenk des Kaisers von Rußland zwei prächtig in Erz gegossene Dioscuren mit ihren Rossen, die irgendwo in Berlin aufgestellt werden sollen. — Die früher sehr bewunderte Amazone von Riß findet, seit sie aufgestellt ist, mehr Tadler als Lobredner. —

Am 19. August gab uns in Leipzig die berühmte Schwester der Malibran, Madame Viardot-Garcia, in einer von ihr veranstalteten musikalischen Soirée Gelegenheit, ihre vollendete, staunenswerthe Gesangkunst zu bewundern. Sie riß das zahlreich

versammelte Publikum zu dem begeistertsten Beifalle hin, namentlich in dem so äußerst schwierigen Rondo aus „Cenerentola,“ das sie sogar wiederholen mußte. Leider wurde das Concert durch Feuerlärm gestört und wir hoffen deshalb um so eher, daß die Künstlerin uns durch ein zweites erfreuen wird. —

Aus den Händen des ausgezeichneten Bildhauers Schwantaler in München ist ein neues vortreffliches Kunstwerk hervorgegangen, die kolossale Erzstatue des Markgrafen Friedrich von Bayreuth, des Stiflers der Universität Erlangen. Der Erzguß hat, wie berichtet wird, in der Eifelirung eine besondere günstige Behandlungsart erfahren, indem die Oberfläche drei verschiedene Grade der Glätte hat; die Rüstung, und was sonst von Metall ist, ist glänzend polirt, die Haupttheile, Tuch, Leder &c. sind matt, und das Pelzwerk ist rauh gearbeitet. — In der k. Erzgießerei zu München wird jetzt auch die Statue Bolivars, nach einem Modelle von Tenorelli in Rom, gegossen, die für Südamerika bestimmt ist. —

Die thätigsten Geschäftsmänner in Sicilien und namentlich in Palermo sind, wie ein Reisender erzählt, die Advokaten, welche dort auf die Straße gehende offene „Berathungsläden,“ ungefähr wie Kaffeehäuser, halten, früher als die Gewerbetreibenden ihre „Läden“ öffnen und dieselben später am Abende schließen, ja, ganz gegen die dortige Sitte, nicht einmal Siesta halten. — Eine andere Eigenthümlichkeit Palermos sind nach demselben Reisenden die Nonnenklöster, die sich nicht an stillen abgelegenen Plätzen, sondern mitten in den Straßen in großen Gebäuden befinden, in deren Erdgeschosse gewöhnliche Geschäfte betrieben werden, z. B. Handel mit Modeartikeln. Die frische Luft genießen die Nonnen oben auf diesen Häusern in großen vergitterten Balcons und in die benachbarte Kirche begeben sie sich auf unterirdischen Gängen. Es giebt in Palermo vierundzwanzig solcher Nonnenklöster und jedes enthält dreißig bis sechzig Himmelsbräute. —

In fast allen franz. Zeitungen finden wir einen „Sicherheitsapparat gegen Diebstahl,“ Paravot genannt, angekündigt, der von einem Schweden erfunden worden sein soll und 5 bis 10 Fres. kostet. Es scheint eine Vorrichtung zu sein, die an den Schlössern angebracht wird und die von verschiedenen Seiten her als zweckmäßig empfohlen wird. —

Unsere Leser wissen, daß ein Franzose, Baucher, ein Werk über das Reiten herausgegeben hat (es ist von einem ausgezeichneten preussischen Cavalerieoffizier ins Deutsche übersetzt worden), in welchem er ganz neue Ansichten aufstellt. Er zeigt seine allerdings höchst merkwürdigen Künste in dem Circus Franconi's in Paris und man hat ihm dies übel gedeutet, er aber — und deshalb erwähnen wir die Sache — vergleicht sich leicht mit — Shakespeare und Molière, die ja auch in ihren eigenen Stücken aufgetreten wären.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 36.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Adelstanz.

Historische Erzählung von Ida Fried.  
(Beschluß.)

„Selbst ist der Mann,“ schrie in glühender Weinbegeisterung Graf Heide, „ich stimme dem Wette bei, und denkt mein Bruder wie ich, so seid Ihr, Wette Maul, durch drei gegen eins überstimmt und morgen schon erhält Markgraf Wilhelm den Absagebrief.“

„Ich schlage vor, die gewichtige Frage durch das Loos entscheiden zu lassen,“ sprach John; „nicht mag ich auf meine Schultern die Verantwortung einer in ihren Folgen vielleicht so erschütternden Entscheidung nehmen.“

„Oder wir wählen eine Pythia, deren Ausspruch wir uns unterwerfen,“ schlug, den Becher bis auf die Nagelprobe leerend, Graf Heide vor und seine Augen strahlten, man wußte nicht recht, ob vor Kampflust oder im bacchantischen Feuer. — „Ihr habt ja,“ fuhr er fort, „im Bereich Eurer Burg ein Paar so gut zum Drakelspruch geeignete Lippen, als nur je eine den Spruch des delphischen Gottes verkündet. Schön, wie die jungfräuliche Diana selbst, und stolz dazu, trotz der Schwester des Sonnengottes, auch, wenn Wette Jeschke nicht lügt — keusch, wie die Verkünderin zu Delphi und vom Weihrauch unserer Huldigungen umdunstet, fehlt ihr nichts, als der goldene Dreifuß, um unsere Pythia zu sein und durch ein Ja oder Nein unserer Unentschlossenheit ein Ende zu machen. Laßt Mathilde,

ohne daß sie erfährt, um was es sich handelt, auf diese Weise darüber bestimmen, ob der Markgraf den Absagebrief erhalten soll oder nicht. Ist sie es ja doch im Grunde allein, die die ganze Fehde mit allen ihr folgenden Plackereien veranlaßt hat.“

„Bei allen Teufeln, der Einsall ist gut,“ rief Jeschke, „und wenn mein Wunsch und meine Bitte etwas gilt, so brechen wir gleich nach dem Gemach der schönen Starrsinnigen auf und vernehmen ihre Entscheidung.“

„Ich rathe nicht zu dem Gaukelspiel durch den Mund eines Weibes,“ entgegnete Maul finster und gedankenvoll. — „Selten im Leben mag durch diese Sirenen etwas Anderes als Unheil über den Mann hereinbrechen, und nun vollends gar hier, wo — ich läugne es nicht — noch ein Aberglaube meinem, ich möchte fast sagen, Widerwillen gegen dieses Weib sich zugesellt.“

„Wir wissen, was Du sagen willst,“ unterbrachen Jeschke und Heide den Grafen Maul, „und gerade darum ist es am besten, Aberglauben durch Aberglauben aus dem Hirn zu treiben. Siebt es doch wahrlich der Sagen und Märlein zahllose, die nimmer in Erfüllung gegangen, und die, so Gewicht auf sie gelegt, nur geäfft.“ —

„Bei allem dem ist es jedoch immer seltsam,“ sprach John, „daß so Manches hier für die Erfüllung der alten Verheißung sich zu vereinen scheint. Die Jungfrau in dem Wappen der Grafen von Dohna — so lautet der Spruch — soll mit dem einen Arme das

Glück und die Größe unsers alten Geschlechtes bis auf den höchsten Gipfel heben und es mit dem andern dann in Verderben und schmähligen Untergang stürzen. Ein Weib — so lautet die Geheimdeutung ferner — sei die erste Veranlassung zum Bau unserer Stammburg gewesen, ein Weib aber auch soll ihre Mauern erschüttern und das mächtige Geschlecht derer von Dohna in das Nichts der Vergessenheit stürzen. Und nun hat Better Teschke selbst diese Mathilde, das Weib unsers Feindes, hierher geführt und um ihretwillen steht uns ein harter Strauß bevor. Ist dies nicht schon Grund zur Besorgniß genug und wollen wir nun gar noch durch ihren Mund die Entscheidung darüber vernehmen, was wir thun oder lassen sollen? —

„Ist sie etwa das erste Weib, das auf Burg Dohna gehaust, und wird sie das letzte sein?“ spöttelte Teschke, mit seiner Schande prahlend. — „Sähe ich Euch nicht mit meinen beiden verwunderten Augen da leibhaftig vor mir sitzen, Better John, ich traute meinen Ohren kaum und meinte schier, irgend ein feiger Minnesänger hätte Euch die Stimme aus der Kehle gestohlen und mich damit belogen.“

John runzelte die Stirn. „War ich es doch zuerst, der die Entscheidung über den Absagebrief gegen Markgraf Wilhelm durch das Loos bestimmt haben wollte,“ sagte er trohig, „mich dünkt, das zeugt eben nicht der Feigheit.“

„Darum sind wir ja auch in der Sache einig,“ bemerkte Graf Heide, „denn ein paar rothe Lippen zieht wohl jeder Mann, der nicht den Duckmäuser spielt, einem Streifen Papier oder etwas dem Aehnlichen vor, und etwas Anderes soll Mathildens Ausspruch ja gar nicht sein.“

„Abgemacht,“ jubelte Teschke, und sprang, vom Wein erhitzt, von seinem Sessel empor, „wir sind nun wirklich unser drei gegen Dich, Bruder, und sagt Mathilde das gewünschte Ja, so wird heute noch das Absageschreiben an den Reifner Herrn abgefäßt. Uns Allen wäre damit, glaube es mir, eher ein Dienst geleistet als eine Grube gegraben, denn das lange Spiel mit verdeckten Karten ermüdet für die Dauer und ziemt weder dem Manne noch dem Ritter. —“

Eben trat der alte Burggraf Otto, Teschke's und Maul's Vater, in die Halle, begrüßte die Söhne und Bettern und wollte dann weiter reden, als Teschke ihn unterbrach und ohne auf die abmahnenen Blicke seines Bruders zu achten, dem greisen Vater in fast barscher Rede den Auftrag gab, Mathilden wo möglich hierher

zu führen und, wenn dies ihm nicht gelinge, ihr über eine Sache, die vor der Hand noch ihm, dem Burggrafen Otto, selbst ein Geheimniß bleiben müsse — das Ja oder Nein, ob das Zweifelhafte gethan werden solle oder nicht — als Entscheidung abzuverlangen.

Schon gewohnt, an seine allzufelbständigen Söhne keine nutzlosen Fragen, Ermahnungen oder Rathschläge mehr zu verschwenden, gehorchte der Greis und begab sich mit schwerem Herzen und innerer Klage zu Mathilden.

„Wie nun aber auch die Entscheidung ausfallen möge,“ sprach John, als die jungen Zeher wieder allein waren, „wir geben uns das Wort darauf, daß geschehen soll wie der Spruch, den wir noch nicht kennen, es verlangen wird.“

Und die Männer alle drei schlugen ein und gelobten auf Ritterwort und Ehre, zu thun, was die als Schicksalspruch geforderte Antwort ihnen gebieten möchte.

Mathilde, nachdem Graf Teschke sie verlassen, war zuerst in gänzliche Ermattung versunken, zuletzt aber hatte doch der milde Thau des Schmerzes, die Thräne, die Eisesrinde geschmolzen, die der erste Grad der Verzweiflung — das Mißtrauen in sich selbst — um das Gemüth der jungen Frau gelegt. Als sie sich dann müde geweint, versiel sie in einen traumähnlichen Zustand und es war ihr, als sähe sie sich auf freiem Felde, in das grüne duftige Gras gelagert, zu ihrer Rechten ein Frauenkloster und links die Burg Dohna. Bald schien es ihr, als höre sie eine fernhertönende Musik, einen sanft beruhigenden Gesang auf leisen Accorden näher und immer näher getragen, aber von dem Waffengeräusch, das aus der Burg herschallte, oft wieder störend unterbrochen. Lange wahrte dieser unentschiedene Wirrwar des sogenannten Traumes, denn das Brausen vor den Ohren der Halbbewußtlosen dauerte mit ihrer körperlichen Schwäche fort und natürlich also auch der Gesang und das Geräusch, das sie zu hören glaubte. Endlich mochte wohl ihr zuckendes Nervensystem insoweit sich beruhigt haben, daß ein Momente lang wärender Schlummer die Sequälte überkam, und nun bildeten sich vor ihrem innern Auge drohende Gestalten, die von der Burg her mit blitzenden Schwertern auf sie eindrangten, und als sie hin nach ihren Verfolgern blickte, erkannte sie an der Spitze der wilden Männer ihren Gemahl und den Grafen Teschke. Sie floh und floh nun nach der Seite des Klosters, aber der Raum, der von diesem geheiligten Zufluchtsorte sie trennte, ward, obgleich sie ihre Kräfte beinahe erschöpft fühlte,

doch durch ihren Lauf nicht verringert und schon hörte sie das jubelnde Geschrei der beiden ihre Fersen fast berührenden Männer. Schon glaubte sie zusammenstürzen und ein Opfer ihrer Feinde werden zu müssen, als die gewölbten Pforten des Klosters sich öffneten und eine hohe ernste Klosterfrau, mit dem Kreuze in ihrer Hand, auf die Stufen trat, die zu dem Heiligthum emporführten. Willst Du eingehen in dies Haus des Friedens — rief eine Stimme von dort her — so gelobe Reue und Buße auf dies Kreuz und rette Dein irdisches Wohl und Deine unsferbliche Seele durch ein feierliches Ja. — Ja, rief Mathilde im Traume und fuhr hoch von ihrem Lager empor, denn sie hörte mit starkem Finger an ihrer verriegelten Thür klopfen.

Der alte Burggraf Otto war es, der, von seinem Sohne entsendet, zu der edlen Frau — wie er sie begrüßte — eintrat und das Begehrt seiner Söhne und Vettern ihr vortrug.

Mathilde, halb noch dem Traume, wenigstens geistig, angehörend, vernahm nur, daß es sich hier darum handele, ein Ja oder ein Nein zu sprechen, und der eben durchlebte Traum schien ihr nun ein Bote des Himmels, von Gott und den Heiligen zur Rettung ihrer Seele gesendet, denn wahrscheinlich — meinte sie — habe die unbestimmt gestellte Frage nichts Anderes, als ihre Freilassung und ihr Geleit in das Kloster, das sie im Traume gesehen, zum Zweck. „Ja“ — rief sie, wie vorhin mit geschlossenen, jetzt mit offenen und von den Thränen einer frohen Hoffnung benetzten Augen. — „Seht, edler Herr, und bringt Euern Söhnen mein freudig gesprochenes Ja.“

Staunend über diese schnelle und in so sichtlich Erregtheit gegebene Entschliesung entfernte sich der Greis und überbrachte den jüngern Grafen von Dohna die verlangte Antwort.

Die Belagerung der Weste Dohna durch Rükschel von Korbitz hatte schon lange gewährt, ohne daß der Frost des Winters von der einen und der Hunger von der andern Seite etwas Entscheidendes herbeizuführen vermocht hätten. Die Burgen, auf einem steilen, ringsherum gleich abschüssigen Berge, dem sogenannten Schloßberge gelegen, waren zu der Zeit, wo man das Schießpulver noch nicht kannte, von der Natur selbst zu unzerstörbaren Wohnsitzen gleichsam geschaffen, denn die Pfeile, als die einzigen bei der Belagerung im Jahre 1402 angewendeten Waffen, konnten weder den Eisenmauern des Schlosses noch den Bewohnern desselben

sehr gefährlich werden. Ueberdies war die Hälfte des Berges, der nur einen einzigen Zugang hatte, noch von der Müglitz umflossen, die Burgen selbst aber mit Thürmen versehen und auf Gewölben ruhend, deren Reste noch im Jahre 1707 den Brechstangen der vermuthlich auf Schatzgräberei ausgehenden Schweden getroßt. Hätten nun die Grafen von Dohna hinter dieser mächtigen Verschanzung bleiben und so das Ende der Belagerung von der Ausdauer ihrer Feinde abhängig machen können oder wollen, so wäre ein großes Blutbad vermieden und die Geduld der Belagerer gewiß endlich ermüdet worden. Aber die Grafen von Dohna und besonders der kampflustige Teschke waren des müßigen und auf schmale Kost gesetzten Lebens hinter ihren festen Mauern herzlich müde. Sie thaten einen Ausfall auf die Belagerer, die sie durch einen verstellten Abzug zu täuschen gewußt, und das daraus entstehende Gefecht, welches sich nun eine große Strecke in das Land hinein zog, hatte zur Folge, daß der alte Burggraf Otto von Rükschel von Korbitz gefangen mit hinweggeführt und daß der Burggraf Maul bei Fichte, einem jetzt eingegangenen, bei Mockersdorf an der böhmischen Grenze gelegenen Hammerwerke, erschossen ward, nachdem Graf Heide schon im ersten Gefecht bei Burkhardswalde geblieben war. Von John hörte man nichts wieder; es schien das Glaublichste, daß er unter fremdem Namen nach Böhmen oder Ungarn entflohen und dort in der Verborgenheit lebend, auch unbekannt gestorben ist.

Graf Teschke, dem es noch zu rechter Zeit gelungen war, sich aus dem Gefecht zurückzuziehen, war in den Thurm entwichen und hatte sich von hier aus so tapfer vertheidigt, daß er auf kurze Zeit den Triumph genoß, die Fahnen derer von Korbitz abziehen und sich von einer Belagerung befreit zu sehen, die ihm schon seine nächsten Verwandten und die Treuesten seiner Kriegsmänner gekostet. Beinahe zu derselben Stunde jedoch, als Teschke, der nun alleinige Burggraf von Dohna, die Kunde von dem Tode seines Bruders und seines Vaters, so wie von dem bevorstehenden Hungertode seines Vaters erhielt, kehrte auch Korbitz mit einer übergroßen Verstärkung markgräflicher Truppen zurück. Graf Teschke wurde jetzt im Namen des Markgrafen Wilhelm als Landfriedensbrecher in seiner Burg belagert und zur Uebergabe derselben aufgefordert, und er sah wohl ein, daß, wolle er nicht das Schicksal seines Vaters theilen, er auf Flucht denken müsse.

Aber das Unglück seines Hauses und die drohende, den Fall des alten Geschlechts verkündende Wolke, die

über seinem Haupte schwebte, hatte eine Erbitterung in dem Herzen des trotzig stolzen Mannes geweckt, die, einen Gegenstand zur Vernichtung für ihre unterdrückte Wuth suchend, mit der ganzen Schwere plötzlich geweckten Hasses auf Mathilden verweilte. Sie hatte die Fehde mit denen von Korbiz veranlaßt, sie war es gewesen, die durch ihr gegebenes Ja den Absagebrief an den Markgrafen diktirt, und auf ihr ruhte nun als der alleinigen Urheberin all' des Unheils, so über ihn und seine Familie hereingebrochen, der Fluch des einzigen seine Verwandten überlebenden, aber zu Flucht und Schmach verdamnten Sprossen des alten und edlen Stammes. Kaum wissend, was in der blinden Raserei, die über ihn gekommen war, er that, eilte er mit dem Schwerte an der Seite nach Mathildens abgelegnem Kloset und mit roher Hast die enge Thür des kleinen Gemaches aufreißend, blieb er, eingetreten, dennoch regungslos auf der Schwelle des Raumes, den eine begeisterte Beterin zur Kirche umschuf.

Mathilde, im weißen Gewand, den Rosenkranz um ihren blendenden Nacken geschlungen, kniete vor einem kleinen, von ihr selbst errichteten und geschmückten Altar und ihre Hände, von denen die weiten Ärmel des Kleides bis an die Einbogen zurückfielen, hatten sich innig, wie ein Paar einander umschlingende Kinder, zusammengefaltet. In dem Auge, das die himmlisch schöne Beterin zu dem Vater der Liebe, dem Gott des Erbarmens und der Milde emporrichtete, lag der ganze Ausdruck, es lag die Kraft und die überzeugende Wahrheit des Gebetes in dem Blicke dieser Augen. Hätte Graf Teschke Zeit gehabt, länger als für die flüchtige Dauer des ersten Momentes, wo er mit geräuschvoller Wildheit die Thür öffnete, den Anblick der frommen Beterin in sich aufnehmen zu können, diese wahrhaft heilige Erscheinung würde doch vielleicht die rohe Unbändigkeit seiner in ihm tobenden Leidenschaften, wo nicht unterdrückt, doch gemäßiget haben. Aber Mathilde, von dem raschen Kommen des Gefürchteten erschreckt, hatte sich bei seinem Eintritt fast unwillkürlich von ihrer Kniebeugung erhoben und stand, nur ein reizendes, durch ein jähes Erröthen noch verschöntes Weib, dem mit lüsternen Blicken sie betrachtenden Feinde ihrer Ruhe gegenüber.

„Bei den Wonnen des Paradieses und den Flammen des Hefeseuers,“ rief Teschke mit funkelnden Augen, „Ihr seid schöner noch heut, als an jenem Tage, wo ich zuerst das Gift einer wahnsinnigen Leidenschaft für Euch in das Mark meines Lebens sog, und wenn ich

dieses Gemach verlasse, ohne daß Ihr meine Wünsche erfüllt, so mögen die Mauern dieser Burg über mich zusammenbrechen und jedes Glied meines Körpers mir einzeln zermalmen.“

Mathilde schauderte. In unbeschreiblicher Seelenangst rang sie ihre Hände zum Himmel empor, und der Worte nicht mächtig flehte nur ihr stummer Blick zu dem Beschützer der Unschuld, dem Herrn über Leben und Tod.

„Ihr seid in meiner Gewalt, reizende Frau,“ fuhr Teschke fort und seine Augen blitzten fürchterlicher, „ich bitte Euch nun recht ernstlich, zu bedenken, welch' schöne Sache es um das Leben ist.“

„Großer Gott!“ rief Mathilde todtenbleich, „entweder ich verstehe Euch nicht, oder Ihr habt das Aergste mit mir im Sinne.“

„Nun ich will nicht läugnen,“ versetzte Teschke stirnrunzelnd, „daß ich mit — Mordgedanken — wie Ihr es nennen möget, dies Gemach betreten, denn das Unglück, so durch Euch über mein Haus hereingebrochen, hat den innersten Kern meines Herzens getroffen und wahr bleibt es ewig, daß dem kräftigen, in Kampf und Thaten erprobten Manne ein Weib nimmer den Freund, viel weniger Vater, Bruder und Verwandte aufwiegen mag. Aber der Anblick Eurer Schönheit und Demuth und der Wunsch, bei Euch Ersatz für die durch Euch verlorenen Güter finden zu können, hat den Tiger in meiner Brust gebändigt, aber bei allen Teufeln! ich rathe Euch nicht, ihn durch hartnäckigen Trotz wieder zu entfesseln.“

— „Allbarmherziger Gott!“ hauchte die zum Tode geängstete Frau, „hier unter den Augen des Todes denkt Ihr nicht Eures Eides, Eures auf den Leib des Gekreuzigten mir geleisteten Schwures?“

Der Burggraf verzog seinen Mund zu einem höhnischen Lächeln. „Ich habe,“ sprach er mit erheuchelter Ruhe, „Euch gelobt, nur Eurer freien Gunst mein Glück verdanken zu wollen, und nur diese beanspruche ich jetzt. Ich bin zur Flucht genöthigt und alle Vorkehrungen sind getroffen, auf verborgenen Pfaden in dieser Nacht noch meine Flucht nach meinem festen Schlosse Weesenstein zu vollführen. Auf diesem Wege nun und, wenn es geschehen muß, von da noch weiter werdet Ihr als Geliebte mich begleiten.“

— „Ich hasse mein Ohr, daß es gezwungen Euere frevelhafte Rede vernehmen muß,“ rief Mathilde, vor innerm Unwillen bis zur Stirn erglühend, „und lieber möget Ihr das Aergste an mir vollziehen, Ihr möget

ohne Buße und Absolution mitten in der Seelenqual meines sündigen Bewußtseins mich hinopfern, ehe ich die Zeit zur Sühnung meiner strafbaren Vergangenheit durch ein Verbrechen mir erkaufen will, das zehnfach die Schuld, so jetzt auf mir lastet, überwiegen, und das mich mir selbst verhafter machen würde, als der qualvollste Tod.“

Es entstand eine Pause. Mathilde war halb knieend halb liegend auf ihren Betschemel gesunken und dicht vor ihr stand Teschke, der mit Blicken eines gräßlichen Ausdruckes die zu seinen Füßen Liegende betrachtete. „So haßt Ihr mich?“ fragte er mit dumpfer Gleichgültigkeit und schlang die Arme in einander, damit Mathilde das heftige Beben, welches seinen ganzen Körper durchlief, weniger bemerken möchte.

— „Ihr sagt zu wenig, denn Haß kann in Gleichgültigkeit sich wandeln,“ entgegnete Mathilde mit schneidender Kälte, „ich aber verachte, ich verabscheue Euch wie die weiße Farbe das entstellende Schwarz und Rosenküstchen mir der Moder des Grabes im Vergleich mit der Luft, die ich mit Euch zugleich athmen müßte.“

Die Hornader auf der Stirn des Grafen schwellte mächtig an und röthete sich dunkel, während seine Lippen immer bleicher wurden und kaum noch die geforderten Laute zu sprechen vermochten. „Ihr scheint gar nicht daran zu denken, edle Frau,“ begann er nach kurzem Schweigen, „daß — ich muß es Euch wiederholen — mit Leib und Leben Ihr in meiner Gewalt seid, daß ich Eure Gunst erzwingen und Euch dann mit diesem Schwert durchbohren kann.“

— „Das ist unmöglich!“ schrie Mathilde, vor Entsetzen dem Wahnsinn nahe; „mit dem irdischen Leibe auch in demselben Momente die unsterbliche Seele opfern, das könnte nur ein Teufel.“

„Aber ich kann und werde dieser Teufel sein,“ sprach Teschke mit Hohn gelächter, und umschlang mit frechem Arm die vor Angst todeskalte Frau. — „Ein gebrochener Eid läßt sich sühnen.“

Die Verzweiflung gab der Unglücklichen Riesenkraft. Mit der äußersten Anstrengung riß sie sich aus den Armen Teschkes los, stieß aber dabei so heftig mit dem Fuße an den Schemel, worauf sie gekniet, daß sie der Kraft, sich erhalten zu können, verlustig, taumelnd zusammenstürzte, mit der Brust auf die scharfe Kante ihres Betspultes schlug, und sogleich das warme Lebensblut aus dem Munde hervorquellen fühlte. Mit diesem Gefühl des dahinströmenden Lebens schwand ihr das Bewußtsein.

Von den Furiën seines Gewissens gefolgt und die Ahnung einer rächenden Gottheit in der schuldbelasteten Brust, entfloß der Burggraf aus dem Gemache, das er in der Absicht des Mordes betreten und nun gleichwohl als absichtloser Mörder, eine Hölle qualenden Bewußtseins mit sich hinwegnehmend, verließ.

Mit Hilfe des greisen Kaplans ward Mathilde zwar wieder zum Leben zurückgerufen, aber der Sturz hatte die edlern Theile ihrer Brust so gefährlich verletzt, daß, wie der Priester ihr nicht verhehlen mochte, ihr Leben wohl nur nach Stunden noch zu berechnen sein dürfte. Bei diesem Ausspruch ihres Seelen- und Körperarztes hob die Sterbende mit einem dankenden Blicke die Hände zum Himmel und wendete nun ihre letzten Kräfte zu einer ausführlichen Beichte an.

„Du magst getrost und freudigen Muthes den letzten Weg durch die Nacht des Todes zum Lichte der Verklärung gehen,“ sprach, als Mathilde ihre Beichte geendet, der fromme Diener der Kirche, „denn Deine Reue, Deine Beharrlichkeit in der Buße und nun noch der Tod, den der Herr in Vertheidigung Deiner Tugend Dich sünden ließ, würden größere Verbrechen, als die Vergehungen und Irthümer Deiner Gedanken es gewesen sind, zu sühnen im Stande sein. Darum aber sichere ich Dir mit Freuden, als gesalbter Diener des Herrn, die Absolution unserer heiligen Mutterkirche und die Fürbitte der gnadenreichen Madonna zu. Empfange die Sacramente und das heilige Del.“

Und als die heilige Handlung vorüber und die Sterbende auf ihr Lager zurückgesunken war, wandelte sich ihr verklärter Blick allmählig in einen brechenden. Ihre Stirn erkaltete unter der segnenden Hand des Priesters und sanft und schmerzlos schlummerte sie hinüber in das Land des Friedens und der Versöhnung. Der alte Kaplan weihte ihr ein Grab und rettete später durch Mittheilung ihrer letzten Beichte an ihren Gemahl die Ehre und das Gedächtniß einer Unglücklichen, die unter ihrem Geschlecht die Zahl jener Opfer mehren half, welche ein übereiltes Bündniß, qualende Sehnsucht nach wahrer Liebe und traurige Enttäuschung nicht selten in Verzweiflung und Tod oder doch in den Seelen-Tod eines mit sich und der Vorsehung zerfallenen Lebens führt. Heil der Glücklichen, die sterben durften, ehe die Geißeln ihr fühlbar geworden, die nun noch, wie auch ihr Schicksal sich hätte wenden mögen, über sie hereingebrochen sein würden!

Der Burggraf Teschke war wirklich noch in jener Nacht, wo Mathilde starb, auf den Beesenstein entflo-

hen, ward aber auch hier bald von dem Markgrafen Wilhelm entdeckt, belagert und zur Flucht auf den Königstein, wo er ein Haus besaß und Hauptmann war, genöthigt. Markgraf Wilhelm schwor sich nun aber hoch und theuer, nicht eher ruhen und rasten zu wollen, bis Teschke in seiner Gewalt sei, und brach in eigener Person mit verstärkter Heeresmacht nach dem Königstein auf, wo Teschke nicht länger, als etwa einen Monat, sich zu halten vermochte. Indes gelang es ihm nochmals, und zwar nach Dfen zu entfliehen, wo er als Vasall der Krone Böhmen den König Sigismund um Schutz und Hilfe bat.

Dieser Monarch ertheilte auch wirklich dem Fürsten Albert von Anhalt den Auftrag, einen gütlichen Vergleich zwischen dem Markgrafen und dem Burggrafen zu Stande zu bringen, welcher Versuch jedoch an dem nicht zu besänftigenden Born Wilhelm's von Meissen scheiterte. Am 19. Juni des Jahres 1402 ward die Burg Dohna von den markgräflichen Truppen nach tapferer Gegenwehr erstürmt und sodann geschleift. Die burggräflichen Besitzungen aber wurden als verwirkte Lehen von ihm eingezogen und der Beschluß gefaßt, daß die Burg nie wieder aufgebaut werden dürfe. Alle Gegenvorstellungen der burggräflich Dohnaischen Seitenlinien und besonders der Burggrafen von Dohna und Auerbach blieben erfolglos; das Städtchen Dohna wurde mit dem Amte Pirna vereinigt, Graf Teschke aber nun vom Markgrafen selbst bei dem Könige Sigismund als Landfriedensbrecher verklagt und in Folge dessen einige Jahre später in Dfen enthauptet.

Seit jener blutigen Katastrophe liegt der uralte Stammsitz der Grafen von Dohna in Ruinen. Im Jahre 1803 kaufte Heinrich Ludwig Burggraf und Graf zu Dohna auf Uhyß an der Spree und auf Hermisdorf bei Dresden den Berg, auf welchem einst die Burg seiner Ahnen stand, ließ die Grundmauern derselben vom Schutte reinigen und später auf der Stelle des Schlosses einen in alterthümlicher Form erbauten Thurm errichten. Lange nach ihrer Zerstörung ist die Burg Dohna noch in juristischer Hinsicht wegen ihres berühmten Schöppensteinles merkwürdig geblieben. Schon in den Urkunden von 1325 ward er dem zu Magdeburg fast gleichgeachtet und bis zum Jahre 1541 ließen die Kurfürsten den Dohnaischen Schöppenstein in allen bedeutenden Sachen nach Sachsenrecht sprechen. Dann beschränkte man ihn auf Lehns-Angelegenheiten und im Jahre 1572 ward er endlich

vom Kurfürst August dem Schöppenstein zu Leipzig einverleibt.

Durch die Einziehung der Dohnaischen Lehen ist das Markgräflich Meisnische Besitzthum um ein Bedeutendes erweitert worden, denn die Burggrafen gehörten, wie zu den verwegensten und fehdelustigsten, auch zu den mächtigsten Rittern des Mittelalters. Außer der Burg und Stadt Dohna besaßen sie noch einen großen Strich Landes, der sich bis in die Gegend von Dresden erstreckte, so wie Weesenstein, Rabenau, Döbeln und ein Haus auf dem Königstein. Sie theilten sich aber auch in mehrere Linien, die beträchtliche Güter in der Lausitz, dem Voigtlande und in Böhmen, Schlesien und Preußen hatten. Als geschichtlich merkwürdig verdient noch das sogenannte Spinnhirsche Freigut erwähnt zu werden, welches ursprünglich den Burggrafen, seit 1402 aber den Herrn von Körbitz und im sechszehnten Jahrhundert endlich der Familie von Bora gehörte, aus der Luther's Gattin stammte. Paul Luther, Dr. Luther's Sohn, war im Jahre 1544 Mitbesitzer dieses Gutes. Da es jedoch von dem oben erwähnten Burggrafen von Dohna zurückgekauft wurde, so heißt es jetzt abermals das burggräfliche Gut.

Der Reisende, der jetzt zwischen dem freundlichen Städtchen Dohna, das mit seinen Gassen am Abhange eines steilen Hügels emporsteigt, und dem Berge, wo gleich einer Mahnung an die Vergangenheit die alterthümliche Thurmruine steht, hindurchzieht, der Reisende, der von der lachendangebauten Gegend des anmuthigen Müglitzthales sich heiter angeregt fühlt, mag freilich wohl nur selten der Zeit gedenken, wo ein jetzt untergegangenes Geschlecht mit Schwert und Rechtspruch hier herrschte, bis die Leidenschaften, die bösen Dämonen der Menschenbrust, die irdische Größe des Bestehenden in Staub wandelten, die nun in dem Denkmal des kalten zerbröckelnden Gestein als eine Warnerin zu uns spricht. —

### Miscellen.

(Eine Künstlerin, wie es wenige giebt.) In W. hat man Mlle. Test noch nicht vergessen, die durch ihre Triumphe auf der Bühne, durch ihre Schönheit und vor Allem durch das, was wir erzählen wollen, allgemeines Aufsehen erregte. Sie hatte ihr Herz einem jungen reichen Baron zugewendet, der kein größeres Vergnügen kannte, als alle Wünsche der Geliebten zu erfüllen. Durch einen jener Schläge des Schicksals aber, die bisweilen das Geschick eines Menschen plötzlich und vollständig

umwandeln, verlor der junge Mann sein ganzes Vermögen, und Lese bewies nun, daß sie seiner Liebe werth gewesen; sie verkaufte ihre Juwelen, ihr Silbergeschirr, sie gab ihr ganzes Hab und Gut hin, damit der Baron wenigstens seine Ehre retten könnte. Obwohl er sich sträubte, dieses Opfer anzunehmen, so wußte sie ihn endlich doch dazu zu vermögen. Ein Jahr später fiel dem Baron unerwartet eine große Erbschaft zu, er war nun wieder reicher, als er es vorher gewesen, und sein erstes Bestreben ging dahin, seine Schuld an die Lese auf eine würdige Weise zu tilgen. Er bot ihr seine Hand an, ein Schritt, der damals fast beispiellos war und deshalb sehr verschieden beurtheilt wurde, obgleich Jedermann zugestand, daß der Baron der Künstlerin den größten Dank schuldig sei. Die Lese schlug den Antrag aus und schrieb an den Geliebten: „Ich denke mit Entzücken an das, was Sie thun wollen; ich hätte sterben sollen, nachdem ich Ihren Antrag vernommen; heute fühle ich, was ich mir und was ich Ihnen schuldig bin und welcher große Abstand uns trennt. Ich kann Ihre Frau nicht werden; die Mutter Ihrer Kinder darf keine — Comödiantin sein.“ Der Baron gab die Hoffnung nicht auf, ihr edles Widerstreben besiegen zu können, aber Lese blieb fest bei ihrem Vorsatz. Endlich schrieb ihr der Baron: „Wenn Sie mir nicht binnen acht Tagen Ihre Hand reichen, jage ich mir eine Kugel durch den Kopf und werde wie ein Schuldner, der seine Verbindlichkeiten nicht erfüllte, mit Schande aus der Welt gehen.“ Es mußte nun ein rascher Entschluß gefaßt werden. Die Künstlerin kannte einen bejahrten, armen unverheiratheten Mann, dem sie, schnell entschlossen, ihre Hand antrug, und dem sie jährlich fünfhundert Thaler zu geben versprach, wenn er den Antrag annehme, aber sich sofort aus der Stadt entferne. Der Alte, der nicht begreifen konnte, was die schöne Dame beabsichtigte, ließ sich endlich bewegen, die Trauung wurde so schnell als möglich vollzogen, und noch denselben Abend kannte die ganze Stadt, welches große Opfer die beliebte Künstlerin gebracht habe, um ihren Geliebten von einer Verbindung abzubringen, die ihm, ihrer Ueberzeugung nach, nur nachtheilig sein konnte. — Der Baron erschöpfte sich nicht, fand sich vielmehr nach einiger Zeit bei der edelsinnigen Künstlerin wieder ein und dankte ihr knieend für das, was sie gethan.

(Die Ayacuchos.) In den politischen Zeitungen werden sehr häufig als eine der vielen spanischen Parteien die Ayacuchos genannt, welche die wärmsten Anhänger des nun vertriebenen Regenten Espartero waren, Viele aber wissen nicht, woher sich diese Benennung schreibt. Sie weist auf die Schlacht von Ayacucho in Bolivien (Südamerika) zurück, in welcher am 9. December 1824 die Herrschaft der Spanier in jenem Lande gänzlich vernichtet und der spanische Vicekönig La Serna mit fast 10,000 Mann von dem General Sucre mit etwa 6000 Amerikanern völlig geschlagen wurde. In der Capitulation, welche die Folge dieser Niederlage war, legten sich die spanischen Offiziere viel höhere Grade in der militärischen Rangordnung bei, als sie wirklich bekleideten, damit sie später in der Heimath in densel-

ben bestätigt würden, was auch geschah. Zwar erhielt die spanische Regierung Nachricht von diesem Betruge, doch wagte sie nicht, kräftig dagegen einzuschreiten, und überdies hatten sich alle diese Offiziere durch einen Eid verbunden, einander bei der Rückkehr in das Vaterland gegenseitig zu unterstützen und zu fördern. Bei der übrigen Armee wurden diese Offiziere, weil sie sich bei Ayacucho so feig hatten schlagen lassen, allgemein verachtet und spottweise die Ayacuchos genannt. Da dieselben indes von Glück begünstigt wurden und ihren Eid hielten, so stiegen sie bald höher und höher und erlangten großen Einfluß, so daß sie immer verhaßter wurden. Den Spottnamen Ayacuchos trug man später auch auf die Anhänger derselben über und so hat sich die bekannte Partei gebildet. Zu jenen Offizieren, die bei Ayacucho schmachvoll geschlagen wurden und sich dann selbst höhere Grade beilegten, gehörten unter anderen die seitdem in dem spanischen Bürgerkriege so bekannt gewordenen Männer Roldi, Maroto und Espartero.

(Michel Angelo's „jüngstes Gericht“ in seinem jetzigen Zustande.) Es ist ein merkwürdiger, nicht allgemein bekannter Umstand in der Geschichte dieses berühmten Gemäldes, daß es noch bei Lebzeiten des großen Künstlers beinahe zerstört worden wäre. Paul IV. nahm nämlich Kergerniß an der Nacktheit der Figuren und wollte das Ganze wieder entfernen lassen. Als Michel Angelo diesen Einwurf des Papstes hörte, machte er bittere Bemerkungen dagegen, die zwar die Zerstörung des Bildes abwendeten, aber eine Umänderung der Figuren nicht zu beseitigen vermochten. Der Papst gab dem Maler Daniel da Volterra den Auftrag, die vorragendsten Figuren mit einer Gewandung zu versehen; von dieser Arbeit erhielt der Maler den Namen Brachettone (der Weinkleidermacher). Michel Angelo fügte sich in den Willen des Papstes, rächte sich aber an Biagio, dem Ceremonienmeister, der zuerst auf die unanständige Nacktheit der Figuren aufmerksam gemacht hatte. Er brachte denselben in der rechten Ecke des Gemäldes in der Hölle als Midas mit langen Ohren an. Biagio beschwerte sich darüber bei dem Papste, welcher auch hier eine Aenderung verlangte, Michel Angelo erklärte aber, das sei unmöglich, denn obgleich Se. Heiligkeit die Macht hätte, aus dem Fegesfeuer zu erlösen, so könne er doch Niemanden aus der Hölle befreien. In dem letzten Jahrhunderte meinte Clemens XII., Daniel da Volterra sei bei der Bekleidung der Figuren noch nicht weit genug gegangen, und er beeinträchtigte das berühmte Gemälde sehr bedeutend, indem er die Figuren durch Stephano Pozzi noch mehr verhüllen ließ. Wir sehen also das Meisterwerk Michel Angelo's jetzt nicht mehr wie es der große Künstler geschaffen; überdies ist es durch die Feuchtigkeit während anderthalb Jahrhunderten, und durch den Kergens- und Weihrauchdampf in der Kirche sehr dunkel gefärbt worden.

### Generalcorrespondenz.

Unsere Leserinnen wissen sehr gut den Werth der Brüsseler Spitzen zu schätzen, wahrscheinlich ist ihnen aber das Nähere über die Verfertigung dieses kostbaren Schmuckes nicht so bekannt. Es werden jährlich in Belgien für zwölf Millionen Fres. Spitzen verfertigt. Frankreich, England, Holland, Russland und Deutschland sind die Hauptabnehmer. Eine geschickte Klöpplerin kann bei 16stündiger Arbeit täglich einen Gulden verdienen (— dafür müssen unsere sächsischen Klöpplerinnen wohl eine ganze Woche arbeiten —). Der gewöhnliche Verdienst ist 10 gGr. — Der Werth der Spitzen liegt hauptsächlich in der Arbeit, denn wenn auch das dazu verwendete Garn sehr theuer ist, so bedarf man doch nur wenig dazu. In Rabecq Rognon hat man oft so feines Spitzengarn, daß das Pfund mit mehreren tausend Fres. bezahlt wird. Eine Mechelner Spitze zu  $1\frac{1}{2}$  Thaler die Elle gilt für sehr gewöhnlich in Vergleich mit den Brüsselern. Das Garn dazu kostet etwa 3 gGr., alles Uebrige ist für die Arbeit. Während in Sachsen die Spitzfabrikation fast gänzlich darniederliegt, sind die belgischen Spitzen so gesucht, daß z. B. im Jahre 1839 nicht alle Bestellungen ausgeführt werden konnten. Die ächten Brüsseler Spitzen können nur in Brüssel selbst gemacht werden; am nächsten stehen die von Binche. Die Spitzen von Brügge, Gent, Ypern etc. nennt man Valenciennes, und sie werden jetzt hauptsächlich getragen. Es mögen sich mit der Verfertigung derselben ungefähr 6000 Mädchen und Frauen beschäftigen. Unterricht in dieser Kunst wird in Schulen erteilt, die meist von Nonnen etc. geleitet werden. In Ostflandern giebt es 16, in Westflandern 89 Klöppelschulen, und in Antwerpen besteht eine Musterschule mit 252 Schülerinnen unter 12 Lehrerinnen. —

Wieder etwas Neues! In London hat sich eine Actiengesellschaft gebildet, welche es über sich nimmt, gegen Bezahlung von 20 Guineen (125 Thln.) Reisende von London nach Paris, und nach einem Aufenthalte von einem Monate daselbst nach London zurückzubringen. Für dieses Geld giebt die Gesellschaft außer freier Hin- und Herbeförderung dem Reisenden Wohnung und Kost in den besten Hôtels in Paris und 15 Entréebillets für die Theater, auch bestreitet sie die Kosten für die Ausflüge nach Versailles etc. auf der Eisenbahn. — Der Gedanke scheint nicht übel zu sein. —

Eugen Sue erklärt in einer der letzten Nummern des Journal des Débats, daß er die „Geheimnisse von Paris,“ die bekanntlich in Frankreich wie in Deutschland von dem Publikum mit einer Gier gelesen werden, wie selten ein Roman, zu einem Schauspiel verarbeitet habe, das in einem der Pariser Theater bereits einstudirt werde. —

Französische Zeitungen versichern, es gebe in dem Bezirke von Charolles ein ziemlich großes Dorf, wo nur ein einziger Mensch lesen und schreiben kann. Dieser war bisher Maire.

Da aber die andern Dorfbewohner sich ärgerten, daß ihr Maire so hoch über ihnen stehe, so wählten sie ihn bei der letzten Wahl nicht wieder, und es befinden sich nun Haupt und Glieder dieser Gemeinde in gleicher süßer Unwissenheit. —

Während man von der Erfindung Wagners in Frankfurt immer noch nichts als Zeitungsgerüchte hört, lesen wir, es sei in Frankreich durch einen gewissen Lavesky eine Erfindung gemacht worden, welche die Anwendung des Dampfes verdrängen werde, 90 Proc. billiger sei als jene Triebkraft, eine eben so große, wenn nicht noch größere Geschwindigkeit gebe als die der besten Dampfmaschine und dabei ganz gefahrlos sei. Es sind viele Versuche mit dieser neuen Art von Locomotive gemacht worden, und man versichert, daß sie sämmtlich über Erwarten glänzend ausgefallen. —

Ferdinand Hiller in Frankfurt componirt eine Oper für die Frankfurter Bühne, wie Berlioz in seinen Briefen über seine musikalische Reise in Deutschland berichtet. Diese Briefe werden in Deutschland, namentlich in den Städten, in welchen Berlioz Concerte gab, Aufsehen machen, da er seine Bemerkungen über Alles, was er sah und hörte, in seiner bekannten schonungslosen Weise ausspricht. (Sie werden in den „Blättern der Gegenwart,“ Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung, deutsch mitgetheilt.) —

Die neueste Mode unter den Blumenliebhabern besteht darin, nicht viele verschiedene Pflanzen, sondern eine Sammlung von Pflanzen einer und derselben Art zu haben, die reich an Varietäten ist. So findet man in Holland Sammlungen von 1500 bis 2000 Tulpen oder Hyacinthen von verschiedenen Varietäten. Die Pflanzen, welche man vorzugsweise zu solchen Sammlungen benutzte, sind außer den genannten Crocus, Ranunkel, Anemone, Aurikel, Nelken, Cineraria, Chrysanthemum, Petargonien, Fuchsien, Georginen, Rosen, Camellien und Cactus. Die Engländer zeichnen sich auch in diesen Sammlungen durch Seltsamkeit aus; so hat in Lancashire ein reicher Gutsbesitzer eine Sammlung von mehreren Hunderten verschiedener Sorten Stachelbeeren angelegt. Rechte Sammler kümmern sich nur um ihre Lieblingspflanze, und alle anderen sind für sie so gut wie nicht vorhanden. — Die künstliche Befruchtung der Blumen, durch welche die neuere Gärtnerei so viel Schönes hervorgebracht hat, soll Pflanzen, die früher unfruchtbar waren, fruchttragend machen. So geben seit einiger Zeit die Camellien in Belgien Früchte mit fruchtbarem Samen, wenn sie künstlich befruchtet wurden. —

Während man das Fest der deutschen Einigkeit feierte, ist das sogenannte Sinnbild dieser deutschen Einheit und Freiheit, Hermann, die große kupferne Bildsäule nämlich, die im teutoburger Walde aufgerichtet werden soll, — verfehlt, für 5000 Thlr., da man in dem großen Deutschland kein Geld mehr zusammenbringt zum Fortbaue jenes Denkmals. — Die Dorfzeitung erzählt es.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 37.

1843.



Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Skizzen von **J. W. Sacpländer.**

Nur natürlich!

Wenn ich im Buche meiner Erinnerungen nachblättere, und meiner Freunde und Bekannten von ehemals gedenke, so kommt mir häufig einer derselben ins Gedächtniß, ein guter gemüthlicher Mensch, der seines Zeichens ein Apotheker war, und mit dem ich lange Zeit auf's Freundschaftlichste zusammenlebte. Wir wohnten nicht in einem und demselben Hause, nur in derselben Stadt. Ueber seinem Quartier war ein goldener Löwe angebracht und vor dem langen viereckigen Gebäude, in welchem ich campirte, standen zwei alte Kanonen und neben ihnen zwei Kanoniere, mit dem Säbel in der Hand, Schildwache. Wo wir uns eigentlich kennen lernten, kann ich nicht angeben und, obgleich wir, was Neigung und Verhältniß anbelangte, nicht sehr zusammenpaßten, so wurden wir doch ganz gute Freunde. Schmidle, so hieß der Apotheker, war ein Schwabe und von unserm Herrgott nicht mit überflüssiger Körperschönheit begabt; doch hatte er an gutem Aussehen, was man für's Haus braucht, und war, wie eine alte Tante von mir in ähnlichen Fällen zu sagen pflegte, vor Ach! und Psui! bewahrt. Das soll nämlich heißen: „Ach, wie schön!“ und „Psui, wie häßlich!“ Schmidle konnte sogar, wenn er Sonntags seinen schwarzen Frack mit allem dazu Nothwendigen und Passenden anzog, für einen hübschen eleganten Menschen gelten, und einen gewissen süßen Kräuter-

und Medicamenten-Duft abgerechnet, der nicht aus seinen Kleidern zu vertreiben war, hätte man es ihm alsdann nicht ansehen, oder vielmehr anriechen können, in welcher Branche er der leidenden Menschheit diene. Ja, man hätte ihn zuweilen für einen jungen Cavalier halten können, vielleicht für einen Offizier in Civil, denn er verstand es, wie diese Leute, sein Halstuch mit einer gewissen lockern Eleganz zu knüpfen und an seinen Handschuhen hatte er beständig ein Knöpfchen abgerissen. Auch setzte er seinen Hut ganz gerade auf den Kopf und ließ sich an Sonn- und Feiertagen gern die Stiefeln lakiren. Dabei war er von einer Gutmüthigkeit und hatte einen Glauben an die ganze Menschheit, der an Schwäche gränzte. Er that für seine Freunde, was er nur immer konnte, und seine Börse, die, da er einiges Vermögen hatte, beständig wohl gefüllt war, öffnete sich jedem Hilfsbedürftigen mit einer Ausdauer, die an's Fabelhafte gränzte. Was dieser Charakter, der, wie ich genugsam dargethan, als Mensch vortrefflich war, als Apotheker galt, ach, darüber war in dem ganzen Stadtviertel, das zur Löwenapothek gehörte, nur eine Stimme, besonders bei dem dienenden Personal, mit dem Schmidle hauptsächlich verkehrte. Es mußte schon wahr sein, was die Leute sagten, daß der alte mürrische Prinzipal, ein Hagestolz in den Sechzigern, seinen ersten Gehilfen außerordentlich liebte, denn Schmidle zog durch seine ungemein freundliche Persönlichkeit eine Unmasse baaren Geldes an sich, das sonst in die Ladentische anderer Apotheken

gefloßen wäre. Alle Mägde und Hausknechte, die von ihrer Herrschaft ausgeschickt wurden, irgend etwas zu holen, ohne daß ihnen die Apotheke angegeben wurde, zogen in den Löwen und dort warteten sie lieber halbe Stunden lang an der Thür, wenn Herr Schmidle vielleicht gerade beschäftigt war, ein Zeichen der Popularität, das die andern Gehilfen und selbst den damaligen rothhaarigen Lehrling mit Neid erfüllte.

Es hat aber auch wohl nie in der Christenheit einen zweiten Apotheker gegeben, der die Leute so zu fassen und zu behandeln wußte, wie mein Freund. Seine stehenden Kunden kannte er fast alle auswendig und er sah den goldbetrefften Bedienten dieses und jenes Cavallerie-Offiziers nicht selten an der Nase die Bedürfnisse an, die sie in die Apotheke führten, und wenn diese Herren selbst kamen und im Beisein anderer Leute gleichgiltig vom Wetter und dergleichen sprachen, griff Schmidle mit einem vielsagenden Blick oder dergleichen hinter sich, und traf in den meisten Fällen das Rechte. Den stolzen Dienerschaften noch stolzerer Herrschaften, die sich auf ihren Livréerock etwas zu gut thaten und die es unserm Herrgott nie verzeihen konnten, daß die Bäume anstatt grün nicht gelb oder blau, wie die Wappenschilder ihrer Kutschen waren, wußte er durch bunte glänzende Papiere mit denselben Farben zu schmickeln, und auf dieselbe Art behandelte er alle Köchinnen und Stubenmädchen, die ihm einmal anvertraut, während er ihnen eine Medizin anfertigte, die nicht gefocht zu werden brauchte, und worauf sie warten konnten, daß Indigoblau oder Ponceauroth ihre Leibfarbe sei. Selbst beim Beschreiben der Etiquetten und Pflenschachteln wußte er Unterschiede zu machen und Nuancen anzubringen, die wohl im Stande waren, das Herz einer gefühlvollen Kammerjungfer zu bewegen. Den Befehlhaberton, wie er gewöhnlich bei solchen Aufschritten herrscht, wie z. B.: Alle Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen, wandte er nie allein an, wenigstens setzte er hinzu: w. g. i., das heißt: wenn's gefällig ist. Dies war aber noch die niedrigste Classe, denn seine Bekannten oder öfteren Kunden wurden auf das Höflichste gebeten, doch stündlich einen Eßlöffel voll zu nehmen. Und mit welcher Feinheit verstand er es, dem letzten Schnörkel seiner Schrift durch allerhand Formen eine tiefere Bedeutung zu geben. Man konnte oft einen gewissen Buchstaben daraus lesen oder ein Ausrufungszeichen und nicht selten brachte er sogar ein sinnreich-verschlungenes Herz an. War er vielleicht gerade zu sehr beschäftigt, um alle Etiquetten selbst zu schreiben,

so unterwarf er doch die vom Lehrling angefertigten einer genauen Revision und fügte gewöhnlich einen Strich oder einen Punkt hinzu, was den betreffenden Stubenmädchen äußerst angenehm war.

Wer aber Schmidle in seiner ganzen Glorie sehen wollte, der mußte die Löwenapotheke an einem Samstag Abend besuchen. Alsdann wurde von dem dienenden Personal des ganzen weiblichen Stadtviertels vor der Apotheke förmlich Queue gemacht, und man konnte Stunden lang warten, bis man zu Schmidle gelangte, der, hinter einem großen Topse stehend, mit einer Feinheit und Grazie Pomade austheilte, die an's Unglaubliche gränzte. Neben sich hatte er eine ganze Batterie mit Flaschen von wohlriechendem Del, und er wußte recht genau, welche von seinen Kunden den Duft der Rose dem der Nelke vorzog, oder welche zu ihrer Pomade einen stärker- oder schwächerriechenden Beisatz bedurfte. Kein Tag, keine Stunde, kein böses oder schlimmes Wetter war im Stande, die lebenswürdige Laune Schmidle's zu verderben, ja selbst in der Nacht, wenn er aus dem süßen Schlummer geweckt wurde, ließ er sich nicht, wie die Apothekergehilfen im Allgemeinen, einige Duzend Mal durch den Ton der Klingel rufen, ehe er wirklich kam, um alsdann obendrein noch bärbeißig und verdrißlich zu erscheinen; nein, auch in solchen Stunden behandelte er die armen Dienstboten in den meisten Fällen so ausgezeichnet, daß sie sich noch lange daran mit Freuden erinnerten.

Aber bei allen diesen Vorzügen Schmidle's, bei allen diesen lebenswürdigen Eigenschaften meines Freundes kann ich doch nicht umhin, des Spruches zu erwähnen, daß, wo viel Licht, auch viel Schatten ist. Mein Freund war nur der vortreffliche Mensch, wie ich ihn eben geschildert, so lange er sein und scheinen wollte, was er wirklich war, nämlich erster Gehilfe der Löwenapotheke, mit einem Worte, so lange er sich natürlich gab, wie ihn Gott geschaffen. Aber daß er dies nicht immer that, daß er einen Drang in sich fühlte, so wie er den schwarzen Frack angezogen und die Thüre des Laboratoriums hinter sich zugemacht hatte, etwas Anderes scheinen zu wollen, als ehrsamere Apothekergehilfe, dies war die Schattenseite des sonst so vortrefflichen Charakters. Man hätte glauben sollen, Jemand, der, wie er, hinter dem Ladentische die Achtung der ganzen Bevölkerung des Stadtviertels besaß, müsse stolz darauf gewesen sein, so in seinem Stand etwas zu gelten, und mit einer Miene auf die Straße hinausgetreten sein, die deutlich verkündigte:

Ich bin Schmidle, der geschickte Apotheker. Aber nichts weniger als das. Schon vorhin sprach ich von der Art, wie er seine Halsbinde umband, wie er seinen Hut aufsetzte, seine Handschuhe anzog. Ach, das Alles that er nicht, weil ein inneres Bewußtsein ihm vorschrieb, sich so zu kleiden, nein, er that es nur, um einen höhern Stand nachzuäffen, und da er solcher Gestalt die Götter versuchte, rächte sich das Schicksal bisweilen an ihm und ließ den Armen Niederlagen erleben, die oft durch unbedeutende Kleinigkeiten in der Kleidung herbeigeführt wurden. D es ist eine große Kunst, sich elegant anzuziehen, selbst wenn man auch, wie Schmidle, die Mittel dazu besitzt, und eine noch größere Kunst ist es, sich einer feinen eleganten Kleidung gemäß in jeder Hinsicht zu betragen. Und da Schmidle von Jugend auf keine Gelegenheit gehabt, sich in diesen beiden Künsten zu üben, so folgte die Strafe, daß er seine lebenswürdige Natürlichkeit unter dem Deckmantel einer unpassenden geborgten Eleganz verbarg, ihm gewöhnlich auf dem Fuße nach, indem er sich unzählige Male lächerlich machte, wobei ihm nie seine eleganten Bestrebungen gelangen. Welche Noth hatten wir mit ihm, wenn er eine Champagnerflasche aufmachte, damit er den Pfropfen nicht knallen ließe! Und die großen Kelchgläser mußten wir ihm fast mit Gewalt verbieten, indem es ihm gar nicht passend erschien, den edlen Wein aus gewöhnlichen Gläsern zu trinken. In der Regel ging er alle Jahr einmal zu seinen Aeltern auf Urlaub, und fand da Gelegenheit, auf eine Jagd mitgenommen zu werden. Es versteht sich von selbst, daß er den Wildstand bei dieser Gelegenheit auf keine Weise verminderte, denn wenn er auch von Hasen, Füchsen und Böcken erzählte, die er geschossen, so kam man seinem Jägerlatein doch glücklich auf die Spur, indem er erzählte, wie er den Fuchs im jungen Klee getroffen, oder daß der Rehbock, den er erlegt, eben vorsichtig aus seinem Sandloch herausgekommen sei. Das wäre an sich nun nichts Böses gewesen, aber unsere Neckereien über seine Nimrobiaden brachten ihn auf die Idee, aus irgend einem für die Menschheit sehr nützlichen Werke die Jägersprache zu studiren, und als er die meisten vorkommenden Ausdrücke so ziemlich inne hatte, konnten wir uns in unsern Unterhaltungen schlechterdings nicht mehr davor retten. D es war oft rein zum Verzweifeln, nicht als wenn er diese Ausdrücke nur angewandt hätte, wo sie wirklich hingehörten, nein, es erschien ihm vielmehr höchst elegant, sie in alle seine Gespräche einzusplechten. So konnte er uns von einer

Prügelei zwischen Straßenjungen erzählen, ohne daß er versicherte, der Eine habe schrecklich an seinen Löffeln geschmeißt. Die Pferde hatten bei ihm Läuse und alle Haare ohne Ausnahme nannte er Wolle.

Was sein Herz anbetraf, so war es bis zu dem Zeitpunkt, von dem ich jetzt erzählen werde, noch eine jungfräuliche Festung und er hatte alle Stürme siegreich abgeschlagen. Nicht als sei er unempfänglich für weibliche Schönheit gewesen und noch viel weniger, als wäre er von dem andern Geschlecht nicht ausgezeichnet worden, im Gegentheil, da Schmidle ein ziemlich anständiges Vermögen besaß, so daß es von ihm hieß, er werde baldigst eine eigene Apotheke kaufen, so wandte sich der Blick manches schönen Augenpaares, das viele andere mit Eiseskälte anblickte, freundlich gegen Schmidle und forderte ihn deutlich auf, sich zu nähern. Aber auch hier traten ihm die Schatten seines Charakters wieder in den Weg, denn eine gutgeregelte bürgerliche Liebshaft schien ihm nicht nobel und elegant genug und dann hatte er sich auch fest vorgenommen, sein künftiges Ehegespons solle sich durch seine gesellschaftlichen Vorzüge, durch seine eleganten und ritterlichen Manieren zu ihm hingezogen fühlen, kurz, es erschien ihm schrecklich, sich als Apotheker geliebt zu wissen und glauben zu müssen, daß die Liebe seiner Zukünftigen auf sein Vermögen gegründet sei.

Eines Morgens nun, als ich gerade im Begriff war, einigen wenig versprechenden Rekruten die Anfangsgründe der edlen Reitkunst beizubringen — es war an einem Samstag Morgen — erhielt ich ein kleines Billet von Schmidle, worin er mir schrieb: „Bruderherz! Da ich heute Morgen leider viel zu thun habe, so erzeige mir doch den Gefallen und komme, so bald Du kannst, zu mir.“ Ich kürzte die Reitstunde so viel wie möglich ab, ging in die Löwenapothek und fand meinen Freund, indem er sich eifrig damit beschäftigte irgend ein Tränklein zuzubereiten. Bei meinem Eintritt übergab er dies Geschäft dem zweiten Gehilfen und zog mich rasch in das kleine Stübchen hinter der Apotheke, wo er mir feierlich seinen Stuhl anbot und sich vor mich hinsetzte. Nach einer kleinen Pause, während welcher er mich aufmerksam ansah, als müsse er erspähen, daß ich das große Ereigniß ahne, weshalb er mich herbeigerufen, sagte er mit einem unterdrückten Seufzer: „Du, ich habe mich ganz erschrecklich verliebt!“ Ich war über diese Aeußerung nicht wenig erstaunt, doch er ließ mich nicht zur Sprache kommen und fuhr fort: „Ach, es mögen jetzt ungefähr vier Tage sein, als

mich der Reisende des Hauses Faber und Comp. — Du weißt, woher wir viele Materialien und Oele beziehen — besuchte und ich darauf, wie gewöhnlich, zu Mittag im englischen Hof mit ihm speiste. O Gott, gegen uns über waren ein Paar leere Couverts und nach der Suppe, beim Rindfleisch, erschienen zwei Damen dort, zwei Damen, von deren Schönheit das Herz eines reitenden Artilleristen nicht im Stande ist, sich einen Begriff zu machen. Ich hatte meine gute Laune und entfaltete bei Tische eine Liebenswürdigeit, die mich selbst in Erstaunen setzte.“

— „Natürlich,“ schaltete ich ein, „liegest Du den Champagnerpfropfen gegen die Decke fliegen, und erzähltest von der großen Jagd, wo Du den Fuchs im Kleefeld geschossen.“

„Nicht ganz so,“ entgegnete Schmidle. „Ich muß wirklich sehr liebendwürdig gewesen sein, denn die Damen waren es ebenfalls und unsere Bekanntschaft wurde schon den ersten Tag so intim, daß wir mit ihnen Kaffee tranken und sie sich nach Tische noch eine gute Stunde mit uns unterhielten. Auf mich hatte besonders die Eine, die schwarze Haare und ein Paar Lichter im Kopf hatte, o Gott, ein Paar Lichter! den unvergessbarsten Eindruck gemacht. Denselben Abend ging ich ins Theater, die Damen saßen in der Fremdenloge und nun speis ich jeden Mittag da, und ich muß Dir gestehen, daß ich fast glaube, einigen Eindruck auf das Herz der jüngeren Schwarzen gemacht zu haben.“

— „So,“ entgegnete ich, „nur die Eine ist jung, die Andere also alt?“

„Ei ja,“ antwortete Schmidle, „es ist eine ältere Tante mit ihrer Nichte, sonst würde es sich ja auch nicht schicken; zwei junge Damen allein? Du weißt, ich sehe auf so etwas.“

— „Aber sage mir,“ entgegnete ich ihm, „was hast Du denn eigentlich mit der ganzen Geschichte vor? Hast Du Absichten auf das Mädchen, oder willst Du sie bloß durch Deine unerreichbare liebendwürdige Person unglücklich machen? Höre, Schmidle, Du bist ein entsetzlicher Roué!“

Schmidle schien das selbst zu fühlen, denn er schlug die Augen nieder und entgegnete mir: „Alter Junge, Du kennst meine Verhältnisse, Du weißt, daß mein Alter in mich dringt, mich zu verheirathen, um den Stamm meiner alten Familie fortzupflanzen. Aber vorher —“

— „Willst Du erst ein verfluchter Kerl sein, wie Weinberl im Jux sagt?“

„Das nicht,“ antwortete mein Freund, „aber ich möchte erst sehen, ob, nun ja, ob meine persönlichen Eigenschaften im Stande wären, ein weibliches Herz und noch dazu eins aus der höhern Gesellschaft zu fesseln. — Gestern,“ fuhr er fort, „gingen sie bei unserm Laden vorbei, ich stand gerade am Fenster, und Du kannst Dir denken, wie ich zurückfuhr. Glücklicherweise haben sie mich auch nicht erkannt, denn Du wirst selbst begreifen, daß ich jeden Mittag im englischen Hof als junger reicher unabhängiger Particulier erscheine.“

— „Richtig,“ entgegnete ich ihm, „dafür kenne ich Dich. Aber was kann ich bei der ganzen Geschichte thun? Uebrigens weißt Du, daß ich ganz zu Deinen Diensten bin.“

„Ja,“ versicherte Schmidle, und drückte mir warm die Hand. „Das weiß ich. Und deswegen habe ich Dir geschrieben. Du mußt mir einen großen Gefallen erzeigen. Ich glaube, Dir schon gesagt zu haben, daß ich vermuthete, einigen Eindruck auf das Herz der kleinen Schwarzen gemacht zu haben, aber ich fand bis jetzt keine Gelegenheit, ihr eine Erklärung zu machen und ihr meine Liebe zu gestehen. Und was das Schrecklichste ist: morgen reisen sie ab. Sie nehmen von hier einen Wagen, und wollen durch unsere herrliche Gegend bis zum Städtchen M. einen ganzen Tag gebrauchen, um unterwegs das königliche Lustschloß mit seinen herrlichen Gartenanlagen zu besuchen. Denke Dir doch, in der freien Natur, in den schattigen Gängen treffen wir zusammen. Du beschäftigst Dich mit der Alten, führst sie an den kleinen See und zeigst ihr die melancholisch herabhängenden Trauerweiden. Ich dagegen verliere mich mit der Nichte auf die kleine Anhöhe, wo der Amor steht, und da werde ich schon einen Anknüpfungspunkt finden.“

Wäre es nicht mein Freund Schmidle gewesen, der mir diese Idylle ausmalte, so hätte ich laut auflachen müssen. Aber so kannte ich meinen Mann und willigte mit kurzen Worten in Alles. Er hatte gefürchtet, ich möchte Einwendungen machen, und entzückt über meine Bereitwilligkeit fuhr er freudig fort: „Ich dachte anfänglich, einen Wagen zu nehmen, aber wir müßten dann beständig hintereinander fahren, und dann, gestehe ich Dir offenherzig, sprach ich bei Tische viel von Pferden und vom Reiten, weshalb ich der Meinung bin, daß es weit besser wäre, wenn wir die Partie zu Pferde machten.“

— „D,“ entgegnete ich ziemlich überrascht, „zu Pferde! Kannst Du aber auch reiten?“

„Nicht viel, alter Kerl, aber siehst Du, da brauche ich Dich ja wieder. Du trabst den Nachmittag in der Stadt herum und suchst für mich ein sanftmüthiges Thier von gutem Aussehen, dem ich meine Person, meine Hoffnungen und meine Liebe anvertrauen kann. Im englischen Hofe habe ich schon ein Zimmer gemiethet, wo wir die Nacht schlafen werden. Du kommst natürlich in Uniform und bist mein Freund, ein angehender Offizier aus einer benachbarten Garnison, und am Morgen, kurz nachdem die Damen abgefahren sind, schwingen wir uns auf und folgen ihnen.“

— „Abgemacht!“ sagte ich. „Ich werde jetzt alles Nöthige besorgen und wo treffen wir uns?“

„Gegen acht Uhr im englischen Hofe,“ antwortete er mir, „denn Du weißt,“ setzte er kleinlaut hinzu, „ich muß vorher alle Stubenmädchen der Stadt mit Pomade versehen.“

— „So will ich lieber um die Zeit hierherkommen und Dir helfen,“ entgegnete ich.

„Nein, nein, es ist besser,“ sagte Schmidle, „Du erwartest mich um acht Uhr im englischen Hofe. Adieu!“

— „Adieu!“ —

Ich ging nun, der Bitte meines Freundes gemäß, in die Stadt zu einem mir bekannten Pferdevermiether und suchte für meinen Freund Schmidle einen Kleyper, wie er ihn nur wünschte. Das Thier hatte früher einem Stallmeister gehört, war also sehr gut zugeritten, und wenn auch die Zeit schon mit harter Hand über seine Glieder gefahren war, so konnte es sich unter der Faust eines guten Reiters noch immer ein stattliches Ansehen geben. Die Hauptsache war, das Pferd war sicher, hatte einen angenehmen Trab, und wenn es einmal warm geworden war und die Steifheit seiner alten Glieder etwas überwunden hatte, so ging der alte Gaul herrlich vom Fleck. Dabei war er, wenigstens unter meiner Hand, lammfromm. Ich suchte für meinen Schmidle noch eine Schabrake unter den Satteln aus, von schwarzer Farbe, die ihm nothwendig gefallen mußte. Darauf schlenderte ich in der Stadt umher, speiste irgendwo zu Mittag und kam erst Nachmittag gegen vier Uhr in meine Caserne zurück, wo ich sogleich des Hausknechtes aus der Löwenapotheke ansichtig wurde, der mich erwartete. Auf dem Arm hatte er einen vollständigen Anzug Schmidle's hängen, den er meinem Burschen übergab, und mir selbst handigte er ein Billet ein mit dem kurzen Inhalte: „Lieber Bruder, erzeuge mir doch den Gefallen und laß meine Kleider bis acht Uhr in den Stall hängen, daß

sich ihr Kräuterduft etwas verliert, und wenn sie dagegen etwas Stallgeruch annehmen, ist es noch besser.“

Ich that nach seiner Bitte und ließ den ganzen Anzug an einem Theil des Stalles aufhängen, wo Schmidle's Wunsch auf's Kräftigste in Erfüllung ging. Als es acht Uhr geschlagen hatte, verfügte ich mich in den englischen Hof und Schmidle ließ nicht lange auf sich warten. Seine erste Frage war, ob ich das Pferd für ihn ausgesucht, und als ich ihm dies versicherte, wollte er es anfänglich durchaus sehen. Doch nachdem ich ihm auseinandergesetzt, das Thier müßte auf den morgenden scharfen Ritt nothwendig seine Ruhe haben und es würde durch unsern Besuch sehr darin gestört, so fand er diese Gründe kräftig genug, und wir gingen auf unser Zimmer, eigentlich in unsere Zimmer, denn es waren ihrer zwei. Doch Schmidle zeigte gleich auf die Thür, welche in das zweite führte, wobei er auf den Behen schlich und mir anvertraute, indem er den Finger auf den Mund legte, daß jenes an das Schlafgemach der kleinen schwarzen Dame stoße.

Der gute Schmidle war heute Abend in einer seltsamen Aufregung und Unruhe. Als nach einer halben Stunde mein Bursche den durchräucherten Anzug brachte und der Hausknecht der Löwenapotheke ein Paar Stiefel mit darangeschraubten schweren neusilbernen Sporen, mußte alles vorher anprobiert werden, damit er sicher sei, ob auch Hosenträger und Sprungriemen in bester Harmonie seien und ihn an einem eleganten Sitz nicht hinderten. Nach vielem Schnallen und Anprobieren war endlich Alles in Ordnung, und da nun Schmidle einmal seine Sporen an den Füßen hatte, legte er sie nicht wieder ab, sondern stolzirte mit klirrenden Schritten in dem Zimmer umher, wobei er sich hauptsächlich in dem zweiten aufhielt und dort eine Mazurka pfiff, die er einstens gelernt, wobei er mit den Absätzen wie wüthend aufeinander schlug. So wurde es spät, wir speisten zu Nacht und machten es uns so bequem wie möglich, um bei einer Flasche Wein über die morgende Tour zu sprechen. Hierbei bemerkte ich, daß, so oft mein Freund von seinem Pferde sprach, er tiefer athmete als gewöhnlich und daß er das Gespräch immer auf Unglücksfälle zu lenken wußte, die beim Reiten vorkämen, woraus ich denn nicht ohne Grund schloß, daß Schmidle's Freude auf die morgende Partie durch einige beträchtliche Angst vor dem Reiten sehr gedämpft wurde. Das konnte man ihm aber auch nicht übel nehmen, denn mit vieler Offenherzigkeit vertraute er mir: morgen sei es das zweite Mal, daß er ein Pferd

besteige, und obendrein liege zwischen diesen beiden wichtigen Ereignissen ein Zeitraum von circa fünfzehn Jahren. Im Allgemeinen gab ich ihm einige Verhaltensregeln, zeigte ihm an einem Stricke, wie er die Bügel halten müsse, und damit er sich gleich morgen früh vor Hausknecht und Kellnern keine Blöße gebe, stellte ich mich an ein Ende des Sophas, welches wir als Pferd annahmen und er mußte auf die linke Seite herantreten, den linken Fuß aufheben, als setzte er ihn in den Bügel und sich mit dem rechten über den Sitz schwingen. Am meisten examinirte er mich über das Durchgehen der Pferde und wie man sich bei einem derartigen Fall am besten zu benehmen hätte. Vor einem solchen Ereigniß hatte er überhaupt die größte Angst und wie schon gesagt, obgleich es mir leid that, diese Furcht noch mehr zu vergrößern, drang er doch so lange in mich, bis ich ihm einige schauerhafte Fälle von durchgehenden Pferden und nachgeschleiften Reitern erzählte. Es ging ihm wie den Kindern, die, je mehr sie sich fürchten, doch um so lieber die entsetzlichsten Schauer geschichten anhören. Ja, als sich Schmidle schon ausgezogen hatte und in seinem Bette lag, stand er noch einige Male auf und kam zu mir, um sich zu erkundigen, was denn eigentlich zu thun sei, wenn ein Pferd stürze oder der Reiter mit den Sporen im Bügel hängen bliebe. Ich tröstete ihn so gut wie möglich, doch konnte ich sein Herz nicht beruhigen, denn so oft ich in der Nacht aufwachte, hörte ich ihn schwer träumen und vernahm, wie er ängstlich stöhnte und seufzte: „O Gott, o Gott! halt an! ein fürchterlicher Abgrund!“ und dann arbeitete er mit Händen und Füßen um sich, daß das Gestell des Bettes krachte. Es war für den armen Schmidle eine sehr unerquickliche Nacht.

Raum graute der Morgen, so war er schon wach, um im Zimmer umher zu rumoren, und wenn ich ihn so laut singen und pfeifen hörte, wobei er aber ein sonderbares Gesicht machte, so kam ich leicht auf die Vermuthung, er stelle sich nur so lustig, um seine immer mehr wachsende Angst zu verbergen. Der arme Schmidle war von einer ungewöhnlichen Hast und Unruhe. Bald schellte er dem Kellner und bestellte auf's Neue den Kaffee, den er schon einige Male befohlen, bald betrachtete er seine Sporen und trieb die Mädchen herum, bald lief er an's Fenster und fluchte, daß die Pferde noch nicht kämen, dann eilte er wieder ins Nebenzimmer, um zu lauschen, ob die Dame seines Herzens noch nicht aufgestanden sei.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Der falsche Graf.) Am 18. October 1800 wurde ein Mann von seltenem Verstande und eben so seltener Keckheit wegen verschiedener Verbrechen zu vierzehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Er hieß Peter Coignard. Fünf Jahre später gelang es ihm, aus dem Bagno in Toulon zu entfliehen. Auf einem kleinen spanischen Fahrzeuge gelangte er nach Spanien, und zwar in eine kleine Stadt Cataloniens, wo er ein Mädchen, Maria Rosa, kennen lernte, die im Dienste des Grafen Pontis von Sainte Helene, eines französischen Emigrirten, gewesen, der vor Kurzem gestorben war. Sie hatte die kleine Hinterlassenschaft desselben an sich genommen, namentlich auch eine Anzahl alter Urkunden. Bei dem Anblicke dieser Pergamente, unter denen sich ein Adelsbrief etc. befand, stieg alsbald ein Gedanke in Coignard auf, den er auch schnell in Ausführung brachte. Er wollte sich mit Maria Rosa für den Grafen und die Gräfin von St. Helene ausgeben. Als Graf stellte er sich zuerst Mina vor, der ihn als Offizier in einem Regimente aufnahm. Als solcher zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten aus und erhielt den Alcantara- und Wladimir-Orden. Einige Monate vor dem Einrüden der Franzosen in Spanien hatte Coignard die spanische Armee verlassen und begab sich zu dem Marschall Soult, dem er seine Papiere vorlegte und den er um eine Anstellung ersuchte. Der Marschall glaubte, ein mit Spanien so genau bekannter Mann würde mancherlei Dienste leisten können, und ernannte ihn sofort zum Chef eines Bataillons. Endlich kamen die Ereignisse von 1814, Coignard benutzte sie, um mit Maria nach Frankreich zurückzukehren. Seine erste Sorge war, eine Audienz bei Ludwig XVIII. zu erhalten. Er erlangte dieselbe, der König empfing ihn außerordentlich freundlich als letzten Sproß der Grafen Pontis von St. Helene, und bewilligte ihm Alles, was er verlangte. Coignard wußte diese günstige Stimmung zu benutzen, hielt aber auch treu bei dem Könige aus und begleitete denselben in den hundert Tagen nach Gent. Nach der zweiten Rückkehr nach Paris wurde er auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs zum Oberstlieutenant der 72. Legion ernannt, die in Paris lag; er erhielt den Orden der Ehrenlegion, das Ludwigskreuz und, wie man sagt, sollte er in Kurzem zum Adjutanten des Herzogs von Angoulême ernannt werden. Er hatte sich fürstlich eingerichtet und zu seinem Glücke fehlte nichts mehr. Da wurde er bei der Revue von einem ehemaligen Gefängnißgenossen aus Toulon, Darius, erkannt, der sich sofort in den Palaß des sogenannten Grafen begab und zu ihm sagte: „Ich will Dich nicht ins Unglück stürzen, ich bin nicht im Stande, Dich zu verrathen, aber Du bist reich und ich bin arm, unterstütze mich und ich schweige.“ Der Herr Graf war in seinem Glücke sicher geworden, behandelte den ehemaligen Genossen als frechen Lügner und läugnete fast die Wahrheit. Von diesem Augenblicke an war er verloren. Darius begab sich sofort zu dem Minister Decazes, erzählte demselben die Geschichte Coignard's und erbot sich, sich demselben gegenüber stellen zu lassen. Decazes ließ

darauf sofort den Grafen zu sich rufen und sagte ihm, was er erfahren hatte. Coignard stürzte sich auf seine Papiere und ließ sich, um dieselben zu holen, von einem Offizier und zwei Gensd'armen in seine Wohnung begleiten. Während der Graf in ein anderes Zimmer ging, um seine Papiere zu holen, unterhielt Rosa Maria den Offizier und schenkte ihm fleißig von vortrefflichem Weine ein. Coignard benutzte dies, legte rasch andere Kleidung an und entfloh. Er trieb sich von da an mit mehreren anderen Verbrechern in Frankreich herum, unternahm mehrere bedeutende kleine Diebstähle und wurde endlich verhaftet. Sein Prozeß erregte allgemeines Aufsehen, die Verhandlungen dauerten fünf Tage, und Coignard wurde endlich zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Rosa Maria sah sich frei gesprochen, blieb aber ihrem Geliebten unerschütterlich treu und begab sich nach Toulon, um in seiner Nähe zu sein, ihn sehen und pflegen zu können. Sie starb indes bald. Coignard war 1829 noch im Bagno zu Toulon. Ob er seitdem gestorben ist, wissen wir nicht.

(Wie man Thee machen muß.) In Paris ist kürzlich eine interessante kleine Schrift von Houffaye über den Thee erschienen, in welcher sich die nachstehende Angabe befindet, wie der Thee bereitet werden muß. Zuerst wird kochendes Wasser in die Theekanne gegossen, um sie zu erwärmen; dieses Wasser gießt man dann zu gleichem Zwecke in die Tassen. Dann thut man den Thee in die Kanne und gießt völlig kochendes Wasser darüber, so daß die Kanne etwa zur Hälfte gefüllt wird. So läßt man den Thee sechs bis acht Minuten ziehen, worauf das zu der Zahl der Tassen, die man füllen will, vollends nöthige Wasser noch zugegossen wird. Ehe man den Thee nun einschenkt, läßt man ihn noch zwei Minuten ziehen. In die Tassen muß der nöthige Zucker vorher gethan werden, und will man Rahm dazu thun, so muß man kalten nehmen, der nicht gekocht worden ist. Auf eine Tasse rechnet man einen Theelöffel voll Theeblätter; bei schwarzem Thee ist etwas mehr zu nehmen, bei grünem, der schwerer und compacter ist, etwas weniger. Die Hauptsache ist, daß das Wasser, welches man auf den Thee gießt, vollständig kocht, weil sonst das Arom des Thees nicht vollständig entwickelt wird. — Will man einen zweiten Aufguß machen, so muß die in der Theekanne befindliche Flüssigkeit gänzlich ausgegossen und die Hälfte der früheren Theeblätter hinzugethan werden, worauf man verfährt, wie das erste Mal. Die metallenen Theekannen sind besser als die von Porzellan.

(Bellini in der Heimath.) Bellini, der Lieblingscomponist der Damen, war bekanntlich aus Catania in Sicilien gebürtig. Ein bekannter Schriftsteller ließ sich diesen Sommer das Haus zeigen, in welchem derselbe geboren wurde. Es ist klein und steht in einem abgelegenen Gäßchen. Der Miethkutscher, welcher den Reisenden dahin brachte, erzählte dabei: Ehe unser Bellini nach Neapel reifete, war er gar nicht reich. Wir hatten ihn alle gern, ob wir gleich nicht wußten, daß er ein

großer Mann sei. Alle Jahre im October mietete er von mir einen Wagen mit drei Pferden und ließ sich zur Weinlese am Aetna fahren. Regelmäßig brachte er von dort ein hübsches Mädchen mit, das er ein Paar Monate bei sich behielt. Die Leute schüttelten den Kopf darüber, liebten ihn aber darum nicht minder.

(Ein schlechter Biß.) Der Regent von Spanien, Espartero, ließ bekanntlich, ehe er sich aus Spanien entfernte, die Stadt Sevilla beschießen, und ein Journal macht darüber den Biß: Der Regent hieß bekanntlich der Siegesherzog; wahrscheinlich wollte er sich auch noch den Beinamen „Barbier von Sevilla“ erwerben, denn er versuchte Sevilla zu rasiren.

(Neapolitanische Stutzer-Mode.) In Neapel hat jeder Herr, der auf Eleganz Anspruch macht, zwei Taschentücher in der Tasche, ein feines Batisttuch, mit dem er sich abwischt, oder das er nur in die Hand nimmt, und ein seidenes, das als eigentliches Schnupftuch dient. Manche Elegants führen sogar noch ein drittes bei sich, mit dem sie sich die Stiefeln abstäuben, wenn sie in ein Haus treten, um einen Besuch zu machen.

(Seltsame Lehnödienste.) Bekanntlich stellten in den Feudalzeiten manche Lehnsherren, wenn sie einen Vasallen mit einer Besizung beliehen, unter anderen auch Bedingungen, die sich durch ihre Seltsamkeiten auszeichneten. Die nachstehenden verartigen Lehnleistungen waren uns bisher unbekannt.

Ein bretagnischer Herr nöthigte die Frauen seiner Lehnleute, den Tag vor Pfingsten und Weihnachten zu ihm zu kommen, um ihm — die Nägel zu verschneiden. Die Damen konnten sich von dieser anmuthigen Lehnspflicht nur dadurch losmachen, daß sie ihm zu Pfingsten einen Korb voll Weintrauben, und zu Weihnachten zwei neugeborene Kagen sandten.

Die Kebtiffin von Remiremont hatte einen Vasallen, der ihr am 29. Juni jedes Jahres eine Schüssel voll — Schnee bringen mußte. Hatte er den Schnee bis dahin nicht aufzubewahren vermocht, so war er verpflichtet, dafür einen weißen Stier zu geben.

Wenn der Abt von Figeac seinen Einzug in einer Stadt hielt, mußte ihn einer seiner Vasallen an dem Thore in einem Harlekinanzuge und barfuß empfangen, ihm den Steigbügel halten und bei dem Nachtessen einschenken.

Der Fürst von Soubise nöthigte seine Lehnleute, an einem gewissen Tage des Jahres vor dem Schlosse Roubair zu erscheinen und, nach den Fenstern desselben gewendet, Gesichter zu schneiden.

### Generalcorrespondenz.

Die siebzehn Pariser Theater haben in dem letzten Jahre (vom Juni 1842 bis dahin 1843) für die Armenanstalten und

Hospitälern (für die sie ein Zehntel ihrer Einnahme abgeben müssen) 776,833 Fres. gezahlt, die französische Oper allein 100,000 Fres. —

Eine Zeitung theilt die Berechnung mit, daß in Paris täglich — im Durchschnitt — zwei Bankerotte vorkommen, 3315 Gegenstände in dem Leihhause verfehrt, 50 Verkäufe auf obrigkeitlichen Befehl angesetzt, 470 Kranke in den Hospitälern aufgenommen, 78 Verbrechen begangen werden, zwei Personen eines gewaltsamen, 91 eines natürlichen Todes sterben und eine auf den Straßen überfahren wird. — Für ihre Wohnung, Kost, Kleidung und Abgaben zahlen die Einwohner von Paris täglich vier Millionen Fres. —

Das große Opernhaus in Berlin, das am 18. August ein Raub der Flammen wurde, war nahe an 101 Jahr alt geworden; am 7. December 1842 hatte es sein hundertjähriges Jubiläum gefeiert. Für den Wiederaufbau, der sogleich erfolgen soll, hat der König 800,000 Thlr. angewiesen, und es kann nach dieser Summe schon genug hergestellt werden. Im Winter 1844 soll bereits wieder in dem Hause gespielt werden, dessen Aeußeres ganz dem alten gleichen soll, während man das Innere nach den neuen Theatern in Dresden und Breslau verändern will. —

Eine Mrs. Abell theilt in einem englischen Journale Erinnerungen an Napoleon's Aufenthalt auf St. Helena mit, wo er eine Zeit lang in dem Hause ihres Vaters, Balcombe, wohnte, bis Longwood für ihn eingerichtet war. Man ersieht aus diesen Erinnerungen, daß Napoleon die Kinder sehr liebte, gern mit ihnen kindliche Spiele trieb und selbst von tollen kindlichen Streichen sich nicht ausschloß, Gesichter schnitt, um ein junges Mädchen zu erschrecken, das sich vor ihm fürchtete, und dabei ein fürchterliches Schreien ausstieß, das, wie er später zur Erläuterung bemerkte, kosakisch sei. Blindkuh spielte er mit, wie ein wilder Knabe, während er dann auch die Arbeiten der Kinder corrigirte. Sein Herz kann also doch nicht so kalt und verhärtet gewesen sein, als man gewöhnlich behauptet, denn wer mit Kindern Kind zu sein vermag, muß ein weiches Herz, muß Gemüth besitzen. Eine Aeußerung Napoleon's, welche Mrs. Abell mittheilt, ist sehr charakteristisch. Sie erzählt, wie er bei jeder Gelegenheit sich bitter und stark gegen die Geistlichen ausgesprochen habe, und setzt dann hinzu, sie habe gehört gehabt, Bonaparte habe in Aegypten der mahomedanischen Religion sich angeschlossen, und ihn deshalb gefragt, ob dies wahr sei. Er habe darüber gelacht und geantwortet:

„Was kommt darauf an? Die Religion des Soldaten ist der Krieg; dieser bin ich nie untreu geworden. Die andere ist eine Sache der Weiber und Pfaffen, und ich folge stets der Religion des Landes, in welchem ich mich gerade befinde.“ —

Der Spiegel ist bekanntlich der beste und liebste Freund der Frauen, aber leider ist er auch nicht immer treu. Wir erzählten kürzlich ein sehr einfaches Mittel, durch welches man sich

überzeugen kann, ob ein Spiegel ein Bild treu wiedergebe. Man soll nämlich einen Streifen weißes Papier vor den Spiegel halten; wie die Farbe dieses Papierstreifens im Spiegel von der eigentlichen des Papiers verschieden ist, in dem Maße giebt er auch die Gesichtsfarbe falsch an. Läßt er die Farbe anders erscheinen, als sie ist, so taugt er natürlich nichts. —

Ein Pflanzler beschuldigte kürzlich einen seiner Neger eines Vergehens, das derselbe wirklich nicht begangen hatte. Der Unschuldige rechtfertigte sich auf eine Weise, daß gar kein Zweifel übrig bleiben konnte. Dennoch ließ der unbarmherzige Pflanzler den Neger grausam strafen. Dieser ertrug den Schmerz, ohne einen Klageston hören zu lassen, ohne ein Wort zu sprechen. Als er aber wieder frei war, benutzte er die erste Gelegenheit, nahm die drei Kinder seines Herrn und ging mit denselben auf das platte Dach des Hauses hinauf. Von da erblickte er seinen Tyrannen, rief ihn und — warf ihm, als er sich umbrethete, eines der Kinder zu. Während der Vater da stand, ohne zu wissen, was er thun oder sagen sollte, fiel das zweite seiner Kinder vor ihm nieder. Da sank er auf seine Kniee nieder und bat mit Thränen um das Leben seines dritten, letzten Kindes. Der Neger aber stürzte sich mit demselben von dem Dache herunter, und beide zerschmetterten vor dem Manne, der ungerecht gewesen war. —

Ein Mörder (im Darmstädtischen) legte kürzlich das volle Geständniß seiner Missethaten ab, indem er erklärte, er habe durch einen Schuß aus sicherem Verstecke im Walde die That vollbracht, und zwar auf Anstiften der Frau des Erschossenen, welche ihm fünf Gulden geboten habe, wenn er sie von ihrem Manne befreie. Auf die weitere Frage, wie er für wenige Gulden ein so schweres Verbrechen habe begehen können, soll er ganz gelassen geantwortet haben: „So geht's, Herr Criminalrichter, wenn man zu gut ist.“

Da einmal die Zeit der Denkmale ist, so errichtet man dergleichen auch für Personen, die bereits seit Jahrhunderten verstorben sind und deren man noch immer gedachte, ohne daß es eines besonderen Denkmals für sie bedurfte. So hat man kürzlich in Würzburg dem alten deutschen Dichter Walter von der Vogelweide ein Denkmal errichtet. —

Von Cooper ist schon wieder ein neuer Roman erschienen: „Wyandot“, der in der nordamerikanischen Wildniß spielt. —

In Beckenried am Vierwaldstätter See schlug am 13. Aug. in einem Bündnerhause, in der Nähe des Sees, wo seit mehreren Wochen ein Engländer wohnte, der Bliß in das Zimmer desselben, durchbohrte die Zeitung, welche der am offenen Fenster Sitzende in den Händen hielt, fuhr an den Wänden umher, schmolz eine Rolle Thaler in eine Metallmasse zusammen, zerriß die Bettdecke und verschwand durch den Schornstein, welcher Risse bekam. Die linke Hand des Engländers ist seitdem gelähmt und sieht blau und zerkrakt aus; mehrere Stunden lang konnte er nicht sprechen. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 38.

1843.

Preis für circa 103 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Modes-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Skizzen von F. W. Hackländer.

Nur natürlich!

(Fortsetzung.)

Endlich wurde es auch in den Zimmern neben uns lebendig, die Damen machten ihre Toilette und tranken Kaffee; darauf hörten wir, wie der Oberkellner zu ihnen ins Zimmer ging, um die Rechnung vorzulegen und wie er dabei den Gasthof für die Zukunft empfahl. Jetzt fuhr unten ein Wagen vor und Schmidle nahm eilig seinen Hut, um die Damen vorläufig an der Hausthür zu empfangen und ihnen durch Reitanzug und Sporen einen kleinen Hoffnungsstrahl zu geben, daß sie ihn noch wiedersehen würden. Ich legte mich oben in's Fenster, um mir die Damen wenigstens anzusehen, die nun aus dem Hause an ihren Wagen traten. Richtig! Schmidle stolperte hinter ihnen drein die steinernen Stufen des Hôtels herab, wobei er auf ein Haar mit seinen Sporen hängen geblieben wäre. Unter dem Arme hatte er seine ungeheure Reitpeitsche mit silbernem Knopf, den Hut trug er in der Hand, und nachdem er mit den Damen einige vorläufige Complimente gewechselt, trat er, wahrscheinlich um als ächter Reiter seine Pferdliebhaberei kund zu geben, zu den magern Miethgäulen hinan, klopfte sie auf den dünnen Hals, und hatte schon zu Anfange des Tages beinahe ein Unglück; denn als er, wie ich es ihn gelehrt, mit der Hand den Kamm herab durch die Mähne fuhr, um sich von der guten Race der Thiere zu überzeugen,

berührte er vielleicht eine kitzliche Stelle des armen Gauls, denn dieser warf den Kopf mit solcher Gewalt gegen Schmidle zurück, daß mein armer Freund vor Schrecken rückwärts gegen die Wagenthür prallte und dort zum noch größeren Unglück unsanft gegen die ältere Dame stieß, die eben im Begriff war, einzusteigen. O weh, o weh! mir wollte es in diesem Augenblick gar nicht gefallen, daß die junge Dame hastig mit ihrem Taschentuch an den Mund fuhr, denn es kam mir nicht vor, als trönte sie Abschiedstränen ab, vielmehr schien es mir, als bedecke sie ein leises spöttisches Lachen. Es war sehr gut, daß Schmidle dies nicht bemerkte, denn der Angriff des Pferdes auf ihn hatte ihn schon genug aus der Fassung gebracht und vergeblich suchte er durch eine Masse von Complimenten das gehörige Gleichgewicht wieder zu erlangen. Endlich bestiegen die Damen ihren Wagen, der Schlag wurde zugemacht und der Kutscher fuhr dahin. Ich sah ihnen einen Augenblick nach, und ich muß gestehen, daß ich deutlich bemerkte, wie die junge Dame aus dem Wagenschlag rückwärts sah. Ob dies wohl meinem Freund Schmidle galt? ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Er aber fuhr mit dem silbernen Knopf seiner Reitpeitsche auf das Herz und verneigte sich unendlich tief. Selig über die Triumphe, die er erlebt, stieg Schmidle die Treppen herauf und trat zu mir ins Zimmer, wobei er nicht anders erwartete, als daß ich ihn mit dem größten Lobe überschütten würde, weshalb es ihn nicht wenig befremdete, als ich ihn versicherte, er habe sich

wieder einmal sehr unnatürlich und deshalb schlecht bekommen — eine Anklage, die ich durch meine Behauptung motivirte, daß es ihm gar nicht darum zu thun gewesen wäre, die gute oder schlechte Race der Fiakerpferde zu untersuchen, sondern daß er den Damen nur habe zeigen wollen, wie gut er es verstehe, ein Pferd anzufassen. „Doch, lieber Schmidle,“ setzte ich hinzu, „Du hast selbst gesehen, wie unglücklich es Dir mit dieser Renommage beinahe ergangen wäre; nimm Dich also künftig in Acht.“

Diese Worte sprach ich in sehr ernstem Tone, doch als ich sah, daß er sie eben so aufnahm und daß sein Gesicht sich zusehends verlängerte, dachte ich mittheilig an die große Angst, die er schon in der Nacht ausgestanden, und brach, um ihn zu trösten, in ein lautes lustiges Lachen aus, was mir jedoch nur halb gelang, denn obschon er im Begriff war, kräftig mit einzustimmen, so brach er doch plötzlich ab, da wir auf der Straße den Hufschlag von Pferden hörten. Schmidle eilte an's Fenster; richtig, es waren unsere Rosse, die eben von dem Hausknechte des Pferdevermiethers herangeführt wurden. Mein Freund, der bei diesem Anblicke in sichtliche Unruhe gerieth, wollte sich sogar mir gegenüber das Ansehen eines gleichgiltigen Menschen geben und begann eine Arie zu pfeifen. Doch kam der Ton sehr tremulando zwischen seinen Lippen hervor und ich bemerkte ebenfalls, daß ihm, als er aus seiner Kaffeetasse noch einen guten Schluck nehmen wollte, die Hand bedenklich zitterte. Jetzt war es aber die höchste Zeit, wenn wir den Wagen noch unterwegs einholen wollten, weshalb wir die Treppen hinabstiegen und uns zu den Pferden begaben. Hier steckten wir jeder eine Cigarre an und ich hielt meinem Freunde den Bügel, um ihm, wenn er droben säße, die Bügel richtig in die Hand zu geben. Ach, hier fühlte ich denn deutlich, was ich schon oben bemerkt, daß sich der gute Schmidle in einer fieberhaften Aufregung befand, denn er konnte kaum sprechen und holte bei jedem Wort den Athem tief aus der Brust. Nachdem ich ihm die Bügel mit vieler Mühe passend geschnallt, setzte ich mich ebenfalls auf und wir ritten, um dem nachgaffenden Hausknecht und den Kellnern kein Kergerniß zu geben, langsamen Schrittes davon.

Draußen vor dem Thor hatten wir eine schöne breite Chaussee vor uns, die etwas aufwärts stieg, und oben auf der Höhe sahen wir den bewußten Wagen dahinrollen, wodurch sich Schmidle's Herz mächtig nachgezogen fühlte, so daß er mich bat, in einen kleinen

Trab einzugehen. Mir war das ganz recht, ich trieb mein Pferd an und rief meinem Freunde zu, er möge nur die Schenkel anlegen, ohne mit den Sporen dem Gaul zu nahe zu kommen. Doch war dies leichter gesagt, als gethan. Obgleich mein Freund nachher feierlich beschwor, das Pferd sei ungeheuer klüglicher Natur, denn er habe es nur sanft mit dem Schenkel berührt, so war ich doch vom Gegentheil überzeugt, indem das ruhige Thier beim Antraben ein Paar Sprünge machte, daß Schmidle fast heruntergefallen wäre. Dies Mal verlor er aber nur beide Bügel und rettete sich durch einen kühnen Griff an den Sattelknopf.

Ich hielt an und darauf versuchten wir es noch ein Mal anzutraben, aber auch dies Mal ohne besseren Erfolg; wir würden wahrscheinlich nicht anders wie im Schritt von der Stelle gekommen sein, wenn ich nicht meinen Freund gebeten hätte, sein Pferd ohne alle Hilfe dem meinigen folgen zu lassen, worauf es vortrefflich ging. Freilich machte der Gaul, der durch Schmidle's Sporenangriff unruhig geworden war, noch einige leichte Courbetten, dann aber trabte er mit dem meinigen ruhig fort. Aber der Reiter auf seinem Rücken war nicht so ruhig, den Oberleib hielt er vorgebeugt und den Kopf hatte er weit hinten übergelegt, so daß er, anstatt wie es einem guten Reiter zukommt, zwischen den Ohren des Pferdes hindurch auf den Boden zu blicken, hoch in die Spitzen der Pappeln hinaussah. Hierdurch rutschte sein Hut langsam auf den Hinterkopf hinab in den Nacken, was äußerst possirlich ausah und die Bügel schlotterten, anstatt daß er sie mit den Fußspitzen festgehalten hätte, an den Absätzen umher und verursachten mit seinen neu silbernen Sporen ein anmuthiges Geklingel. Es war ein Glück, daß Schmidle seine Cigarre noch im Munde hatte, denn obgleich sie längst ausgegangen war, diente sie ihm doch dazu, die fürchterlichen Anstrengungen des Reitens auf ihr zu verbeißen, was er mit solchem Erfolge that, daß sie in kurzer Zeit ganz platt gedrückt war und sich seine beiden Mundwinkel braun färbten.

So trabten wir lustig dahin und kamen bald dem Wagen näher und immer näher; ehe wir ihn aber erreichten, ließ ich mein Pferd kürzer gehen und fiel darauf in den Schritt, um meinem Freunde Zeit zu lassen, seinen Sitz etwas zu regeln und mit Anstand bei den Damen vorbeizukommen. Schmidle war so außer Athem, daß er auf meine Fragen nach seinem Befinden nur durch ein leises Kopfnicken und ein sehr erkünsteltes Lächeln Antwort geben konnte. Er rückte

sich mühsam in dem Sattel zurecht, richtete seinen Hut auf und faßte die Bügel, wie es sich gehört.

„Lieber Schmidle,“ sagte ich ihm darauf, „wenn wir an dem Wagen vorbeikommen, reitest Du links, wo die junge Dame sitzt, und ich halte mich an der rechten Seite. Nimm Dich aber jetzt zusammen, daß uns im wahren Sinne des Worts keine Niederlage passirt. Ich werde kurz angaloppiren und Du thust das Nämliche, indem Du den rechten Bügel Deines Gauls etwas anziehst, den linken Schenkel scharf an den Gurt legst und ihm mit dem rechten Fuß einen kleinen Sporenstich versetzt. Verstehst Du?“

Schmidle nickte mit dem Kopfe.

„Wenn wir,“ fuhr ich fort, „glücklich an dem Wagen vorbei sind, hast Du Dich als famoser Reiter gezeigt, und es kann Dir alsdann später in M. gar nicht fehlen. Noch eins! Haben wir erst den Wagen im Rücken, so müssen wir den Damen aus den Augen zu kommen suchen, damit sie Deinen mangelhaften Sitz keiner Kritik unterwerfen können. Ich werde also scharf davongaloppiren, und wenn Du fühlst, daß Du etwas locker auf dem Sattel sitzt, so fass' nur in Gottes Namen die Mähne und lass Dein Pferd dem meinigen folgen, es wird nicht davonlaufen.“

Mit solchen Ermahnungen ausgerüstet, versprach Schmidle sein Möglichstes zu thun, und das Rennen begann. Glücklicherweise brachte er sein Pferd links in Galopp, und diese Bewegung schien ihm besser zu gefallen, als das Traben. Er versuchte es, den Kopf nach mir hinzuwenden, um mir durch eine freundliche Miene sein Vergnügen auszudrücken; doch brachte er es nur dahin, seine Augen zu verdrehen. Jetzt erreichten wir den Wagen. Ich bog rechts ab und Schmidle's Pferd folgte glücklicherweise dem meinen nicht, wie ich gefürchtet; nur sah ich, daß das Thier seine Ohren in den Nacken legte und stärker galoppirte, als es bemerkte, daß ich nicht mehr an seiner Seite sei. Bald war ich neben dem Wagen und ich sah in diesem Augenblick natürlich von meinem Freunde nichts mehr. Was er gethan, wußte ich nicht. Doch wollte es mir nicht gefallen, daß die Damen in dem Wagen neugierig lachend links hinausschauten und daß der Kutscher auf dem Boock ein brüllendes Gelächter ausstieß. Schon war ich im Begriff, mein Pferd anzuhalten und auf die andere Seite zu reiten, denn ich dachte nicht anders, als Schmidle lasse seinen Gaul im Trab neben dem Wagen hergehen, um alsdann, natürlich in der lächerlichsten Position, den Angenehmen zu spielen. Doch

ich hatte diesen Gedanken noch nicht erfaßt, als das Pferd mit meinem armen Freunde in Carriere links an dem Wagen hervorkam, und im vollkommensten Durchgehen auf der Chaussee dahinjagte. Die beiden Damen schauten ihm nach und lachten jetzt eben so überlaut, wie der Kutscher. Obgleich mich dies im ersten Augenblicke ärgerte, so mußte ich ihnen doch im andern ihre Lustigkeit verzeihen; denn Schmidle hing gar zu erbärmlich komisch auf seinem Pferde. Von Bügel- und Bügelhalten war gar keine Rede mehr. Seine Beine hielt er krampfhaft in die Weichen des Pferdes gedrückt; sein Oberleib hing ganz vorn über und mit seinen beiden Armen hatte er den Hals des Pferdes umklammert. Dabei ritt er ohne Hut und sein Haar flog im Winde. Ich nahm mir natürlich keine Zeit, in Ruhe diesen seltsamen Sitz zu betrachten, sondern ich gab meinem Pferde die Sporen und jagte, was das Thier laufen mochte, hinter meinem Freunde her. Bald näherte ich mich ihm und rief ihm mit lauter Stimme zu, die Bügel anzufassen, aber er hörte mich nicht. In diesem Augenblick lief Schmidle's Pferd an einigen schweren Lastwagen vorbei und zu gleicher Zeit kam ihm ein großer vierspänniger Eilwagen gerade entgegen. So zwischen zwei Fuhrwerken eingeengt, mochte das Pferd keinen Begriff haben, wie es diese gefährliche Stelle wieder verlassen könne, und es wandte sich plötzlich, um links von der Chaussee hinab in ein Klee- feld zu sehen, bei welchem Sprung mein armer Freund gänzlich das Gleichgewicht verlor und, von dem Rücken des Pferdes bis zur Erde einen großen Bogen beschreibend, gewaltsam in den Klee geschleudert wurde. Da lag der Aermste und so regungslos, daß ich allen Ernstes glaubte, es sei ihm ein Unglück passirt. Ich näherte mich eilig, sprang von meinem Pferde und versuchte meinen Freund aufzurichten. Doch half er sich schon allein empor und sein Erstes war, sich auf allen Seiten zu befühlen, ob er nichts zerbrochen habe, denn nach seiner Idee mußte ein Sturz vom Pferde von einem Bein- oder Armbruche unzertrennlich sein. Glücklicherweise war ihm aber nichts geschehen und es dauerte keine Viertelstunde, so erzählte er mir zwischen Ernst und Lachen, daß er eigentlich gar nicht wisse, wie das Pferd mit ihm durchgegangen sei, nur erinnere er sich, daß, als er bei dem Wagen dem Thier etwas nachdrücklich die Sporen gegeben, damit es in kühnen Sätzen vorbeilancire, der eigensinnige Gaul seinen Kopf fast zwischen die Vorderbeine gesteckt habe, wobei er, da er sich an den Bügeln festhielt, ganz natürlich aus

dem Sitze gekommen sei, und darauf sei er plötzlich mit ihm durchgegangen. „Gott, was werden die Damen von mir denken!“ fuhr Schmidle fort und er setzte sich nachdenkend vor mir auf einen Wegstein. „Ich glaube, ich habe mich in ihren Augen entsetzlich lächerlich gemacht.“ Ich konnte nicht umhin, diese Vermuthung zu bestätigen, und erzählte ihm meiner Seite, wie überlaut die Damen über seine Fatalität gelacht hätten. Aber wie ich sie schon früher in meinem Innern hierüber entschuldigt, so sah ich mich auch jetzt veranlaßt, ein Gleiches gegen meinen Freund zu thun, indem ich ihm ungefähr die Stellung vormachte, wodurch er die Rückseite seines Körpers den Damen entgegengestreckt.

Nach vielen innerlichen Kämpfen sah denn Schmidle wirklich ein, wie lächerlich er sich gemacht, und begann, es von der jungen Dame verzeihlich zu finden, wenn die Zuneigung, die er ihr vielleicht in den vergangenen Tagen eingefloßt, durch die verunglückte Reitpartie gänzlich erkaltet sei, worauf ich noch weiter in ihn drang und zu seinem eigenen Besten den Versuch machte, ihm die Idee, als habe er sich in den letzten Tagen wirklich elegant und liebenswürdig gezeigt und die Neigung der jungen Dame erworben, zu benehmen. Schmidle war durch den Sturz vom Pferde in allen Tiefen seines guten Herzens so erschüttert, daß er nach und nach meine Vorstellungen richtig fand und einsah, daß sein unnatürliches Wesen, seine Anwendung von Ausdrücken, die er nicht verstand, besonders seine Manie, einen eleganten Herrn vorstellen zu wollen, ihn nur lächerlich machen könne. Diese praktisch philosophischen Gespräche hielten wir, wie gesagt, in oben benanntem Kleefeld, an einem Meilenzeiger sitzend, der, wie ein großes Fragezeichen, vor unserer heutigen Lustpartie stand. Auf der einen Seite zeigte er nach E., wo wir eben herkamen, und er bezeichnete zwei Stunden bis da; auf der andern Seite aber verkündigte er uns, daß M., das Ziel unseres Ritts, fast eben so weit entfernt sei. Sollten wir zurückkehren, wo wir hergekommen, oder sollten wir unsere Tour vollenden? Ich war sehr für das Letztere, denn wenn wir dem Pferdevermietther so früh am Tage seine Pferde zurückbrachten, so war es natürlich, daß er sich einbildete, es sei uns ein kleines Reiterunglück passiert, und ich kannte meinen Mann, daß er sich ein Vergnügen daraus machen würde, diese Vermuthung unter der Hand unsern Freunden und Bekannten mitzutheilen. Auch Schmidle, obgleich er mit einem sorgenvollen Blick sein Pferd ansah, das sich

ruhig, als sei nichts vorgefallen, den Klee schmecken ließ, stimmte dafür, vollends nach M. zu reiten, und ich hätte ihn wahrscheinlich so weit gebracht, diesen Vorsatz auszuführen, ohne daß er die junge Dame wieder gesehen hätte, wenn uns jetzt nicht plötzlich eingefallen wäre, daß er seinen Hut dahinten gelassen, den der Kutscher, wie wir nicht anders erwarten konnten, mitbringen würde. Und so war es auch.

Bald rollte der Wagen, der an allem Unglück von heute Schuld war, heran, und schon von Weitem bemerkte ich den Hut meines Freundes, den der Rosselenker auf das Dach seiner Kutsche gesetzt hatte. Jetzt hielt der Wagen und die beiden Damen erkundigten sich sorgfältig nach dem Befinden Schmidle's. Mir wäre es viel lieber gewesen, wenn sie das nicht gethan hätten, denn ich merkte schon bei dem ersten freundlichen Worte, daß seine Hoffnungen wieder hoch empor wuchsen. Ach, es ist etwas Gefährliches um ein Paar schöne schwarze Augen, und mein Freund war überhaupt nicht der Mann, sein Herz, das schon entzündet war, vor ihnen zu bewahren. Trotz allen meinen Ermahnungen und trotz den Versprechungen, die er mir gegeben, war Schmidle, der jetzt am Wagenschlage stand, plötzlich wieder ein ganz anderer Mensch geworden, als Schmidle, der vorhin neben mir unter dem Meilenzeiger saß. Er versicherte die Damen, er, der so viel reite und so gut mit Pferden umzugehen wisse, habe keine Ahnung davon, was vorhin sein Ross angewandelt. Er könne nicht anders glauben, als daß sich eine Schmeißfliege irgendwo in der Wolle festgebissen, oder das arme Thier an den Lichtern genirt habe. „Ja, meine Damen,“ fuhr er fort, „ich hatte Mühe dem Pferde Meister zu werden und es wäre auf ein Haar mit mir gestürzt.“

Bei dieser ungeheuren Prahlerei bemerkte ich sehr gut, daß die junge Dame still lächelnd an dem Anzuge Schmidle's heruntersah, der hier und da einige erdfarbige Flecke zeigte und daß sie einige abgerissene Kleeblätter betrachtete, die verrätherisch aus seinem Haar und aus den Falten seines Rocks hervorblühten. Trotz meinem Winke mit den Augen und meiner ungeduldigen Miene konnte mein Freund es nicht über sich gewinnen, den Vorschlag der jungen Damen abzulehnen, die ihn bat, doch bis M. neben dem Wagen herzureiten. Er warf mir dagegen einen stehenden Blick zu, und war überhaupt in seiner ganzen Unnatürlichkeit so komisch, daß ich nicht böse sein konnte, sondern ihm vielmehr den Bügel hielt und ihn aufs Neue zu Ross half. Der Wagen fuhr fort, zuerst, da es bergauf

ging, im Schritt, und später bergab im Trab. Auch ich hielt mich diesmal an der linken Seite des Wagens, um zu seinem Schutz und zu seiner Hilfe nöthigenfalls bereit zu sein.

Es dauerte nicht lange, so hatte er wieder denselben komischen Sitz eingenommen wie früher, den Oberleib nach vorn und den Hut nach hinten, was jetzt um so lächerlicher aussah, da er die fürchterlichsten Anstrengungen machte, ungezwungen und möglichst elegant auf dem Sattel zu bleiben. Seine schweren Athemzüge, das stiere Auge und die zusammengepressten Mundwinkel strasteten das lustig sein sollende Lächeln, das er hier und da hervorbrachte, so wie die Stellung seiner rechten Hand, die er leicht an die Hüfte gelegt, gewaltig Lügen, und übrigens wurde es von Minute zu Minute schlimmer mit ihm. Sehr gut bemerkte ich, daß die Damen im Wagen Mühe hatten, ihr lautes Gelächter zu verbergen. Der Kutscher auf dem Bock sah in stiller Freude beständig hinter sich, und trieb, da es jetzt stärker bergab ging, seine Pferde zu eiligerem Laufe an. Wir mußten folgen. Schmidle's Gesicht, das vorhin sehr bleich gewesen war, ging in eine unnatürliche Röthe über, sein Hut, den ich ihm, von den Damen ungesehen, zuweilen wieder zurechtgerückt hatte, sank immer wieder schneller hinten hinab. Den einen Bügel hatte er schon lange verloren und er konnte ihn trotz den verzweifeltsten Anstrengungen nicht wieder erfassen. Dabei fuhren seine Ellbogen auf und ab und verursachten eine Bewegung, als wollte er einen Versuch zum Fliegen machen. Wohl dachte ich in diesem kritischen Augenblicke daran, sein Pferd und das meinige anzuhalten und zurückzubleiben. Aber was hätte es geholfen? — Nein, nur eine förmliche Niederlage vor den Augen der jungen Dame konnte ihn vielleicht für die Zukunft heilen. Und sie blieb nicht lange aus! Umsonst warf er flehende Blicke zu mir herüber, umsonst erfaßte er die Bügel und riß sie mit aller Kraft zurück, je härter er zog, je stärker trabte das Pferd, und je stärker sein Pferd trabte, je mehr ließ der Kutscher seine Säule laufen und je heftiger lachten die Damen. Es war Schmerz und Freude in immer steigenden Verhältnissen. Doch der Schmerz gewann für einen Augenblick das Uebergewicht. Schmidle, der jetzt statt der Bügel den Sattelnopf erfaßt hatte, berührte unsanft die Seiten seines Pferdes mit den Sporen, das Thier begann unruhig zu werden, prallte vor und zurück, ging vorn und hinten in die Höhe und es dauerte keine Minute, so schoß Schmidle mit einer merkwürdi-

gen Geschwindigkeit vom Sattel in den Sand hinab, geleitet von dem brüllenden Gelächter des Kutschers und den nichts weniger als mitleidigen Blicken der Damen. Die jüngere beugte sich etwas hinaus, doch ich sowohl wie der unglückliche Schmidle sah, wie sie das Lachen nicht verbergen konnte, und uns ziemlich spöttisch eine glückliche Reise wünschte. Dann fuhr der Wagen davon und war in kurzer Zeit hinter der nächsten und letzten Anhöhe vor M. unsern Blicken entschwunden. Außer einem großen Risse in seinem Rocke und einigen Beulen in seinem Hut hatte Schmidle keinen Schaden genommen. Nur war er äußerst niedergeschlagen, und da ich den Erzürrnten spielte, und ihm ohne ein Wort zu sagen auf's Pferd half, so ritten wir stillschweigend im Schritt davon und erreichten M. in kurzer Zeit.

An dem Thore wandte ich mich mit kurzen Worten an ihn und fragte: ob er denn noch wisse, in welchem Gasthof die Damen eingekehrt seien, damit wir sie finden könnten. „Denn,“ setzte ich hinzu, „Deine beiden Niederlagen von heute Morgen werden Dich nicht abhalten, den Eleganten und Unnatürlichen zu spielen, um Dich und mich lächerlich zu machen;“ worauf er statt aller Antwort mit dem Kopf schüttelte und mich versicherte, es sei ihm ganz gleich, wohin wir ritten. Er fühle sehr gut sein Unrecht und seine Ungeschicklichkeit und werde sich für die Zukunft gewiß in Acht nehmen.

Bald erreichten wir einen Gasthof, stellten unsere Pferde ein und gingen in ein Zimmer hinauf, woselbst Schmidle bei einer guten Flasche Wein und einer Cigarre bald über den Morgenspazierritt zu lächeln anfang, so daß ich es nochmals wagen konnte, ihm mit allen möglichen Details sein auffallendes Betragen vorzustellen, und wie dies eher geeignet sei, ihm ein weibliches Herz abgeneigt, als gewogen zu machen. Ein herbeigerufener Schneider setzte den Rock meines Freundes wieder in gehörigen Stand, und da es bald Zeit zum Essen war, gingen wir hinunter in den Speisesaal, wo sich außer uns noch eine kleine Gesellschaft befand: zwei junge Damen und zwei sehr junge Herren, die man auch füglich Knaben hätte nennen können. Mir schien es, als seien es Schüler irgend eines Gymnasiums, die sich allmählig zur Universität vorbereiten. Sie trugen kurze Sammetröcke, blau und grüne Cerevis-Mützen und hatten sich schon ein gewisses burschikoses Wesen angewöhnt, das aber, durch schülerhafte Bescheidenheit gemildert, etwas sehr Naives und Lusti-

ges hatte. Auch die beiden Mädchen, die zwischen achtzehn und neunzehn Jahren alt sein mochten und die recht hübsch waren, hatten etwas Heiteres und Ungezwungenes. Wir setzten uns zusammen an den Tisch und wurden bald die besten Freunde. Ich ließ es mir anfänglich besonders angelegen sein, die Freundschaft der beiden jungen Herren zu gewinnen, was mir auch dadurch gelang, daß ich ihnen häufig etwas vortrank und mich einige Mal erkundigte, im wie vierten Semester sie studirten. Mein Freund Schmide war seit heute Morgen wie umgewandelt. Er war natürlich und deshalb sehr liebenswürdig. Wenn ihm auch zuweilen im Eifer des Gesprächs ein Jagdausdruck entfuhr, so setzte er hinzu: So sagen die Jäger, deren ich aber keiner bin, und zum Belege hierfür nahm er sogar keinen Anstand, lachend seiner früher erwähnten Jagdpartie zu gedenken, wo er das Reh geschossen, als es eben aus seinem Sandloche hervor kam.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Das Schloß Eu.) Das uralte Normannenschloß Eu, in welchem die merkwürdige Zusammenkunft der Königin von England mit dem Könige der Franzosen statt fand, liegt bei dem Städtchen Eu an dem Flüsschen Bresle am Nordende der Normandie und wird von Laube (Franz. Lustschlöffer 2. Bb.) nach eigener Anschauung mit folgenden Worten geschildert: „Umsonst sucht man in der Nähe des Städtchens ein Felsen- oder Bergschloß Eu. Bescheiden im Bresle-Thale, in einem weichen Wiesengrunde, liegt Chateau d'Eu, durch einen Park wunderschöner Bäume gedeckt gegen den Meerwind. Von rothen Steinen in italienischem Geschmacke gebaut, nicht hoch, sondern weit und überall jetzt fertig und wohnlich gemacht, gleicht es mehr einer stolzen Villa, als einem alten Normannenschlosse. Von den Zimmern des ersten Stockes und freier noch von der Terrasse des Daches sieht man hinter dem Baumparke das Wiesenthal des Bresle eine halbe Stunde lang sich hinabschlängeln ans Meer bis zu dem uralten Hafenorte Tréport. Dort endiget das Land, und zwischen zwei weichen Vorgebirgen dehnt sich eingerahmt über Tréport das Meer. — Das alte zerstörte Schloß Eu ist überbaut. Nollo selbst hatte es gegründet; es war in der wilden Kriegszeit oft zerstört und wieder aufgebaut worden, es war an die Lusignan, in den Besiß der Brienne, der Artois, der St. Pol gekommen und unter einem St. Pol ging es als altes Normannenschloß für immer zu Grunde. Dem erbarmungslosen ersten Louis ward St. Pol der Treulosigkeit verdächtig, und er ließ Stadt und Schloß in Flammen werfen am 18. Juli 1475. Die Grafen von Cleves und Nevers bauten es unter König Franz

in neuem friedlicherem Style wieder auf, bann kam es an die Guisen, nach deren Sturze an den Herzog von Maine und dann an das Haus Orleans, dessen heutiges Haupt es vollkommen hergestellt und zu einem reizenden Wohnhause gemacht hat. Es trägt jetzt den Stempel einfacher, behaglicher Bürgerlichkeit. Schloß Eu ist die Portraitgalerie aller merkwürdigen Menschen, die Frankreich beherrscht, geziert oder besiegt haben. Diana von Poitiers tritt von der Wand herab; Katharina von Medicis, in voller starker Lebensgröße, stellt ein ganzes Zimmer in Schatten, und die Guisen, dies Titanengeschlecht Lothringens, bevölkern allein den großen Saal des Schlosses, genannt der Guisensaal. — Unter den hundertjährigen Bäumen des Parkes, von dessen Abhänge der Blick so sanft hinabgeleitet nach Tréport und dem Meere, unter diesen Platanen und bemoosten Buchen haben sie mit den Ligueurs gessen und ihre hochverrätherischen Pläne geschmiedet.“

Die Zusammenkunft der Souveraine Englands und Frankreichs in Eu macht so viel Aufsehen, weil eine ähnliche nur sehr selten statt gefunden hat. Comines hat das Zusammentreffen Ludwigs XI. von Frankreich und Eduards IV. von England in Piquigni nach dem Vertrage von Amiens 1475 geschildert. Wie anders war es damals! Die beiden Monarchen trafen mitten auf einer Brücke über der Somme zusammen. In der Mitte dieser Brücke war ein starkes Holzgitter quer angebracht und durch dieses Gitter hindurch umarmten einander die beiden Könige, aus Mißtrauen, das sich auch noch durch mehrere andere Maßregeln kund gab. Noch nicht ein ganzes Jahrhundert nach Ludwig XI. hatten sich die Umstände und die Zeiten bedeutend geändert, denn bei der berühmten Zusammenkunft Heinrichs VIII. und Franz I. ersetzten die Regeln einer klugen Etiquette die mißtrauischen Vorsichtsmaßregeln. Das Ceremoniell, nicht der Argwohn, hatte Alles geregelt. Seit jener fernen Zeit sind die Souveraine Frankreichs und Englands nie wieder persönlich zusammengelommen, bis die Königin Victoria in unseren Tagen dem greisen Ludwig Philipp den vielbesprochenen Besuch abstattete.

(Ein herrliches Jagdrevier.) Im Westen von den Vereinigten Staaten liegt eine fruchtbare Ebene, die große Prairie genannt, die eine Länge von 1400 (engl.) Meilen und eine Breite von 6 bis 700 Meilen hat und im Sommer ein herrliches von Gras und Blumen und einzelnen Baumgruppen hier und da geschmücktes Jagdrevier ist. Vier prachtvolle Flüsse durchströmen sie, und doch dürfte diese weite Landstrecke vielleicht nie vollständig bewohnt werden. Im Süden ist die Hitze außerordentlich groß, und im Anfange des Sommers toben da Gewitter, von denen wir uns in Europa keine Vorstellung zu machen vermögen, und die solche Wassermassen herabgießen, daß Flüsse, die tausend Meilen lang sind, zum Ueberfließen angefüllt werden. Diese ganze Gegend ist, mit Ausnahme einiger Handelsposten und kleiner Weiler Lühner Amerikaner, völlig unbewohnt und den wilden Indianerstämmen überlassen. Tausende

von Indianern, die besten Reiter und Schützen in der Welt, durchstreifen täglich diese grüne Erde nach allen Richtungen. Mit Ausnahme von Südafrika gewähren diese Prairien das ausgedehnteste Jagdrevier in der Welt, ein Revier so groß wie Spanien, Frankreich, Deutschland und Polen zusammengenommen, in dem man von einem Ende bis zum anderen reiten kann, ohne auf ein anderes Hinderniß als einen Fluß zu stoßen. Hier ist die Heimath des Büffels, des Elens, der Antelope, des wilden Pferdes und des weißen oder Prairie-Wolfes. Obgleich namentlich von den Büffeln jährlich eine unglaubliche Zahl erlegt wird, so finden sich diese Thiere hier doch noch immer in Massen, die alle Vorstellung übertreffen. „Oft,“ sagt der neueste Reisende, der sich länger dort aufhielt, „wird es selbst für eine Handels-caravane von mehreren hundert Reitern und Wagen gefährlich, einen Weg durch diese unabsehbaren Büffelherden sich zu bahnen. Wir reiseten 15 Meilen den Tag; von beiden Seiten der Straße konnte man 15 Meilen weit sehen, wir überblickten also des Tages eine Fläche von 1350 Meilen, und diese ganze Strecke war so von Büffeln bedeckt, daß vielleicht kaum 10 Meilen freies Land zwischen ihnen übrig blieb.“

(Die Duellsucht.) Ein Duell in Baden, das in diesen Tagen überall besprochen wurde und so traurige Folgen hatte, hat wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit mehr als je auf dieses „nothwendige Uebel“ gelenkt, wie man den Zweikampf auf der einen Seite nennt, während er auf der andern als „Ueberrest der barbarischen Zeiten“ bezeichnet wird. Man bemerkt leider, daß man auch bei dem Duell mehr und mehr den Ausgang dem Zufalle zu überlassen anfängt; selten treten jetzt noch zwei Gegner mit den Degen einander gegenüber; meist greift man sofort zu Pistolen, und wie viel bei einem Pistolenduell vom Zufalle abhängt, ist bekannt. In America, wo die Duellwuth noch weit mehr crassirt als bei uns, begnügt man sich auch bereits damit nicht mehr, hat vielmehr eine Art des Duells erdacht, die rein verrückt genannt werden muß. Man hält dort die Duelle in der Nacht, sperrt die beiden Gegner in ein dunkles Zimmer ein, sorgt dafür, daß auch nicht der geringste Lichtschein in dieses Zimmer falle, und überläßt es nun den Duellanten, mit allen Waffen, mit Schießgewehren, Dolchen und Messern im Dunkel mit einander zu kämpfen. Wir können uns nicht versagen, die Schilderung eines solchen Duells, wie sie der Ueberlebende gab, hier mitzutheilen. „Als wir allein im Dunkel waren, stand ich ein Paar Minuten wie geblendet da; dann schlich ich mich so leise als möglich an einen andern Theil des Zimmers, um da still zu stehen und zu lauschen, wo mein Gegner stehen möge, um auf ihn zu schießen. Als ich still stand, war ich ganz in der Nähe meines Gegners, denn ich hörte seinen Athem und verfügte mich also schnell wieder fort, fürchtete aber jeden Augenblick mit ihm zusammenzustößen. Mit diesem gegenseitigen Hin- und Herschleichen mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein. Ich stand endlich still, fest entschlossen, mich nicht zu rühren, bis mein Gegner sich mit

nähere oder seine Stelle mir sonst zu erkennen gebe. Wir wußten durchaus nichts mehr von einander, bis mir es plötzlich vorkam, als sehe ich mir gegenüber in dem Dunkel ein Paar Augen funkeln. Ich schoß augenblicklich und schritt auf ihn zu; er schoß ebenfalls, fehlte mich aber. Wir standen dicht aneinander, warfen die abgeschossenen Pistolen weg und griffen zu den Messern. Mein Gegner suchte mich zu packen, ich entschlüpfte ihm aber und er schoß nun wieder, dies Mal mit mehr Erfolg. Wir standen ganz nahe aneinander und ich ging mit dem Messer auf ihn zu. Wir rangen lange mit einander, bis wir wieder auseinanderkamen. Ich fühlte, daß meine Kräfte abnahmen, und schoß mein zweites Pistol auf meinen Gegner ab, den ich erkannt zu haben glaubte. Er stürzte und ich trat rasch zu ihm. Zwar wehrte er sich noch, aber bald sank er ganz zusammen und lag ruhig; er schien den Geist aufgegeben zu haben. Wir hatten beide wohl über zwanzig Wunden.“ — Solche barbarische Kämpfe sollen jetzt in Amerika gar nicht selten vorkommen.

(Das Spiel.) Noch immer treibt der Spielteufel in vielen deutschen Bädern sein schreckliches Wesen, und obwohl ihm jährlich mehrere Opfer fallen, so achtet man doch nicht darauf, bauen doch die Spielpächter palastähnliche Häuser, zahlen bedeutende Summen an milde Stiftungen und geben einen bedeutenden Pacht. In Wiesbaden soll nun auch den Winter über gespielt werden und Herr Chabert hat dies Privilegium durch eine Pachtzahlung von 10,000 Gulden erwirkt. Die Spielpächter wissen durch mancherlei Mittel immer neue Opfer anzuziehen; man läßt das Gerücht verbreiten, die Bank verliere ungemein, ja sei gesprengt worden, man weiß Journale zu gewinnen, die für das Spiel schreiben und redet den Bewohnern der Bäderorte ein, daß ihnen durch die Bank viele Fremde und somit Geld zugeführt würden. Es dürfte an der Zeit sein, einmal an die Aeußerung des Landgrafen Ludwig von Hessen-Homburg zu erinnern, der durchaus nicht zugeben wollte, daß in seinem Badeorte gespielt werde. Einst machte man ihm auf sehr eindringliche Weise bemerklich, daß, wenn er das Spiel erlaube, nicht nur eine bedeutende Geldsumme in die Staatscasse fließen, sondern überhaupt viel Geld in das Land kommen würde. Der Landgraf antwortete aber ernst: „Ich weiß auch, daß ein neuer Schinderhanns oder dergleichen, wenn ich ihm die Erlaubniß ertheilte, auf den Straßen zu plündern, mir vielleicht noch größere Summen zahlen würde, als ein Spielpächter; meiner Meinung nach ist das Hazardspiel nicht besser als Straßenraub. Ich mag nichts mehr davon hören.“

### Generalcorrespondenz.

Berlioz erklärt in seinen bereits erwähnten Briefen über seine musikalische Reise in Deutschland, er habe sich sehr gewundert, wie schnell man in Deutschland die Tempi mancher Musik-

stücke nehme, und dies namentlich von Lindpainter in Stuttgart, von Mendelssohn-Bartholdy, von Krebs und Guhr bemerkt. Ueber den Freischütz wolle er nichts sagen, weil die deutschen Kapellmeister besser wissen und fühlen müßten, wie die Musik dieser deutschen Oper zu nehmen sei; was aber „die Stimme“ „die Bestalin“, „Moses“, „die Hugenotten“ betreffe, welche in Paris unter den Augen der Componisten einstudirt worden und die man dort noch gerade so spiele, wie bei der ersten Vorstellung, so müsse er erklären, daß die übergroße Schnelligkeit, mit welcher er sie in Stuttgart, Leipzig, Hamburg und Frankfurt habe spielen hören, unrichtig und der Absicht der Componisten entgegen sei, auch die Wirkung der Musik offenbar beeinträchtigt. — Ferner ist Berlioz sehr verwundert, daß man in Deutschland sich so wenig mit der Harfe beschäftige, und fast nirgends in einem Orchester dieses schöne Instrument sehe, ja, daß auch die deutschen Componisten in ihren Werken die Harfe fast nie berücksichtigten. „Es ist eine Schmach für die deutschen Orchester“, sagt er, „die alle wenigstens zwei Harfen haben sollten, besonders da sie jetzt so häufig die Opern spielen, welche aus Frankreich und Italien zu ihnen kommen, wo die Harfe so oft angewendet wird.“ —

Esigt soll eine große fünfsactige Oper componirt haben, deren Text von George Sand geschrieben ist. — Conradin Kreuzer componirt eine Oper von Scribe für ein Pariser Theater. —

Wie man versichert, ist Ferdinand Hiller aus Frankfurt nach Leipzig berufen worden, um im nächsten Winter an Mendelssohns Stelle die berühmten Gewandhausconcerte zu leiten. —

In York (Nordamerika) starb kürzlich durch eigene Hand ein reicher Mann, B., der aus Holland stammte und sich durch seinen Geiz ausgezeichnet hatte. Sein Vater hatte ihm eine große Besizung in der Nähe von York hinterlassen, und er bewirtschaftete sie so ökonomisch, daß er bald ein Vermögen von einer Viertel Million Dollars besaß. Für die Erziehung seiner Kinder gab er keinen Pfennig aus; kein Mensch gewährte ihm Sicherheit, und deshalb ließ er nichts von seinem Gelde aus. Er legte dieses Geld vielmehr in Kästchen, die er sich zu diesem Zwecke machen ließ und von denen er eines nach dem anderen anfällte. Vor einiger Zeit wollte er Sämereien verkaufen, für die er 130 Dollars verlangte; man bot ihm nur 120. Er ging den Handel nicht ein und übertrug den Verkauf einem Handelsfreunde, der die Waare für 80 Dollars hingab. Als der Holländer dies erfuhr, packte ihn die Verzweiflung; er besichtigte zum letzten Male seine Felder, gab seinen Arbeitern verschiedene Befehle, kehrte in sein Stübchen zurück und — erhenkte sich da neben seinen Geldkästchen. —

In der Gegend, wo Frankreich und Savolen an einander grenzen, bestehen noch heute Hochzeits- und andere Gebräuche, die sich aus uralter Zeit herschreiben. Ein Reisender, der kürzlich diese Gegend besuchte, schildert unter anderem eine Hochzeit: „Die Aeltern und Freunde der beiden Familien hatten sich in

einem Wirthshause versammelt und warteten auf die Ankunft des Brautpaares, die Braut hatte sich, der Sitte gemäß, versteckt und der Bräutigam, in Begleitung von etwa zwanzig jungen Burschen und Musikanten, zog in dem Dorfe von Haus zu Haus, um seine versteckte Braut zu finden. Er hatte über eine Stunde lang gesucht, als wir plötzlich großes Geschrei und Musikjubiläum hörten. Das Versteck der Braut war, wie es meist der Fall ist, durch eine Freundin verrathen worden, die nicht schweigen konnte. Der Bräutigam hatte die Geliebte auf die Arme genommen und trug sie so, gefolgt von seinen Freunden, und mit Musik durch das Dorf. Alle Anwesenden lachten und freueten sich.“ — Vor der Hochzeit geht eine interessante Prüfung vorher. Hat der junge Bursch sich um das Mädchen beworben und keinen Korb erhalten, so bleibt ihm noch Manches zu thun übrig. Einmal muß er allein in der Nacht unter das Fenster seiner Schönen kommen, die dasselbe halb öffnet und mit ihm plaudert. Nach einigen Tagen darf er bis an die Schwelle des Hauses kommen, später in das Haus hineintreten. Ist auf diese Weise innige Vertraulichkeit entstanden, so ist die letzte Prüfung zu überstehen, der junge Mann muß nämlich ganz ernsthaft in Sonntagspuß eine ganze Nacht hindurch auf dem Bette seiner Braut sitzen. Hat er auch diese Prüfung überstanden, so erfolgt nach wenigen Tagen die Trauung. —

Am 9. September wurde in Leipzig der Grundstein zu einem Denkmale für Thaer gelegt. —

Selbst große politische Zeitungen theilen die — wichtige Nachricht ohne weitere Bemerkung mit, daß in London eine gewöhnliche Maus gezeigt werde, welche ganz so wie ein — Canarienvogel singe und zwar, wie ein musikalischer Zuhörer versichere, der sich überdies überzeugt habe, daß von Täuschung nicht die Rede sein könne, noch eine Octave höher als der Vogel. —

Man streitet sich in Deutschland bekanntlich darüber, ob das bestehende geheime schriftliche oder das öffentliche und mündliche Verfahren in Criminalsachen den Vorzug verdiene; wir mischen uns hier nicht in den Streit, wollen aber zum Vergleich ein Probbchen von dem Criminalverfahren in Mexico erzählen. Der englische Consul hatte vor einiger Zeit eine bringende Unterredung mit dem Richter — und man wies ihn in ein Zimmer, wo sich der Beamte mit mehreren sehr verdächtig aussehenden Personen befand. Auf dem Tische vor ihm lagen mehrere Flinten, Degen, Pistolen und andere Waffen. Der Richter forderte den Consul auf, eine kurze Zeit lang Platz zu nehmen, da er eben eine Straßenräubergeschichte vor habe, bei der die anwesenden Herren theilhaftig gewesen. Die „Herren“ Räuber saßen in dem Zimmer umher und rauchten ganz gemächlich ihre Cigarre, was der Richter ebenfalls that. Wenn ihm im eifrigen Gespräche die Cigarre einmal ausging, so trat sogleich dienftbereit einer der Räuber zu ihm, reichte ihm Feuer und setzte sich mit einer artigen Verbeugung wieder nieder, sobald der Richter seine Cigarre angezündet hatte.



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 39.

1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Neubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Skizzen von F. W. Hackländer.

Nur natürlich!

(Beschluß.)

Wenn auch unser Project, mit den beiden Damen aus dem englischen Hof, von denen wir aber keine Spur mehr fanden, das schöne Schloß und die herrlichen Parkanlagen M.'s anzusehen, förmlich zu Wasser wurde, so wandelten wir doch nach Tische in nicht minder liebenswürdiger Gesellschaft durch die schattigen Alleen; besonders ich hatte bei dem Tausche sehr gewonnen, denn anstatt, wie Schmidle gewünscht, der alten Tante die herabhängenden Trauerweiden an dem kleinen See zu zeigen, war ich so glücklich, meine schöne neunzehnjährige Begleiterin darauf aufmerksam machen zu können. Ob Schmidle, der unterdessen mit der andern Dame und einem der jungen Herren, während der zweite bei mir als Ehrenwache blieb, auf dem Hügel zu dem steinernen Amor ging, dort einen Anknüpfungspunkt fand, kann ich nicht genau angeben; nur so viel weiß ich, daß er mit seiner Begleiterin am Arm lustig lachend wieder mit mir zusammentraf und daß er mir darauf freudig die Hand drückte mit der leisen Versicherung; er würde ganz glücklich sein, wenn ihm nicht heut Abend der fatale Ritt nach der Stadt bevorstände. Ich hatte schon ein Auskunftsmittel gefunden, indem die beiden jungen Herren meinen Vorschlag, die Pferde nach C. zu reiten, wohin auch sie wollten, mit Freunden annahmen, wogegen wir uns ihrer Plätze in dem Wagen bedienten.

Schmidle war heute der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Bei einem kleinen Souper, das wir einnahmen, verwundete sich seine Begleiterin mit dem Messer und da er diese Verletzung mit einem kleinen englischen Pflaster, das er stets bei sich führte, auf das kunstgerechteste bedeckte, so konnte er auf die Frage der beiden Damen nicht läugnen, daß er mit dergleichen Sachen viel zu thun habe, und er gestand auch gern und willig, daß er Apotheker sei. Ihm folgte aber auch der Lohn für seine Aufrichtigkeit und Natürlichkeit auf dem Fuße nach, denn die beiden Mädchen erklärten ihm freudig, auch sie hätten in C. einen Onkel, der Apotheker sei und den er vielleicht kenne. Er sei der Besizer der Löwenapotheke.

Von der Freude Schmidle's über diese Entdeckung will ich nichts sagen, da es meiner schwachen Feder doch unmöglich wäre, ein getreues Bild davon zu entwerfen. Bald bestiegen wir den Wagen, die beiden jungen Herren schwangen sich auf unsere Pferde und mein Freund fand diese neue Reiseart um so viel behaglicher und besser, daß er im Uebermaße seines Glücks sogar des unglücklichen Ritts von heute Morgen erwähnte. Sehr ergötlich malte er seinen zweimaligen Fall vom Pferde aus und er that es mit solcher Lebendigkeit und solcher Treue, daß die beiden Mädchen mehrmals laut lachten, aber mit einem ganz andern Tone, als die junge schwarze Dame aus dem englischen Hof. Nur ließ sich Schmidle bei seiner Erzählung eine große Unwahrheit zu Schulden kommen, in-

dem er mich als denjenigen angab, den die schwarzen Augen der schönen Dame angezogen, und als sei er nur mir zu Liebe mitgeritten.

Es versteht sich von selbst, daß ich seine Erzählung als wahr passiren und mir die Neckereien der jungen Mädchen über mein mißlungenes Abenteuer gefallen ließ.

Es war ein wunderschöner Abend. Wir fangen und lachten in dem offenen Wagen, und die beiden jungen Herren hielten mit unsern Pferden auf der Chaussee kleine Wettrennen. So erreichten wir die Stadt. Vor den Thoren bestiegen wir unsere Rosse wieder, wünschten den Damen gute Nacht und Schmidle sprach still lächelnd die Vermuthung aus, daß er sie wiedersehen werde. Der Glückliche wollte abwarten, welchen Eindruck er morraen früh in seinem Arbeitscostüme, vor der Reibschaafe stehend, im Gegensatze zu heute Abend, auf das Mädchen machen würde. Ach, er hatte große herrliche Pläne! —

Ich ging allein in meine Caserne, und hörte in den nächsten Tagen nichts von meinem Freunde; aber ungefähr eine Woche nach unserm merkwürdigen Spazierritte bekam ich einen Brief von ihm, worin er mir schrieb, daß er der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt sei; er habe sich mit der Nichte seines Principals verlobt und schon die Einwilligung seines Vaters erhalten. Ich eilte zu ihm und wir besprachen uns lange und freundlich im kleinen Stübchen hinter der Apotheke, wo Schmidle mir gerührt die Hand drückte, und ich konnte nicht umhin, ihm auch für die Zukunft den Wahlspruch zu empfehlen, den ich ihm so oft gesagt: „Nur natürlich!“

### David.

Eine Erzählung von Theodor Mügge.

In einem wüstaussiehendem Gemach, welches zum vierten Stockwerk eines Hauses in der Straße St. Madelaine zu Paris gehörte, ging ein großer schöner Mann einst hastig auf und nieder, eben als die Sonne nach einem heißen Sommertage ihr letztes Glühen durch die schmalen Fenster warf. — „Er kommt nicht,“ sagte er unruhig; „er kommt noch immer nicht; was kann ihm zugestoßen sein?“ Und sich selbst diese Frage beantwortend, wiederholte er: „Was kann ihm zugestoßen sein? Ich hoffe, nichts! — Diese Menschen mit ihrem wüsten Geschrei von Freiheit, diese Tyrannen,“ mur-

melte er, „die gleich den wilden Thieren zerreißen und zerstückten, was nicht zu ihnen gehört und wahnsinnig blutdürstig ist, wie sie, sie zwingen uns ja, immer zu fürchten und den Schlag unserer Herzen bei jedem Klopfen an der Thür antworten zu hören. Mein Gott! wie kann ein Künstler das ertragen, er, der das Schöne, das Erhabene, das Edle lieben und empfinden, das Gemeine, Niedrige hassen und verachten soll!“ — Er hörte das leise Knarren einer Thür und wendete sich rasch um: „Sie sind es, Melanie!“ rief er strafend und erschrocken; „das ist wider die Abrede.“

„Sie sind allein, Charles,“ sagte das junge Frauenzimmer, welches aus der Tapetenthür in der Wand hereingetreten war; „ich hörte Sie reden, laut reden; es klang so heftig, so aufgereggt; was haben Sie? Ist es ein Unglück, das uns betrifft? Neden Sie, sagen Sie mir, daß Sie nichts zu fürchten haben um —“

„Um Sie,“ fiel der junge Mann mit zärtlich bewegter Stimme ein; „theure Malanie, was könnte ich fürchten, wo es sich um mich handelt? — Nein, nein,“ rief er und hielt ihre Hand fest, „wenn ich fürchte, so plagt mich nur die Angst, daß Unheil die treffen könnte, deren Glück und Ruhe mir über Alles werth sind.“

„Haben Sie,“ sagte sie leise und erröthend, „den Brief abgeben können oder etwa —“

„Ihren Vater, den Bürger Picard,“ wiederholte er lächelnd, „selbst gesprochen? Nein, das habe ich nicht, meine schöne Bürgerin, aber der Brief ist sicher bestellt; ich ließ meine Adresse da und denke die Freude zu haben, ihn vielleicht heute noch hier zu empfangen.“

„O, Herr Vincent, wie gut, wie edel sind Sie!“ rief das junge Mädchen mit glänzenden Augen.

„Bürger Vincent!“ erwiderte der junge Mann lächelnd, indem er ihre Hand wieder ergriff, „und Charles, Ihr Better, liebe Melanie, wie es zwischen uns ausgemacht ist.“

„Ach, daß es so sein muß!“ sagte sie betrübt; „daß wir immer von den Menschen fürchten müssen! Und was habe ich ihnen gethan? Womit habe ich sie beleidigt? Gütiger Himmel! wodurch habe ich ihren Haß verdient?“

„Ohne Sorgen!“ sprach Charles tröstend; „eben jetzt erwarte ich einen Freund, der mir längst einen Besuch versprochen hat, und der mächtig genug ist, Ihnen Schutz angedeihen zu lassen, der Ihnen leicht Pässe verschaffen kann, vor dessen Wort sich die Barrieren und die Grenzen öffnen, der in solchem Ansehen steht, daß sein Name hinreicht, die Wildesten zu zähmen.“

„Wer ist er?“ fragte das junge Mädchen gläubig lächelnd und hoffnungsvoll.

„Ich sage es Ihnen nicht,“ erwiderte Charles, „aber Sie sollen ihn kennen lernen. Er hat mich immer geliebt; er war väterlich besorgt für mein Wohl; ich denke ihm jetzt Freude zu machen. Er soll dies sehen, hier —“ er deutete auf die Staffelei, auf welcher ein verdecktes Bild stand — „hierher werde ich ihn führen, und wenn seine Augen blitzen, werde ich mich an seine Brust werfen, ihm Alles sagen und ich zweifle nicht, er wird, er muß uns helfen.“

In diesem Augenblick hörte man ein Gepolter auf der Treppe, Charles deutete aufhorchend ängstlich nach dem verborgenen Ausgange, und das junge Mädchen entsprang schnell, indem sie ihm Abschiedsgrüße zuwinkte, welche er lächelnd und schweigend erwiderte. Gleich darauf ward die Thür mit fester Hand aufgedrückt und stark geschüttelt, als der Riegel nicht gleich nachgeben wollte. — „Halt! einen Augenblick, Bürger!“ rief Charles, indem er den Riegel zurückzog, und freudig die Hände ausbreitend fügte er hinzu: „Seid Ihr es? O, wie sehnlich habe ich Euch erwartet, mein lieber, väterlicher Freund!“

„Und um Dir die Langeweile zu vertreiben, hältst Du hier Selbstgespräche, Bürger Vincent?“ versetzte der Hereintretende lachend; „wie? oder hast Du etwa hier die Gesellschaft einer hübschen Bürgerin?“

Wenn er bei seinen Worten den jungen Mann angeblickt und nicht rückwärts nach der Thür umgeschaut hätte, durch welche zwei andere Personen traten, würde ihm schwerlich die dunkle Röthe und der Farbenwechsel in Charles Vincent's Gesicht entgangen sein. So bemerkte er es nicht. Vincent aber hätte sich wohl auch entschuldigen können, daß die, von welchen er sich umgeben sah, ihm das Blut vor Ueberraschung ins Gesicht getrieben, denn alle drei gehörten zu den ausgezeichnetsten Männern der Gegenwart und waren von einem Nimbus umstrahlt, der im Stande war, eben so wohl Begeisterung, als Schrecken und Entsetzen zu erwecken. — Der Erste, welcher das Zimmer betrat, war mittlen Buchses, breitgeschultert, häßlich von Angesicht, ein Mann, der nahe an funfzig Jahre zählen mochte und dessen eckige, abstoßende, scharfe Züge durch ein fehlendes, zugebrücktes Auge noch mehr des Unheimlichen erhielten. Wenn er lachte, zeigte er zwei Reihen blendend weißer Zähne hinter den schmalen Lippen; sein offnes Auge aber sprühte ein Feuer aus, das von wilden heftigen Leidenschaften zeugte und hierzu

stimmte auch sein gelbgebräuntes Colorit, die lebhaften Bewegungen seines Körpers, die phrygische Mühe auf seinem schwarzen Haar, der Bart, der lang und schön glänzend von seinem nackten muskelvollen Hals und Kinn auf die Brust niederfloß und selbst das Gewand, das, einer römischen Toga gleich, auf seinen Schultern lag und dem ächten Jacobiner und Republikaner des Jahres 1794 selten fehlte. — Der zweite der Männer sah dagegen fein und zierlich aus; man hätte ihn fast einen Hofmann an Sauberkeit im Vergleich zu seinem schmutzigen Nachbar nennen können. Er war klein und mager. Sein brauner Rock mit Knöpfen von Perlmutter, seine schwarzseidenen Unterkleider, die Schuhe mit Schnallen, und die blendend weiße Wäsche sammt den Manschetten, die sorgsam gekniffen auf seine schönen schmalen Hände fielen: Alles war tabellos, aber sonderbar auffällig in einer Zeit, wo Schmutz und Nachlässigkeit den guten Bürger und wahren Patrioten anzeigten. Und doch, wer konnte nicht das blasse lange Gesicht, diese verschwommenen, kaum beweglichen Augen, diese sanften, fast melancholischen Gesichtszüge mit dem düstern schwermüthigen Lächeln, das die feinen Lippen krampfhaft umzog und zuckend oft durch alle Nerven zu laufen schien? Charles Vincent kannte ihn auch, den großen Bürger, den Ulgewaltigen, an dessen reiner Jugend kein Mensch zu zweifeln wagte, und klopfenden Herzens schloß er die Augen, weil es ihm vorkam, als träufte jetzt der kleine Mann von Blutströmen, die wie Fontainen in unermesslicher Zahl aus allen seinen Poren strömten, weil seine Sanftmuth, sein Lächeln, sein trauriger Blick ihn wie mit Fieber anfaßten, weil er innerlich zitterte, er wußte selbst nicht weshalb. Mit lauender Schärfe glitt sein Blick über die blaffen Lippen, welche so oft den Tod erbarmungslos verkündet hatten, mitten unter Behklagen und Schluchzen, einzig im Dienst der hehren Jugendgöttin. — Es war die innere Herzensangst Charles, daß diesen entsetzlichen mattblickenden Augen sich nichts entziehen könne, auch die feingefügte Thür in der Tapete nicht, und so fühlte er anfangs kaum, daß der dritte der Herren seine Hand ergriffen hatte und zu ihm sprach, was wie aus einer unermesslichen Ferne in sein Ohr zu schallen schien und gedankenlos sich darin verlor. — „Bürger Vincent,“ sagte jener und schüttelte kräftig die schlaffe Hand, „ich glaube wahrhaftig, Du kennst mich nicht? Ihr Künstler seid und bleibt doch Träumer, selbst die Donnerstimme der Revolution kann Euch nicht aufwecken. Ihr schwärmt weiter für Eure Ideale und die Wellen des

wahren Lebens spülen Euch in den Tod, ohne daß Ihr es merkt."

"Du sprichst von den falschen Künstlern," fiel der breitschulterige Jacobiner mit seiner lautschallenden Stimme ein, "von den Schwärmern, von den Phantasten, von den lyrischen Naturen, die mit ihren empfindsamen Narrheiten sich zu den Heiligen und Göttern, zu Nymphen, Mondschein und Waldesnacht retten. Die wahre höchste Kunst lebt der Geschichte; diese begeistert zu den großen Ideen. Der wahre Künstler verewigt die Thaten des Menschengeschlechts; er stellt sie dar, er bewahrt ihr Andenken vor der Vergessenheit und erfüllt die Nachwelt mit Bewunderung; er ist der Lehrer der Völker, welche die Wahrheit des Geschehenen durch ihn erfahren. — Was wüßten wir von Griechen und Römern, ob's so gewesen sei, wie die alten vergilbten Schriften sagen, wenn ihre Bildwerke, ihre Bauten, ihre Statuen uns nicht belehrten? Sprich nicht von den Künstlern mit diesem spöttischen Lächeln, Bürger St. Just, Du kennst sie nicht. Hier steht einer" — er schlug auf seine Brust — "dessen Namen und Werke man betrachten wird, als ewiges, redendes Zeugniß, wenn nichts mehr von ihm Kunde giebt, als ungewisse Buchstaben."

"Dein Brutus, Deine Horazier, Dein Sokrates, Dein Schwur im Ballhause, der Tod des Bürgers Marat!" rief der kleine Herr im braunen Kleide und sein rauhes, freischendes Organ wurde weicher, als er hinzufügte: "Du wirst ewig leben im Pantheon der Geschichte, Bürger David!"

"Ich nicht allein," sagte David, "Gerard und Andere mit mir, auch hier mein junger Freund Vincent. Laß uns sehen, was er geschaffen hat. Sein neuestes Werk wird für ihn sprechen. Er ist noch jung, aber in ihm ist der belebende Odem, der das Werk ausspricht. Er wird verherrlichen, was wir gethan."

Vincent hielt noch immer die Hand St. Just's fest und betrachtete den jungen schlanken Mann, der ein Gesicht voll Blattern, ein lebhaftes Colorit und dunkel glühende, bewegliche Augen besaß. Er hatte eben begonnen, ihm zu sagen, daß er ihn sehr gut kenne aus alter Zeit, daß er viel von ihm gehört habe und keinesweges so getrennt von den Vorgängen sei, die das Volk frei gemacht, als aber jetzt David zur Staffelei trat und seine Hand das Leinwandzeug faßte, welches das Bild bedeckte, machte er sich mit einer plötzlichen Bewegung frei, als wolle er den großen Maler hindern, dann blieb er stehen und erglühend den

Blick fest auf jenen gerichtet, beobachtete er dessen lebhafteste Verwunderung.

"Was ist das!" hörte er ihn ausrufen, dann ward es still. Der braune kleine Mann richtete sich scharf auf und suchte mit seinen matten Augen den jungen Künstler, während das nervöse Zucken durch sein ganzes Gesicht lief.

"Bei meiner Bürgerehre!" rief David aus, "das ist schön, das ist herrlich, das hat ein Künstler gemacht; warn! lebensvoll, lebenathmend! Diese Färbung, dieser weiche Duft der Luft, diese Gewandung, diese Innigkeit! — Ha!" — Er blickte starr auf das Bild; Vincent war mit jedem Lobesworte näher getreten, Entzücken strahlte aus allen seinen Zügen; David bemerkte es nicht.

"Und doch ist es nur ein Heiligenbild," sagte der Herr im braunen Kleide kalt. "Eine heilige Cäcilie oder Magdalene. Nun, Bürger, wo sind Deine stolzen Aussprüche? Wir erwarteten eine Sonne und finden ein Johanniswürmchen. Du hast uns hergeführt, etwas Bedeutendes zu sehen, einen jungen Bürger, den die Großthaten der Nation begeistern, und erblicken einen Gegenstand, der völlig unwürdig für unsere Zeit ist."

"Unwürdig?" rief Vincent mit Heftigkeit aus; "wer wagt das zu sagen? Auch Du darfst das nicht, Bürger, Du beleidigst mich."

"Ich belehre Dich über Deine Thorheit," erwiderte jener zurücktretend. "Hörtest Du nicht, wie David selbst über solche Künstler urtheilte?"

"Was David sagt," erwiderte der junge Maler noch heftiger, "steht Dir nicht zu. Was weißt Du von Kunst? was urtheilst Du über Dinge, die Du nicht begreifst? Unwürdig! Dies Bild, sein Gegenstand unwürdig! O, Heilige! vergieb es ihnen, vergieb es ihren stumpfen Sinnen, die sich nicht zu Deiner Majestät und Wahrheit erheben können, weil Künstler, trunkener Taumel sie in niedere Kreise bannt."

"Unverschämter!" rief der kleine Mann aus, "Du beleidigst die Majestät des Volkes. Was ist Deine Kunst anderes, als ein leeres Gaukelspiel, wenn sie in Abstractionen schwärmt, die nie Blut und Leben hatten?"

"Blut und Leben!" schrie Charles Vincent. "Wisse, Bürger Robespierre, das ist der Unterschied zwischen Dir und mir. Ich schaffe Menschen, ich hauche ihnen Blut und Leben ein und Du —"

"Du sicherst es den guten Bürgern vor den Bösewichten und bauest der Tugend und Wahrheit Ehrentempel," sagte St. Just, indem er die Rede des Unbeson-

nenen unterbrach und sich lebhaft zwischen Beide drängte. Maximilian Robespierre war bleich geworden. Er wußte wohl, was die fehlenden Worte enthielten und ein einziger schrecklicher Blick konnte Vincent sagen, daß der mächtige Mann, wenn nicht besondere Umstände eintraten, den Namen auf seiner Liste vermerken würde.

„Freund Vincent,“ sagte St. Just lächelnd, „habe ich nicht Recht, seid Ihr Maler nicht von unmäßiger Eitelkeit geplagt, Phantasten, die von der Welt gar nichts wissen? Ein Wort gegen sein Geschöpf geäußert und der Schöpfer geräth in wahrhaft komischen Zorn. Und doch hat der große Bürger Robespierre ganz Recht. Das ist kein Gegenstand für Dein erhabenes Talent. Dies Bild ist schön, es ist herrlich gemalt, aber was nützen uns Maler, die der Nation Heiligenbilder bieten? Ist eines Mädchens Abbild Alles, was Du geben kannst? Vielleicht ist sie Deine Geliebte und Du schwärmst für diese reizende Bürgerin. Du wirst roth? Du erschrickst? Heraus mit der Sprache! Wo hast Du sie? Fort zum Maire, laß die Hochzeit ins Buch schreiben, und Du wirst genesen; die Leidenschaft für ein hübsches Gesicht wird entfliehen, sie wird Dir nicht mehr die Energie rauben, über Weiberliebe hinaus für das Vaterland und für die höchste Sache der Menschheit zu leben.“ Während er sprach, hatte sich David langsam zu ihnen gewendet. Er hielt die Arme über seine breite Brust gekreuzt und sah seinen Schüler forschend an, als wollte er bis in dessen Seele hineinschauen. — Vincent hatte sein kaltes Blut zurückgehalten, er fühlte das Unangenehme seiner Lage, in der nur kühle Besonnenheit gut thun konnte. Ohne Verlegenheit zu zeigen, sagte er daher, daß man ihm Unrecht thue, wenn man meine, er wolle nur Mädchen und Heiligenköpfe malen, oder gar eine Geliebte dadurch verherrlichen. Jenes Bild sei ein Kind seiner Phantasie, allein auch er wisse, daß es die höchste Aufgabe der Kunst sei, Geschichte zu malen und die großen Thaten großer Männer zur lebendigen Anschauung zu bringen. Bei diesen Worten nahm er von einem großen Carton die Umhüllung und Alle blickten auf den reichen Entwurf eines der bekanntesten und entscheidendsten Vorgänge der Revolution. Es war der Tag, der 12. Juli 1789, wo im Palais Royal das erste Blut floß, wo Camille Desmoulins, der begeisterte Redner, das grüne Blatt der Freiheit an seinem Hut befestigte und die Volksmasse fortriß, seinem Beispiele zu folgen. — Diese Darstellung hatte aber dennoch nicht den Erfolg, den Vincent erwarten mochte.

St. Just zog die Stirn in düstre Falten und seine blickenden Augen nahmen einen wilden abschreckenden Ausdruck an, während er halb laut und rauh abstoßend den Namen Camille Desmoulins nannte. — Robespierre nahm kaltblütiger eine Priese aus seiner goldenen Dose, und sagte eintönig: „Du bist mit Deiner ganzen Kunst auf schlimmen Wegen, Bürger Vincent, das heißt, Du wendest Dein Talent schlecht an. Hier willst Du sogar einen Verräther an der Freiheit verherrlichen, einen Menschen, der sie beschimpft hat, und der dafür in den Tod gestoßen werden mußte.“

„Camille Desmoulins!“ rief Vincent aus; „er ein Verräther? er, der die Bastille erstürmte, der mit Danton —“ hier schwieg er plötzlich, denn Robespierre machte eine heftige, drohende Bewegung und rief mit seiner kreischenden Stimme:

„Gehörst Du etwa auch zu den Dantonisten? Packe Deine schlechte Zeichnung ein und erlaube Dir nicht, zur Verlockung der öffentlichen Meinung etwas beizutragen. Es ist die Pflicht aller guten Bürger, die Schlechten zu verfolgen; Du bist vielleicht nicht schlecht, aber Du bist schwach und würdest wohlthun, wenn Du fleißig die Sectionsversammlungen besuchtest und Beweise gäbest, daß das Vaterland etwas Tüchtiges von Dir zu hoffen hat.“

„Charles Vincent,“ sagte St. Just lächelnd, „male den großen Bürger Robespierre, aber fort mit dem schwarzen, tückischen Desmoulins, der im Leben ein Schelm und im Tode ein Feiger war. Fort mit den heiligen Säcilien! besuche mich; Du lebst zu einsam, Du bist ein Träumer, ich werde Dich in Gesellschaft der besten Bürger bringen, in den Jacobinerclubb, da kannst Du Deine Studien machen, die Tugend in aller Gestalt studiren. Still!“ sagte er leise und drückte seine Hand, „Du bist ein guter Bürger, Du liebst die Freiheit, Du hassst die Tyrannen, aber man muß den Schein vermeiden. Bewundere den tugendhaften, edlen Bürger Robespierre, richte Dich auf an seinem erhabenen Beispiel; er, der von den Feinden des Vaterlandes umringt, sie niederschmettert mit den Blitzen seines Geistes, er sei der Gegenstand Deiner Kunst und Deines Nachdenkens, ihn verherrliche, das ist eine Aufgabe für einen patriotischen Künstler.“

Robespierres strenges Gesicht war während dieser Worte milder geworden, er neigte endlich sein Haupt und sagte: „Mich soll man nicht verherrlichen, das wäre eitle Thorheit. Was ich that und noch ferner thun werde, bedarf keines Lobes, aber, Bürger Vin-

cent, es soll mich freuen Deinetwegen, wenn ich den Schüler meines theuren Freundes David, den Freund meines lieben Schülers und Freundes St. Just auf dem rechten Wege finde und ihm Bruderhand und Kuß geben kann. — Besuche auch mich, Bürger Vincent, theile mir Deine Arbeiten mit, mein Rath soll Dir nicht entzogen werden.“

David hatte während der ganzen Zeit gar keinen Antheil an dem Gespräch genommen. Er war vor dem Bilde stehen geblieben, hatte sich mit großen Schritten davon entfernt, und war wieder dahin zurückgekehrt. Jetzt eben, als Vincent gezwungen eine Antwort geben wollte, welche ihm die Klugheit gebot, ergriff er dessen Hand und rief aus: „Was sie auch sagen mögen gegen dies Bild, Du hast es trefflich gemalt. Ich, Jacques David, ich say Dir, Du bist ein Künstler! Bürger Robespierre, Du mußt das große Talent beschützen, ich empfehle es Dir. Dieser Charles Vincent wird der Stolz Frankreichs werden, sie werden kommen von nah und fern, um dies Fleisch zu bewundern, das Geist geworden ist.“ — Er warf noch einen langen Blick auf die Staffelei, dann schlug er den Mantel um seine Schultern und sagte hastig: „Laßt uns gehen, ich könnte sonst neidisch werden. Wie ist die Kunst, die wahre Kunst doch groß und göttlich, mag sie den Weg nehmen, den sie will! Man kann nicht sagen, der oder jener sei der höchste und größte. Und wenn dieser junge Mensch nichts malte als Madonnenköpfe, er würde ein unsterblicher Künstler. — Leb' wohl, Vincent,“ fuhr er dann fort, „Du stehst unter meinem besondern Schutz; Bürger Robespierre, ich erkläre ihn für meinen Bruder. Besuche Du die beiden Bürger, Vincent, ich besuche Dich; ich werde oft kommen, vielleicht noch heute; Künstler, wie Du es bist, muß man auffuchen und mit ihnen leben.“ So entfernten sich die Drei. Vincent blieb in heftiger Aufregung zurück. —

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Noch etwas über Mlle. Lenormand.) Aus den Papieren, welche man im Nachlasse der Sibylle unserer Zeit gefunden hat, ergibt sich, daß Guizot, der jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich, viel mit ihr umging, und daß sie ihm, als er noch arm und unbekannt war, wichtige Dienste leistete, namentlich als er sich um Mlle. von Meulan bewarb, die später seine Frau wurde. Auch Talleyrand machte unter der Republik und dem Directorium der Lenormand

häufig Besuche und heirathete selbst Madame Grand durch Vermittelung der Sibylle. — Madame Bernadotte fand eine gastliche Aufnahme bei ihr, als Bernadotte erst Adjutant der 53. Halbbrigade war. Sie hatte Bernadotte prophezeit, daß er König von Schweden werden würde, und er versprach in einem Briefe, welcher sich vorgefunden hat, die Prophetin mit Ehren zu überhäufen und ihr eine Pension von 10,000 Fres. auszusetzen, wenn die Prophezeiung in Erfüllung gehe. Karl XIV. hat sein Versprechen vergessen, die Königin von Schweden aber erinnerte sich der Wohlthaten der Lenormand immer.

Die Schauspielerin Miacourt fand sich häufig bei der Zauberin ein und diese sagte ihr einst, „das Ende ihrer glänzenden Laufbahn würde Aufsehen in der Welt machen.“ Als die große Künstlerin starb, verweigerte ihr die Geistlichkeit die Ehre eines christlichen Begräbnisses.

In Brüssel hatte der Fürst Kurakin den Einfall, sich von Mlle. Lenormand wahrzusagen zu lassen.

„Sie werden,“ sagte die Sibylle, „auf der nächsten Reise, die Sie vorhaben, von Räubern angefallen werden, aber mit dem Leben davon kommen; später wird man Sie hängen und dann werden Sie zu hohen Ehren und Würden gelangen.“

„Wie?“ fiel der Fürst lachend ein, „ich soll beraubt und gehängt werden und dann —?“

„Was ich gesagt, habe ich gesagt,“ entgegnete die Lenormand, in ihrem Prophetenstolze verlegt.

Der Fürst reiste in derselben Nacht nach Rußland ab. Einige Stunden von Brüssel hielten bewaffnete Räuber seinen Wagen an, bemächtigten sich seines Geldes ic., ließen ihm aber das Leben. In Petersburg gerieth er bei seiner Ankunft in einen Militäraufstand und wurde aufgeknapft, aber durch Freunde zu rechter Zeit wieder abgeschnitten, entging so dem Tode und wurde später der Günstling des Kaisers. Er lebt, so viel uns bekannt ist, noch jetzt.

(Wellington und der Handelsreisende.) Am 18. Juni 1815 wüthete die Schlacht, und wenige Schritte von Wellington hielt auf einem Miethpferde ein junger Mann, der bedächtig dem Kampfe und Schlachten zusah, ohne thätig an demselben Theil zu nehmen. Gelegentlich richtete er sich in den Steigbügel empor, wenn er irgend etwas in der Ferne sehen wollte, dann ließ er sich ruhig auf den Sattel nieder, als wohne er irgend einem gefahrlosen Spiele bei. Mit einem Male wendete sich Wellington um, als suche er Jemanden, der einen Befehl an irgend einen Punkt überbringen könne, und er erblickte den ruhig zuschauenden Reiter in Civil. „Wer und was sind Sie?“ fragte der Herzog rasch und barsch.

„Ich heiße Jones,“ antwortete der Angeredete, „und reise in Kurzwaaren für die Firma Smith und Jenkins in London. Ich hatte in Brüssel Geschäfte, hörte da, es würde wahrscheinlich eine Schlacht erfolgen, und bin her gekommen, um sie mir anzusehen. Wie ich fürchte, werde ich meinen Miethgaul da vielleicht einbüßen und bezahlen müssen, denn die Kugeln fliegen

bis daher; ich werde mir aber die Sache bis zu Ende ansehen.“

„Wollen Sie Ihrem Vaterlande einen Dienst erzeigen und einen Befehl an einen gewissen Punkt überbringen?“

„Warum nicht? Es kommt mir nicht darauf an, ob ich dahin oder dorthin reite; aber man wird mir wohl nicht glauben, wenn ich eine Ordre überbringe.“

„Nehmen Sie meinen Ring hier und sagen Sie dem General \* dort (er zeigte nach einem gewissen Punkte), was ich Ihnen sogleich mittheilen will.“

Der Handelsreisende hörte den Befehl an, ritt mitten in das Schlachtgetümmel hinein, über Todte und Sterbende hinweg, und die Wirkungen der Ordre, die er zu überbringen hatte, bewiesen Wellington bald, daß sein ungewöhnlicher Adjutant den erhaltenen Auftrag pünktlich ausgeführt habe. Von dem abenteuerlichen Handelsreisenden sah und hörte man aber nichts wieder. Der Herzog Wellington erkundigte sich vergebens nach ihm, und glaubte endlich, er sei gefallen.

Es waren viele Jahre vergangen, als dem Herzoge in London gemeldet wurde, es wüßte ein Herr Jones mit ihm zu sprechen. Derselbe wurde vorgelassen und von Wellington sogleich wieder erkannt, der ihn dann aufforderte, über den Ausgang seines damaligen gefährlichen Unternehmens Bericht zu erstatten. Jones erzählte, daß er nach der Vollziehung des erhaltenen Auftrages bald da, bald dorthin gedrängt worden, unter die Franzosen und wieder unter die Engländer gekommen sei, sein Pferd durch eine Kanonenkugel verloren, sich aber in den Streit selbst nicht gemischt habe, da er ihn nichts angegangen.“ Der Herzog lächelte und fragte, wie er den wichtigen Dienst, welchen Jones geleistet, vergelten könne, worauf der Kaufmann antwortete, er sei in das Geschäft der Herren Smith und Jenkins eingetreten und wüßte, daß die Regierung ihnen etwas abkaufen möge; eine andere Belohnung nehme er nicht in Anspruch. Wellington willigte gern ein, und die Firma Smith, Jenkins und Jones liefert deshalb heute noch für alle Regierungsbureau u. s. w. die nöthigen — Kohlenstauseln.

(Richelieu's gehorsamster Diener.) Wenn Jemand dem Cardinal Richelieu mißfiel, so versuchte derselbe nie, ihm zu sagen, er sei „sein gehorsamster Diener.“ Der Marschall von Brézé, sein Schwager, brachte eines Tages Despontis nach Ruell zu der Eminenz, mit der sich derselbe veruneinigt, weil er sich geweigert hatte, den Dienst des Königs zu verlassen und in den des Cardinals zu treten. Sobald der Offizier erschien, empfing ihn Richelieu mit dem schrecklichen: „Ich bin Ihr gehorsamster Diener.“ Der Offizier drehte sich, ohne eine Wort zu sagen, um, schwang sich wieder auf sein Pferd und jagte nach Paris zurück. Einige Tage darauf begegnete der Marschall von Brézé dem Offizier und fragte, warum er sich so schnell entfernt hätte. „Der gehorsamste Diener des Cardinals,“ antwortete er, „erschreckte mich so, daß ich durch das Fenster hinausgesprungen sein würde, wenn ich die Thüre nicht offen gefunden hätte.“

(Neue alte Mode.) Zu Ende des vorigen Jahrhunderts spielten bekanntlich die kleinen Schoofhündchen, meist Möpse, in den Moden eine große Rolle. Alle Frauen, von der hochadeligen Dame bis zur gewöhnlichsten Grisette, mußten einen Hund haben, der meist einen mythologischen Namen führte, Jupiter, Vulcan, Achill, Venus &c. Die Herren, welche sich gegen die Damen galant zeigen wollten, mußten den Hund derselben tragen, und zwar entweder unter dem Arme, oder in der Tasche, so daß der Kopf des Schoofhündchens herausah und von Jedermann bemerkt werden konnte. Durch diese Galanterie empfahl man sich damals den Damen am meisten. — Jetzt kehrt mit anderen Moden der alten Zeit auch die Mode zurück, kleine Hunde zu halten; es dürfte gegenwärtig in Paris wenige Damen einer gewissen Classe geben, die nicht ihr englisches Hündchen hätten. Der einzige Unterschied besteht darin, daß man diese Hunde nicht trägt, sondern an einem Schnürchen führt, und die galanten Herren haben nun die Aufgabe, wenn sie ihren Damen gefallen wollen, „Hunde zu führen.“

(Ein riesenhafter Brennspiegel.) In London stellt man jetzt täglich Versuche mit dem größten Brennspiegel an, den es in der Welt giebt. Er ist schon sehr alt und soll, wie man sagt, in der Absicht gemacht worden sein, den Kaiser Maximilian, Schwiegersohn Karls V., umzubringen, als er die Niederlande in Besitz zu nehmen versuchte. Man wollte während des Zuges des Kaisers durch die Straßen die Sonnenstrahlen auf sein Haupt concentriren und ihn auf diese seltsame Weise verbrennen. Das war nun auf diese Weise unmöglich, aber wenn die Sonnenstrahlen aus diesem Brennspiegel auf ein menschliches Haupt fielen, würde der Erfolg nicht zweifelhaft sein; das Holz entzündet sich und Kupfer schmelzt, wenn es nur eine Secunde lang unter diesem Focus liegt.

### Generalcorrespondenz.

Ferdinand Hiller kommt, wie bereits erwähnt, nach Leipzig. Mendelssohn scheint für den ganzen Winter in Berlin beschäftigt zu werden; noch im Laufe des Septembers geht er dorthin zur Aufführung des Shakespeare'schen Sommernachtstraumes im neuen Palais zu Potsdam. Er hat theilweise schon seit längerer Zeit die Musik dazu fertig, vielleicht aber erst jetzt als Ganzes zusammengefaßt. Vor mehreren Jahren schon gab man in London das Shakespeare'sche Stück mit seiner Ouverture und mehreren Piecen, die man sich dort nach Motiven aus derselben arrangirt hatte. — Von Hiller's Oper, Text nach dem Raupachschen „Der Müller und sein Kind,“ ist die Aufführung in Frankfurt am Main noch immer verzögert. —

Im Leipziger Tageblatte las man kürzlich eine Anzeige, aus der man hätte schließen können, bei uns in Sachsen würden ganze Gemeinden subhastirt; es hieß nämlich: „Die Subhastation der Gemeinde . . . ist bis auf weiteres verschoben. — Die

Gemeinde zu . . . Die Sache war aber nicht so schlimm, als sie aussieht; die Gemeinde wollte nur ein ihr zugehöriges Grundstück versteigern. —

Den elegantesten Scheerschleifer hat Paris. Ein Scheerschleifer dort, der Aufsehen machen will, fährt nämlich seine Schleifvorrichtung in einem eleganten Phaeton umher, den ein reichgeschirrtes Vollblutpferd zieht. —

Die trügsten Diensthöten findet man in Mexiko; ein Mädchen, das einen Monat lang in einem Dienste aushält, gilt für vortrefflich. Zwar lieben alle Mädchen den Puz, schwerlich aber kommt eine Ewastochter bei uns in Puzsucht einer Mexikanerin gleich. Es geschieht nicht selten, daß ein Mädchen dort einen Dienst nur annimmt, um sich ein gesticktes Hemd zu verdienen; ist ihr dies gelungen, und hat sie vielleicht noch ein Paar alte Atlaschuhe bei Seite bringen können, so erklärt sie ohne Umstände, sie habe keine Lust mehr zur Arbeit, und geht nach Hause, um auszuruhen. — Obgleich durch die fortwährenden Kriege in Mexiko mancher Wohlstand zerstört worden ist, so findet man doch dort noch immer außerordentlich reiche Leute. Es giebt, oder gab dort noch vor Kurzem Personen, welche 250,000 Thlr. jährlich nur aus ihren Grundbesitzungen einnahmen, ungerechnet den Ertrag ihrer Bergwerke. Der Graf von Valenciana hatte in wenigen Jahren aus einer einzigen Silbergrube anderthalbe Million Thaler erhalten, und das Grundeigenthum seiner Familie wurde auf 40 Mill. Thlr. an Werth geschätzt. Der Werth der Juwelen, welche die vornehmen Mexikanerinnen an sich tragen, ist meist so bedeutend, wie man es kaum für möglich halten sollte. —

Ein Brüsseler Journal erzählt ein hübsches Beispiel von englischer Kaltblütigkeit. Die Fischer von Blackenberg, berichtet dieses Blatt, sind durch ihre Neckerei und Zankfüchtigkeit bekannt. Vor einigen Tagen saß ein vornehmer Engländer von ziemlich kleiner Figur in Blackenberg auf einer Bank und las ruhig in einem Zeitungsblatte. Ein Fischer setzte sich neben ihn, ohne Zweifel, um ihn zu fragen, was es Neues in der Welt gebe. Um Bekanntschaft mit dem Fremden anzuknüpfen, der in seine Zeitungslectüre ganz vertieft war, rückte er demselben still näher und näher, bis er ihn durch einen raschen Stoß von der Bank herunter in den Sand stoßen konnte. Der Engländer sagte kein Wort, stand auf, hob ruhig sein Journal auf, brach dasselbe sorgfältig zusammen und steckte es in die Tasche; dann streifte er eben so sorgfältig und bedächtig die Kermel seines Rockes zurück, stellte sich in Boxerposition und ließ einen Hagel von Faustschlägen auf den Kopf des Fischers fallen, ehe derselbe recht wußte, wo sie herlamen. Als er fertig war, zog der Engländer die Rockärmel wieder herunter, nahm sein Journal aus der Tasche, schlug es auseinander, setzte sich wieder hin und las weiter, als wenn durchaus nichts vorgefallen wäre. — Der Fischer schlich verwundert nach Hause. —

Die Sage vom verlorenen Schatten, die Chamisso in seinem Schlemihl bekanntlich so reizend behandelt hat, kennt man in Spanien bereits seit vielen Jahrhunderten. Man erzählt sie dort unter dem Titel der „Teufel von Salamanca“, weil der Teufel einst in Salamanca Professor geworden, sehr besuchte Vorlesungen über Zauberei daselbst gehalten und endlich von seinen Zuhörern als Honorar die Seele von einem unter ihnen verlangt haben soll. Derjenige, welchen das Loos für den Professor bestimmte, entschlüpfte indeß den Händen des Bösen, der nur den Schatten seines Opfers ergriff. Es war ein Graf von Torrealta, der bei dieser Gelegenheit seinen Schatten verlor und ihn in seinem ganzen thatenreichen Leben nicht wieder erhielt. —

Unter den Modenherrn und auch unter den fashionablen Damen in Paris kommt das Schießen mit Pistolen mehr und mehr in Gunst und viele haben es zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht. Man schießt Poule und hat z. B. bei einem solchen die Bemerkung gemacht, daß von 54 Kugeln keine um einen Zoll von dem Punkte entfernt war, der getroffen werden mußte. —

Der berühmte Professor Moser in Königsberg hat die Entdeckung gemacht, daß es dunkles oder unsichtbares Licht giebt, eine starke Lichtstrahlung da, wo für das Auge nur vollkommene Finsterniß ist. Dieses unsichtbare Licht treibt seit alten Zeiten sein Spiel, und Niemand hat es bisher beachtet. Die Kupferstiche bilden sich auf dem Glase ab, unter dem sie sich befinden, was von vielen Personen beobachtet worden ist, die Theile der Uhr auf der einen Kapfel derselben. Zwei Körper, die sich ganz in der Nähe von einander befinden, bilden sich auf einander ab. Dies ist die Wirkung jenes dunklen Lichtes, und darauf beruht auch die berühmte Daguerre'sche Erfindung. (S.: „Ueber das Licht von Ludwig Moser.“ Königsberg, 1843.)

Welche wichtige Rolle den Schneidern in der Weltgeschichte zugetheilt ist, wissen wahrscheinlich Viele noch nicht. Ein Leipziger ausgezeichneter Kleiderkünstler spricht sich im Tageblatte darüber aus und sagt: „Der Besuch der Königin von England in Eu hat einen Umschwung in die — Moden Europa's gebracht. Der breite englische Leibrock hat sich dem Pariser Frack genähert, die britische Schwerefülligkeit der Anzüge und die französische Leichtigkeit und Anmuth der Tracht haben sich gegenseitige und wichtige Zugeständnisse gemacht. Die Zusammenkunft der vornehmsten Häupter Englands und Frankreichs beherrschte nicht blos die Spalten der Journale, sie beschäftigte noch weit mehr die Werkstätten der größten Kleiderkünstler unseres Jahrhunderts mit der erhabenen Aufgabe, das Charakteristische beider Nationen auch in der äußeren Erscheinung zu vermitteln.“

In Befeh dieser neuesten Muster und Schnittre. empfehle ich Alliancefracks und Treport-Überröcke.“



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 40.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## David.

Eine Erzählung von Theodor Mügge.

(Fortsetzung.)

2.

Lange ging er nachdenkend auf und nieder, bis es fast finster geworden war, dann stand er am Fenster still überlegend und schaute hinab in das Gewühl des Lebens, das aus der Tiefe zu ihm aufstieg. Ein heftiges Gezänk erregte seine Aufmerksamkeit. Ein Hause halbtrunkener Menschen ballte sich auf der Gasse mit dem bekannten todbringenden Geschrei: „Nieder mit dem Aristokraten! An den Galgen! Halt! Halt! Auf die Section! Auf die Mairie! Achtung vor dem Gesetz!“ Bürger Vincent zog das Fenster auf; überall streckten sich neugierige Köpfe hervor, man sah nichts als die dunkle dichte Masse, auf welche sich neue Schwärme des Volks stürzten, sie durchbrachen, verwirrten, heftig stritten, während das Opfer ihrer Wuth vergebens Anstrengungen zu machen schien, ihnen zu entkommen. Im trüben Licht der Laternen sah Vincent endlich, daß es ein alter Mann war, dessen weißes Haar ihn nicht vor der rohsten Behandlung schützte. Menschen aus dem Pöbel mit nackten Armen und wilden Gesichtern schleiften ihn die Straßen hinab. Der Eine hielt ihn beim Kopf, Andere zerrten an seinen Armen und heulend zog der Schwarm hinterher. Verstimmt und traurig angeregt, zog sich der junge Künstler zurück. „Fluch den Leidenschaften!“ rief er aus; „wann und wie wer-

den sie enden? Wann wird man aufhören, der Tugend Menschen zu schlachten? wann wird der Wahnsinn dieser Mörderbanden den Richter und Rächer finden?“

In diesem Augenblicke hörte er ein Rauschen an der Staffelei in dem düstern Zimmer. „Wer ist da?“ fragte er erschrocken. — Eine Gestalt richtete sich vor ihm auf und trat näher heran. „Ein Freund!“ sagte eine bekannte Stimme, „der Deine unbesonnenen Worte vergessen wird.“

„David?“ rief Vincent aus.

„Ja, David,“ erwiderte jener, „der Maler, nicht das Mitglied des Convents. Zünde Licht an, ich habe mit Dir zu reden.“ Schweigend that Charles, was sein Freund beehrte. David blieb auf seiner Stelle stehen, und als der Lichtschein auf ihn fiel, drückten seine häßlichen, harten Züge einen solchen Grad leidenschaftlicher Gemüthsbewegung aus, daß Vincent davor erschrak.

„Was fehlt Dir, Bürger David?“ rief er besorgt.

„Nichts,“ erwiderte dieser rauh, „nichts! Ich verließ die Volksversammlung, weil ich dort nicht ausdauern kann, und ich komme nun, eine Frage an Dich zu richten.“

„Frage denn,“ sagte Vincent.

„Du hast einen Kopf da gemalt. Wo ist das Original?“

„Es ist Phantasie,“ erwiderte der junge Maler lächelnd.

„Täusche mich nicht,“ rief David heftig, „es hilft Dir nicht, ich kenne die, welche diese Züge trägt. Vincent, ich will es wissen.“

„Mit welchem Recht?“

„Recht!“ rief David und er schlug den Mantel stolz um seine Schulter, „frägst Du nach dem Recht, junger Thor, wo das lebendige Gefühl allein Antwort giebt? Doch gut, Du sollst mein Recht auch kennen lernen. Jenes Gesicht da gehört einer Aristokratin. Ich kenne sie wohl, ich habe sie gesehen und nie vergessen. Es gab einst einen Baron Estampes, stolz, hochfahrend, übermüthig, wie sie Alle sind, diese Kinder der Sünde und Unsittlichkeit, welche Jahrhunderte groß gezogen haben. Er hatte einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn war bekannt unter den Wüßlingen seines Standes, besleckt mit allen jenen Lastern, die von der moralischen Verderbniß bewundert werden, und daß er ungeführt verschwinden und verderben könne, mußte seine Schwester den Schleier nehmen, um in den öden Mauern eines Klosters den jungen blühenden Leib zu begraben. — Der Wüßling ist todt, die Revolution hat ihn verschlungen, aber wo ist sie, die schöne Melanie? Das Kloster wurde zerstört, seine Bewohner in die Welt zurückgeschickt, wo hast Du sie, Vincent, wo lebt sie?“

„Willst Du die Aristokratin beschützen?“ sagte der junge Mann.

„Die Aristokratin!“ rief David, „nein, niemals, aber ich fürchte, Charles, daß Du es bist, der ihr Schutz giebt, und dies ist der wahre Grund meines Besuchs. — Kennst Du das Gesetz, das bei Todesstrafe jedem Bürger befiehlt, den Aufenthaltsort aller derjenigen der Commune anzuzeigen, welche zu den Kasten des Adels oder zu dem alten Priesterstande gehörten? Weißt Du auch, daß das Beil der Guillotine den ohne Rettung erwartet, der einen der Geächteten verbirgt, oder ihnen Hilfe leistet?“

„Ich weiß es,“ sagte Vincent, „und Gott vergebte es Denen, die so blutige, entsetzliche Gesetze machten. Aber die Zeiten werden sich ändern, sie können nicht so fanatisch, toll und rechtlos bleiben, wie sie sind. Man ist des Blutes überdrüssig, die Menschheit ist noch nicht so tief gesunken, um nicht mit Grauen endlich zu erwachen, endlich zu erkennen, wohin diese Schreckensherrschaft führt. — Blicke nicht so finster, David, Du fühlst es wie ich, Du bist ein Künstler, Du kannst die blutigen Greuel nicht lieben und schon regt sich überall das Mitleid, schon werden Stimmen laut, selbst in Eurem Convent, die Milde und Umkehr fordern.“

„Fluch ihnen!“ rief David, „und still, Knabe, still; welche böse Nacht plagt Dich, solche Worte zu sprechen, von denen Eines schon genug wäre, Dich zu verurtheilen. Ich sehe wohl, Kobespierre hat Recht, es wird nie ein guter Bürger aus Dir werden. Hüte Dich, ich habe Dich gewarnt. Wenn man entdeckt, daß — was war das?“ sagte er, sich unterbrechend, „ich hörte ein Geräusch.“

„Es ist nichts,“ erwiderte Vincent.

„Wenn man entdeckt, daß dieser Heiligenkopf das Bild Melaniens von Estampes ist, würde nichts Dich retten. Wirf ihn fort, vernichte ihn. Noch Eines,“ sprach er dann weiter. „Du hast das Geschrei hier auf der Straße gehört, man verhaftete einen Mann, in dem ein Vorübergehender zufällig einen Aristokraten erkannte. Weißt Du, wer es ist? Es ist der alte Baron Estampes, der vielleicht seine Tochter sucht.“

Bei diesen Worten schien es, als ob ein tiefer Seufzer plötzlich durch das Gemach zog, es rauschte an der Tapete, als versuche Jemand die Thüre zu öffnen, plötzlich ging diese auf, ein junges Mädchen trat daraus hervor, bleich und groß, mit wankenden Schritten. Sie streckte die Hände aus, als wollte sie sich halten. — „Mein Vater!“ rief sie, „helfst ihm, o helfst ihm!“ Ehe Vincent herbeieilen konnte, hatte David die Sinkende ergriffen und in den großen Lehnstuhl getragen. „Melanie!“ murmelte er, indem er sich über sie hinbeugte, „ich dachte es wohl.“ Er legte die Hände auf ihr erblaßtes Gesicht, es war kalt wie der Tod. — „Du sollst nicht sterben!“ rief er mit Heftigkeit, „noch kann die Erde Dich glücklich und froh machen, und ich, ich will für Dich handeln.“

Vincent warf sich an seine Brust. „Mein väterlicher Freund,“ rief er, „ich wollte Dir Alles entdecken, es war meine Absicht, Deinen Beistand für dieses unglückliche Mädchen zu erbitten, das ihn jetzt um so mehr bedarf, wo ihr Vater einem schrecklichen Schicksale unterliegt. Höre in wenigen Worten, was ich Dir zu sagen habe. Seit sechs Wochen verberge ich Melanie und ihre Tante, frühere Aebtissin des Klosters, hier in einem kleinen Zimmer. Ich fand die beiden Frauen in schrecklicher Lage, mitten in der Nacht umherirrend. Lange Zeit waren sie in einem kleinen Hause der Vorstadt Mont-Martre versteckt gewesen. Melanie ernährte ihre Tante und sich von Nähereien und Handarbeit; aber man hatte Verdacht geschöpft, der Commissair war bei ihnen gewesen, man schleppte sie auf die Section, verhaftete sie und wollte am nächsten Mor-

gen sie ins Gefängniß abführen, als sie in der Nacht Gelegenheit fanden, aus dem Hause zu entweichen. Sollte ich diesem großen rührenden Unglück meinen Beistand versagen? Eine ehrwürdige Matrone, ein schönes unschuldiges Geschöpf, beide bedroht von dem blutigen, schrecklichen Beil. — Was hatten sie gethan, um den Tod zu verdienen? Ich führte sie unbemerkt in meine Wohnung, räumte ihnen mein Zimmer ein, schließ seit dieser Zeit hier auf dem Stuhl, versorgte sie mit dem Nothwendigen, erleichterte ihr Schicksal, und fand dafür die innigste Dankbarkeit."

„Und Liebe!“ sagte David.

„Wie hätte ich daran denken können!“ rief Vincent. „Nein, niemals ist dies Wort über meine Lippen gekommen. Ich bin glücklich gewesen, für sie sorgen zu können, all' mein Trachten ging dahin, ein Mittel zu entdecken, sie der Gefahr zu entziehen, in welcher sie fortgesetzt sich befinden. So gerieth ich darauf, sie zu malen, Dich dann zu mir zu laden, und wenn diese edlen Züge Deine Theilnahme erweckten, Dich innigst zu bitten, Deinen mächtigen Schutz diesen armen Frauen zu gewähren.“

„Welchen Schutz?“ fragte David.

„Du könntest ihnen einen Paß nach Deutschland verschaffen.“

„Unmöglich!“ rief das Conventsmitglied. „An allen Gränzen wüthet der Krieg.“

„Nun freilich,“ fuhr der junge Maler niedergeschlagen fort, „würden sie auch nicht gehen wollen, da der alte Baron festgenommen ist. — Welch' ein neues Unglück ist das!“

„Wußtest Du, wo er sich befand?“ fragte David. „Erwartete man seinen Besuch hier?“

„Melanie wußte, daß ihr Vater sich in Paris verborgen hielt. Nach vielen Nachforschungen gelang es mir, gestern erst seine Spur zu entdecken. Ich ließ an einem bestimmten Ort einen Zettel mit einer Adresse, ich erwartete ihn, und nur zu wahrscheinlich ist es, daß er auf dem Wege hierher erkannt und angegriffen ward.“

David richtete sich auf. „Hier giebt es nur ein Mittel,“ sagte er, „ein einziges, das Rettung bewirken kann, und wenn Du es versuchen willst, so zög're nicht. Noch ist der Gefangene nicht ins Gefängniß abgeliefert, noch hat er kein Verhör gehabt. Eile zu St. Just, Du findest ihn im Jacobinerclubb, sage ihm, ein Freund von Dir sei festgehalten unter dem Verdacht, ein Aristokrat zu sein, eben als er Dich besuchen wollte. Erfinde einen Namen, sage ihm, es sei ein Künstler, ein

Träumer, ein Narr in seiner Weise, der, vor Gericht gestellt, leicht durch seine Thorheit und seinen Dünkel verurtheilt werden könne, bitte ihn um seine Hilfe zur Befreiung eines armen Teufels; St. Just will Dir wohl, er wird es Dir nicht abschlagen, und wenn Estampes einigermassen nur vernünftig ist, wird es Dir gelingen, ihn los zu machen.“

„Aber man wird es morgen entdecken und St. Just — doch was schadet das,“ sagte er freudig, „er wird frei sein, mag die Verantwortlichkeit dann immerhin mich treffen.“

„Sie wird Dich nicht treffen,“ erwiderte David, „denn der, welcher den Estampes erkannte und festhielt, wird sich nicht melden. Aber eile, eile, jeder Augenblick ist entscheidend.“

„Und Melanie?“ rief Vincent.

„Ich beschütze sie,“ sagte David, „sei ohne Sorge, ich bleibe hier.“

### 3.

Vincent stürzte aus dem Hause und David beschäftigte sich mit dem schönen Mädchen, die sich langsam von ihrer Ohnmacht erholte. Er hatte sich vor sie hingesezt, ihre Hände in die seinen gelegt, und erwartete so ihr Erwachen, ohne irgend etwas zu ihrer Hilfe zu thun. — „Wie schön bist Du,“ murmelte er. „So schön und verklärt in endlosem Reiz, wie damals, als ich zum ersten Male Dich sah, auf der Gränze vom Kinde zur Jungfrau, mitten in Pracht und Ueppigkeit, im Glanze des Reichthums, Dich, eine zarte weiße Blume, die demüthig mild das süße Haupt neigt, um den Todesstreich zu empfangen. — Den Todesstreich!“ rief er mit einem jähen Entsetzen, indem er die Hand an seine Stirn drückte, „Du — Du! Es darf nicht geschehen, es soll nicht geschehen. O! wie viel Jugend und Schönheit das mörderische Beil auch gefressen, es würde Dich nicht tödten können, es würde mitleidig, mitleidiger als die Menschen auf seinem Wege innehalten und Dich verschonen.“ — Als er dies leise sagte, zitternd von tiefer Bewegung, beugte er sich über die Ruhende und plötzlich drückte er einen Kuß auf ihre Stirn und einen heißen langen Kuß auf ihre Lippen, von dem sie die Augen aufschlug. — „Wo ist Vincent?“ sagte sie, „und wo? — was habe ich gehört? ist es wahr? ist es möglich? mein Vater!“

„Bürgerin,“ sagte David, und er suchte seine Stimme zu mildern, „fürchte nichts. Mein Freund Vincent ist gegangen, um Deinen Vater frei zu ma-

hen, der hoffentlich nur aus Irrthum festgehalten wurde."

"Ist das möglich? glaubst Du es?" rief Melanie mit Hestigkeit aus.

"Ich glaube es gewiß," erwiderte er zuversichtlich.

"Und wer bist Du, Bürger?"

"Mein Name," sagte er, "ist David."

Bei diesem Worte zog Melanie die Hände aus den seinigen. In ihren Mienen malte sich Furcht und Entsetzen, sie versuchte aufzustehen, aber die Glieder versagten ihr den Dienst. — "David!" sagte sie tonlos, "Jacques David, der Maler, der Präsident des Convents, das Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, der Mann, von dem sie erzählen, er habe die Mörder angeführt bei den Septemberscenen in den Gefängnissen!"

"Glaubst Du die Lüge?" rief David. "Wenn es wahr wäre, ich würde es nicht läugnen, die Feinde des Vaterlandes vernichtet zu haben. Aber es ist von Elenden erdunken; ich ging allein auf diese Leichenfelder, um den Tod zu studiren."

"Ein gräßliches Studium!" sagte das junge Mädchen und drückte die Hände vor ihr bleiches Gesicht. — "Aber was willst Du hier, Bürger? Wie kommst Du zu Vincent? Allmächtiger Himmel! hast Du ihn verhaften lassen? Willst Du unser Blut? Nimm das meine! Er ist schuldlos, er ist edelmüthig, o! sei barmherzig, im Namen Gottes, im Namen der Menschlichkeit, verschone ihn."

"Wie, Melanie?" sagte David gerührt und bewegt, "könntest Du glauben, daß ich meinen Freunden Böses zufügen kann?"

"Du siehst finster und leidenschaftlich aus," erwiderte sie leise.

David senkte sein Haupt einen Augenblick, dann hob er es mit einem schwermüthigen Lächeln auf. — "So sind die Menschen," sagte er. "Die glatte Haut, die äußere Form bestimmt ihre Meinungen. Wenn ich zu Dir käme, wie einer der liebenswerthen Nichtswürdigen jener Tage, die in Gold und Seide, unter Puder und Schminke ihre Laster versteckten, nicht wahr, ich würde ein Lächeln auf Deine Lippen bringen können? Du gehörst zu ihnen," murmelte er, indem er sie mit glühenden Blicken betrachtete, "Du hast es mit der Muttermilch eingesogen. In der Wiege haben sie Dir es vorgesungen, daß Du zu der unterdrückenden, hochmüthigen, von Gott erwählten Rasse gehörst."

"Ach, laß' mich los! Bürger," sagte Melanie, "Du machst mir Furcht; was sagst Du da? was

weist Du von mir und warum willst Du mich beleidigen?"

"Bleib'," erwiderte David, "ich will Dich nicht beleidigen, aber wir wollen einen Pakt schließen. — Ich habe Vincent versprochen, Dein Freund zu sein und Dich zu beschützen, gieb mir nun Deine kleine weiße Hand, daß ich den Freundschaftseid darein leiste; nun höre mich an. — Es soll hier in Paris noch irgendwo versteckte Aristokratinnen geben, zu denen auch das Fräulein Melanie von Estampes und ihre Großtante, die alte Aebtissin von Bernicourt, Frau von La Grange-Clariffon, gehören. Wehe ihnen, wenn man sie findet! Man spürt überall, und wenn ich irgend Antheil an solchen Feindinnen des Vaterlandes nehmen könnte, würde ich ihnen rathen, so tief als möglich verborgen zu bleiben, am wenigsten aber mir selbst zu nahen, denn ich — ich — das Mitglied des Convents, der Freund und Vertraute des tugendvollen Robespierre, ich, der tausend heilige Eide dem Verderben der Tyrannen geschworen, ich würde meine Pflicht erfüllen müssen." —

Bei diesen Worten, die er heftig hervorstieß, während er sich stolz aufrichtete, zitterte Melanie wie ein Kind. — "Was fehlt Dir?" sagte David lächelnd, "was gehen Dich die Aristokratinnen an? Du wohnst hier, wie ich höre, mit Deiner Großmutter seit einiger Zeit bei Deinem Cousin, meinem Freunde Vincent, den ich hochachte, und ich hoffe, Dich oft zu sehen, Bürgerin. — Komm, Melanie, sei ohne Sorge, Vincent bringt Dir sicher den Vater zurück; führe mich zu Deiner Großmutter, ich will sie kennen lernen und selbst mit ihr reden." — Melanie machte keine Einwendung. Die unerträgliche Furcht, welche sie in David's Nähe empfand, trieb sie an, sein Begehren schnell zu erfüllen. — Sie wagte es nicht, die Augen zu ihm aufzuschlagen, seine Berührung brachte ihr Entsetzen, schnell nahm sie daher das Licht, öffnete die Thür und führte ihn durch einen schmalen Gang in den kleinen Zufluchtsort, den sie bewohnten. — Auf dem Wege gewann sie Ruhe und Ueberlegung. Sie bedachte, daß die Klugheit es gebot, dem mächtigen Freund zu schmeicheln, daß es edelmüthig gehandelt sei, wenn er den Schein annahm, sie nicht zu kennen, und daß es diesem stolzen Republikaner gewiß nicht wenige Ueberwindung kostete, wenn er seine wahren Empfindungen verläugne. — Warum er dies that, welche Macht ihn dazu zwang, das ahnte sie nicht. Sie war veröhnt und hoffnungsvoll, und als sie die Thür öffnete und sich zu dem Nachfolgenden umwendete, lächelte

sie ihn freundlich an und reichte ihm ihre Hand, indem sie sagte: „Lieber Bürger David, vergieb mir, wenn ich kindisch war. Du bist gut und großmüthig, nimm Dich zweier armer Frauen an, die keinen Schutz auf Erden haben, als Vincent und Dich, wenn Du ihnen beistehen willst.“

„Ich will, Melanie, ich will,“ erwiderte David und plötzlich fügte er hinzu: „Wer könnte Dir nicht beistehen, wenn er Dich sieht und hört. Vincent hat gegen das Gesetz gehandelt, er würde ihm verfallen, wenn man erführe — und doch, ich selbst — ach, bah!“ sagte er, „was fällt mir da ein. Dein hübsches feines Gesicht ist Schuld daran. Es sieht so aristokratisch aus, man sollte schwören, es steckte eine Gräfin oder Baronin dahinter, und doch bist Du Vincents leibhaftige Cousine, ich will es selbst beschwören und hier —“ er trat in das Zimmer, „hier in diesem kleinen elenden Zimmer finden wir die würdige Großmama.“

Bei dem Tone seiner lautschallenden Stimme richtete sich eine alte Frau ein wenig von dem Sessel auf, wo sie saß und tief herabgebeugt zu dem Licht einer Schirmlampe in einem Gebetbuche las. Ihr greises Haar war halb unter einer schwarzen Kappe versteckt und fiel zu beiden Seiten lang auf das verwitterte Gesicht voll tiefer Falten. Mit einem scheuen Blick prüfte sie den fremden Mann und machte ihm dann eine leise langsame Verbeugung mit dem Oberkörper, voll würdigen Anstandes.

„Bürgerin,“ sagte David, indem er ihr die Hand bot, „ich freue mich, Dich kennen zu lernen. Ich bin der Freund Deines Freundes.“

„Nehmen Sie Platz, mein Herr,“ fiel die Matrone ein.

„Mein Herr?!“ rief der Maler lächelnd. „In der Republik giebt es keine Herren.“

„In der Republik!“ seufzte die alte Frau, indem sie die großen mageren Hände auf dem Gebetbuche faltete.

„Es ist Alles gleich, Alles frei!“ sagte David.

„Der König ist todt,“ murmelte die Großmutter vor sich hin.

„Ludwig Capet, ja, und die Aristokraten!“

„Mein Herr!“ rief die alte Dame mit Lebendigkeit, „nehmen Sie sich in Acht!“

„Wie so, Bürgerin?“ versetzte David, den die Unterhaltung zu belustigen schien.

„D! freilich!“ murmelte sie vor sich hin, „ich dachte

nicht daran, es ist Niemand mehr da, der freche Worte bestraft. Sonst war es anders, ja sonst!“

„Sonst gab es einen Polizeileutnant und eine Bastille!“ sagte David, „und wahr ist es, das Volk nicht allein, auch der Adel hat ihre düstern Thürme bewohnt.“

Die alte Frau richtete sich auf und sagte mit einem leisen Lächeln: „Mehr wie ein Estampes oder Clarisson ist auf Befehl Sr. Majestät des Königs dort festgehalten worden. — Welcher Familie gehören Sie an, mein Herr?“

„Welcher Familie!“ rief David und lachte heftig auf, „ja, beim Heile der Republik, ich weiß es selbst nicht. So muß ich wohl sagen wie Jeannot einst vor dem stolzesten aller Könige und Tyrannen, vor Philipp von Spanien sagte: Madame, ich bin der Sohn meiner Tugenden.“

„Aber die Familie, mein Herr, hat heilige Rechte.“

„Es giebt keine Familie in Ihrem Sinne, Madame,“ rief David noch immer lachend.

„Allein der Adel . . .“

„Der Adel ist guillotiniert, Bürgerin,“ fiel der Maler mit Heftigkeit ein und schlug mit der Hand auf die morsche Platte des kleinen Tisches. „Vergiß das nicht!“

Die Matrone schaute empor. Der Schirm der Lampe war von dem Schlage aufgesprungen und jetzt fiel das volle Licht auf den Mann der Revolution, der, Spott auf den breiten Lippen, demokratisch anstandlos vor ihr saß, die phrygische Freiheitsmütze trotzig schief auf die Stirn gedrückt, die antike Toga um die nervigen Arme gewunden, und diese verschränkt hatte in übermüthiger Verachtung der besiegten Götzen.

Jetzt erst schien das Gedächtniß der Frau von Clarisson zu fassen, wer ihr gegenüber sei. Sie sah den Bürger der glorreichen Republik mit einem langen, kalten messenden Blick an, als wollte sie sagen: Ich fürchte Dich nicht! dann glitt ein Lächeln durch die verwitterten Züge und leise fragend sprach sie: „Ich glaube Sie schon früher gesehen zu haben, mein Herr — Bürger.“

„Es ist möglich, Bürgerin,“ versetzte der Gast mit rauher Schnelle. „Du hast es gehört, ich bin David, der Maler.“

„Der Maler!“ rief die Dame, „David! allerdings, ich kenne Sie wieder, David, Sie haben im Hause der Estampes — sie waren es ja — Melanie — und meinen Großneffen, meinen unglücklichen theuren Herrn

den die Mörder — die Bürger — die Freiheit — o, mein Gott! mein armer Kopf, wie ist er alt und schwach und doch — und doch kann er nichts vergessen!"

Wie ein Bild von Stein saß sie da, ohne Regung, ohne eine Thräne; und doch wühlte ein entsetzlicher Schmerz in diesen eingesunkenen Augen. Tief verweht in Erinnerungen schien sie nichts umher zu bemerken. Melanie hatte sich über sie gebeugt und breitete die Arme, wie zum Schutz, um sie aus, fast ohne sie zu berühren. Ein flehendes, sprachloses Bitten sollte David bestimmen, von ihr abzulassen und nicht weiter mit einem großen Unglück zu scherzen.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Auch ein Duell.) Es dürfte jetzt, wo so viel über Duelle gesprochen und geschrieben wird, zeitgemäß sein, eine sehr empfehlenswerthe abkühlende Art des Zweikampfes zu erwähnen, der auf der Insel Ceylon gebräuchlich ist, wie Campbell in seinem eben erschienenen Werke über diese Insel erzählt: „Ich sah," berichtet er, „einen sogenannten Wasserkampf zwischen zwei jungen Männern, die wegen eines Mädchens in Streit gerathen waren. Beide standen bis an die Knie, einander gegenüber, im Wasser und sprühten einander fortwährend mit den Händen, und zwar auf eine besondere geschickte Art, Wasser in das Gesicht. Sie begannen diesen Zweikampf gegen neun Uhr früh und um drei Uhr Nachmittags waren sie noch immer nicht zu Ende, denn nach der bestehenden Regel gilt derjenige der beiden Gegner, welcher aus irgend einem Grunde oder Vorwande, und wäre es nur eine Minute lang, aufhört, den Gegner zu besprühen, für überwunden. Hunderte von Leuten sahen mit der größten Spannung zu, denn, wie man mich versicherte, stellt der Ueberwundene sofort und für immer seine Bewerbung um die Schöne ein, welche diesen Abkühlungskampf veranlaßte. Es ist gewiß zu wünschen, daß diese abkühlende Art, einen Streit beizulegen, auch bei uns in Gebrauch komme."

(Lantara.) Lantara, einer der ausgezeichnetsten Landschaftsmaler der französischen Schule, stammte von ganz armen Aeltern ab, malte während er das Vieh hütete, und kam durch einen Künstler, der den Knaben so beschäftigt sah, nach Paris, wo er bald sehr berühmt wurde, aber stets ein Sonderling, gewissermaßen menschenscheu und hauptsächlich arm blieb. Eine lange Zeit bezahlte er seine Bedürfnisse mit Zeichnungen und Bildchen, welche er seinen Gläubigern gab, die dieselben sodann theuer verkauften. Man erzählt von ihm eine große Anzahl von Anekdoten. So hatte ein Kunstfreund für seine Galerie eine Landschaft mit einer Kirche bei Lantara bestellt. Der Maler konnte keine Figuren malen, brachte also keine in der Landschaft

Der Kunstfreund bewunderte das Bild außerordentlich, sagte aber, da er gar keine Figuren bemerkte: „Sie haben die Figuren vergessen, Herr Lantara."

„Nein, ich habe sie nicht vergessen," antwortete der Maler naiv, „die Leute sind alle in der Kirche."

— „Sehr wohl, so werde ich das Gemälde in Empfang nehmen, wenn die Leute wieder aus der Kirche kommen."

In der vornehmen Welt sprach man viel von dem großen Künstler und Jedermann wollte ihn sehen, was aber äußerst schwierig war. Ein großer Herr versprach einmal, seinen Freunden Lantara zuzuführen, und er erhielt auch nach vielen Bemühungen die Zusage des Malers, an einem bestimmten Tage sich in dem Schlosse einzufinden. Die Diener in demselben erhielten die strengste Weisung, Lantara, wenn er erscheine, mit der größten Artigkeit zu behandeln. Die Gesellschaft machte eine kleine Jagdpartie, und unterdeß kam der Maler an, der unterwegs von einem Regengusse überfallen worden und ganz durchnäßt war. Man wies ihn in einen Saal und sagte ihm, die Gesellschaft würde vor drei Stunden nicht zurückkehren. Das war Lantara eben recht; er zog ein Kleidungsstück nach dem anderen aus, rückte Stühle vor den Kamin, hing seine nassen Kleider darauf, um sie zu trocknen, stellte sich an das Fenster, um die Landschaft zu bewundern, und vergaß darüber Alles. Mit einem Male wurde die Thüre geöffnet, und der Schlos Herr mit seinen Freunden erschien. Lantara hatte nur noch so viel Zeit, sich in einen der großen Fenstervorhänge zu hüllen. Um ihn zu beruhigen, entfernte sich die Gesellschaft wieder; Lantara kleidete sich an, und als dies geschehen war, schlich er davon, so daß ihn Niemand sah.

Er starb am 22. Decbr. 1778 in Paris im Hospitale und zeigte seine Seltsamkeit noch auf dem Sterbebette. Der Geistliche des Hospitals sagte nämlich zu ihm: „Mein Sohn, Sie sind glücklich zu preisen, denn Sie gehen in die Ewigkeit über, und werden Gott fortan in das Antlitz schauen."

„Wie, Herr Pater?" fiel der Sterbende ein, „ich werde ihn niemals im Proffit sehen?"

Das waren seine letzten Worte.

(Kutscher der russischen Stuzer.) Die russischen vornehmen Stuzer halten besonders viel darauf, glänzend herausgeputzte Kutscher zu haben; die neueste Art, wie man diese Leute kleidet, die unter den schönsten Leibeigenen ausgesucht werden, ist folgende: Hemd von ungefärbter Seide, einem kostbaren Stoffe, der aus Persien bezogen wird, und über diesem ein Kastan vom schönsten, feinsten Casimir, mit dem kostbarsten Sammet besetzt. Dieser Kastan steht auf der Brust offen und läßt das erwähnte seidene Hemd sehen, welches in die möglichst kleinen Fältchen gebrochen ist. Auch der übrige Anzug entspricht diesem Luxus; Stiefeln von dem kostbarsten Leder aus Torschock, die auf der Fußbiege mit Gold- und Silberfäden gestickt sind, glänzen an den Füßen des Leibeigenen, dessen Haar, Bart und Kleidungsstücke überdies so stark parfümirt werden (meist mit

Moschus), daß es Personen, die an solche starke Gerüche nicht gewöhnt sind, im Freien und in ziemlicher Entfernung von diesen herausgeputzten Menschenpuppen kaum auszuhalten vermögen.

(Ein seltsamer Fall von Schlafwandeln.) Eine englische Zeitung erzählt: Am 3. August waren zwei junge Männer (in Schottland) den ganzen Tag über beschäftigt, Rüben auf einem Felde an der Küste auszugiehen und nach vollbrachtem Tagewerke traten sie einen Augenblick an das hohe Meeresufer. In einer Tiefe von etwa dreißig Klaftern bemerkten sie da ein Nest von jungen flüggen Möven, und der eine, Peter Pitchen, versuchte hinunter zu steigen, um die Vögel zu holen. Da dies ihm nicht gelang, so ging er mit seinem Begleiter nach Hause und legte sich nieder, er scheint aber das Vogelnest nicht haben vergessen können, denn er stand im sonnambülen Zustande auf, ging, wie er im Bett gelegen hatte, an das wenigstens zehn Minuten entfernte steile Meeresufer, stieg in einen grauvollen Abgrund hinab, dessen Seiten ganz steil waren, gelangte zu dem Mövennefte, das am Abende vorher seine Aufmerksamkeit erregt hatte, nahm einen jungen Vogel heraus, flog auch den gefährlichen Weg wieder empor, kehrte in seine Wohnung zurück, ging da in die Scheune und steckte seinen jungen Gefangenen in ein dorstehendes leeres Faß, das er zudeckte, und legte sich wieder in sein Bett. Früh als er erwachte, klagte er über Schmerz an allen Gliedern und konnte nicht begreifen, wodurch er Hüfte und Hände blutrünstig gestoßen haben könnte. Sein Bettgenos fragte ihn, und er erzählte endlich, er habe geträumt, daß er den Vogel am Meere hole, den er am vorigen Abende sich gewünscht. Der Vogel fand sich in dem Faße in der Scheune vor, wie man die Fußstapfen des Schlafwandlers eine ziemliche Strecke weit verfolgen konnte. Er hatte schon früher im Schlafe ähnliche Dinge gemacht.

(Gelehrsamkeit Beweis von Wahnsinn.) Im Jahre 1767 wurde in London auf freier Straße ein Pistolenschuß auf eine Dame abgeschossen, die jedoch unverletzt blieb. Man verhaftete sofort den Schuldigen, der ein Arzt Elliot war. Vor dem Gerichte bemühte sich der Anwalt, den Angeklagten als geisteskrank darzustellen, und um diese seine Behauptung zu beweisen, las er eine Abhandlung Elliots vor, welche derselbe an eine gelehrte Gesellschaft gesandt hatte. In dieser Abhandlung machte er besonders auf eine Stelle aufmerksam, in welcher es hieß, die Sonne sei kein brennender Körper, wie man es bisher immer angenommen habe, sondern das Licht, das von ihr ausströme, rühre von einer sie umgebenden Atmosphäre her. Nichts hindere, daß die Sonne bewohnt sein könne, wie unsere Erde, und eine gewisse Vegetation habe; wahrscheinlich befinde sich dort Wasser und festes Land, Berge und Thäler, es sei bald gutes, bald schlechtes Wetter da, aber es müsse, weil das Licht sich gleich bleibe, ewig eine und dieselbe Jahreszeit herrschen; man müsse also die Sonne für den glücklichsten Aufenthaltsort ansehen.

Die Geschworenen und Richter, welche dies anhörten, zweifelten keinen Augenblick, daß nur ein Verrückter solche Dinge schreiben könne, und Elliot wurde in ein Irrenhaus gebracht, während nur acht Jahre später der berühmte Herffschel dieselbe Theorie aufstellte und von der ganzen gelehrten Welt bewundert und wegen seines Scharffinnes angestaunt wurde.

(Das Todtenfest bei den Indianern in Amerika.) Die außerordentlichste Ceremonie, die jemals von Menschen, in alten oder neuen Zeiten, erfunden worden, ist ohne Zweifel die der Ureinwohner von Amerika, welche dieselbe alle zehn Jahre feiern, und die das Fest der Todten oder das Fest der Geister heißt. Alle diejenigen, welche in den letzten zehn Jahren gestorben sind, werden ausgegraben, wie man von denen, welche schon länger in der Erde ruhen, sorgfältig den Staub und die Knochen sammelt. Ist dies geschehen, so werden die Ueberreste eines jeden Verstorbenen von seinen Freunden in ihre Hütte gebracht, wo man von seinen glänzenden Thaten, von seinen schönen Handlungen und guten Eigenschaften spricht.

(Die neuen Erfindungen in der Kunsttechnik) scheinen, wie man aus München (in der N. N. Stg.) berichtet, nicht durchgängig den erwarteten Erfolg zu haben. Die Galvanoplastik scheint bei Ausführung im Großen auf beträchtliche Hindernisse zu stoßen, wenigstens haben die Münchener Bildhauer keine neuen Versuche gemacht, und die bedeutendsten in dieser Art bleiben die kleinen Reliefs des Taufsteines im Dome zu Bamberg, welche vom Prof. Steinheil auf galvanoplastischem Wege sehr gelungen hergestellt wurden. Die Kupferstecherkunst dagegen bedient sich dieser Erfindung mit großem Glück, namentlich bei Landkarten etc. — Vom Delcolorbdruck sieht und hört man nichts mehr, auch erwartet Niemand mehr etwas davon. — Wie es mit der Daguerreotypie steht, ist auch in weiteren Kreisen bekannt. — Einen sehr weiten Fortschritt hat die vom Prof. von Kobell erfundene Galvanographie gemacht. Man erkennt in der neuen Erfindung eine neue Technik, in welcher sich die Vortheile des Kupferstiches und der Lithographie vereinigen. Das Verfahren, das ziemlich leicht zu erlernen sein soll, eignet sich besonders für landschaftliche und ähnliche Effectstücke.

### Generalcorrespondenz.

Der berühmte Landschaftsmaler Andr. Achenbach, ein früherer Bögling der Düsseldorfer Akademie, hat am 17. eine Reise nach Italien angetreten, wo er, um an seine Meisterschaft die letzte Hand zu legen, einige Jahre zu verweilen gedenkt. Welche Anerkenntnis sein Genie gefunden, zeigt, daß ihm vor seinem Scheiden von seinen Bekannten ein großes Festdiner gegeben und von den Einwohnern aller Stände Düsseldorfs am Abend vor der Abreise ein großartiger Fackelzug von mehr als

400 Fackeln gebracht und er von diesem zum Dampfschiffe geleitet wurde. Das ganze Ufer war festlich erleuchtet, eine unzählige Menschenmenge rief ihm Lebewohl zu. So ist wohl seit langer Zeit kein Künstler geehrt worden. Achenbach ist ein noch junger Mann von kaum 27 Jahren, aber sein Genie überflügelte schon längst alle seine Nebenbuhler, und selbst die ersten belgischen und französischen Kunsttrichter stimmen darin überein, daß Achenbach, wenn er so fortfährt, binnen Kurzem der erste Landschaftsmaler der Gegenwart sein werde. —

Die längste Eisenbahn in der Welt ist bis jetzt die von Boston nach Albany in Nordamerika. Sie hat eine Ausdehnung von 434 Stunden. —

Berkioz fragt in seiner „musikalischen Reise,“ ob in Leipzig das Glaubensbekenntniß herrschend sei: „Es giebt keinen Gott außer Bach und Mendelssohn ist sein Prophet.“

Die Puerta del Sol, welche in allen Nachrichten aus Madrid erwähnt wird und bei allen Umwälzungen, die in den letzten Jahren dort vorkamen, eine wichtige Rolle spielte, ist der allgemeine Sammelplatz aller Derer, welche sich um Staatsangelegenheiten bekümmern, aller Müßiggänger und Straßenredner, mit einem Worte aller unruhigen Köpfe. Was man Puerta del Sol (Sonnenthor) nennt, ist ein kleiner Platz, wo sechs der Hauptstraßen der Stadt sich endigen oder sich kreuzen. Er liegt zwischen den verschiedenen volkreichsten und elegantesten Stadttheilen und es ist dieser berühmte Ort das wahre Forum, wo jetzt die Staatsangelegenheiten Spaniens verhandelt werden. Die casa de correos (das Posthaus) steht da und die Redner, die zu dem Volke sprechen wollen, stellen sich meist auf das hohe Trottoir, welches dieses Gebäude umgiebt. Alle Parteien haben hier ihre besondern Plätze, selbst die Kaufmannsläden an demselben sind politische Clubs, in denen fast den ganzen Tag Leute sich aufhalten, um über Tagesereignisse zu debattiren. Ein Putmacher, dem diese Versammlungen lästig geworden sein mögen, hat mit großen Buchstaben über seinen Laden schreiben lassen: A qui non se permiten tertulias (hier werden keine Zusammenkünfte geduldet). —

Es ist allgemein die Meinung verbreitet, die Vögel in den heißen Ländern, die allerdings ein weit glänzenderes Gefieder hätten als diejenigen, welche man bei uns findet, könnten nicht singen; dies ist aber, wie ein Engländer versichert, welcher eben ein Werk über Ceylon herausgegeben hat, keineswegs der Fall, indem er einige sehr schön und lieblich habe singen hören, einen namentlich, der nach Sonnenuntergang seine Stimme erschallen lasse und allgemein die Ceyloner Nachtigall genannt werde. — Bei der Gelegenheit erwähnen wir auch eine eigenthümliche sehr schöne Blume, welche auf Ceylon einheimisch ist und die *Mondblume* heißt, weil sie nie am Tage ihre Blüten öffnet, sondern nur in den herrlichen mond hellen Nächten. —

Die komische Oper in Paris hat seit 1834 verschiedene neue Opern von nicht weniger als achtunddreißig Componisten zur

Aufführung gebracht. Sie zahlt jährlich an Lantidme an Componisten und Dichter über 100,000 Francs. —

In London zeigt man einen über vier Fuß breiten Papierbogen, der sechshundert Ellen lang ist und 137 Pfund wiegt. —

Martaveau, ein Seidenweber in Lyon, soll die Grundsätze, auf denen die Einrichtung des bekannten Jacquard-Webstuhles besteht, auf musikalische Instrumente angewendet haben. Er machte einen ersten Versuch mit dem Accordion. Es wird eine ähnliche Vorrichtung zum Wechseln der Tonarten gebraucht wie bei dem Webstuhle zum Wechseln der Muster. —

Auch die Gastronomie bleibt hinter den andern Wissenschaften nicht zurück, die in unserer Zeit so schnelle Fortschritte machen; einen schlagenden Beweis davon giebt — das Fettmachen der Ortolane. Die Ortolane sind bekanntlich kleine Vögel, die für große Delicateffen gehalten werden, namentlich ihr Fett; aber sie pflegen nur bei Sonnenaufgang Futter zu suchen und es währt deshalb sehr lange, ehe sie fett werden. Die italienischen Gutschmecker haben diese Schwierigkeit zu überwinden gewußt. Man bringt nämlich die Ortolane in ein warmes vollkommen finsternes Zimmer, das nur eine Oeffnung in der Wand hat. Das Futter ist auf dem Boden ausgestreut. Zu einer gewissen Stunde früh stellt nun der Wärter eine Laterne an jene Oeffnung, und die Vögel, welche diesen schwachen Lichtschein auf den Boden fallen sehen, glauben, die Sonne gehe auf, und fallen gierig über das ausgestreute Futter her. Dann wird die Laterne weggenommen und man streut frisches Futter. Die Vögel wundern sich vielleicht über die Kürze des Tages, da es aber nun einmal wieder finster ist, so fangen sie auch wieder an zu schlafen. Nachdem man sie so einige Stunden hat ruhen lassen, erscheint der Wärter wiederum mit seiner Laterne an der Maueröffnung, diese falsche aufgehende Sonne erleuchtet von Neuem den Boden, die Vögel erwachen und gehen wiederum an das Futter, worauf man von Neuem Dunkelheit eintreten läßt. So macht man den Tag über vier bis fünf Mal Sonnenaufgang und Nacht, und die so getäuschten Ortolane werden in wenigen Tagen außerordentlich fett. —

Victor Hugo, der die Schweiz und das nördliche Frankreich besuchte, reiste in *cognito*, um Ehrenbezeugungen zu entgegen, wahrscheinlich der erste Schriftsteller, der in dieser Weise die Fürsten nachahmt. Während seiner Reise verlor er seine kurz vorher verheirathete Tochter, die bei einer Spazierfahrt auf dem Meere ertrank. Die Zeitungen machen dabei darauf aufmerksam, daß die drei größten lebenden Dichter Frankreichs ihre einzigen Töchter durch Unglücksfälle verloren haben, Chateaubriand, Lamartine und Victor Hugo. —

Die neue Oper von Auber „Des Teufels Antheil“, die zuerst in Deutschland in Frankfurt zur Aufführung kam, soll dort sehr gefallen haben. Sie erscheint in diesen Tagen auch in Leipzig auf der Bühne. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 41.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thle. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thle.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## David.

Eine Erzählung von Theodor Mügge.

(Fortsetzung.)

„Ja, ich war im Hause der Estampes,“ sagte David nach einer langen Stille, „und habe zwei Kinder dort einst gekannt, was weiß ich; wo sie geblieben sind, was geht es uns an, Bürgerin? — Glück für sie, wenn sie noch leben, Glück für Jeden, der sie nicht sieht und nicht kennt. — Laßt uns von etwas Anderem reden, Ihr armen Frauen. Habt Ihr keinen Wunsch, den ich befriedigen könnte? Kann ich Euch nützlich sein, so geschieht es gern.“

„Den Wunsch, diesen traurigen Ort zu verlassen, mein Herr,“ erwiderte die alte Dame. „Wenn ich das könnte, wenn ich zurückkehren könnte.“

„Wohin?“ fragte David. „Es ist Krieg und Aufregung an allen Orten. Zum Alten kann Niemand zurückkehren. Die Klöster sind verbrannt und vernichtet, die Güter der Emigranten sind verkauft, die Nation braucht Geld und ohne Geld, ohne Freunde, was thut man da in der Welt! — bleibt darum hier in diesem stillen Plätzchen, mit Vincent gemeinsam will ich dann sehen, was sich weiter thun läßt. Ich werde Euch öfter besuchen, Bürgerin, wir wollen Eure Einsamkeit zerspreuen und wer weiß,“ fügte er lächelnd hinzu, „wie es sich Alles ordnet und schießt und noch zum Besten wendet.“

„Gebe es Gott und die heilige Jungfrau!“ sagte die alte Dame.

„Gott! ja,“ erwiderte David, „das ewige Wesen ist wieder anerkannt von der Republik, aber die heilige Jungfrau müßt Ihr nicht nennen, das ist Götzendienst. Man könnte Euch leicht in Verdacht nehmen, eine Anhängerin des Alten zu sein. Ihr habt Euch überhaupt mancherlei Redensarten angewöhnt, die gefährlich sind, und wenn Ihr in der Welt unter den freien Bürgern Frankreichs lebtet, würde es gar nicht lange dauern und Ihr ständet angeklagt vor dem Revolutionstribunal. Damit ist kein Spaßen, so bleibt denn hübsch in Verborgenheit, bis —“ er hielt inne und blickte Melanie an.

„Bis wann?“ fragte diese.

„Bis die schöne Bürgerin hier ihre Hand einem echten Patrioten bietet, der im Stande ist, durch seine über allen Zweifel erhabene Bürgertugend dem Vaterland Bürgerschaft zu leisten.“

Eine plötzliche Röthe trat in Melanies Gesicht. Sie wollte etwas erwidern, befann sich aber plötzlich und das Wort blieb auf ihrer Lippe. — „Du scherzest, Bürger David,“ sagte sie, „ich —“

„Nun Du?“

„Ich würde mich allerdings glücklich schätzen —“

„Wenn ein echter Bürger Frankreichs Dich beehrte?“

„Ja, aber Du weißt, daß mein Vater — mein Schicksal — meine Zukunft — daß ich Pflichten habe —“

„Pflichten? Doch keine alten aristokratischen Träume? Man fragt nicht mehr nach Namen und Stand, Me-

lanie, es giebt keine Unterschiede, welche die Menschen trennen. Die Vorurtheile sind abgeschafft, man frägt sein Herz und geht auf die Mairie, nicht in die Kirche, um den Segen zu empfangen, den Segen des Staates! — Und was sagt Dein Herz, schöne Bürgerin? Könntest Du Dich entschließen? Ha, wäre das nicht ein Beweis, daß Du zu der Nation gehörst? Ist das nicht ein Reinigungsseid? Pflichten? für wen hast Du Pflichten?"

Er hatte ihre Hand gefaßt und sah sie mit einem Blick an, der ihr Haar emporsträubte. „Laß mich,“ sagte sie und versuchte zu lächeln, „wie seid Ihr doch ungestüm in Allem. Allerdings habe ich Pflichten, oder meint Ihr nicht? — Vincent!“ rief sie plötzlich und sprang nach der Thür, „er ist es, er kommt, ich höre seinen Schritt, ich höre Stimmen.“

„Bleib,“ sagte David und zog sie zurück; „erst laß mich sehen,“ und indem er sie sanft zurückdrängte ging er hinaus und stellte sich lauschend in den dunkeln Winkel an der Tapete, wo er hören und sehen konnte, was in dem großen Zimmer vorging.

## 4.

Vincent stand mit einem ältlichen Herrn vor St. Just und alle drei sprachen mit Lebhaftigkeit.

„Es ist mir lieb, Bürger Vincent,“ sagte der Conventsdeputirte, „daß ich Deinem Freund diesen Dienst leisten konnte. Eine halbe Stunde später und Du hättest mich nicht mehr gefunden, ich gehe auf Commission zur Armee nach Belgien, um Ordnung zu stiften. Du aber Bürger, Bürger Perronet, nicht wahr?“

„Allerdings, ja,“ erwiderte dieser mit einer Verbeugung.

„Und Du bist Maler?“

„Maler, ja wohl, meiner Treu! Maler.“ Er verbeugte sich wieder.

„Was wiegst Du hin und her wie eine Bachstelze?“ sagte St. Just ärgerlich. „Du bist ein Träumer, ein Narr.“

„Ein Narr!“ rief der Maler. „Wer sagt das?“

„Dein Freund hier,“ fuhr der Republikaner fort, „und ich sehe wohl, daß er Recht hat. Aber wenn Du auch nicht ganz zurechnungsfähig bist, so merke Dir, daß es Pflicht und Gesetz ist, sich mit Würde zu betragen.“

„Nun, bei meiner Ehre! bei meiner Bürgerehre!“ schrie der alte Herr und rieb sich lustig die Hände;

„mir die Würde absprechen, mir! der ich stets ein Muster von Würde war. Aber gut ich werde Deinen Rath befolgen, Bürger, ich werde mich nicht verbeugen, so wenig als möglich höflich sein, es ist Pflicht und Gesetz, so grob zu werden wie möglich, und wie kann es auch anders sein?“

„Du wirst am besten thun,“ sagte St. Just lachend über den kläglichen Ton des alten Herrn, „wenn Du malst und schweigst. Ich denke, Du bist einer von den allezeit fertigen Künstlern, wie sie früher bedientenhast in den Häusern der Aristokraten umherkrochen und sich beugen lernten, um ihr täglich Brod zu empfangen. Ist es nicht so? Hast Du nicht davon die Gelenkigkeit Deiner Glieder behalten?“

„Ich freilich, ich!“ rief der alte Herr und dann setzte er seufzend hinzu: „Es scheint mir fast selbst so, als wäre es wahr. Du hast Recht, Bürger, ich war früher wohl zuweilen in den Häusern des hohen Adels, und kann etwas davon behalten haben.“

„So leg' es ab,“ fiel St. Just ein; „das kannst Du am Besten, wenn Du Dich in die Section einschreiben läßt, die Versammlungen des Volks besuchst, den Hinrichtungen beiwohnest, und siehst, wie man diesen Aristokraten die Vorurtheile benimmt.“ — Dann gab er Vincent die Hand und sagte: „Leb' wohl, ich kehre bald zurück. Beruf' Dich auf mich, wenn Dir etwas geschieht, Du bist ein Träumer, dem Allerlei passieren kann. Den alten Burschen da halte in Ordnung, verbirg ihn ein wenig; wann ich wiederkomme, wollen wir über die Früchte Deiner Erziehung sprechen. Aber noch Eins: Du hast keine Frau?“

„Nein,“ sagte der Maler.

„Nun, so will ich doch wetten,“ rief der Deputirte des Convents lachend, „wenigstens nach der alten Sitte eine Braut und Deine heilige Cäcilie da ist mit allen Farben der Leidenschaft aus dem Herzen gekommen, während Deine Lippen zur Abwechslung mit tausend Liebeschwüren und Küßen die Sitzung unterbrachen.“ — Er nahm dabei das Licht und beleuchtete das Bild, das der alte Estampes neugierig anschaute, dann sich plötzlich abwendete und einen seltsam zornigen und erstaunten Blick auf den Maler warf. „Siehst Du wohl?“ rief St. Just, der es bemerkt hatte, „den alten Bürger greift Deine Kunst an die Ehre; er ist neidisch auf Dich, er denkt an seine Verdienste, vielleicht ist er sogar Dein Nebenbuhler und gönnt Dir die hübsche Heilige nicht. Holla, Bürger! willst Du sie etwa für Dich haben?“

„Wenn es irgend möglich ist, gewiß,“ sagte der alte Mann energisch. „Eine Heilige, wie diese, ist nicht für einen Maler geschaffen.“

„Aber für einen französischen Bürger,“ rief das Mitglied des Convents. „Wir haben die Heiligen abgeschafft und sie alle in Wesen von Fleisch und Blut verwandelt. Was sollen sie auch in dem kalten, unsichtbaren Himmel? Mögen Priester und Aristokraten ihre Hoffnungen auf den Beistand der Gottheiten setzen, die so lange ihren Unsinn beschirmten; wir, wir Andere wollen die Erde für uns nehmen und genießen, was sich mit Tugend und Menschenwürde vereinen läßt. Diese Deine Heilige, Vincent, sieht fast selbst aus wie eine Aristokratin, mit einem schwermüthigen Zug um den schönen Mund, als sei sie die Tochter irgend eines landesflüchtigen Verräthers. Habe ich Recht? gehörte sie nicht zu denen, die in goldenen Bindeln geboren wurden?“

„Und wenn es so wäre?“ versetzte Vincent.

„Nimm Dich in Acht, Bürger!“ rief St. Just, „vertraue ihnen nicht. Ist das hübsche Gesicht da Gegenstand Deiner Liebe?“

„Es könnte sein,“ sagte der Maler lächelnd und ausweichend.

„Es ist so!“ rief der Deputirte aus, „ich irre mich nicht. — Gut, heirathe die Bürgerin, ich will Dir beistehen, wenn's etwa Hindernisse zu besiegen giebt. Wann ich wiederkomme, will ich Dein Beichtvater werden, und Euch trauen lassen auf der Mairie. Du sollst sie zu Ehren bringen, Du, dessen Talent mehr wiegt, als alle Grafentitel der Welt.“ Er sprach so fort, während er langsam davonging. Vincent geleitete ihn hinab; der Flüchtling aber stand starr auf seiner Stelle, die Fäuste geballt und im Gesicht einen unbeschreiblichen Grimm, bis er plötzlich sich auf einen Stuhl warf, beide Hände vor seine Augen drückte und ganz erschlaft in sich zusammen sank.

In diesem Augenblick ward die Tapetenthür geöffnet, aus der mit einem Schrei der Freude Melanie hervoreilte, neben dem alten Herrn niederkniete, seine Hand mit ihren Küssen bedeckte und mit der andern sein Knie umschlang. „Mein Vater!“ rief sie, „Sie sind gerettet, ich sehe Sie wieder; welch Glück! welch kaum geahnetes Entzücken!“

„Ich bin frei geworden aus ihren Mörderhänden,“ sagte der Flüchtling mit einem bitteren Lächeln, „frei und gerettet, wie Du es nimmst, um unser Unglück zehnfach zu empfinden, das Schwert der Schande mir

ins Herz zu stoßen, und Du — lieber todt, als so entehrt! — Du wagst es, mich zum Zeugen auszurufen?“

Das junge Mädchen sah den zürnenden Vater erschrocken an: „Ich verstehe Sie nicht,“ lispelte sie; „ich verdiene diese Vorwürfe nicht!“

„Wie?“ rief der Vicomte aus, indem er heftig sich erhob, ihren Arm ergriff und sie vor das Bild führte. „Ist nicht das Dein Gesicht? Geht die Vertraulichkeit schon so weit, daß dieser Mensch es wagen darf, Dich als sein Modell zu benutzen? und habe ich nicht die Frechheit anhören müssen, daß man Dich Braut, Geliebte eines Malers nannte. Dich — Dich —!“

„Ich bin weder seine Braut noch seine Geliebte,“ erwiderte Melanie sanft erröthend, „aber, mein Vater, ohne die Hülfe dieses edlen Mannes wäre ich längst todt, ich und meine arme Großtante, wir beide dem Hunger und den Mißhandlungen Preis gegeben. Mit Gefahr seines Lebens hat er mich hier verborgen; soll ich nicht dankbar sein, ihn verehren, ihn bis zur Anbetung preisen? Denn auch Sie, mein Vater, auch Sie verdanken ihm ja Freiheit und Leben. Was wären wir ohne ihn! Mein Gott, wo soll ich Worte finden, den großmüthigsten aller Menschen zu schildern?“

Der alte Mann hörte schweigend an, was sie sagte. „Du hast wohl Recht,“ erwiderte er dann, „wir sind ihm Alle Dankbarkeit schuldig, aber um diesen Preis ist sie zu theuer. — Ich werde mit ihm reden, sogleich, auf der Stelle, und wenn etwa — wenn er denkt, daß wir so tief gesunken sind, wenn er unbescheidene, unstatthafte Ansprüche macht; dann ist es besser zu leiden, was so viele der Besten litten, als der Gemeinheit sich Preis zu geben. Als ein Edelmann will ich leben und sterben und ich hoffe nicht —“ hier wendete er sich zur Thür, durch welche Vincent wieder hereintrat, und richtete sich stolz empor, indem er dem jungen Maler entgegenschritt.

„Ich weiß, daß Sie mich kennen, Herr Vincent,“ sagte er, „ich weiß auch, was ich Ihnen verdanke. Sollten sich je die Zeiten ändern, und sie werden sich ändern, denn dieser unsinnige, unwürdige Taumel kann nicht lange währen, dann werde ich das, was Sie für meine Tochter, meine würdige Tante und für mich thaten, zu vergelten wissen. Nie haben die Herren von Estampes vergessen, was ihrem alten Geschlecht Gutes geschah, und wenn mein Wort, mein Ansehen etwas gilt, so wird einst der König von Frankreich —“

„Schweigen Sie, mein Herr, schweigen Sie, Bürger,“ erwiderte Charles Vincent, ängstlich seinen Arm ergreifend. „Bedenken Sie, wo Sie sind, die Wände haben Ohren, und wenn man Sie hörte —“

„Ich habe meinem Herzen lange genug Zwang angethan,“ sagte der alte Herr, „ich kann nicht schweigen, überdies aber erfordern Pflicht und Ehre, daß ich spreche. — Sie sind Künstler; Künstler bedürfen der Huld der Großen, des Schutzes mächtiger Fürsten, eines Königs; Sie können daher kein blutdürstiger Republikaner sein und sind es nicht.“

„Ich bin es nicht,“ erwiderte Vincent, „aber, Bürger, es giebt keine Großen und keinen Adel mehr.“

„Hier nicht, nein, doch überall sonst. Und sie werden wiederkehren; der König —“

„Es giebt keinen König!“ rief der Maler heftiger. Der alte Herr schwieg. — „So gehören Sie doch auch zu der Rotte,“ sagte er endlich.

„Ich ehre die Geseze meines Vaterlandes. Ich bin Bürger.“

„Dann,“ versetzte der Vicomte mit Hohn und als wolle er den Pflichtvergessenen beschämen, „dann verkennen Sie Ihre Aufgabe. Sie wissen, wer ich bin, wer diese junge Dame ist, wer dort in jener Kammer von Ihnen verborgen ist. — Wissen Sie nicht, daß der Tod den erwartet, der einen Emigranten herbergt, daß der Tod darauf steht, wer eine Klosterfrau nicht augenblicklich den Mördern übergiebt — eine Dienerin der Religion, die verlacht, mit Füßen getreten, von den Elenden als Mittel und Hilfe der Aristokraten und Königstyranei betrachtet wird?! Junger Mann, Sie erblassen, Sie zittern; ich will Ihnen sagen, weshalb Sie dies Alles gethan, und vielleicht entschlossen sind, noch mehr zu wagen. — Zwei hilflose Frauen flehten Ihren Schutz an, aber die Eine war jung und schön. Sie würden vorübergegangen sein, wäre sie häßlich und gebrechlich gewesen. Die Schönheit rührte Sie, nicht der Abscheu vor dem Verbrechen. — Aber Melanie, mein Herr Maler, ist meine Tochter, wir sind verbannt, verfolgt, geächtet, wie wilde Thiere geheßt, und jeder Brutalität Preis gegeben, allein noch immer ist Melanie das Fräulein von Estampes, an deren Wiege die Königin von Frankreich gestanden hat. Sie werden einsehen, daß man Vorzüge der Geburt nicht mit einem Federstrich vernichtet, daß meine Tochter niemals eine französische Bürgerin sein kann, und daß nie —“

„Halten Sie ein!“ rief der junge Mann aus,

dessen bleiches Gesicht jetzt plötzlich glühend roth geworden. Er wendete sich schnell ab und ging dem Fenster zu, während Melanie ihm traurig sinnend nachblickte. Plötzlich kehrte Charles Vincent zurück und trat mit raschen Schritten vor seinen Gast. Seine Züge waren belebt von einem edlen Feuer, das aus seinen Augen glänzte während er sprach und die höhere Regung seiner Seele ausdrückte. — „Was Sie sagten, Bürger,“ begann er, „hat mir erst jetzt die Empfindungen erklärt, die mich beherrschten. Ich kann und will nicht lügen, ja, ich liebe Melanie, und diese Liebe ist heiliger und höher als Rang und Stand.“

„Sie kann nie auf Billigung hoffen,“ rief der alte Herr.

„Dann weiß sie zu entlagen,“ erwiderte der Maler. „Ich wußte nicht, wer Melanie war, nicht ob sie schön sei und liebenswerth. Ich sah nur zwei hilflose Frauen und werfe die Anklage von mir, die Sie auf mich schleudern. Was könnte ich Ihnen Alles entgegenstellen! — Verrostete Vorrechte sind auf ewig zerrissen, der Name einer französischen Bürgerin ist nicht verächtlich. Statt der Vorzüge der Geburt sind die des Talentes erwacht, die schreckliche Ungleichheit der Menschen ist aufgehoben, die Kluft ausgefüllt, welche von der Gewalt finsterner Zeiten begründet ward. Die Menschenrechte, mein Herr, die heiligen Menschenrechte sind nicht umsonst ausgerufen worden, nicht umsonst wehen die Fahnen der Freiheit, nicht umsonst fließt Blut in Strömen. Es giebt einen Gott, wie oft man auch daran zweifeln möchte; es giebt einen heiligen Geist, der die verlassene Menschheit weiterführt aus der Nacht der Vorurtheile zu einer höheren, edleren Erkenntniß. Er wird die Knechtschaft enden, er wird den Haß versöhnen, er allein wird die Menschen besser machen, und die es nicht werden können, müssen umkommen, gewaltthätig, unverbesserlich, wie sie sind, bis endlich Freiheit und Frieden auf Erden blühen, bis der traurige Hochmuth nicht mehr sich unnatürlich überhebt, ein besseres Wesen sein zu wollen, mit Rechten und Vorzügen, mehr als die, welche der Weltgott aus gleichem Stoff geschaffen hat.“

„D!“ rief der Vicomte aus, „ich kenne diese Sprache, die seit dreißig Jahren in Frankreich erschallt und leider geduldet wurde. Mit Troß und Anmaßung suchen die Bettler zu nehmen, was den Besizenden gehörte, was in Jahrhunderten erworben war, und man wußte kein besseres Mittel, als den Raub, den Mord, die Vernichtung.“

„Denken Sie daran,“ rief Vincent aus, „wie die Güter erworben waren, die Sie verloren, und daran, durch welche Verbrechen, durch welchen höllischen Uebermuth und Mißbrauch Ihr die Menschheit herausfordert, endlich zu erwachen, nachzudenken, die Vernunft zu befragen, mit welchem Rechte Ihr die Gebieter, sie die Sklaven seien.“

„Fahren Sie fort,“ fiel der Vicomte heftig ein, „handeln Sie nach diesen Grundsätzen, rufen Sie den Pöbel herbei, daß er die elenden Aristokraten zerreiße. Noch ein Mal, mein Herr, ich werde, was ich Ihnen an Dank schulde, nie vergessen, allein eine Verbindung, eine Freundschaft selbst ist zwischen uns nicht möglich. Ihre Aussprüche lassen mich tief in Ihr Herz blicken. Wir müssen diese Wohnung verlassen, aber es ist besser, sich allen Gefahren preis zu geben, als ruhig zu warten, bis etwa —“ er blickte Vincent mit Mißtrauen und Unwillen an, dieser aber sagte mit stolzer Festigkeit: „Sie werden bleiben, Bürger. Ich habe Verpflichtungen gegen Sie übernommen, die ich erfüllen muß. Ein Schritt aus diesem Zimmer könnte Alles zerstören. — Hier in meiner Hand ist ein Billet des Bürger St. Just an den Bürger Maximilian Robespierre. Er bittet darin um einen Paß für mich, den Maler Charles Vincent, der in Gesellschaft seiner Frau und deren Mutter die Barrieren passiren und eine Reise nach Dijon machen wird. — Sie werden meinen Platz einnehmen, werden ungehindert Dijon erreichen, von dort ist es leicht in die Schweiz zu entkommen, die Mittel dazu werde ich Ihnen angeben.“

Der Vicomte starrte den jungen Mann bestürzt an. „Und Sie?“ fragte er.

„Ich werde bleiben.“

„Bleiben und sterben!“ rief Melanie mit zitternder Stimme.

„O! meine Freundin,“ sagte Vincent sanft, „und wenn es sein müßte, würde der Tod mir Entsetzen einflößen?! Nein, nein! Ich habe Beschützer, mächtige Freunde. Ich werde mich verbergen, man wird mich nicht bemerken; die Zeiten werden sich ändern, und endlich wird das Glück wiederkehren.“ — Er ließ den Kopf eine Minute lang sinken, dann hob er ihn rasch empor. Sein Auge sah in Melanie's Auge; Liebe und Bärtlichkeit mischten sich mit Schmerz und sterbenden Hoffnungen, aber diese rangen sich heller empor und schienen zu sagen: Was auch geschehen mag, wir kennen uns ja, es ist nicht so leicht, unseren Bund zu trennen. — Und Vincent reichte dem Vicomte die Hand

und sagte: „Sie sind mein Gast, Bürger; Sie bleiben. Treten Sie dort hinein zu Ihren Verwandten, ich werde hier bleiben. Niemand wird Sie stören; morgen schon werde ich versuchen, von dem Dictator das zu erhalten, was Sie bedürfen.“

Er öffnete die Tapetenthür, der alte Herr machte eine tiefe Verbeugung, dann faßte er die Hand seiner Tochter und ging. — Als Vincent allein war, warf er sich in den großen Polsterstuhl, und beide Hände vor sein Gesicht deckend, murmelte er leise Worte, die in einem krampfhaften schnellen Athmen erstarben. Das Licht erlosch, er blieb wach und allein, nachsinnend, bis der Morgen dämmerte.

In der Straße \* \* stand ein kleines zweistöckiges Haus. Unten wohnte ein Tischler und eine schmale Treppe führte aus der engen Flur hinauf in das obere Stockwerk, wo die Fenster mit weißen Vorhängen umsteckt waren und eine Reihe von Blumentöpfen hinter den Scheiben standen. — Vincent stand in der Frühe an diesem Hause und schaute empor. Es sah still und friedlich aus; unten hobelte der Tischler, an den Pfosten der Thür lehnte ein Mann, dessen starkes langes Haar unter einer rothen und schmutzigen Mütze hervorfiel. Gesicht und Gestalt konnten an die Septembriseurs erinnern; seine offene Brust, sein wilder Bart, der Knittel, den er in den Fäusten hielt, paßten zu dem Bilde des echten Republikaners. Der Mann warf einen verächtlichen Blick auf den Hut und das Kleid des jungen Malers. — „Was suchst Du hier, Bürger,“ rief er dann, ihn finster anstarrend und ohne sich zu rühren.

„Wohnt der Bürger Robespierre hier?“ fragte dieser.

„Kommst Du aus dem Monde?“ schrie der Kerl höhnisch, „daß Du so fragst.“

„Mein guter Freund,“ erwiderte Vincent höflich, „Du wirst verzeihen —“

„Ich habe nichts zu verzeihen und bin Dein Freund nicht, Bürger. Schande und Scham für Dich, wenn Du nicht weißt, wo der größte Bürger Frankreichs wohnt.“

Ohne ein Wort zu erwidern, wollte der Maler bei dem Jacobiner vorüber, aber dieser hielt ihm den Knittel vor.

„Was soll's?“ fragte Vincent beleidigt.

„Erst sage mir, wer Du bist?“ fragte der Mann. „Man tritt hier nicht so ein, ohne Rede und Antwort.“

Seit die Böfewichte lezthin zwei Versuche machten, den großen Bürger zu ermorden, und man sogar ein Weib mit zwei Messern in seiner Wohnung ergriff, haben wir, seine Freunde, es übernommen, ihn zu schützen. Wer bist Du also?"

„Ich bin der Maler Charles Vincent.“

Der Kerl lachte laut auf. „Ein Maler,“ rief er; „ja, so siehst Du auch aus, einer von der Sorte, die zu nichts taugt, als —“ hier nahm er seinen Knittel und ließ ihn auf die Hand fallen, als siele das Beil der Guillotine nieder.

„Verläumde nicht, Bürger,“ rief Vincent stolz, „hast Du vergessen, daß David auch Maler ist? Unser großer Bürger ist mein Freund, er und Robespierre besuchten mich erst gestern.“

Einen Augenblick zweifelhaft streckte der Kerl seine grobe gewaltige Hand aus, schüttelte die des Beleidigten und sagte: „Jetzt verzeihe mir, Bürger. Gruß und Brüderschaft! Ich sehe etwas in Deinen Augen, was mir gefällt. Geh' hinauf, man wird Dich weiter führen.“

(Fortsetzung folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Eine gefährliche neue Wissenschaft.) Man reiche Niemandem mehr die Hand, man gehe nie mehr ohne Handschuhe, denn die Hand ist der Spiegel des Geistes und Charakters geworden. Gall mit seinen Schädelerhöhungen tritt ganz in den Hintergrund, da man jetzt Niemandem erst den Kopf zu betasten braucht, um zu wissen, wen man vor sich habe; ein flüchtiger Blick auf die Hand reicht jetzt vollkommen dazu hin. Die Hand ist der Mensch geworden; sie erklärt, sie leitet, sie unterstützt ihn. Die Liebe zur Kunst, zur Musik, zur Poesie liegt in der Hand; die Hand verräth, ob der Mensch das Geld liebt, oder verschwendet; die Hand zeigt, ob einer geschickt ist, ob er stolz, eitel, gelehrt, grausam, verliebt. Und man braucht nicht einmal die ganze Hand zu sehen, um alles dies zu wissen; ein einziger Finger reicht hin. Große Hände verrathen, wer sollte es glauben? einen kleintlichen Geist; mittlere, glatte Finger, die sich eckig oder spatelförmig endigen, verkünden die Anlage zur Kunst. Schon Newton sagte: wenn es an allen anderen Beweisen fehlte, so würde mich der Daumen von dem Dasein Gottes überzeugen. Der Daumen spielt denn auch eine große Rolle in der neuen Wissenschaft; er vertritt den Willen, die Energie. In Rom schnitt man den Feigen den Daumen ab und von pollex truncatus (abgeschnittener Daumen) kommt das Wort Poltron her. Ein kleiner Daumen verräth bei den Männern schwachen Geist, bei den Frauen schwache Jugend. Ninon de l'Enclos hatte einen winzig kleinen Daumen; ein großer Dau-

men zeigt den großen Denker, den Mann an, der weiß, was er will; Galilei, Newton, Leibniz hatten große Daumen, Voltaire einen ungeheuer großen. Wir wollen indeß den kleinen Daumen auch nicht herabsetzen, denn wenn er zugleich ganz glatt, so ist er ein Zeichen von Poesie. Eine weiche zugleich grobe Hand verräth den Menschen, der träge ist und gern ist und trinkt. Ein sehr dicker kurzer Finger ist grausam; ein langer dünner Finger verräth List und Betrug, der halb durchsichtige den Schwäger. Die Klugheit hat starke Finger mit großen Gelenken. Der Mensch, welcher den Daumen einzieht und in die Hand legt, ist geizig. — Die schönste, die glücklichste Hand wird die psychische genannt. Sie ist klein und zierlich, hat einen Teller von mittlerer Größe, Finger mit kaum bemerklichen Gelenken und langen dünnen ersten Gliedern, einen zierlichen kleinen Daumen; das ist die Hand des großen Künstlers, des großen Fürsten, der Meisterwerke schafft und Völker unterwirft. — Alles dies und mehr noch berichtet ein eben erschienen geistreiches kleines Buch von einem Herrn von Arpentigny, das namentlich auch ein Capitel über die Hand der Frauen enthält; aber von diesem schweigen wir.

(Vater und Sohn.) Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Paris eine sehr berühmte Künstlerin, Mlle. Candelle, die, um ihren Ruhm in weiteren Kreisen bekannt zu machen, 1796 auch Belgien und Holland besuchte. In Brüssel lernte sie einen berühmten Wagenfabrikanten, Johann Simons kennen. Zwei Jahre später, 1798, reiste der Sohn dieses Simons nach Paris und verliebte sich da in eine Mlle. Lange, Schauspielerin an dem Théâtre français und Freundin der Mlle. Candelle, welche durch ihre Schönheit und ihre Kunst gleich ausgezeichnet war. Als der alte Simons in Brüssel erfuhr, sein Sohn wolle eine Schauspielerin heirathen, gerieth er vor Zorn ganz außer sich und reiste sofort nach Paris, um sich dieser Heirath zu widersetzen. Er wendete sich an Mlle. Candelle, die er kannte, und deren verständige Klugheit man ihm gerühmt hatte. Er bat sie, ihn mit ihrem Rathe zu unterstützen und sich persönlich der ihm so unangenehmen Sache anzunehmen. Sie hatten mehrere Besprechungen mit einander darüber und gefielen einander dabei so, daß der Vater bald dem Beispiele seines Sohnes folgte und sich in die Schauspielerin verliebte, die er als Vermittlerin angerufen hatte. Da er Wittwer und sie geschieden war, so heiratheten sie einander wirklich, und es versteht sich, daß der alte Simons nun auch von seiner Strenge gegen den Sohn nachließ, der seinerseits nun die Geliebte heirathen durfte. Wie die Ehe der jungen Leute ausfiel, wissen wir nicht, die des alten Simons und der Candelle mußte 1802 getrennt werden.

(Aufopfernde Freundschaft.) Wir haben vor Kurzem von der seltenen Aufopferung einer edeln Frau, der Fürstin von Trubekoi, erzählt, welche ihrem verbannten Gemahle nach Sibirien folgte und dort unter unbeschreiblichen Entbehrungen und Leiden aller Art bereits vierzehn Jahre ausgedauert hat;

ein Beispiel aufopfernder Freundschaft, das bei dieser Gelegenheit ein Franzose gab, kommt erst jetzt an den Tag. Der Fürst Trubezkoi hatte 1814 innige Freundschaft mit einem französischen Kaufmanne geschlossen, der sich später in Marseille niederließ. Als den Fürsten das bekannte Unglück betroffen, und die Gemahlin desselben den Entschluß gefaßt hatte, ihrem Gatten in die Verbannung zu folgen, erhielt jener Kaufmann ein Schreiben der Fürstin, in welchem sie ihn bei seiner Freundschaft für den Fürsten beschwor, sie zu demselben zu begleiten. Sie verbarg ihm die Gefahr nicht, da derjenige, welcher einen Berurtheilten am Ural besucht, vielleicht lebenslänglich bei seinem Freunde bleiben muß. Den Kaufmann konnte nichts von dem abhalten, was er für seine Pflicht hielt; er brachte seine Angelegenheiten in Ordnung, machte sein Testament, da er sich für bürgerlich todt ansah, reisete nach Petersburg ab und eilte zu der Fürstin, die durch diesen seltenen Beweis von Freundschaft zu Thränen gerührt wurde. Der Kaufmann brachte die Fürstin wohlbehalten an den traurigen Ort ihrer Bestimmung und kehrte dann, da man ihm kein Hinderniß in den Weg legte, nach Marseille zurück, wo er noch jetzt allgemein geachtet lebt, obwohl Wenige von seiner hochherzigen Handlung etwas wissen.

(Schriftsteller, Diebe und Gläubiger.) Vor einiger Zeit schlich ein Dieb in der Nacht in die Wohnung des Herrn von Balzac und suchte da den Schreibtisch aufzubrechen, wurde aber bei dieser Beschäftigung durch ein lautes Gelächter unterbrochen, das aus dem Schlafgemache des Schriftstellers herausschallte. Er drehte sich um, und sah im schwachen Mondlichte den dicken Herrn von Balzac im Bette sitzen, der sich vor Lachen die Hände in die Seite stemmte.

Der Dieb, der sich einmal ertappt sah, sagte sich ein Herz und fragte, warum der Herr so außerordentlich lache.

„Ich lache,“ antwortete der Schriftsteller, „darüber, daß Sie in der Nacht und ohne Licht da Geld zu finden glauben, wo ich bei hellem Tage nichts zu erblicken vermag.“

Eine einigermaßen ähnliche Anekdote erzählt man von einem deutschen Schriftsteller, von dem man weiß, daß er wenig Geld, aber viele Gläubiger hat. Einer der letzten machte kürzlich dem Schriftsteller einen eben so frühen als unangenehmen Besuch; Herr . . fuhr auf aus schweren Träumen, und fragte mit so ruhigem Gesichte als möglich:

„Sie wollen Geld haben, nicht wahr?“

„Ja; Sie würden mir einen Dienst erzeigen, wenn Sie mir meinen Wunsch erfüllten. Uebrigens thut es mir leid, daß ich Sie so früh stören mußte.“

„Beruhigen Sie sich, und haben Sie die Gewogenheit, den ersten Kasten rechts da in dem Sekretair herauszuziehen; nehmen Sie, was Sie darin finden.“

„Herr . . es —“

„Nun?“

„Es ist nichts darin.“

„Wirklich? So ziehen Sie den Kasten darunter heraus.“

„Auch da ist nichts.“

„So bemühen Sie sich noch einmal, und sehen Sie links nach.“

„Auch links sehe ich nichts.“

„Liegt auch auf dem Tische nichts?“

„Nein, ich sehe nirgends Geld.“

„Nun,“ erwiderte der Schriftsteller mit größter Ruhe, „wenn wirklich nirgends Geld ist, so kann ich Ihnen keins geben.“

(Condorjagd.) Der Condor, der größte Raubvogel auf Erden, hält sich meist auf den höchsten Spigen der Anden auf; von einer Flügelspize bis zur anderen mißt er fünfzehn bis zwanzig Fuß; sein Gefieder ist schwarz, sein Kopf und ein Theil seines Halses kahl, runzelig und häßlich. Seine Fänge sind so stark, daß er junges Vieh fortzutragen vermag, und er ist deshalb in Südamerika sehr gefürchtet, wo bekanntlich hauptsächlich Viehzucht getrieben wird. Wie aber diese starken, furchtbaren Thiere angreifen? Die Eier derselben sind nicht zu vernichten, weil die Vögel auf unzugänglichen Felsen nisten und nie einen Menschen auf Schussweite an sich herankommen lassen. Es bleibt deshalb nichts übrig, als List gegen sie anzuwenden. Es wird ein todttes Thier an eine Stelle gelegt, die man mit einer hohen Einfassung umgiebt. In der Nähe, in einer grünbedeckten Hütte, halten sich die Jäger auf. Bald schweben die Condors über der lockenden Beute, und endlich schießen sie blitzschnell auf dieselbe herunter. Dann läßt man die Thüre der eingefasteten Stelle zufallen und die Räuber sind gefangen, denn diese riesenhaften Vögel können sich nicht wieder zum Fluge erheben, wenn sie nicht erst einige Schritte weit laufen. Daran hindert sie die enge Einzäunung, aus der sie nur durch die Thüre wieder heraus können, wo die Jäger sie in zwei Reihen, bewaffnet mit eisenbeschlagenen Stöcken, erwarten und niederschlagen. In einiger Entfernung sind andere Jäger mit Gewehren aufgestellt, um die entkommenden niederschließen. Diese Mezelei ist übrigens sehr gefährlich, denn mit einem Flügelschlage oder einem Schnabelhiebe zerbricht der Condor einem Menschen einen Arm oder ein Bein.

### Generalcorrespondenz.

Seit einiger Zeit erregen die Alterthümer, welche man in Mexiko findet, die Aufmerksamkeit der Gelehrten in hohem Grade, und wir haben auch kürzlich erst die Abbildung mehrerer solcher Ueberreste mitgetheilt. Nun sind kürzlich die Depeschen, welche der Eroberer von Mexiko, Cortez, an den Kaiser Karl V. schrieb, veröffentlicht worden, und man erkennt aus denselben, einen wie hohen Grad von Civilisation die damaligen Bewohner von Mexiko erreicht hatten, und mit welcher Wuth die gutchristlichen Spanier Alles zerstörten. So sagt Cortez von Tlascala: die Stadt ist größer als Granada, enthält so viele schöne Häuser als dieses und eine weit größere Einwohnerzahl. Auf ihrem Markte findet man eine große Menge Luxusgegen-

stände, die zum Kauf ausgebaut werden, wie es auch eine wohlgeordnete Polizei giebt.“ Von Cholula berichtet er: „Von einer Moschee oder einem Tempel hier habe ich vierhundert Moscheen und eben so viele Thürme gezählt. Die Häuser und Gärten der Häuptlinge stehen denen der Großen in Spanien in nichts nach.“ Von Temixtitan (Mexiko) selbst heißt es in einer dieser Depeschen: „Die Stadt ist so groß wie Sevilla oder Cordova, und die Straßen sind breit und schnurgerade. Einer der Marktplätze ist doppelt so groß wie jener von Salamanca, und rund herum von Säulenhallen umgeben, unter welchen sich wohl sechszigtausend Menschen hin und her bewegen, da hier alle Arten von Waaren und Schmucksachen von Gold, Federn, Edelsteinen ic. verkauft werden. Jeder Artikel hat seine besondere Strafe. In einem großen Gebäude sitzen den ganzen Tag über zwölf Personen, welche über die Streitigkeiten entscheiden, die bei dem Kaufe und Verkaufe entstanden. Einer der zahlreichen Tempel übertrifft alle übrigen, denn seinen großartigen Bau vermag keine menschliche Zunge zu beschreiben; die hohe Mauer, die ihn umgiebt, schließt einen Raum ein, in welchem eine Stadt von 500 Einwohnern stehen könnte. In diesem Tempel zählt man nicht weniger als vierzig Thürme, von denen der höchste höher ist, als der große Thurm in Sevilla.“ Man braucht sich nun über die großartigen Tempelüberreste, welche man neuerdings dort gefunden hat, nicht mehr zu wundern. —

Ein Franzose, welcher ganz Europa bereiset hat, um sich über den Zustand der Gartenkunst zu unterrichten, versichert, daß man die schönsten Gärten in Deutschland, namentlich in Bayern, finde. Namentlich hebt er den Umstand rühmend hervor, daß in Deutschland das Publikum die öffentlichen Gartenanlagen nicht beschädige, während, wie er meint, das Publikum in Frankreich alle Blumen ic. plündern würde, wenn es nicht durch feste Barrieren zurückgehalten würde. Bitter beklagt er sich über die öffentlichen Gärten in England, weil dieselben nur für die Aristokratie, für die Leute eingerichtet wären, die Equipagen besitzen; es gebe keinen schattigen, vor dem Staube geschützten Weg darin, keinen bequemen Sitz für Kinder und Schwache. —

In der Nacht vom 27. zum 28. December 1833 wurde in einem Dorfe in den Sevennen ein Bauer erschossen. Der Verdacht fiel auf die Familie Rouveyre, zwei Brüder und einen Sohn des einen, die denn auch bald verhaftet wurden. In dem Gefängniß gestand der älteste dieser Brüder, daß er ihren Gegner erschossen habe, weil derselbe einen Schuldschein der Familie an sich gekauft habe, um sie von ihrem Besitztume zu vertreiben, setzte aber zugleich auseinander, daß ihre ganze Familie verurtheilt müßte, wenn er oder sein Bruder, die Besitzer des Gutes, in den Prozeß verwickelt würden, weil die Kosten desselben all ihr Hab und Gut verschlingen müßten. Er machte deshalb dem Sohne seines Bruders, Baptist, den Vorschlag, er möge sich zu der That bekennen und die Strafe über sich neh-

men, damit die Familie ihr Vermögen behalte, seine Frau und sein Kind aber nicht an den Bettelstab gebracht würden. Baptist ging in den Vorschlag ein, wurde schuldig befunden und zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Sein Oheim und Vater erhielten ihre Freiheit wieder. Nur zwei Jahre später erkrankte der eigentliche Mörder und da er fühlte, daß sein Ende nahe, ließ er die achtbarsten Einwohner seines Dorfes an sein Bett bescheiden, um ihnen die Wahrheit zu gestehen. Seine Aussage wurde niedergeschrieben und von den anwesenden Personen unterschrieben. Der Mörder starb und die Leute behielten jene schriftliche Urkunde bei sich, ohne Anzeige davon zu machen. So blieb denn Baptist Rouveyre, der Unschuldige, mitten unter den schrecklichsten Verbrechern, gebrandmarkt in dem Bagno. Er hatte keinen Namen mehr, er hieß Nr. 20,252, seine junge Frau war vor Gram gestorben und sein Kind eine Waise. So vergingen beinahe zehn Jahre; der Arme zeichnete sich durch musterhaftes Verhalten aus und wartete geduldig auf das Ende seiner Strafzeit. Da kam ein Menschenfreund, der Baron von Croze, nach Brest, wo man ihn auf Nr. 20,252 aufmerksam machte, der sich von allen andern Sträflingen unterscheidet und von denselben für unschuldig gehalten werde. Er stellte genaue Nachforschungen an, auch in der Heimath des Unglücklichen, und dabei kam jene oben erwähnte Aussage Antons Rouveyre, jenes Document zum Vorschein, das die Bauern sorgsam aufbewahrt hatten. Der Baron machte sogleich Anzeige und Nr. 20,252 wird nun wahrscheinlich seine Freiheit bald wieder erlangen. —

Als eine der vorzüglichsten Arbeiten, die jemals aus Düsseldorf hervorgegangen, wird ein Gemälde von Schrader (aus Berlin) gerühmt, das sich in der Ausstellung zu Düsseldorf befindet und den bekannten Vergiftungsversuch des Kanzlers Petrus von Vinea gegen seinen Freund Kaiser Friedrich II. darstellt. Die Figuren haben ein Drittel der Lebensgröße. —

Ein Gemäldefreund entdeckte vor zwei Jahren sechs Gemälde von Hogarth, die so beschädigt und verdorben waren, daß er dieselben für 20 Guineen an sich kaufte. Diese Gemälde sind auf eine neue Art so vortrefflich restaurirt worden, daß fünf davon jedes für 100 Guineen und eins für 200 Pfd. Sterl. (1400 Thlr.) verkauft wurden. —

Man glaubt immer, in England herrsche Freiheit in allen Dingen; an dramatischer Freiheit fehlt es aber doch daselbst. Daß kein Theater ohne Genehmigung der Behörde errichtet werden darf, ist in der Ordnung; weiter bestimmt aber das neue Gesetz, daß jeder Director eine Caution von 3000 Thlrn. zu stellen habe, und daß in London der Lord-Kammerherr, in der Provinz eine Commission von Friedensrichtern jeden Augenblick einem Director beliebig die Concession nehmen kann. — Auch darf nicht jedes Theater Alles spielen, denn das eine ist auf dieses, das andere auf jenes Genre angewiesen.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 42.

1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## David.

Eine Erzählung von Theodor Mügge.

(Fortsetzung.)

Vincent stieg die schmalen Stufen empor und trat in ein kleines Vorgemach, aus welchem ein Gemurmel von Stimmen drang. Als er die Thür öffnete, stand er still. Wohl ein Duzend wild blickender, bärtiger Männer, ganz ähnlich dem, der Wache unten hielt, saßen in mannichfacher Gruppierung an den Wänden umher. Ein Paar hatten ihre Röcke ausgezogen und besserten die schadhafte Stellen aus, einige Andere hielten die nervigen Arme über der Brust gekreuzt und flüsterten unter einander. Als der Fremde hereinkam, blickten sie Alle auf; ihre durchdringend prüfenden Blicke hingen mißtrauisch an seinen edeln feinen Zügen; ein Unheil verkündendes Lächeln verzerrte ihre Lippen; die großen Ohrringe an den Seiten ihrer Köpfe, die sich hin und her bewegten, waren das einzig Glänzende an diesem Haufen schmutziger, zerlumpter, gemeiner Bursche. — Der Künstler that ein Paar ungewisse Schritte, dann zögerte er. Die Thür zu dem Seitengemach war angelehnt, drinnen sprach man laut; er konnte einige Gestalten erkennen, die auf und nieder gingen. — Die Männer im Vorgemach schienen auch zu horchen. — Vincent erinnerte sich, daß Robespierre immer von einer Bande Fanatiker aus der untersten Klasse umgeben sei, die man spottweise seine Garde nannte. — Diese nichtswürdige Rotte erschien überall, wo der Wille

ihres Oberhauptes und seiner Gehilfen, der Jacobiner, durchgesetzt werden sollte. Sie drängte sich in den Convent und umbrüllte die Bänke der Volksvertreter mit gezückten Messern; sie füllte die Säle des schrecklichen Revolutionstribunals, um durch ihren Beistand die Verurtheilung derer zu beschleunigen, die Robespierre gerichtet haben wollte; sie hatte erst jüngst den Karren umtanzt, auf welchem Danton und Camille Desmoulins, Herault Sechelles und Faber d'Eglantine zur Schlachtbank fuhren, dieselben Männer, welche so oft von ihrem wüthenden Triumphgeschrei empfangen und begleitet wurden. — Das waren würdige Repräsentanten hier. So mußten die aussehen, welche für tägliche zehn Sous immer neue Köpfe forderten von der langen Liste derer, die noch immer, nicht genug der reinen Bürgertugend angehörten. Ein leises Zittern lief durch Vincent's Adern, ein Gefühl des Abscheus und des Entsetzens. Er schlug die Augen zu Boden, um den unheimlichen glühenden Blicken auszuweichen, die von allen Seiten stechend auf ihn trafen, und hörte auf die Worte, welche aus dem Zimmer zu ihm gelangten. — „Ich sage Dir,“ rief eine rauhe mächtige Stimme, „die Bösewichte sind nicht zu bessern, ihre Verschwörung richtet sich gegen die Tugendhaften, gegen Dich, Robespierre, gegen uns Alle. Das Vaterland ist in Gefahr, schlafe nicht länger, Brutus, die Stunde ist da!“ — Der Spalt in der Thür war weiter aufgegangen. Vincent konnte den sehen, der gesprochen hatte. Es war ein großer, breitschultri-

ger Mann; ein ungeheurer Kopf mit dichtem schwarzen Haar saß auf seinen Schultern, sein rothes Gesicht, häßlich und voll Blatternarben, hatte kleine feurig blühende Augen. Neben diesem Riesen stand ein schlanker großer Mann mit spitzem Gesicht. In die Offizierstracht der Nationalgarde gekleidet stützte er sich auf seinen schweren Säbel und lächelte verächtlich über die Besorgnisse seines Nachbarn. Dann war noch ein jüngerer Dritter vorhanden, der in einer Liste las und von Zeit zu Zeit diese sinken ließ, um dem Gespräche zuzuhören, und Alle standen dem großen Bürger, dem Vater aller Tugenden gegenüber, in dessen bleichen Zügen das unheimliche nervöse Zucken sein Spiel trieb, das Vincent schon gestern mit Schauder erfüllte. — „Ist es denn meine traurige Bestimmung,“ sagte Robespierre schwermüthig seufzend, als jener schwieg, „daß ich denen, die ich liebe, den Tod bringen soll? Warum muß ich das? Warum wird diese Dual, unter der mein Herz verbluten will, nicht von mir genommen?“

„Die Vorsehung,“ sagte der Erste, „bedarf so auserwählte Werkzeuge, wie Du es bist, um die Tugend über die Erde zu verbreiten. — Die Verräther, die Bösewichte müssen vertilgt werden, wie man Nesseln und Dornen austrauft, damit die grüne Saat emporsprossen kann.“

„Du hast Recht, Cofinhal,“ erwiderte Robespierre mit demselben traurigen Tone. „Nothwendig ist es, daß die reine Tugend siege, was es auch dem Herzen kosten mag. O! daß die Menschen so schwach und so leicht zu verführen sind, daß die Leidenschaften so leicht sie verderben und Gift in ihre Adern bringen. Euch, Ihr tugendvollen und großen Bürger, Euch bleibt es übrig, eine neue Welt zu schaffen, in der die Vaterlandsliebe der Römer und Griechen sich mit der milden Großmuth des französischen Volkscharacters vereint, darum ist es nöthig, daß wir die Intriguanen und Tyrannen hindern, unser Werk zu stören.“

„Dafür laß mich sorgen, Robespierre,“ rief der Offizier aus. „Dieser unwürdige Convent ist nicht genug gefäubert; man muß kurzes Spiel mit ihm spielen. Ich kenne sie Alle, aber sie sind wie die Mäuse,“ sprach er lachend, „sie stecken die Köpfe zusammen, doch wagen sie sich nicht aus den Löchern, wenn sie die Kage merken.“

„Wenn es die Tugend und das Vaterland verlangen, Bürger Henriot,“ sagte Robespierre, „so muß man nicht fürchten, die Verräther in ihren verborgen-

sten Höhlen aufzusuchen. — Sagtest Du nicht, Bürger Agent Payan, daß Du bestimmt wüßtest, wie Tallien, Legendre, Badier, Callot d'Herbois, Carnot, der schändliche Billaud und der feile Barriere geheime Zusammenkünfte halten?“

„Ich weiß es gewiß,“ rief der Agent aus, „und ihre Absicht ist unverholen eine verrätherische, gegen Dich gerichtete. Die Comités wollen die Dictatur, darum streuen ihre Kreaturen unaufhörlich schändliche Verläumdungen gegen Dich aus. Die Jacobiner werden als die Armee des neuen Protector's bezeichnet, Du wirst laut und öffentlich der Cromwell Frankreichs genannt. Man zischelt den Bürgern in die Ohren, daß endlich des Blutes genug vergossen sei, daß man anhalten, umkehren, nicht länger zerstören, sondern wieder aufbauen müsse, daß man einer schrecklichen Tyrannei entgegengehe, und man wagt es, die Worte des Verräthers Danton zu wiederholen. Frankreich kehrt erst dann zur Vernunft zurück, wenn die Köpfe dieser wahnsinnigen Schurken fallen, wenn Robespierres Kopf —“

„Halt!“ rief der große Bürger mit fast unhörbarer Stimme. Das Zucken seiner Nerven schien den ganzen Körper ergriffen zu haben, seine Stirnhaut zog sich in tausend Falten zusammen, er legte die krampfhaft gebogenen Finger auf seinen Schädel, als drücke er dort etwas hinab. Dann versuchte er zu lächeln, aber seine Lippen waren bläulich, sein Gesicht ohne Bewegung. „Hat er nicht auch gesagt, sein Blut würde mich ersticken? Danton, o! wie liebte ich ihn. Mit welchen Schmerzen riß ich ihn von meiner Brust. Er mußte hinab, er war ein abgefallener Engel, er verrieth die Tugend und ich — ich bringe ihr alle Opfer dar. — Hat man ihn nicht gesehen,“ fuhr er dann lebhafter fort, „wie er in gemeinen Genüssen schwelgte, wie er nach Gold trachtete, wie er sich in die Sümpfe der Unsittlichkeit stürzte? Kann das ein wahrer Republikaner? — Ich habe nichts, ich bin arm, ich verachte die Ausschweifungen, ich verachte das Gold. — Aber diese Elenden alle, wonach streben sie? Nach Unterdrückung, nach Macht, nach Schätzen, um ihre thierischen Begierden zu befriedigen. Es sind Heuchler, Bösewichte, Nichtswürdige, wir müssen ihre Plane zu Schanden machen; wir müssen sie entlarven.“

„Nieder mit ihnen, mit allen Verräthern!“ rief Cofinhal.

„Reinige den Convent, Robespierre,“ fiel Payan ein. „Die Commun ist für Dich, die Jacobiner kämpfen an Deiner Seite und was die Verräther betrifft . . .“

„Für diese,“ sagte Henriot, indem er mit dem Säbel auf den Boden stieß, „laß mich sorgen. Meine Artilleristen haben Kartätschen für sie.“

„Ich werde St. Just zurückrufen sobald als möglich,“ sagte Robespierre, „er, Louthon, mein Bruder, Lebas und die andern Freunde der Tugend werden mir zur Seite stehen. Die Vorsehung will es; die Beräthrer dürfen nicht triumphiren, wenn die guten Menschen es hindern können. Ich werde heute Abend in der Versammlung sprechen, jetzt verlaßt mich, Bürger, ein Jeder erfülle seine Pflicht.“ —

Nach einigen Minuten traten die drei heraus. Robespierre öffnete die Thür und warf einen verwunderten, fürchtamen Blick auf Vincent. — „Du hier?“ sagte er; „was willst Du, Bürger Vincent?“

„Ich wünsche mit Dir zu sprechen,“ versetzte der Maler. „Ich habe eine Bitte an Dich.“

Robespierre trat zurück und plötzlich wurden seine finsternen Mienen freundlicher. „Womit kann ich Dir dienen?“ fragte er.

„Ich habe einige Zeilen hier von dem Bürger St. Just, meinem Freunde.“

Robespierre schlug das Blatt auf und las. „Du willst Dich verheirathen?“ sagte er.

„Ja, Bürger.“

„Und willst einen Paß nach Dijon?“

„Es ist meine Vaterstadt.“

„Warum willst Du nicht hier bleiben?“

„Nun, Bürger,“ versetzte Vincent lächelnd, „man verlobt die Flitterwochen wohl gern so einsam als möglich. Auch habe ich ein Geschäft dort, eine Auseinandersehung mit meinen Verwandten.“

„Wen willst Du heirathen?“ fragte Robespierre nach einer Pause.

„Eine junge Witwe ohne Vermögen. Sie ist allein mit ihrer alten Verwandten.“

Der mächtige Beherrscher des Convents ließ seine schweren Augentlider niedersinken auf das Papier. „Es ist mir lieb,“ sagte er, „wenn ich Dir dienen kann. St. Just bittet mich, Dir ein Certifikat auszustellen. Er verbürgt sich für Dich, aber Du hast einen Freund an David; weiß er nichts von Deiner Angelegenheit?“

„Ich glaube, er weiß es,“ versetzte Vincent, indem er seine Verlegenheit unterdrückte, „und was er nicht weiß, werde ich ihm heute noch mittheilen. Ich muß Dir sagen, Bürger,“ fuhr er dann unbefangen fort, „daß ich gestern selbst noch nicht zu dem Schritt entschlossen war, den ich jetzt thue. St. Just besuchte

mich noch spät, ihm eröffnete ich mich, er rieth mir, meine Ehe rasch zu schließen und Paris mit meiner Frau zu verlassen. Da er sogleich reisen mußte, wies er mich an Dich.“

Robespierre trat an den großen Tisch, der im Zimmer stand, nahm ein Blatt Papier und schrieb. Mit Herzklopfen blickte Vincent nach ihm hin. Das Gemach war klein; ein Paar einfache Mobilien standen an den Wänden, im Hintergrunde ein Bett, auf einem Schrank eine Reihe Bücher, auf dem Tisch ein Haufen wohlgeordneter Schriften. — Die Dielen waren weiß geschuert, überall herrschte Ordnung und die schmale Gestalt des Schreibenden in seinem braunen sauberen Kleide, seine Zierlichkeit, seine Feinheit paßte ganz zu diesem häuslich stillen Raume. Wer hätte denken können, daß dies die Wohnung des allmächtigen Hauptes der Republik sei, daß hier alle die blutigen Katastrophen beschlossen wurden, welche über des weiten Frankreichs Grenzen hinaus die Welt erschütterten, wer endlich hätte diesem sanftmüthig stillen Gesicht es angesehen, daß es erbarmungslosen Tod über seine besten Freunde aussprechen könne, daß es so eben, in diesem Augenblicke noch, unter heuchlerischem Seufzen an neues Blut gedacht, neue Verbrechen erdacht, seiner schrecklichen Tugend neue Opfer schlachten wolle!

„Hier, Bürger Vincent,“ sagte Robespierre, „hier ist das Certifikat. — Ich verbürge mich darin für Dich und die zwei Frauen. Geh' auf die Mairie damit, Du wirst den Paß sogleich erhalten.“ — Und als habe er die Gedanken erforscht, welche Vincents Gehirn erhitzen, sagte er plötzlich dessen Arm und sah ihn mit seinen trüben todten Augen eine Minute lang an. „Bürger Vincent,“ murmelte er, „Du siehst, ich bin Dein Freund. St. Just hat Recht, Ihr Maler seid Alle Träumer, man kann von den Meisten von Euch nichts hoffen für die heilige Sache des Vaterlandes, man muß Euch Euren Weg gehen lassen. Gut, gehe Du den Deinen, ich hindere Dich nicht. Aber eines merke Dir, Bürger. Man kann auch durch Schweigen seinem Vaterlande und der Tugend große Dienste erweisen. Ich fürchte den Verrath nicht, aber ich hasse die Verräther. Ich vernichte Die, welche mich hindern, Gutes zu thun; ich bin unerbittlich gegen die Elenden, die sich den Feinden Frankreichs zugesellen, mit Warnung und was der Zufall sie etwa erlauschen ließ.“ — Hier heftete er den Blick drohend auf den Maler und seine Lippen zuckten convulsivisch. — „Reise, Bürger,“ sagte er, „reise heute noch und lebe wohl. Ich werde

mein Auge nicht von Dir wenden; ich finde Dich wieder." —

Er reichte ihm die Hand, sie war so kalt wie eine Todtenhand, die Vincent's Blut erstarren ließ. — Er sprach seinen Dank hastig aus, dann ging er durch das Vorzimmer, ohne den Blick aufzuschlagen, und sprang so rasch er konnte die Stufen hinunter.

„Was das Beste für ihn wäre?“ sagte Robespierre mit seinem eisigen Lächeln. — „Ich denke die Bekanntschaft meines Freundes Fouquier Tinville und des Bürgers Samson. Und wenn St. Just nicht so bethört wäre und David der Freund dieses albernen Schwärmers, ich hätte Grund genug ihn der Gerechtigkeit der Nation zu übergeben. Ein Mensch, der Heilige malt, ein Mensch, der mich nicht kennt, ist seinem Vaterlande mindestens unnütz, und das Unnütze muß fort, um, wie Cofinhal sagt, dem Nützlichen Platz zu machen.“

Er hörte unten ein lautes Rufen und trat an's Fenster. Da stand David, die phrygische Mütze schwenkend und den Arm weit aus seiner Toga hervorgestreckt. — „Vincent!“ rief er, „halt! Bürger Vincent;“ aber der Bürger dieses Namens hatte nicht die geringste Lust zu hören. — Er lief die Straße hinunter mit einer Eile, als brenne das Pflaster unter seinen Füßen. David stampfte dazu vor Hestigkeit, und schrie eine schwere Verwünschung nach der andern, bis er endlich seine Mütze aufsetzte und die Treppe hinauf zu Robespierre stürzte.

„Das ist der einzige Getreue,“ sagte dieser, „der einzige Freund der reinen Tugend unter den Bösewichten im Sicherheitsausschusse. Aber zittert, ihr Easterhaften, zittert ihr Elenden, nichts rettet Euch vor der Strafe. Die hehre Göttin ist mit mir. Ich, ihr Priester, verkünde ihren Willen; Volk von Frankreich, wer kann Dein Glück malen, wenn einst das Böse ganz vernichtet, die unbesleckte Freiheit alle Herzen erfüllt!“

Nach mehreren Stunden kam Vincent zurück. Ganz erhitzt und athemlos stieg er die vier schmalen hohen Treppen zu seiner Wohnung hinauf, dann öffnete er die Thür, warf den Hut auf den Tisch und sah sich fragend in dem leeren Raume um. — „Sie ist nicht hier?“ sagte er seufzend; „gleichviel, was könnte ich ihr auch sagen. — Nichts als das Eine,“ murmelte er vor sich hin, „daß ich sie liebe, daß ich sie nie, nie

vergessen werde, und daß sie glücklich sein mag, glücklich dort in dem fremden Lande, glücklich ohne mich, wenn ich nicht mehr sein werde.“ — Er wendete sich erschrocken und freudig um, denn er hörte ein leises Rauschen; Melanie stand bleich und freundlich an der Thür. — „Meine liebe Freundin,“ sagte Vincent, „ich habe Ihnen glückliche Nachrichten zu bringen. Es ist mir gelungen, einen Paß zu erhalten auf drei Personen; ungehindert werden Sie Paris verlassen; dies Papier wird Ihnen alle Wege öffnen; ich zweifle nicht daran, daß es Ihnen leicht gelingen wird, auch die Grenzen zu überschreiten, und wenn Sie in Sicherheit sind, Melanie, dann — dann —“ Er hielt inne, die Stimme versagte ihm den Dienst, da schlug er die Augen auf und blickte die Geliebte traurig, zum Tode betrübt an.

„Muß es denn sein?“ fragte Melanie; „muß ich denn gehen und Sie allein lassen? — O, mein Gott! Charles, es kann nicht geschehen, ich kann es nicht denken; ich würde es nicht ertragen.“

„So bleiben Sie bei mir,“ rief Vincent mit Hestigkeit. „Doch nein,“ sügte er traurig hinzu, „Sie können nicht, Sie dürfen nicht. Ein Vater, eine geliebte Verwandte fordern Sie und hier ist der Tod, hier schleicht er umher und sucht seine Opfer. Was hat man über Sie beschlossen?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte sie, „aber was kann mein Schicksal sein? Sie wissen, daß ich zum Kloster bestimmt ward, Sie kennen meinen traurigen Lebenslauf. Jetzt ist mein Bruder todt, mein Vater güterlos, seine Hoffnungen vernichtet. — Ich weiß nichts, Herr Vincent, ich bin sehr unglücklich.“

„Unglücklich!“ rief der junge Mann, „und warum können wir nicht glücklich sein? Wer hindert uns daran? Die Vorurtheile, die traurigen Leidenschaften der Menschen! — Melanie!“ — Er schwieg und hielt ihre zitternde Hand — „Meine theure geliebte Melanie!“ Er hatte beide Arme fest um sie geschlungen, seine Küsse brannten auf ihren bleichen Lippen, sie athmete kaum. „Bleibe bei mir!“ flüsterte er, „sage Dich los von ihnen, wage es frei zu sein, Deinem Herzen und dem Glück zu folgen. — Ich will alle ihre Liebe ersetzen, ich habe mehr für Dich als sie, die Dich in eine fremde Welt führen, die uns trennen, uns auf immer elend machen, um ihren Götzen ein Opfer zu bringen. Bald wird die Zeit kommen, wo man anders denken wird. Ich will darnach ringen, ich will meinen Namen groß und berühmt machen, sie sollen sich nicht schämen

o! die Liebe kann Alles, und wenn sie Dir fluchen, ich will es in Segen verwandeln."

Bei diesen Worten richtete sich Melanie auf. Ihr Gesicht war bleich, wie der Tod, aber eine hohe Entschlossenheit sprach aus ihren Augen. — „Ja, ich liebe Sie, Vincent," sagte sie leise, „und nichts wird mich vermögen, dieser Liebe jemals zu entsagen."

„Halt!" rief der Vicomte, der schnell hereintrat, „halt ein! ich befehle es Dir."

„Mein Vater," sagte sie ruhig, „Sie hörten, was ich sagte; das ist ein heiliges Gelöbniß und nie will ich es brechen. — Wenn Sie mich von ihm reißen, werde ich folgen, wohin Sie befehlen. Sie werden mein Herz zerbrechen; ich fühle es wohl, es ist nicht gemacht, solche Leiden lange zu tragen, aber Sie werden eine gehorsame Tochter finden. — Ich liebe Vincent, den edelsten Menschen, den ich kenne, dessen Tugenden ihn so hoch erheben, daß alle Namen dagegen verschwinden; ich kann entsagen, und er — er kann es auch. — Sehen Sie hier diesen Paß, der unsere Flucht sichert, er hat ihn dem blutdürstigen Robespierre abgeschmeichelt, er bleibt zurück, um sich den Streichen auszusetzen, dem Blutbeil, das ihn bedroht, und für wen, mein Vater?? Für Sie, für meine Tante, für mich, die er auf immer verlieren soll. — Rührt Sie das nicht, hat dieser Edelmann keinen Weg zu Ihrer Brust? Erbarmen! mein Vater, haben Sie Mitleid." — Sie streckte die Hand stehend nach ihm aus, aber der alte Herr blickte sie zornig an.

„Ich hoffe, Herr Vincent, daß ich Ruhe und Einsicht bei Ihnen finde. — Ich weiß und erkenne Alles, was Sie thun; ja, Sie könnten mich zu zwingen meinen. Sie könnten mir Bedingungen stellen. Sie könnten mir sagen, für diesen Paß da verkaufe mir Deine Tochter, Du bist in meiner Hand."

„Sprechen Sie nicht weiter!" rief der Vater empört aus, indem eine tiefe Röthe sein Gesicht bedeckte. — „Melanie hat entschieden, Sie haben es gehört und nichts kann Sie hindern, Ihren harten Willen auszuführen. Dort liegt der Paß, nehmen Sie ihn, für alles Andere werde ich Sorge tragen. Was ich besitze, reicht hin, Ihre Flucht zu sichern. Ich entsage dem Glück, weil ich liebe. — Wenn aber einst das Herz gebrochen ist, wenn Sie verzweifelnd und kinderlos sein werden, dann zu spät wird die Ruhe kommen."

„Ich habe nichts zu bereuen!" sagte der Vicomte, „aber," setzte er milder hinzu, „ich beklage es, nicht anders handeln zu können." — Er ging mit großen

Schritten auf und ab und blieb dann plötzlich stehen. „Ich bin nicht grausam," sagte er, „ich will es Ihnen beweisen. Melanie mag wählen, frei wählen, was sie thun will. — Will sie mir, ihrer Familie, ihrem Blute und ihren Rechten entsagen, wohlan denn, so mag sie es thun. — Hier steht der Bürger Vincent," sprach er mit einem bitteren Lächeln, „und hier der Vicomte Estampes, Dein Vater. — Willst Du auf die Mairie gehen, mit dem Strickstrumpf in die Section wandern, eine gute Bürgerin werden und ihm Modell stehen? willst Du Dich so entwerthen, gut, ich will es nicht segnen, aber ich werde Dir auch nicht fluchen. — Ich will denken, Du seiest mir gestorben, wie Henry; ich will Deinen Todestag begehen und Dich beweinen."

„Mein Vater!" rief Melanie aus und es lag ein Ausdruck tödtlicher Herzensangst in ihrer Stimme.

„Entscheide Dich!" erwiderte der alte Herr stolz. „Hier giebt es keinen Zwischenweg. Da oder dort, an seinem Herzen oder in meinen Armen. Tochter oder Weib, das ist die Frage."

Vincent hatte die Arme über die Brust gekreuzt, er stand dem Vicomte gegenüber, bleich und ruhig. Sein Auge blickte fest auf die Geliebte, keine Muskel bewegte sich, er war einer Bildsäule gleich, in deren marmorkalten Zügen der Meister die erhabenen Gedanken, die Kraft eines edlen entschlossenen Geistes gemeißelt hatte.

Plötzlich that Melanie einen schwankenden Schritt, dann stürzte sie sich an Vincent's Brust und legte ihren zitternden Kopf auf sein Herz. „Ich habe entschieden," rief sie, „hier ist mein Platz, bei Dir, mein edler, mein geliebter Freund. Vergebung, mein Vater! ach, Vergebung! ich kann, ich darf Ihnen nicht folgen, wenn Sie mein Schicksal in meine Hand legen."

„Melanie!" rief Vincent, wie zum Leben erwacht, mit dem Ausdruck des höchsten Entzückens, „meine Geliebte! mein Weib!"

Der Vicomte kehrte sich ruhig von ihnen und steckte den Paß ein. „Es wird nichts thun, wenn auf diesen Paß zwei statt drei Personen reisen, das Papier selbst ist die Hauptsache. — Nur wenige Stunden noch, Herr Vincent, gestatten Sie mir, unter diesem Dache zu sein, dann gehe ich für immer."

„O, gehen Sie nicht im Zorn von uns! mein Vater!" rief Melanie.

„Ein für allemal," versetzte der alte Herr; „ich habe keine Tochter mehr. Sie ist todt."

Melanie lehnte sich weinend an Vincent. „Herr Vicomte,“ sagte dieser, „gibt es kein Mittel, Sie zu versöhnen?“

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ erwiderte dieser. „Was geschehen, ist geschehen. Ich gehe, der Frau Weibsfrau zu erklären, daß wir reisen, im Uebrigen bin und bleibe ich Ihr Schuldner, mein Herr, und werde nie versäumen, mich meiner Verpflichtungen zu erinnern.“

„Ich gebe die Hoffnung auf,“ rief der Künstler; „tröste Dich, Melanie, es wird nicht immer so sein. Einst wird dieser strenge Vater uns dennoch gütig aufnehmen, er wird sein Herz wiederfinden, wenn er sieht, daß wir glücklich sind, daß Ruhm und Ehre mich begleiten.“

„Ehre? dem Maler?!“ rief der Vicomte.

„Mein Herr!“ rief Vincent mit leuchtenden Augen; „was war Rafael, was Michel Angelo, was Titian, was Rubens oder Murillo! Maler waren sie und doch buhlten die mächtigsten Könige um ihre Freundschaft, überhäufte sie mit Schätzen und Ehren und hätten Fürsten aus ihnen gemacht, wenn sie es gewollt hätten. — Und vor mir liegt ein langes Leben. Ich fühle Kraft, ich fühle den Muth, das Höchste zu erringen, jeden Preis, jede Ruhmesstaffel, um Melanie's willen, eine Krone, wenn sie es wünscht.“

„Gut, mein Herr Maler,“ sagte der Vicomte lächelnd, „thun Sie das; wenn es geschieht, wollen wir weiter reden. Für jetzt leben Sie wohl.“

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Alte Theaterpracht.) Man spricht in unseren Zeiten viel von der Pracht unserer Theater, aber wir stehen darin, wie in vielen anderen Stücken, den alten Römern weit nach. So baute Scaurus ein Theater, das nur einen Monat stehen sollte, weil damals die Gesetze dauernde Theater verboten; die Bühne wurde von 360 Säulen von kostbarem schwarzem Marmor getragen. Das Gebäude war überdies mit 3000 Statuen von Erz geschmückt. Die Malereien und die Stoffe, welche die Ausschmückung vervollständigten, hatten einen Werth, von dem man sich nach folgender Thatsache eine Vorstellung machen mag. Scaurus hatte nach Beendigung der Spiele das Material, das nicht zu dem täglichen Luxus in seinem Hause gebraucht wurde, in seine Villa bringen lassen, seine Sklaven aber legten aus Rache Feuer an und es verbrannte dabei für mehr als 5 Millionen Thaler. Unsere größten Theater sind im Vergleich mit den alten Hütchen, denn während die unseren 2 bis 3000 Zuschauer fassen, fanden in dem des Scaurus achtzigtausend, in dem des Pompejus

40,000 Personen Platz, die nicht bezahlten um in diese Prachtgebäude zugelassen zu werden. Jedermann fand unentgeltlich Zutritt.

(Ein blinder Bettler.) Im Jahre 1835 war in Smyrna ein blinder Bettler allgemein bekannt, der sich durch seine Heisterkeit und seinen unglaublich ausgebildeten Tastsinn auszeichnete und jeden Tag mit einer reichlichen Almosenrente in seine Wohnung zurückkehrte. Einst verschwand er auf vierzehn Tage, und als er sich an den Kaffeehäusern wieder zeigte, war er ein ganz anderer geworden, ernst, gebückt, schmutzig. Er gab keine Antwort auf die Fragen, wo er sich in jenen vierzehn Tagen aufgehatten habe, und ging den ganzen Tag von einem Kaffeehause zum anderen, als suche er Jemanden da. So war ein Monat vergangen, als ein Mann in einem Kaffeehause den alten Blinden bemerkte und mittheilte den Diener aufforderte, dem Bettler etwas zu essen zu reichen. Der Blinde schien von diesem Zeichen von Theilnahme tief ergriffen zu werden und bat, man möge ihn zu dem wohlthätigen Manne führen, damit er ihm danken könne. Kaum war dies geschehen, kaum hatte der Blinde seine Hand auf den Arm des Fremden gelegt, als er denselben festhielt und aus allen Kräften rief: „Er ist der Dieb!“ Man umringte beide und bestürmte den Alten mit Fragen, aber er wollte nichts sagen, bis man ihn mit dem Fremden vor den Richter gebracht habe. Vor diesem erzählte er, was ihm begegnet sei, und der Angeklagte läugnete es nicht. Jener erwähnte Wohlthäter war eines Tages in ein Kaffeehaus getreten, um sich etwas zu kaufen, und gab zur Bezahlung ein Goldstück, das von dem Inhaber des Kaffeehauses für falsch erklärt wurde. Es entstand darüber ein Wortwechsel, und man rief unseren blinden Bettler, der eben auch zugegen war, zum Schiedsrichter auf. Der Blinde betastete das Goldstück, nahm es in den Mund und äußerte dann mit allen Zeichen der Verzweiflung, er habe dasselbe verschluckt. Der, dem das Goldstück gehört hatte, schien dies nicht zu glauben und schlich dem Blinden, der nach Hause tappte, nach. Hier nahm jener einen fest verschlossenen Kasten, der sehr schwer zu sein schien, öffnete ihn und legte das Goldstück, das er noch im Munde hatte, zu dem darin befindlichen Haufen von Gold- und Silbermünzen. Kaum aber war dies geschehen, als der Andere über ihn herfiel, ihn niederwarf und dann mit dem Schatz davoneilte. Der Blinde gerieth darüber in Verzweiflung und verließ vierzehn Tage lang seine Wohnung nicht. Endlich ging er wieder aus, aber nur in der Hoffnung, dem Dieb in irgend einem Kaffeehause zu begegnen. Dies war ihm auch, wie man gesehen, sehr wohl gelungen. Der Richter, welcher diese Erzählung aufmerksam angehört hatte, erklärte aber dennoch der Blinde habe von dem Angeklagten nichts zu fordern, da er den Verlust seines Schatzes durch eine Betrügerei sich selbst zugezogen habe. Der Bettler war untröstlich, doch machte die Sache in Smyrna großes Aufsehen und er erhielt so viele Gaben von Wohlthätigen, daß er sich bald wieder einen neuen Schatz sammelte.

(Es ist ein Gott gestorben.) In der vergangenen Woche ist in Paris eine Gottheit gestorben, ohne daß viel davon gesprochen ward. Dieser in unseren Tagen nur noch Wenigen bekannte Gott, der einst großes Aufsehen gemacht hat, hieß Coeffin. Schon in seinem 18. Jahre kam er auf die Idee, etwas ganz besonderes zu werden, und er ging nach Cayenne, um unter den Wilden Guianas als ein Gott aufzutreten. Es gelang ihm indeß nicht, und er kehrte nach Paris zurück, weil er hoffte, da eher zu seinem Ziele zu gelangen. Die Zeiten waren allerdings günstig; Napoleon hatte sich eben zum Kaiser ernennen lassen, und Coeffin zweifelte nicht, daß er sich zum Gott machen lassen könne. Er veröffentlichte ein neues Evangelium, umgab sich mit Anhänger und ernannte Apostel, die seine Lehren verbreiten sollten. Es wurde ein Haus für den neuen Cultus eingerichtet, und die darin gepredigte Hauptlehre hieß: Der Mensch könne nur durch Enthaltbarkeit zur größten Vollkommenheit gelangen. Später sah er sich jedoch veranlaßt, seine Lehre völlig umzuwandeln, und erarbeitete nun gerade auf die Abschaffung der Nüchternheit und Mäßigkeit hin. Diese Ansicht fand bei weitem mehr Beifall. Coeffin schlug seine Residenz in einem Palaste, inmitten eines reizenden Gartens, auf, wo für alle Freuden und Genüsse des Lebens reichlich gesorgt war. Seine Schüler hatten zur Unterhaltung des neuen Cultus bedeutende Beisteuern zu zahlen. Er empfahl ihnen vor Allem die Verehrung des schönen Geschlechts, und der Anfang seines Evangeliums lautete: „Ohne Frauen kein Heil.“ Die Schönen waren aber auch erkenntlich, schenkten der neuen Lehre ihren ganzen Beifall und brachten sie in die Mode. Die Polizei des Kaisers durchsuchte einst den Palast Coeffins, diesen Tempel der neuen Genußlehre, fand daselbst an Geist und Rang ausgezeichnete Männer, reizende Frauen, berühmte Künstler und Künstlerinnen, aber nichts, was eine strenge Maßregel hätte rechtfertigen können. So blieb der neue Gott mit seinen Schülern und Schülerinnen ungestört, bis die Geldmittel nicht mehr ausreichten und ein Bankerott auszubrechen drohete. Die Restauration, welche unterdes stattfand, machte der Sache volends ein Ende. Coeffin wandte sich wieder der Wissenschaft zu, in der er sich früher ausgezeichnet hatte, und bemühte sich namentlich, Fulton's Erfindung des Dampfschiffes in Frankreich nachzuahmen. Da ihm dies nicht gelang, schloß er sich der Geisteslichkeit an, in der wahnwitzigen Hoffnung, sich einst — zum Papste erwählen zu lassen. Das Schicksal hatte es aber anders beschlossen, denn Coeffin starb vor einigen Tagen, nachdem er fünfundzwanzig Jahre lang vergessen und in tiefer Armut gelebt hatte.

(D'Connell in seinem Hause.) Ein bekannter Reisender besuchte den großen Demagogen D'Connell, und sagt: „Ich fand ihn in seinem Zimmer, umgeben von einem Haufen von Büchern, Journalen und einzelnen Blättern, die selbst auf dem Fußboden umherlagen. Ueber seinem Schreibtische hing ein Christusbild. Eine schwere eiserne Kette, die ich anfangs für ein irländisches Alterthumsstück ansah, befand sich sehr in die Augen fallend an einem Bücherschränke. Sie soll, wie ich später hörte,

von einem portugiesischen Sklavenschiffe herrühren, welches durch ein englisches Schiff weggenommen wurde. Will sich D'Connell durch diese Kette immer an die Fesseln Irlands erinnern, die er zu brechen verspricht? — Er erfreut sich einer vortrefflichen Gesundheit, ist hoch gewachsen und kräftig, hat ein sehr lebenvolles Gesicht und bligende geistvolle Augen, welche ihm noch viele Jahre eines kräftigen Lebens zu versprechen scheinen. Er trug, als ich ihn sah, die gewöhnliche Kleidung der Repeater, nämlich einen grauen Rock mit schwarzen Sammetausschlägen.

(Sonstige Theaterfitten in Italien.) Ein Reisender, welcher Neapel zu Ende des vorigen Jahrhunderts besuchte, erzählt: „Die Damen in den Theatern sind mit Diamanten bedeckt; eine namentlich trug wenigstens für eine halbe Mill. Juwelen an sich.

Höchst störend ist die Sitte der Künstler, die Zuschauer zu grüßen, die ihnen zulächeln. Eine Medea in ihrer Wuth, eine Ariadne in ihrer Verzweiflung nimmt eine lächelnde Niene an und unterbricht ihr Spiel, um einen Verehrer im Parterre zu grüßen, und spielt dann wieder fort, als sei nichts geschehen.“ — Wir könnten auch jetzt noch bei uns manche Künstlerin nennen, die mitten im Spiele ihren Verehrern zulächelt.

In den italienischen Theatern bestand ferner sonst eine vortreffliche Sitte, die Componisten zu verhöhnen, welche aus anderen Opern — entlehnt hatten. Sobald ein solches entlehntes Stück gehört wurde, erschallten von allen Seiten Bravos mit dem Namen des Componisten, der auf solche Weise bestohlen worden war. Hatte ein neuer Componist z. B. Sacchini geplündert, so rief man undarmherzig: „Bravo Sacchini!“ und so fort. Unter solchem Applaus ist manche Oper zu Grabe getragen worden. Wenn diese Sitte bei uns jetzt ankommen sollte, so würde bei der Aufführung sehr vieler neuer Opern des Bravos Rufens kein Ende sein.

### Generalcorrespondenz.

Es scheint, als müßten wir uns doch mit den Dampfmaschinen auf den Eisenbahnen begnügen, da sich die Erfindung Phil. Wagners in Frankfurt, für welche, wenn sie sich bewähren sollte, der deutsche Bund eine Nationalbelohnung von 100,000 Gulden geben wollte, nicht bewährt, wie man sagt. Es ist dem Erfinder bisher nur gelungen, eine Last von 700 Pfunden durch die electro-magnetische Kraft fortzuschaffen. —

In einer der letzten Nummern des Londoner Athenaeum spricht sich ein Engländer sehr rühmend über unseren Professor Semper in Dresden aus, welcher bekanntlich das neue Theater, die Synagoge u. in jener Stadt erbauete. „Das Theater und die Synagoge hoben das mit einander gemein, daß man über die Bestimmung dieser Gebäude nicht in Zweifel sein kann. Wie oft muß man sonst fragen: ist das ein Pallast, ein Museum, eine Kirche, ein Theater, oder ein Hospital? Wer das Dresdener Theater sieht, wird nicht in Zweifel sein und braucht

nicht zu fragen. Man erkennt seine öffentliche und festliche Bestimmung auf den ersten Blick. Noch glücklicher traf er die geeignete Form eines jüdischen Tempels. Man sieht, es ist ein Gotteshaus, aber keine christliche Kirche; es ist orientalisches, aber nicht sarazenisches. Es ist schwer, ohne in Details einzugehen, bestimmt anzugeben, worin der eigenthümliche und ausgezeichnete Charakter des Gebäudes liegt, und was den ganz besonderen und passenden Eindruck hervorbringt. Solche Schöpfungen verrathen den wahrhaft genialen Mann." —

In London will man einen Theil des neuen großen Parlamentsgebäudes zur Aufstellung von Denkmälern für Männer benutzen, welche Anspruch auf den Dank des Vaterlandes haben, gewiß ein Gedanke, der Beifall und Nachahmung in andern Ländern verdient. —

Die Bischöfe in Belgien haben ein Manifest gegen die neuen Schriften von unmoralischer Tendenz erlassen, die täglich aus den belgischen Pressen, meist Nachdrücke französischer Romane, hervorgehen, und als Gegenmittel die Anlegung von Sammlungen guter Bücher empfohlen, welche umsonst zum Lesen ausgeliehen werden sollen. In Brüssel ist bereits eine solche Bibliothek errichtet, die in dem letzten Jahre 30,000 Bände unentgeltlich verlieh. —

In einem kleinen interessanten Buche über die Zigeuner von R. von Heiser (Königsberg) wird als bekannte Thatsache angeführt, daß die Fürstin Sagarin und die Gräfin Tolstoy geborne Zigeunerinnen wären. Es finden sich unter den Zigeunermädchen, namentlich in Rußland, ausgezeichnete Sängerinnen. Die Taglioni machte zu einem Ballet: „Die Zigeunerin,“ 1838 ihre Studien bei einer Bande in der Nähe von Moskau, und sie kann die natürliche Grazie, das feine Tactgefühl und die ungekünstelte Anmuth jener Mädchen nicht genug rühmen. Die Catalani ihrerseits wurde bei ihrer Anwesenheit in Moskau durch den Gesang einer Zigeunerin so entzückt, daß sie ihr den kostbaren Shawl, welchen sie von dem Papste zum Geschenk erhalten hatte, mit den Worten überreichte: „Er war einer unübertroffenen Sängerin bestimmt; nach dem, was ich jetzt gehört habe, darf ich ihn nicht ferner tragen.“ — Das einst so beliebte Wahrsagen wird, wie eine Zigeunerin in Ostpreußen dem Verfasser erzählte, jetzt nicht mehr getrieben, „weil die Leute nicht mehr daran glauben.“

In Frankreich reiset jetzt ein Engländer mit seiner sehr schönen Frau und er ist so eifersüchtig, daß er nie in Gesellschaft mit Anderen reiset und um dies möglich zu machen, keine Kosten scheut. So nahm er lezthin für sich, seine Frau und zwei Domestiken allein das Dampfboot, welches von Lyon nach Marseille fährt, um jede Gesellschaft von seiner schönen Frau fern zu halten. —

So viel auch unsere eleganten Damen den Winter über tanzen, so kommen sie darin doch den Wilden in Nordamerika nicht gleich, wenn wir dem Herrn Catlin glauben, der Jahre

lang unter den „Rothhäuten“ gelebt und deren Sitten studirt hat. Diese Wilden tanzen, ehe sie einen Feldzug beginnen; sie tanzen, wenn der Friede geschlossen wird; sie tanzen bei der Geburt eines Kindes und bei dem Tod eines Mannes; sie tanzen bei der Ankunft eines Fremden und bei dem Ausbruche zur Jagd, sowie bei der Zurückkunft von derselben. Diese Tänze, die nach feststehenden Regeln geordnet sind, zeichnen sich durch äußerst complicirte Pas aus; einer der seltsamsten ist der Wüsfeltanz. Dabei legen die Tänzer die sorgfältig getrockneten und zu diesem Zwecke aufbewahrten gehörnten bärtigen Köpfe von Wüffeln auf; damit hüpfen sie im Tacte umher und schreien dabei auf das Gräßlichste. Ist ein Tänzer müde geworden, so läßt er sich auf Hände und Füße nieder, Einer seiner Gefährten schießt mit einem stumpfen Pfeile nach ihm und er fällt wie todt nieder; dann wird er hinweggeschleppt, während die Andern die Messer schwingen. Dieser Tanz dauert ganze Tage und Nächte ununterbrochen fort, bis nur ein Tänzer, der Unermüdetste, übriggeblieben ist. —

Meyerbeer ist in Paris angekommen und es soll dort in dem bevorstehenden Winter gewiß wenigstens eine seiner beiden neuen Opern, „die Afrikanerin“ oder „der Prophet,“ zur Auführung kommen. —

Wir machen die Gartenbesitzer auf eine neue Art Melonen aufmerksam, die in diesem Jahre zum ersten Male in England gezogen worden ist. Der Same wurde aus Afghanistan von Engländern mitgebracht, welche dem Feldzuge dort beigewohnt hatten und die neuen Melonen, die sehr groß, saftig und süß sind, sollen Alles übertreffen, was man in dieser Art bisher gekannt hat. Sir Alexander Burnes in dem Berichte über seine Reise nach Cabul u. erklärt auch bereits die dortigen Melonen für die schönste Frucht, die er im Oriente gefunden. —

Der größte Weinstock, den es vielleicht überhaupt giebt, befindet sich im königl. Garten zu Windsor, ist 40 Jahre alt und bedeckt eine Wandfläche von 26 F. in der Breite und 130 F. in der Höhe. In dem jezigen Jahre trägt er 2350 Trauben, von denen jede im Durchschnitte ein Pfund schwer ist. —

Man sagt immer Berlin nach, daß es die Stadt sei, in welcher es die größte Menge von Staub gebe; das ist aber nicht wahr, ein Engländer, der kürzlich Peking besucht hat, behauptet, diese Hauptstadt des himmlischen Reiches sei die staubreichste, ja eine Straße daselbst gebe mehr Staub, als alle anderen Städte der Welt zusammengenommen. Bei einigermaßen starkem Winde würden Staubwolken aufgewirbelt, welche den Himmel verdunkelten und Straßen und Häuser einhüllten. Es erklärt sich dies dadurch, daß die Straßen in Peking nicht gepflastert sind. —

Bologna wollte dem Meister Rossini eine Statue errichten; der Componist soll aber die Ehre abgelehnt haben. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 43.

1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 61 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## David.

Eine Erzählung von Theodor Mügge.

(Beschluß.)

Vincent schloß die Geliebte fest an seine Brust. „Das erstarrte Herz des Vaters ist nicht zu erwärmen,“ sagte er; „seine hochmüthigen Vorurtheile sind unüberwindlich. Er geht, aber es beglückt mich, daß er es ungehindert kann. Klage nicht, Melanie, es kann nicht anders sein. Dir bleibt der Freund, der Gatte; wir werden glücklich sein und Alle versöhnen.“

Vor der Thür entstand ein Geräusch; mit starker Hand ward das Schloß aufgedrückt; Melanie wollte sich Vincent's Armen entwinden, aber er hielt sie fest und rief: „Ich kenne diesen Schritt, es ist der Bürger David.“

„Er ist es!“ rief David und blieb an der Schwelle stehen, als er die Beiden erblickte. Sein finsternes Gesicht verdunkelte sich tiefer, die Falten auf seiner Stirn zogen sich in einem Kreise zusammen und das kleine Auge rollte in der tiefen Höhle.

„Mein väterlicher Freund!“ rief Vincent, „komm zu uns, gieb mir Deine Hand und Deinen Segen. — Melanie ist mein, sie wird eine Bürgerin des schönen Frankreichs sein, sie wird meinem Ehrgeize neuen, kühneren Schwung verleihen.“

„Eine Liebescene?“ sprach David. „Wie kam das? Und er, der stolze hoffärtige Narr, er billigt es? Ist er so tief gesunken?“

„Er geht,“ versetzte Vincent, „er scheidet sich von uns, aber ich will ihn schon versöhnen. Einst wird mein Name glänzen, ich will ihn berühmt machen, ich werde der erste Künstler Frankreichs sein.“

„Der Erste?“ rief David.

„Der Erste,“ sagte Vincent. „Ich will nicht rasten, nicht ruhen, bis ich es bin. Es soll keinen Zweiten geben neben mir. Auch Du sollst mir weichen; ich will den Wettkampf mit Dir beginnen; der Blick auf meine geliebte Melanie wird mir Sieg verleihen.“

„Glück zu! Glück zu!“ rief David und mit heftigen Schritten ging er durch das Zimmer. — „Du hast einen schönen Anfang gemacht. Da Deine Cécilie, dort Dein Aufstand im Palais Royal! Wir werden sehen, Knabe, wer gewinnt. Du schwärmst in Empfindungen, in Träumen; sie werden vergehen wie Rauch.“

„Sie werden nicht vergehen,“ versetzte der junge Künstler. „Ich liebe!“

„Die Aristokratin!“

„Sie ist es nicht, sie hat den Bürger gewählt. Es giebt kein Fräulein von Estampes mehr. — Robespierre's Wort hat ihrem Vater den Paß verschafft.“

„Der für Dich bestimmt war,“ rief David. „Du hast ihn betrogen! Weißt Du, was es heißt, das Vaterland, das Gesetz betrügen?“

Die beiden Männer betrachteten einander mit finsternen fragenden Blicken. Vincent war heftig erschrocken, David stand drohend vor ihm.

„Ich that, was ich mußte,“ sagte der junge Maler endlich; „es gab keinen andern Weg, um Unglück zu verhüten. Sei mild, David, wende Dich nicht von mir, beschütze mich, liebe mich, wie Du es oft gesagt hast.“ — Der Mann des Convents schüttelte finstern den Kopf.

„Wenn ich Dein Freund sein soll,“ versetzte er, „so mußt Du diese da lassen. Sie drängt sich zwischen uns, ein Gespenst des Zornes. Es ist thöricht von Dir, es ist verbrecherisch, es soll nicht sein; Du mußt verzichten.“

„Niemals!“ rief Vincent. „Eher mein Leben als Melanie!“

„Dein Leben, Narr, Dein Leben!“ rief David. „Hüte Dich, Du bist nahe daran. — Doch was kümmert es mich, was kümmert mich Dein Treiben, was weiß ich von dieser geheimen Verkuppelung?“

„Bürger David!“ sagte Vincent stolz, „Du beleidigst mich. Ich habe mich kindlich gefreut, Dich zum Zeugen meines Glückes zu machen; Du wußtest, wie es stand, wußtest, daß ich liebte.“

„Ich wußte es nicht,“ fiel David ein; „Du sprachst nicht von Deiner Liebe. Hättest Du es gethan, ich hätte Dir gesagt, daß —“ Er betrachtete ihn finstern und sagte dann: „Wohlan denn, sieh zu, ob Du siegst, ob Du überall ein glücklicher Nebenbuhler bist; ob es so leicht ist, den David zu überwinden.“

Vincent umsing Melanie zärtlich und sagte dann sanft: „Benigstens wirfst Du mir hier den Rang nicht streitig machen wollen. Dies Herz gehört mir allein, auf jedem andern Felde will ich mit Dir kämpfen. Lieber David, verzeihe mir, aber ich verstehe Dich nicht. Du wußtest, wer Melanie ist, daß das Fräulein von Estampes, ihr Vater, ihre Tante, die Aebtissin —“

„Unglücklicher!“ rief David, „schweig; warum wiederholst Du mir diese verabscheuungswerthen Namen? Geh, entfliehe, verbirg Dich, ich habe nichts mit Dir zu schaffen, nichts mit denen, die mit Dir sind!“

Er warf die Toga über seinen Arm und verließ schnell das Zimmer.

„Höre mich, David,“ rief Vincent, aber er posterte die Treppen hinunter und ärgerlich kehrte der Maler zurück.

„Was will er thun? Wohin geht er?“ fragte Melanie ängstlich.

„Beruhige Dich,“ erwiderte Vincent lächelnd, „ich

kenne diese zornige Hestigkeit; er wird umkehren, er ist mein Freund.“

„D, Du weißt es nicht!“ sagte das junge Mädchen leise; „ich fürchte mich sehr.“

„Fürchte nichts,“ sprach ihr Geliebter beruhigend, „aber wir wollen diese Wohnung verlassen, und sobald Dein Vater fort ist, für uns selbst einen sicheren und verborgenen Aufenthalt suchen.“

Während sie sich in Planen für die Zukunft ergingen, schritt David ohne aufzublicken durch die Straßen. Er sah Niemand an, dankte denen nicht, die ihn grüßten und sprach heftige Worte ohne Wahl und Zusammenhang vor sich hin.

„Er wäre es im Stande,“ rief er, „der eitle Knabe, der Berräther! — Er ist ein großes Talent, doch welche Anmaßung — mich in den Schatten drängen — mich! — mit mir den Kampf wagen — mir auch diesen Ruhm zu entreißen! — Und wenn es ihm gelänge, wenn dieser Knabe den Kranz von meiner Stirn risse, den die große Göttin der Kunst darum gewunden, der Undankbare, der Glende! Verflucht sei der Gedanke!“ — Er lachte laut auf, dann sagte er: „Habe ich doch nie daran gedacht, daß er mir gefährlich werden könnte.“ — Plötzlich stand er still und ein schrecklicher Hohn lief durch sein häßliches Gesicht. — „Bin ich nicht selbst ein Verbrecher,“ sagte er, „wenn ich das Verbrechen theile? Gilt das Gesetz nicht für Jeden, der es kennt, die Uebelthäter zu entlarven? Hat Brutus gesagt, als er den eigenen Sohn opferte? Die Tugend will es, die Tugend befiehlt es, ich werde meine Pflicht thun; triumphire nicht, Berräther!“

In dem Augenblicke hörte er das Geschrei des Volkes und blickte auf. — Da kam Robespierre den Weg herab, sein Gefolge mit ihm, die wildblickenden Republikaner, die Frauen, welche den großen Bürger umringten, und ihre Kinder von ihm segnen ließen. — Mit schnellen Schritten trat David auf ihn zu, ergriff seine Hand und zog ihn mit sich fort. „Ich habe Dir etwas zu sagen,“ rief er. „Du hast dem Bürger Vincent Deinen Schutz ertheilt und einen Paß geben lassen; er hat Dich betrogen. In seinem Hause herbergt er den Vicomte von Estampes und dessen Familie, ihnen will er zur Flucht behilflich sein.“

„Und das sagst Du mir, Bürger David?“ erwiderte Robespierre erstaunt.

„Ich sage es Dir,“ rief David, „ich der Bürger Frankreichs. Von meiner Brust reiße ich den Sohn, den Kunstgenossen, den ich liebe, dessen Talent ich be-

wundere. Ich werfe ihn der hehren Tugend zum Opfer hin, er ist ein Verräther, den Gesetzen verfallen; diese verlangen seine Strafe, ich aber muß es beklagen, so lange ich klagen kann."

"Großer Bürger," rief Robespierre, "komm an mein Herz. Heil dem Lande, das Männer hat, wie Du. Mögen sich alle Tyrannen dagegen verschwören, der Sieg bleibt sein, es ist unüberwindlich!"

Spät am Abend hielt unten an der Thür des Hauses, wo Vincent wohnte, ein Fiaker, der von Zeit zu Zeit mit seiner Peitsche knallte und Zeichen der Unzufriedenheit und der Unruhe über sein Warten laut werden ließ. Von Zeit zu Zeit blickte er zu den Fenstern hinauf und sagte dann endlich: "Was mögen sie vorhaben? Es ist nicht richtig hier; man läßt Niemand so lange warten, den man für jede Minute bezahlen muß. — Da schleichen Kerle ums Haus hin und her, weiß Gott! es sind Blauröcke. Armer junger Mann! Könnte ich ihn nur warnen; ich fahre davon, vielleicht hören sie es oben." — Er nahm seine Peitsche und rief den Pferden zu, plötzlich aber wurden diese an den Zügeln festgehalten und eine rauhe Stimme sagte: "Halt, Bürger! Drehe Deinen Wagen um."

"Warum?" versetzte der Fiaker.

"Du sollst eine Fahrt thun."

"Ich bin bestellt von einem Herrn, den ich erwarte."

"Und er wird kommen," rief dieselbe grobe Stimme.

"Im Namen des Gesetzes! weigere Dich nicht länger."

Der Name des Gesetzes hatte in jenen Tagen einen so fürchterlichen Klang, daß der arme Fuhrmann ohne eine Gegenrede seine Pferde umwendete und wieder an der Thür hielt, durch welche ein Paar Männer hineinschritten, während zwei andere sich neben den Wagen postirten. — Leise stiegen die Häfcher die Treppen hinauf und blieben horchend an der Thür des Malers stehen. Es war laut darinnen, aber man sprach so gedämpft, das wenig zu verstehen war. Endlich sagte Jemand herrisch stolz: "Laßt uns scheiden, die Zeit ist um. Es bleibt dabei, Herr Vincent; wenn einst der König wiederkehrt und Sie dann vermögen, Ihre stolzen Worte wahr zu machen, will ich mich erinnern, daß ich eine Tochter habe, bis dahin leben Sie wohl; ich werde Ihrer und Ihrer Dienste gedenken."

"Mein Vater!" rief Melanie, "so können Sie mich verlassen? und Sie, meine theure Tante, Sie —"

Die alte Dame stüzte sich auf ihren Neffen und sagte mit ihrer zitternden Stimme: "Wer Gott den Herrn verläugnet, seine Ehre und sein Blut, der soll gerichtet werden hier und dort. Nie haben die Estampes ein solches Unglück zu beklagen gehabt, ach! welche Tage, welche Verwilderung, welche Sittenlosigkeit! ich glaubte das nie erleben zu können. Laß meine Hand los, ungerathenes Kind, ich kann Dir meinen Segen nicht geben."

"Zu mir, Melanie, zu mir!" rief Vincent, "es ist vergebens! Gehen Sie, Herr Vicomte, Sie haben Recht, es giebt für Sie keine Tochter mehr."

Der alte Herr drückte stolz seinen Hut auf die Stirn und faßte den Arm seiner Tante. "Lassen Sie uns gehen, Madame," sagte er, "ich möchte sonst vergessen, wer ich bin und was ich gelobt."

In dem Augenblick, da er sich der Thür nahte, wurde draußen heftig angepöcht. "Deffnet im Namen des Gesetzes!" rief eine rauhe heftige Stimme, und ehe Vincent, der hinzusprang, den Riegel in den Hasen drücken konnte, sprang das schwache Schloß zurück und zeigte die fürchterlichen Diener des Gerichts.

"Keinen Widerstand, Bürger," rief der Commissair, indem er die Hand an seine Schärpe legte, "ich verhafte Euch im Namen der Commission der öffentlichen Sicherheit. Hier ist der Befehl!" — Er schlug ein Blatt Papier auf und hielt es den erbleichenden Flüchtlingen entgegen.

Vincent faßte sich zuerst. "Du irrst, Bürger Commissair," sagte er, "hier ist ein Paß, den ich von der Behörde erst heute empfang."

"Schäme Dich, Bürger," rief der Beamte, "das Gesetz betrügen zu wollen. Der Paß ist ungiltig, Du hast ihn für diese hier erschlichen. — Lügne nicht," fuhr er fort, "es ist unnütz, es würde Dir nichts helfen. — Oder ist es nicht wahr, ist dies nicht der ehemalige Vicomte Estampes?"

"So ist es, mein Herr," erwiderte der alte Herr selbst. "Ich bin der Baron von Estampes und werde mich nie verläugnen."

"Und diese beiden Bürgerinnen," rief der Commissair, "sind daher unzweifelhaft —"

"Die Frau von Clariffon und meine Tochter," fiel der Vicomte mit Würde ein. "Sie sind es beide. — Sagen Sie ohne Umschweife, mein Herr, wohin wir gehen sollen."

„Zuförderst,“ versetzte der Beamte, „nach dem Temple, in Begleitung des Bürgers Vincent und morgen vor das Revolutions-Tribunal.“

„Wir sind verloren!“ rief Melanie, indem sie an Vincent's Brust sank.

„Von diesem Augenblicke an,“ sagte der alte Herr stolz, „bist Du wieder eine Estampes und meine Tochter. Keine unwürdige Klage; wir gehören zu denen, die zu leiden und zu sterben wissen.“

Er bot der alten Dame den Arm und führte sie sorgsam hinaus. Vincent folgte wankend. Er unterstützte Melanie, die zitternd und schweigend neben ihm schritt. Die Verzweiflung ihrer Herzen machte beide stumm. Unten hielt der Wagen; sie stiegen ein; die Häfcher hielten den Volksschwarm zurück, der sich gesammelt hatte und mit dem wilden Geschrei: „Nieder mit den Aristokraten!“ sie auf dem schrecklichen Weg begleitete. — Vincent hielt Melanies Hände in den seinen fest, und wenn das Gesimmer einer Lampe die Dunkelheit erhellte, sahen sich beide in die bleichen Gesichter und suchten Trost zu nehmen und zu geben. — So erreichten sie die düstern Thore des Gefängnisses; die Beamten und Wachen umringten sie; wenige Minuten später waren sie getrennt, kaum vermochten ihre Lippen ein Wort des Abschieds zu flüstern.

Welche Nacht für Vincent! Er war in einer finstern kleinen Halle, wo mehrere Unglücksgefährten sich befanden, die theilnehmend nach seinem Schicksal forschten. — In abgebrochenen Worten erzählte er ihnen seine Schuld und sie schwiegen und starrten ihn mitleidig an. Jeder hatte seine Hoffnungen, weniger schuldig zu sein als dieser verlorene Mann, aber größere oder geringere Fehle, wie wenig wog sie in den Augen der unerbittlichen Richter. Einer nur, ein junger bleicher Mann mit blühenden schwarzen Augen und edler Stirn drückte Vincent mit Innigkeit die Hand. — „Du hast gehandelt, Bürger,“ rief er, „wie Du mußt, wie ein wahrer tugendhafter Mensch es soll. Sie werden diese Tugend anerkennen, sie werden Dich nicht verurtheilen, sie können und dürfen es nicht! Wer soll die Erhabenheit der Seele preisen, wenn die Republik es nicht thut? Nein, nein! vertraue ihnen, sie sind nicht so unmenschlich, die menschliche Größe und Schwäche zu misachten, und Du bist Künstler, Dein Name gehört dem Vaterlande, auch der meinige, und ich hoffe wie Du!“

„Wer bist Du?“ fragte Vincent.

„Ich bin Chenier, der Dichter; André Chenier,“

sagte der junge Mann, indem er die Stirn stolz emporhob. „Angeklagt, wie Du, erwarte ich den Richterspruch, aber ich fürchte nichts. Ich, der Dichter der Oden auf die Tyrannei, ich ein Verräther! — Man fürchtet mein Talent, Neid und Mißgunst haben mich hierhergeführt, mein Tod würde denen erwünscht sein, die meine Nebenbuhler sind, die Elenden! Ich werde sie zu Schanden machen. — Ich werde frei aus diesem Kerker gehen, meine Lieder werden die Freiheit preisen, ich kann nicht so jung sterben, es ist unmöglich, es ist da etwas — er schlug an seine Stirn — das muß wirken und schaffen!“

Seine Worte machten den tiefsten Eindruck auf den Maler. Der Neid, die Mißgunst, die Nebenbuhler! Ein schrecklicher Gedanke kam gewaltsam in sein Herz zurück. — David! er hatte den Verdacht mit Verachtung verworfen, plötzlich wuchs er riesengroß in ihm und umklammerte seine Seele. Seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß, er schlug die Hände vor sein Gesicht, seine Thränen flossen darunter hervor. So jung zu sterben! und da hinter seiner Stirn lag auch etwas, ach! es war unmöglich, den schrecklichen Gedanken zu fassen. — So saß er die ganze Nacht, bald von Hoffnungen ergriffen, bald von Verzweiflung angefaßt und in der ersten Morgenfrühe klinkten die Riegel, sein Name wurde gerufen, er sollte vor dem Tribunal erscheinen.

„Du wirst bevorzugt, Vincent,“ sagte Chenier, „man hat Eile mit Dir. Lebe wohl; wir sehen uns in der Freiheit wieder, dort wo ein neues, schönes Leben uns blüht.“

Vincent folgte den Wächtern und bald stand er auf dem schrecklichen Plage, vor jenen düstern Schranken, wo vor ihm so viele gestanden, deren Namen unvergesslich fortleben. Hier hatten Berginaud, Gersonne, Brissot, die einundzwanzig Märtyrer der Freiheit aus der glorreichen Schaar der Gironde vor den zwölf blutigen Richtern vergebens ihre feurige Beredsamkeit erprobt, hier hatte der Löwe der Revolution, Danton, die elenden Werkzeuge der Tyrannei zittern gemacht, ohne das Beil der Guillotine aufhalten zu können; Camille Desmoulins, die edle Roland, die schwärmerische Charlotte Corday, und alle die Opfer der großen welthistorischen Tragödie, sie hatten auf diesen schwarzen Bänken gesessen und hinter ihnen heulte der Pöbel ihre Todeslieder. Ein Schauer faßte Vincent an, als er hineintrat und hinter ihm der Kreis der Bewaffneten sich schloß; es war der Schauer der Ewigkeit, die

Furcht vor der Vernichtung, aber es war die letzte, denn plötzlich erhellten sich seine Blicke. Von der Bank der Angeklagten streckte sich ihm eine weiße kleine Hand entgegen; zwei Augen, die in Liebe und Bärtlichkeit leuchteten, hefteten sich auf ihn und eine Stimme flüsterte seinen Namen, die ihn Alles vergessen ließ.

„Melanie!“ rief er. „O, mein Gott! wie unglücklich bin ich.“

„Unglücklich!“ erwiderte sie fast vorwurfsvoll. „Du bist bei mir, und ich weiß es, nichts wird uns mehr trennen.“

Vincent verbarg die Augen. „Nicht um mich,“ sagte er schmerzlich, „um Dich, meine Melanie; die Ungeheuer! sie werden Dich ermorden.“

„Sieh sie an,“ versetzte sie leise, „diese eisernen Gesichter, wir haben nichts von ihnen zu erwarten. Aber was können sie uns thun, was so entsetzlich wäre? Sie werden sagen: Sterbt! aber sterbt vereint, und welch ein Glück, geliebter Mann, welch schönes, unverhofftes Glück! — Was hätte das Leben uns geben können? Und wenn Du von mir genommen würdest, ich von Dir, wer würde es ertragen können? Welche Schmerzen! welche Leiden! — Was ist der Tod? — Ein einziger, schrecklicher Augenblick, und hinter ihm liegt die Ewigkeit der Vereinigung. — Ich habe in dieser Nacht meinen Kampf mit dem Dasein ausgekämpft, ich fürchte nichts mehr. Mit Dir vereint, frei und beseligt, mit Dir, o Du mein Heißgeliebter, fort auf ewig aus diesem finstern traurigen Gefängniß, ganz Dein, ganz frei! fühlst Du das, Vincent, fühlst Du das Entzücken, den göttlichen Muth, den Ruf zu Gott, abgestreift die schwere Hülle?“

Verklärung strahlte aus ihren schönen glänzenden Augen, ihre Wangen waren geröthet, die edle Schwärmerei ihrer Seele theilte sich dem Geliebten mit. — „Ja, laß uns sterben vereint, wenn es uns nicht vergönnt ist zu leben. — Und doch“ — sein Blick wurde düster — „ja, Chenier hat Recht, es ist hier etwas in dieser Stirn — und wenn es nicht wahr ist, wenn Alles verfliegt in die Unendlichkeit der Welt, in das große fürchterliche Nichts —!“

„Zweifle nicht!“ erwiderte sie feierlich, ich trage Dich in meinen Armen hoch empor über alle Sterne, und dort, mein Vincent, dort erwartet uns das Wunderland der Ewigkeit!“

In dem Augenblick wurden ihre Namen gerufen. Fouquier Tinville leitete die Anklage, er hatte wenig Geschicklichkeit nöthig, um der Beurtheilung gewiß zu

sein. — Der alte Herr nannte stolz seinen Namen und protestirte gegen jede Zumuthung, ein Bürger der Republik zu sein. Er erklärte kurz und bestimmt, daß er aus den Niederlanden zurückgekehrt, nachdem er lange in Koblenz gewesen, um seine Tochter aufzusuchen und seine Tante, welche nach mancherlei Schicksalen endlich Zuflucht bei dem jungen Maler gefunden.

— Die alte Frau von Clarisson schien dagegen gar nicht zu begreifen, wo sie eigentlich sei. Der Schrecken hatte den letzten Rest ihrer Gedächtniskraft verwirrt.

— Sie verbeugte sich und fragte Billaud Varennes, ob sie nicht die Ehre gehabt, ihn früher zuweilen bei Monsieur, dem Grafen von Provence, zu sehen? — Eine jähe Röthe des Bornes lief über Billaud's fahles Gesicht, mit Hestigkeit befahl er ihr, unter dem Gelächter der Andern, zu schweigen, und die alte Dame blickte ihn verächtlich an und setzte sich mit einer tiefen Verbeugung nieder. Als die Reihe an Melanie kam, erhob sie sich lächelnd und nannte ihren Namen. Mit sanfter Stimme erzählte sie, was sich zugetragen und dann sagte sie: „Vincent wird es nicht läugnen, das hat er Alles gethan, weil er mich liebt. Er wollte meinen Vater retten, meine theure Tante und mich. Darum hat er gegen Eure Gesetze gefehlt, und Ihr wollt ihn nun strafen. Thut es, wenn Ihr könnt; Gott, der die Tugend liebt, hat es mit Wohlgefallen gesehen; an seinem ewigen Throne werden wir Euch erwarten, dort wird noch einmal unser Urtheil gesprochen werden und auch das Eure.“

Es schien wohl, als ob einige der Richter ein Mitleid empfänden, nicht mit der kühnen Aristokratin, aber mit dem jungen Bürger. — „Dies Weib ist verführerisch in ihren Reden und verlockend durch ihre körperlichen Reize,“ sagte Herault mit rauher Stimme. „Rede, Bürger Vincent, welche Mittel gebrauchte sie, um Dich von der Bahn der Pflicht und Ehre zu entfernen?“

„Meine Pflicht!“ rief Vincent, „ich habe sie gethan, meine Ehre ist besser bewahrt als die Eure. Ich habe gehandelt, wie ich mußte. Mein freier Wille bestimmte mich, kein Zwang, keine Täuschung! Beurtheilt mich, ich fürchte den Tod nicht, aber ich verachte die Tyrannei, die blutige Knechtschaft, welche Ihr über mein armes Vaterland gebracht habt; doch bald wird es erwachen, bald wird die Vernunft wieder in ihr Recht treten und dann werdet Ihr an diesem Platz stehen und mit Frohlocken wird man die Mörder und Henker zum Tode führen.“

Auf Billaud's Wink umringten die Gensdarmen den Angeklagten und brachten ihn zum Schweigen. — Wenige Augenblicke später erfolgte der Urtheilspruch. — Melanie warf sich in Vincent's Arme und bedeckte ihn mit ihren Küssen. — „Mein edler, mein geliebter Freund,“ rief sie, „fürchte nichts, ich bin bei Dir, und wenn Dein Haupt fällt, will ich lächeln, denn einen Augenblick später wird das meine bei Dir sein.“

Der Vicomte legte die Hände segnend auf die beiden. „Vincent,“ sagte er, „jetzt liebe und achte ich Sie und es bedarf der Prüfung nicht mehr, Sie als Sohn willkommen zu heißen. — Ich erkläre Sie als Mitglied der Familie der Estampes, als Melanies Gemahl. — Das Glück dieser Ehe wird einen Tag dauern, aber es wird eine Seligkeit in sich schließen, die ein langes Leben aufwiegt. Gehen wir aus dieser blutigen Halle, man wird uns vergönnen, allein zu sein.“

Am nächsten Morgen war ein dichter Kreis von Menschen um den Eintrachtsplatz versammelt, in dessen Mitte das fürchterliche Gerüst stand. — Plötzlich erhob sich ein Geschrei, die Karren mit den Verurtheilten kamen, vom Pöbel umringt, der ihnen Hohn- und Schimpfreden nachschrie. — Auf dem vordersten saß ein junger, edelgebildeter Mann und ein weißgekleidetes schönes Mädchen. Beide sprachen freundlich und innig, sie warfen milde Blicke auf das lärmende Volk und lächelnde auf den blauen sonnenhellen Himmel. Plötzlich verfinsterte sich des Mannes Gesicht, doch gleich darauf ward es freundlich, wie zuvor. Er neigte sich über den Karren hinaus und rief mit seiner starken Stimme einem Andern zu, der im kurzen Mantel eingehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt an einem Pfeiler stand: „Bürger David,“ rief er, „lebe wohl, ich verzeihe Dir, und Melanie —“ das Uebrige ging verloren. — Der Mann im Mantel stand ohne Bewegung. Gleich darauf stiegen die Verurtheilten die Treppe hinauf. Sie umarmten einander, sie küßten einander, sie deuteten in die ewige unermessliche Ferne — eine Minute später, und sie waren nicht mehr. — David deckte die Falten der Toga über sein Gesicht und ging. — Er ist alt geworden; Ruhm und Schicksale mancher Art haben ihn begleitet bis er starb, aber finster ist sein Leben geblieben und einsam. Melanie und Vincent hat er nie vergessen können. —

## Miscellen.

(Die Diplomaten und die Soubrette.) Zur Zeit des Friedenschlusses von Amiens (1802) war an dem Brüsseler Theater eine sehr beliebte Schauspielerin, Mlle. Devienne, engagirt, in deren Hause sich die ausgezeichnetsten und geistreichsten Männer der Stadt zu versammeln pflegten. Die Gesandten aller europäischen Mächte waren damals, ich weiß nicht, wegen welcher Verhandlung, in der Hauptstadt Belgiens versammelt, und sie erschienen ebenfalls häufig in dem Salon der Schauspielerin. Eines Tages fand sich einer dieser Gesandten zu ungewöhnlicher Zeit bei der Künstlerin ein und sagte zu ihr: „Seit gestern ist ein Gesandter von Florenz hier angekommen; wir haben viel mit ihm zu verhandeln, können ihm aber nicht entgegen kommen, da er von niedererem Range ist, als wir; er selbst möchte sich gern mit uns verständigen, aber die Etiquette steht ihm hindernd entgegen, denn er ist incognito in Brüssel. Wir haben deshalb Ihr Haus als neutralen Boden gewählt, wo der Zufall uns zusammenführen soll. Sie würden uns sehr verbinden, wenn Sie an einem Ihnen beliebigen Tage ein Diner geben und den Florentiner dazu einladen wollten. Die Kosten bestreiten natürlich wir.“ Die Schauspielerin ging gern in den Wunsch der Diplomaten ein, nur ließ es ihr Stolz nicht zu, ein Diner, das in ihrem Hause gegeben werden sollte, sich bezahlen zu lassen. Das Festmahl fand statt; der florentinische Abgeordnete erhielt den Ehrenplatz, und fühlte sich so geschmeichelt, war so glücklich, daß er bei dem Dessert nichts mehr abschlagen konnte. Die Diplomaten verständigten sich vollkommen unter einander, und die schöne Künstlerin hatte, ohne es zu ahnen, zur Ordnung der europäischen Angelegenheiten viel beigetragen.

Einige Zeit darauf fragten die Diplomaten bei der Künstlerin an, ob sie wohl mit ihnen die Kirmes von Löwen besuchen wollte. Mlle. Devienne willigte gern ein und fuhr in Begleitung des ganzen diplomatischen Corps zu diesem Volksfeste ab. Dort zog besonders eine Bude mit Silbergeschirr und Schmucksachen, an welcher mit großen Buchstaben zu lesen war: „Lotterie, in der Jedermann gewinnt!“ die allgemeine Aufmerksamkeit an. Man zahlte 5 Franc. als Einsatz und warf mit acht Würfeln; nach der Zahl der geworfenen Augen richtete sich der Gewinn. Alle Diplomaten würfelten und schenkten natürlich die Gewinne der Künstlerin, welche sie begleitete. Endlich forberte man auch diese auf, ihr Glück zu versuchen. Sie nahm den Würfelbecher und warf acht Einer, den Pasch, welcher, wie angekündigt war, den ganzen Inhalt der Bude, das gesammte Silbergeschirr nebst allen Schmucksachen gewinnen sollte. Mlle. Devienne sträubte sich lange, diesen großen Gewinn anzunehmen, weil sie fürchtete, den Inhaber der Bude dadurch zu ruiniren. Der Mann wußte sie aber zu beruhigen, und später erfuhr sie, daß die Diplomaten die Sache mit jenem Handelsmanne verabredet hatten, um der Künstlerin auf eine feine Weise ein bedeutendes Geschenk machen zu können. Sie hatten das Silbergeschirr vor-

her gekauft und der Künstlerin falsche Würfel, welche jenen Paskh werfen mußten, in die Hände gespielt.

(Sänger und Componist.) Rudolph Kreuzer (geb. 1767 zu Versailles, gest. 1831 in Genf), der bekannte Componist der Opern: „Lodoiska, Paul und Virginie, Kristipp“ etc., veranlaßte bei der ersten Aufführung der letztgenannten seiner Opern einen höchst komischen Auftritt. Schon bei den Proben machte ihm namentlich der Sänger Laïs große Noth, der bei einer Arie im ersten Acte stets in eine etwas ähnliche im zweiten Acte kam. Selbst in der Hauptprobe kam der Sänger mit genauer Noth an dieser Klippe vorüber, so daß nach Beendigung der Probe Kreuzer den Sänger am Arme nahm und zu ihm sagte: „Ich bitte Dich, lieber Laïs, sei auf Deiner Hut und verdirb mir die Oper nicht. Ich würde Dir es nie verzeihen.“ Laïs versprach, an der gefährlichen Stelle besonders aufmerksam zu sein, und Kreuzer sah der Aufführung seines neuen Werkes mit Ruhe entgegen. Der entscheidende Tag erschien, die Ouvertüre gesehelt, Alles ging ganz gut. Nun kam die Reihe an Laïs; Kreuzer faßte den Tactstab krampfhaft und warf dem Sänger fürchterliche Blicke zu. Dieser achtete nicht auf den Componisten, sang und sang und gerieth richtig in die Arie des zweiten Actes. Da konnte Kreuzer nicht an sich halten. Er vergaß Alles um sich her, riß sich die Perrücke vom Kopfe, schleuderte dieselbe wüthend auf die Bühne gegen den Sänger und schrie im tiefen Basse aus voller Kehle:

„Habe ich Dir's nicht gesagt! Willst Du mich umbringen, Spitzbube?“

Bei dem Anblicke des verzweiflungsvollen kahlköpfigen Director's konnte Laïs nicht ernsthaft bleiben. Er fiel gänzlich aus seiner Rolle und lachte laut auf; das Publikum, das bis dahin verwundert zusehen hatte, theilte die Heiterkeit des Sängers, und es entstand ein allgemeines Gelächter, das wohl eine Viertelstunde lang nicht zu dämpfen war. Das Publikum aber, das lacht, ist entwaffnet; so konnte auch hier nach einiger Zeit die Oper weiter gespielt werden, und sie fand allgemeinen Beifall.

(Ein belgischer Senator.) Unter den angesehenen Personen, welche bei der kürzlichen Anwesenheit der Königin von England in Ostende zu dem Diner zu Ehren der Königin Victoria geladen waren, befand sich auch ein in Belgien allgemein bekannter Senator, der seinen Platz neben Lady Seymour, einer Ehren-dame der Königin, erhielt. Der Senator, der von der englischen Sitte nicht viel wissen mag, hielt die junge Dame, weil sie „Lady“ genannt wurde, für verheirathet und redete ihr fortwährend von ihrem Manne, von ihren Kindern etc. vor, ohne auf die Verlegenheit und das Erröthen seiner jungfräulichen Nachbarin zu achten, die endlich ihren andern Nachbar zu Hilfe rufen mußte, um dem unermüdblichen Schwäger zu beweisen, daß er eine unverheirathete Dame neben sich habe, die, wie jede wohlgezogene Engländerin, die Worte, welche der Senator an sie richtete, ohne hohes Erröthen nicht anhören konnte. Der Herr

Senator wurde endlich seines Irrthums überführt, aber als er nun wußte, daß er die Ehre habe, neben einer noch zu verheirathenden äußerst züchtigen Dame aus einem altadeligen sehr reichen Hause zu sitzen, begann er ohne Umstände: „Ach, Sie sind noch unverheirathet, Mademoiselle; Sie müssen heirathen, Mademoiselle, wahrhaftig, Sie müssen heirathen; Sie sind ein hübsches Mädchen; überlassen Sie mir die Sache, Sie sollen einen hübschen Mann haben, ich nehme das auf mich; ich heiße . . ., bin Senator und reich, Sie gefallen mir, ich weiß, wer Sie sind, Sie müssen meinen Sohn heirathen.“ Ohne auf die immer höher steigende Verlegenheit der Dame zu achten, winkte er einem Diener und trug demselben auf, sogleich seinen Sohn kommen zu lassen. Die arme Lady S. konnte sich nicht anders helfen, als daß sie aufstand und sich entfernte. Dies machte natürlich Aufsehen; man erkundigte sich nach dem, was geschehen sei, und am anderen Tage wurde dem eifrigen Senator angezeigt, daß er nicht wieder zur Tafel geladen werden würde, wenn unverheirathete Damen zugegen wären.

(Originelle Engländer.) Es ist bekannt, daß die Engländer die närrischsten Kauze sind und oft die seltsamsten Einfälle haben. Wir theilen hier einige der weniger bekannten Seltsamkeiten dieser Art mit. — Vor einigen Jahren erbot sich ein reicher Gutsbesitzer in der Grafschaft Sussex, dem eine jährliche Leibrente von 50 Pfd. Sterl. zu zahlen, der zehn Jahre unter der Erde leben, Haare, Bart und Nägel in dieser Zeit wachsen lassen und mit keinem Menschen sprechen wollte. Er hatte zu diesem Zwecke eine recht bequeme Wohnung unter der Erde einrichten lassen, und erließ seine Aufforderung durch die Zeitungen. Wirklich meldeten sich mehrere Personen, welche jene unterirdische Wohnung beziehen wollten; ein gewisser L. erhielt den Vorzug und hat bereits acht Jahre ausgehalten.

Ein Einwohner von Bristol ging stets vom Kopfe bis zu den Füßen grün gekleidet. (— Unsere Dresdener Leser werden sich eines Herrn v. M. erinnern, der eine Zeit lang ganz rosa gekleidet erschien. —) Der Hut, die Wäsche, der Rock, die Weste, die Weinkleider, die Strümpfe, die Schuhe, das Halstuch und die Brille, Alles war grün an ihm. Seine Zimmer waren grün, und alle seine Meubles hatten dieselbe Farbe; er aß nur Grünses, Gemüse, Obst etc. Dftmals sah man ihn in seinem großen Garten mit einem grünen Taschentuche und einer grünen Taschbose spazieren gehen; er ritt auch bisweilen aus und zwar auf einem Pferde, das er grün hatte färben lassen, das einen grünen Sattel etc. hatte. Zwei Diener in grüner Livrée folgten ihm überall.

Ein Schotte machte ein Testament, in welchem er einem Neffen ein bedeutendes Legat aussetzte, das aber nur dann ausbezahlt werden sollte, wenn die Mutter dieses Neffen, welche der Erblasser haßte, todt, verwest und verdammt sein würde. Die Frau war bereits seit drei Jahren todt, als das Testament eröffnet wurde, die erste Bedingung war also erfüllt; daß die Todte unterdeß in Verwesung übergegangen, unterlag auch kei-

nem Zweifel, da aber der Neffe nicht nachweisen konnte, daß seine Mutter verdammt sei, so entging ihm das bedeutende Vermächtniß.

Lange vor unserer Zeit, in welcher man in dem Wasser alles Heil sucht, war ein Lord Rokeby ein leidenschaftlicher Verehrer des Wassers; er brachte jeden Tag mehrere Stunden in kaltem Wasserbade zu, ließ auf seinen Besitzungen zahllose Brunnen und Fontainen anlegen und beschenkte alle seine Pächter und Bauern reichlich, die er trinkend an einem solchen Brunnen fand, was natürlich bald so bekannt wurde, daß die Brunnen fortwährend von Wasserfreunden belagert waren. Auf den Tisch dieses Wasser-Lords kam nie Wein, Thee, Kaffee zc., überhaupt kein ausländisches Gericht oder Getränk.

### Generalcorrespondenz.

In den Zeitungen ist seit einiger Zeit ein Gerücht aufgetaucht, nach welchem der Dichter der „Griselbis“, des „Sohnes der Bildniß“ zc. nicht derjenige sein soll, welcher bis jetzt allgemein dafür galt, Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen in Wien), sondern der kürzlich verstorbene Klostergeistliche Enk, der durch mehrere geistvolle Schriften sich einen Namen erworben hat. Man weiß diese Behauptung so ziemlich wahrscheinlich zu machen. Die Handschriften der sämtlichen Dramen sollen in Enk's Nachlasse gefunden worden sein. Enk war Erzieher in der Familie Münch-Bellinghausen und mit Halm in fortwährender freundlicher Verbindung. Als Schriftsteller und poetischer Kopf war Enk mit seiner Stellung in Widerspruch gekommen und konnte deshalb nicht wagen als Theaterdichter, noch dazu mit so glühenden Liebesdramen, aufzutreten. Gerade der Erfolg dieser Dramen soll aber die Schwermuth des Unglücklichen bis zu der Verzweiflung getrieben haben, die seinem Leben ein Ende machte. Wir glauben nicht an dieses Gerücht, wünschen aber, daß dasselbe ernstlich widerlegt — oder bewiesen werde. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir, daß man auch einem alten berühmten Schriftsteller den Lorbeerkrantz zu entreißen sucht, den er so lange getragen. Daniel de Foe nämlich, der bisher unbestritten für den Verfasser des allgelesenen Buches „Robinson Crusoe“ gegolten hat, soll dasselbe nur herausgegeben haben. In einer Handschrift, die sich im brittischen Museum in London befindet, wird nämlich auf die Aussage mehrerer Personen hin, namentlich eines Geistlichen Halloway, versichert, der erste Band von Robinson Crusoe's Geschichte sei von Lord Orford während seiner Gefangenschaft in Tower zur eigenen Unterhaltung geschrieben und dem de Foe übergeben worden, der ihn häufig besucht, und der, durch den außerordentlichen Erfolg des Buches ermuthiget, den zweiten Theil geschrieben habe, der bekanntlich dem ersten sehr nachsteht. —

Vor einigen Jahren schlug ein Herzog von Queensberry seinen Freunden eine seltsame Wette von bedeutendem Betrage

vor. Es wurden nämlich eine Heerde Gänse und eine Heerde Truthühner auf der Straße hingetrieben; die Gänse watschelten schwerfällig, während die Truthühner lebhaft einherschritten; der Herzog wettete um 10,000 Pfd. Sterl., daß die Gänse auf einem Wege von 20 (engl.) Meilen den Truthühnern weit vorauskommen würden. Die Wette wurde sogleich angenommen, denn es schien unmöglich zu sein, daß der Herzog sie gewinnen könnte. Die ganze Gesellschaft folgte den Heerden; gegen Abend waren die Truthühner um 5 Meilen voraus; als sie aber nach Sonnenuntergang in einen Wald kamen, flogen alle auf und setzten sich auf die Bäume, von denen sie nicht fortgetrieben werden konnten. Die Gänse dagegen watschelten langsam immer weiter und kamen mitten in der Nacht am Orte ihrer Bestimmung an. So gewann der Herzog, — der vorausberechnet hatte, was geschah. —

Woher kommt der Name Pfund Sterling? Bekanntlich giebt es jetzt kein gemünztes Geldstück, das diesen Namen führt, wohl aber gab es ein solches vor der Vereinigung Schottlands und Englands in Schottland und dieses wurde so genannt von dem Schlosse Sterling, zehn Stunden von Edinburgh, wo die Münze geprägt wurde. —

Nichts Neues unter der Sonne! Bekanntlich benutzte man jetzt häufig Tauben, um schnell eine Nachricht an einen bestimmten Ort zu bringen; dies geschah schon in grauem Alterthume; vor nicht gar langer Zeit bediente man sich in Amerika der Hunde zu gleichem Zwecke; die Orientalen benutzten sonst häufig Schwalben, wie jetzt die Tauben namentlich von Börsenspeculanten gebraucht werden; ein Geistlicher, Gauthey, hatte schon vor länger als sechzig Jahren die Idee, in weniger als einer Minute ein Signal über hundert Stunden weit zu befördern, ohne daß man etwas davon bemerkte. Er theilte seine Erfindung der französischen Academie mit, die aber nichts davon verlauten ließ. —

Auf der Insel Madagaskar besteht noch heut zu Tage eine Art Gottesgericht, das freilich schrecklich genug ist. Die Angeklagten müssen nämlich durch einen Fluß an einer Stelle schwimmen, wo es sehr viele Crocodile giebt. Kommen sie glücklich hindurch, so gelten sie für unschuldig, und ihr Ankläger muß bedeutenden Schadenersatz zahlen; werden sie dagegen von den Crocodilen ergriffen, so gilt dies für einen Beweis, daß sie schuldig waren; verloren haben und sind sie wenigstens in diesem Falle gewiß. Ein Reisender, der vor Kurzem von Madagaskar zurückgekommen ist, schildert ein solches Gottesurtheil auf haarsträubende Weise. Ein junges Mädchen, die Tochter eines Häuptlings, war angeklagt, einen Sklaven ihres Vaters zu lieben — ein entsetzliches Verbrechen! — und sie mußte völlig unbekleidet im Mondenschein durch einen Fluß schwimmen, in dem es von Crocodilen wimmelte. Dennoch kam sie glücklich davon, obwohl sie den Sklaven wirklich liebte.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 44.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. M. Diezmann.**

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Rosa Brun.

(Fortsetzung der im Bilder-Magazin abgebrochenen Erzählung.)

„Endlich kam ich mit meinem Gefolge doch in das Wirthshaus hinein und der Wirth, der mich erkannte, führte mich mit aller Achtung und Ehrerbietung in die Küche. Mein Erscheinen machte keinen Eindruck auf die schöne Frau, das muß ich gestehen. Nachdem sie den Kopf ein wenig bei Seite gewendet und nach mir hingesehelt hatte, rückte sie zu, um mir Platz an dem Feuer zu machen, und versank wieder in ihr Nachdenken. — „Ach, Herr Marquis,“ sagte der Wirth zu mir, „die armen Leute da haben einen großen Schrecken gehabt; die Bande des Gaspard de Besse streift in der Umgegend umher und er selbst war vor kaum einer Stunde hier.“ — „Da die Straßen so unsicher sind, werde ich nicht bis Neufelle reisen,“ antwortete ich, „sondern hier bleiben. Schaffe mir etwas zu essen und hole den besten Wein herein, den Du in Deinem Keller hast. Ich will trinken bis morgen früh.“

Der Wirth und seine Frau sahen einander an. „Ist kein Zimmer zu haben,“ fuhr ich fort, „in dem ich von meinen Leuten bedient und in mir beliebiger Gesellschaft speisen könnte?“ Der Wirth öffnete ein an die Küche anstoßendes Gemach und machte mich mit Stolz auf die Meubles in demselben aufmerksam. Es enthielt sechs Strohstühle und ein Bett mit grünen verschossenen Vorhängen; die Wände waren frisch ge-weißt und ich glaubte unter dem Kalkanstrich braune

unregelmäßige Flecken durchschimmern zu sehen. „Was ist das?“ fragte ich den Wirth; „ist hier ein Unglück geschehen?“

„Gott im Himmel! Sprechen Sie nicht davon!“ antwortete er leise; „zwei Männer geriethen in der Nacht in Streit und der eine brachte den Andern um. Glücklicherweise hat es sonst keine Folgen gehabt. Sie waren allein in dem Hause und ich für meine Person plaudere die Sache gewiß nicht aus.“

„Nun,“ fuhr ich fort, „laß Feuer hier anmachen, den Tisch decken und lege Dich dann mit Deiner Frau ruhig nieder.“

Der alte Bösewicht blinzelte mit den Augen nach Rosa Brun hin, als er sich umdrehete, und schickte sich an, meine Befehle zu vollziehen.

Ich kehrte zu meiner Schönen zurück, nahm wieder Platz neben ihr und suchte ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Ich wünschte ihr Glück, dem schrecklichen Gaspard de Besse entgangen zu sein, und mischte unter meine Worte schöngezeichnete Schmeicheleien; aber die Bürgerfrauen besitzen eine scheue Büchigkeit, die nicht leicht zu besiegen ist. Rosa hörte mich an, ohne die Augen aufzuschlagen, und antwortete stets nur durch eine tiefe Verbeugung; dann wendete sie sich an ihre alte Magd und sagte halblaut zu derselben: „Es ist schon spät.“ — „Sie wollen uns bereits verlassen, schöne Frau?“ warf ich ein; „ich bitte Sie, bleiben Sie noch einen Augenblick. Wohin wollen Sie sich auch begeben? Oben in irgend einer Dachkammer

würden Sie vor Frost zittern bis an den nächsten Morgen. Lassen Sie uns lieber hier am Feuer wachen."

Sie wußte nicht, wie sie meine Aufforderung deuten sollte, und als ich dieselbe wiederholte, antwortete sie in reizender Verlegenheit: „Ich danke Ihnen, Herr; das wäre eine zu große Ehre für mich und ich kann sie nicht annehmen."

Ich vertrat ihr lachend den Weg und schwagte ihr allerhand tolles Zeug vor, was mir eben einfiel. Sie wich zurück und hörte mich in einer Haltung und Stellung an, die mir allerdings keinen leichten Sieg zu versprechen schien. Meine Befehle waren vollzogen, der Wirth und dessen Frau verschwunden und meine Leute richteten den Tisch vollends zu. Ich näherte mich der jungen Frau wieder und sagte in halb gebieterischem, halb galantem Tone: „Schöne Frau, ich wünsche mit Ihnen zu Abend zu speisen; gewähren Sie mir freundlich diese Gunst, ich würde mich sonst genöthigt sehen, Sie dazu zu zwingen, denn ich lasse mir gewiß diese einzige Gelegenheit nicht entgehen, mit der schönsten Frau im Lande bei Tische zu sitzen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Arm biete." Ich ergriff bei diesen Worten ihre niedliche Hand und wollte sie mit fortziehen, die alte Magd aber trat wie ein aufgebrachtter Affe vor mich und sprach keck zu mir: „halt, mein Herr! Lassen Sie meine Herrin in Frieden; sie ist eine ehrliche Frau und nicht gewöhnt, Reden eines Wüßlings anzuhören." Die alte Hexe stellte sich dabei zwischen die schöne Rosa und mich. Ich meiner Seits rief meinen Heiducken und sagte zu demselben: „Bring das Weib da zur Ruhe; wenn sie nicht schweigen will, sperre sie in den Keller oder sonst wohin, damit ich sie nicht mehr sehe und höre." Dann wendete ich mich wieder an Rosa und sagte mit der größten Ruhe zu ihr: „Sie sehen, Herzenskönigin, daß Ihre Weigerung nichts nützt. Reichen Sie mir gefälligst die Hand und lassen Sie uns zu Tische gehen." Statt zu antworten, lief die eigensinnige Schöne nach einer Thüre zu, die ich nicht bemerkt hatte, öffnete dieselbe und rief laut, doch ohne sich hineinzuwagen: „Kommen Sie, Herr, und stehen Sie mir bei!" — „Was giebt es?" fragte eine Stimme, die ich sogleich wiedererkannte, denn es war die des Edelmannes, welcher mir die Schöne schon ein Mal entrisen hatte.

— „Der Mann mit den Pistolen? Ein schönes Zusammentreffen!" fiel Malvalat lächelnd ein; „aber was konntest Du fürchten? Dies Mal waret Ihr drei gegen Einen und der brave Wirth würde Dich

im Nothfalle unterstützt haben. Du hättest diesen irrenden Ritter ohne Umstände aus dem Fenster hinauswerfen lassen sollen."

„Allerdings," antwortete Nieuvelle; „leider hatte ich aber die Zeit nicht dazu. Ehe mein Don Quirotte die Thüre geöffnet und vom Leder gezogen hatte, hörten wir Reiter herankommen. Im nächsten Augenblicke wurde an die Thüre geklopft und eine Stimme verlangte im Namen des Königs, man möge aufmachen. Es war eine Abtheilung von der Marechaussée, welche die Nacht über im „rothen Roß" bleiben wollte. Die Herren waren auf der Verfolgung des Gaspard de Bessé begriffen, der sich in der Nähe dieses übelberüchtigten Gasthauses aufhalten sollte. Der Wirth und dessen Frau erschienen sofort wieder. Mein Edelmann kam auch hervor, nahm Platz an dem Kamine und winkte Rosa Brun, sich neben ihm niederzulassen.

Ich sah wohl ein, daß mein Feldzug diesmal verunglückt sey, war deshalb im höchsten Grade aufgebracht und hätte hundert Louisd'or darum gegeben, wenn die ganze Bande des Gaspard de Bessé diese Nacht erschienen wäre, das Wirthshaus geplündert und Rosa Brun mit sich genommen hätte. Einen Spaß hatte ich aber doch, als nämlich die Herren von der Marechaussée ein Protocoll über die Aussagen der jungen Frau ausnahmen, die erklärte, der Bandit habe sie und ihre Dienerin zu entführen versucht. Endlich zog ich mich in mein Zimmer zurück und wünschte mich mit der ganzen Welt zum Teufel. Die ganze Nacht hindurch quälten mich schlechte Träume, so daß ich erst gegen Morgen einschlief; als ich endlich erwachte und aufstand, erfuhr ich, daß Rosa Brun mit Tagesanbruch mit ihrem gefälligen Beschützer abgereiset sei. So endigte das Abenteuer."

„Und Du glaubst, daß wir heute Abend dieses Wunder von Schönheit und Tugend, diese Perle, dieses Juwel des Hauses Bruno Brun sehen werden?" fragte der Vicomte.

„Ich hoffe es," antwortete Nieuvelle.

Unterdes nähete der Aufzug unter Trompetenschmetter und Fackelschein; das Volk drängte sich jubelnd heran und die Thüre des Goldschmieds wurde geöffnet.

„Seht, da ist die Schöne!" sagte Nieuvelle.  
„Reizend! Göttlich! Himmlisch!" riefen die jungen Wüßlinge aus und Malvalat, der bis jetzt den ungläubigen Thomas gespielt hatte, setzte hinzu: „Ja, sie ist wahrhaftig schön!"

Die junge Frau, welche diese Aeußerungen der Bewunderung veranlaßte, mochte etwa zwanzig Jahre zählen, sah aber noch jünger aus. Sie hatte große blaue Augen und lange schwarze kaum gebogene Brauen. Ihre Kleidung war höchst einfach und bestand in einem Kleide von gestreiftem Baumwollenzeuge, dessen weiter Rock an den Hüften in Falten gelegt war; ein Tuch von grobem Muslin verhüllte züchtig ihren Busen; ihr goldbraunes Haar war auf der Stirn leicht gekräuselt, aber nicht gepudert; ein Häubchen, das durch ein feuerrothes Band festgehalten wurde, verbarg den Kopf und fiel in steifen geraden Falten an den Wangen herunter. Sie trug weder Ringe noch Ohrgehänge, noch sonst einen Schmuck von Werth und hatte nur um den Hals eine goldene, am Gürtel eine silberne Kette, welche letztere bis fast auf die Füße reichte und die Schlüssel nebst der Scheere trug.

Sie nahm mit ihrem häßlichen Manne Platz zwischen ihrer Tante und Magd auf der Bank vor der Thüre ihres Hauses und achtete nicht auf die jungen Herren, die sich in ihre Nähe stellten, um sie genau zu betrachten, sich aber bald still entfernten, um Nieuvelle Platz zu machen, der hinter die schöne Frau geschlüpft war, ohne daß sie es bemerkt hatte. Die Magd aber schielte von der Seite, erkannte den jungen Herrn, stieß ihre Gebieterin leicht mit dem Ellbogen an und flüsterte ihr zu:

„Gott stehe uns bei! Der junge Mann, der Sie im „rothen Ros“ zwingen wollte, mit ihm zu Abend zu essen, steht hinter Ihnen! Sehen Sie sich nicht um.“

Rosa erschrak und eine hohe Röthe ergoß sich über ihr schönes Gesicht. Sie schlug verlegen und verschämt die Augen nieder.

„Heilige Jungfrau, wenn er Sie anzureden wagte!“ fuhr die Magd flüsternd fort; „wenn er seine Zudringlichkeiten wiederholte, wir würden schön in Verlegenheit mit dem Meister kommen!“

„Er wird es nicht wagen,“ entgegnete leise die junge Frau.

Er würde es aber doch gewagt haben, wenn nicht der Neugierige, der an der andern Seite der Straße bei Seite die Erzählung Nieuvelles mit angehört, sich auch jetzt wieder genähert und sich so dicht an Rosa gestellt hätte, daß Nieuvelle mit derselben nicht sprechen konnte, ohne ihn zu berühren. Dieser Neugierige war wie ein wohlhabender Landmann gekleidet. Ein kurzes knappes Wamms ließ seinen kräftigen Oberkörper und den Gürtel sehen, den er trug.

Sein dreieckiger Hut konnte kaum die braunen Locken zusammenhalten.

Nieuvelle sah den Mann kaum an, der ihm im Wege stand, schob ihn mit dem Ellbogen bei Seite und bückte sich, um leise Rosa Brun zu begrüßen; aber der Fremde ließ ihm keine Zeit dazu, riß ihn vielmehr kräftig empor und sagte halblaut zu ihm:

„Ich verbiete Ihnen, mit dieser Frau zu sprechen.“

Nieuvelle drehte sich um und maß den, welcher so zu ihm zu reden wagte, mit zornigem Blicke; aber in diesem Augenblicke erkannte er die Stimme und das Gesicht; der Fremde war kein Anderer als der Edelmann, den er schon ein Mal in dem „rothen Ros“ gesehen hatte.

„Was bedeutet das?“ dachte er bei sich. „Will er in dieser Verkleidung der Schönen den Hof machen?“ Dann wendete er sich an den Fremden und sagte in halb unwilligem, halb scherzendem Tone: „Das geht über Scherz hinaus. Welches Recht haben Sie, guter Freund, mich zu hindern? Kummern Sie sich um Ihre Angelegenheiten und nicht um die meinigen. Lassen wir zufällig auf einem Revier, wie ich fast vermuthen möchte, so wollen wir einander nicht gegenseitig den Weg vertreten; gehe Jeder seinen Weg und wohl dem, welcher zuerst die Gunst der Schönen erlangt, die uns beide entzückt hat.“

„Ich verbiete Ihnen, mit dieser Frau zu sprechen, sie nur anzusehen,“ sprach der Fremde weiter, indem er Nieuvelle einige Schritte zurückdrängte.

Die beiden Nebenbuhler standen einander drohend gegenüber. Nieuvelle war nicht feig und würde an einem andern Orte eine solche Beleidigung nicht geduldet haben; er war aber eben so klug als muthig und hielt es für unpassend, allein mitten unter dem gemeinen Volke einen Streit anzufangen. Er trat deshalb freiwillig zurück, sagte aber zu seinem Gegner: „Ich weiche jetzt, wir werden uns aber hoffentlich an einem andern Orte wiederfinden. Bis dahin halte ich Sie für das, was Sie zu sein scheinen, für einen Mann, mit dem ein Edelmann, wie ich, sich nicht befassen darf.“

Damit entfernte er sich; bald darauf schielte Rosa hinter sich und ihre Blicke begegneten denen des Mannes, der sie zwei Mal aus Gefahr befreit hatte. Sie schlug sogleich die Augen nieder und erblickte. Unterdes zog die Prozession vorüber, worauf Bruno Brun sofort aufstand und seiner Frau winkte, ihm in das Haus hineinzufolgen. Sie stand zitternd auf und ging, ohne zu wagen, noch einen Blick nach dem Fremden

zu werfen. Die Magd und die alte Tante trugen die Bank in das Haus zurück und verriegelten die Thüre. Alles wurde still in der Stadt, und bald wachten nur noch zwei Personen: der Fremde, der bis zum Tagesanbruche auf einer Steinbank dem Hause des Goldschmieds gegenüber saß und Rosa Brun, die in dem großen Bette neben ihrem schlafenden Manne die ganze Nacht kein Auge schließen konnte.

## 2.

Rosa erschien am andern Morgen bleich in Folge der schlaflos und unruhig verbrachten Nacht; in der Messe, in die sie wie gewöhnlich mit der Tante Mariane und der Magd Madeloun ging, saß sie zerstreut da und mußte sich von der alten Tante deshalb ausschelten lassen und an der Thüre der Kirche vergaß sie, die Finger in das Weihwasser zu tauchen. Die Tante begab sich zu dem Vater Theotist, um ihn zu bitten, sie am Vormittage zu besuchen und als Rosa mit der Magd wartete, erschien plötzlich der Mann vor ihnen, den sie für ihren Retter ansah und mit dem sich nun ihre Gedanken unablässig beschäftigten. Er trat zu der jungen Frau, deren Herz ungestüm klopfte, und die die Augen nicht zu ihm aufzuschlagen wagte. Er war heute wie ein Edelmann gekleidet und um einen Augenblick allein mit Rosa sprechen zu können, nahm er eine Hand voll Geld und bot es der Magd, damit sie es der armen Bettlerin reiche, die an der Kirchenthüre stand und die Augen von ihm nicht abwendete, als kenne sie ihn und wundere sich, ihn hier zu sehen. Während Madeloun der Alten das Geld brachte und von derselben erfuhr, sie kenne den Mann, er sei der Sohn des Herrn von Galtières, auf dessen Besitzung sie geboren worden, hatte der Fremde Rosas Meßbuch ergriffen, und diese ihm dasselbe überlassen, während sie zugleich zum ersten Male die Augen zu ihm empor schlug. Die alte Bettlerin schien der Magd Madeloun noch etwas Geheimnißvolles von dem freigebigen Herrn erzählen zu wollen, aber trotz ihrer Neugierde wagte Madeloun ihre Gebieterin nicht länger allein zu lassen. Der Fremde entfernte sich von den Frauen, als er Marianen erscheinen sah, und Rosa kam, noch tiefer im Herzen verwundet, in ihr stilles Haus zurück. Sie fühlte wohl, einer wie schweren Sünde sie sich schuldig mache, wenn sie das Bild des fremden Mannes in ihrem Herzen hege, und nach langem schweren Kampfe beichtete sie endlich dem frommen Mönche den Zustand ihrer Seele. Er tröstete sie und gab ihr guten Rath,

aber ihre Gedanken wendeten sich doch immer wieder dem Fremden zu. Als Madeloun ihr gar erzählte, daß die alte Bettlerin an der Kirchenthüre ihn kenne, daß sie ihn Galtières genannt habe und Manches von seinen Schicksalen zu wissen scheine, wünschte sie noch lebhafter den andern Tag herbei, damit Madeloun die Alte noch weiter ausfragen könne. Der andere Morgen kam, aber die Bettlerin kauerte nicht mehr an der Pforte. Sie war, wie erzählt wurde, am vorigen Abende ermordet worden, an der Thüre des Gotteshauses, Niemand konnte begreifen, aus welchem Grunde. Rosa sah den Fremden nicht wieder, aber die Liebe zu ihm wurde von Tage zu Tage mächtiger, und obwohl sie betete und beichtete, sie vermochte diese Liebe nicht niederzukämpfen, so daß sie einst im Beichtstuhle sogar gestand, sie würde mit dem Manne, den sie über Alles liebe, entfliehen, wenn sie ihn wieder sähe.

So waren zwei Monate vergangen und man stand zu Ende des Septembers, in der Zeit der Gerichts- und Universitätsferien. Die adeligen Richter befanden sich auf ihren Gütern, die vornehmen Bürger wohnten in ihren Landhäusern und die Studenten waren ebenfalls ausgeflogen. Die verödete Stadt Aix wartete mit Ungeduld auf den November und mit diesem auf die Rückkehr der Richter, der Reichen und Studenten. In dieser Zeit der Geschäftsstille erschien eines Tages der alte Brun, der seit der Verheirathung seines Sohnes die Stadt nicht betreten hatte, in dem Laden Bruno Bruns.

„Nun, Bruno,“ sagte der noch immer rüstige Alte, nachdem er seine Schwester und seine Schwiegertochter umarmt und seinem Sohne die Hand gereicht hatte, „wie geht Dein Geschäft?“

„Still, Vater,“ antwortete der Goldschmied; „in jetziger Zeit verkauft man nichts.“

„Ich weiß, daß es in der jetzigen Zeit still ist, aber ein thätiger Mann findet immer Arbeit und Gewinn, sollte er auch klein sein. Zeige mir Deine Bücher und Vorräthe.“

Der Alte nahm von allem genaue Einsicht, schüttelte aber bald ärgerlich den Kopf, denn sein Sohn hatte das Geschäft nicht nach seiner Art betrieben und es ergab sich, daß er zwei in wenigen Tagen fällig werdende Wechsel nicht würde bezahlen können.

„Du mußt Geld schaffen,“ fuhr der Alte fort; „wenn die Kunden nicht in das Haus kommen, mußt man sie aussuchen. Zu Michaelis ist ein großer Jahrmarkt in Graze; packe zwei Kisten, eine mit Uhren,

die andere mit Gold- und Silberarbeiten und Schmucksachen und halte drei Tage dort feil. Deine Frau mag Dich begleiten, um Dir behilflich zu sein; ich bleibe unterdeß mit meiner Schwester und Madeloun hier. Rasch also eingepackt!"

Der Goldschmied gehorchte, aber man sah es ihm an, daß die Reise ihm gar nicht behagen wollte und daß er sie mit Angst und Zagen unternehmen würde. Er wagte freilich gegen seinen Vater nichts zu äußern, zu der Tante Mariane aber sagte er: „Ich werde mein Testament machen müssen, ehe ich aufbreche. Die Straßen sind nicht sicher; man hört von nichts als Räubereien und Mordthaten der Bande Gasparde de Bessé. Und Rosa?" setzte er hinzu; „Du lieber Gott, was soll ich mit ihr dort anfangen! Eine Frau, die sich nicht sehen lassen kann, ohne daß sie von allen Leuten angestaunt wird! Das ist lästig, namentlich auf einem Jahrmarkte, wo sich so viele Müßiggänger und Wüßlinge einfinden. Hätte ich die schöne Frau nicht, so wäre mir manches Unheil nicht begegnet.“

Die junge Frau ihrer Seite war in außerordentlicher unruhiger Bewegung; ihr Herz hüpfte schon bei dem bloßen Gedanken vor Freude, noch ein Mal aus ihrer Unbeweglichkeit herauszukommen, die freie Natur wiederzusehen, die freie frische Luft zu athmen. Madeloun war seufzend dem Goldarbeiter behilflich und betrachtete mit trauriger Miene die Vorbereitungen, welche sie an ihre eigenen frühern Wanderungen erinnerten.

„Wir sind zwei Mal in Grasse gewesen," sagte sie mit einem gewissen Stolze; „es ist ein irdisches Paradies; man sieht nur Blumen und Früchte dort. Die Bürger sind reich und bezahlen baar ohne lange zu handeln.“

„Ist es weit von hier?" fragte Rosa Brun.

„Fünfunddreißig Stunden etwa, nach Italien zu und dicht an der Grenze.“

„Nach Nizza zu? In der Nähe des Var?"

„Ja, höchstens eine halbe Tagereise davon entfernt.“

„Ach," dachte die junge Frau, „dort wohnt auch Galtieres.“

Der alte Brun und dessen Sohn packten in feste Kisten goldene und silberne Uhren, Juwelen, Gold- und Silbergeschirr, kurz den besten Theil des Waarenvorrathes, der ihr ganzes Vermögen ausmachte, da auch die Mitgift der jungen Frau mit hinein verwendet worden war.

„Bruno, ich werde Dich bald wohin schicken,"

sagte mit einem Male der alte Bruno; „Du mußt zu dem Herrn Marquis von Nieufelle gehen.“

Der Goldschmied sah seinen Vater mit großen Augen an.

„Er ist ein sehr freundlicher Mann," fuhr der Alte fort; „da ich nur ein Viertelstündchen von Nieufelle wohne, so gehe ich bisweilen in dem Park des Schlosses spazieren, und bin da mehrmals dem Marquis begegnet, der mich immer sehr artig behandelt hat. Auch heute Morgen, als ich mich auf den Weg machte, begegnete ich ihm und er hielt mich an, um mich zu fragen, wohin ich reise. Ich antwortete ihm, daß ich nach Aix gehe, um da meinen Sohn zu besuchen, der dort ein schönes Gold- und Silberwaarengeschäft habe, und er entgegnete sogleich: „Das trifft sich ja prächtig! Ich habe einige Einkäufe zu machen und werde Sie morgen aussuchen.“ Du kannst Dir denken, daß ich ihn nicht gern hier in dem ausgeräumten Laden sähe; Du wirst also zu ihm gehen und ihn bitten, bis nach Deiner Rückkunft zu warten.“

„Sogleich," antwortete Bruno Brun, der wohl auch gehört hatte, Nieufelle stehe in ziemlich schlechtem Rufe und habe viele Gläubiger, die er nicht bezahle, ob er gleich sehr reich sei. Aber er hatte jetzt nicht Zeit, diesen Schritt zu thun, denn eben, als er seinen Hut nahm, trat Nieufelle herein.

„Guten Tag, Nachbar," sagte er vertraulich zu dem alten Brun, dem er die Hand reichte; „guten Tag. Sie sehen, ich bin ein Mann von Wort; ich warte nicht einmal bis morgen, sondern komme heute noch.“

„Es ist eine große Ehre für mich, Herr Marquis," antwortete der würdige Mann; „aber es thut mir leid, daß Sie den Laden so ausgeleert finden. Wir haben das Schönste eingepackt.“

„Sie wollen eine Reise machen? Sie sagten mir ja diesen Morgen nichts davon.“

„Wenn Sie Zeit hätten, Herr Marquis, würde ich Ihnen die Sache erklären.“

„Reden Sie, reden Sie," entgegnete Nieufelle, indem er sich niederließ; „Sie sind ein braver Mann, mein Nachbar und ich nehme an Allem, was Sie betrifft, Antheil.“

Der alte Goldschmied erzählte nun, daß sein Sohn und seine Schwiegertochter den Jahrmarkt zu Grasse besuchen sollten. Nieufelle hörte dies sehr aufmerksam an; auch blieb er ganz ruhig bei dem Anblicke Madelouns, die drei Schritte zurückprallte, als sie ihn so

dasigen sah als sei nichts geschehen. Die Erzählung des alten Goldschmieds änderte den Plan, der ihn dorthin geführt hatte. Er entfernte sich, mit seinem Besuche sehr zufrieden und mit einem neuen Plane beschäftigt, der nicht weniger feck war als der, welcher in dem Wirthshause zum „rothen Ros“ verunglückte.

Der Marquis von Nieufelle hegte seit etwa einem Jahre ein Verlangen nach Rosa Brun, wie es die blasierten Männer fühlen, wenn fast unübersteigliche Hindernisse ihnen im Wege stehen. Er war fest entschlossen, Alles zu unternehmen, Alles zu wagen, um seinen Zweck zu erreichen. Freilich gehörte der fecke Uebermuth und die Tollkühnheit eines Roués dazu, um zu den Mitteln zu greifen, die Nieufelle erdacht hatte. Die Vorrechte des Adels gingen nicht so weit, daß sie die Strafe wegen eines Verbrechens abwenden konnten. Alle Schuldigen waren vor den Gesezen gleich und das Parlament der Provence hatte sogar vor Kurzem einen vornehmen Herrn, dessen Namen noch jetzt berühmt ist, zum Tode verurtheilt. Indessen war es doch leicht, sich der Justiz zu entziehen, und dies machte Nieufelle kühn. Er wollte den Versuch wiederholen, der ihm ein Mal mißlungen war. Der Zufall schien ihn sehr zu begünstigen; auf dem Wege von Aix nach Graze gab es mehrere Stellen, wo ein solches Unternehmen leicht ausgeführt werden konnte. Uebrigens war er so vorsichtig, Jedermann zu sagen, daß er nach Nieufelle zurückkehre, und gegen Abend brach er mit seinen beiden Vertrauten nach der Grenze Italiens hin auf.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Wie Bosco berühmt wurde.) Bosco wurde lange vom Unglücke verfolgt, ehe er der reiche und berühmte Taufenkünstler wurde, der er jetzt ist. Er nannte sich abwechselnd Michalief, Lugharis, Boghos, Wormser, Herodes, gab sich bald für einen Russen, bald für einen Chinesen, einen Hindu und Perser aus, aber das Glück lächelte ihm unter keinem dieser Namen, unter keiner dieser Verkleidungen. Endlich nahm er den Namen Bosco in London an, wo er bald in den Straßen, bald auf der Themse seine Kunst zeigte, aber doch kaum so viel verdiente, daß er das Leben fristen konnte. Er hatte unter Anderem ein kleines Fahrzeug von Kork erbaut und vier Gänse abgerichtet, dasselbe zu ziehen. So fuhr er auf der Themse hin und her und lenkte sein seltsames Fahrzeug geschickt, wie er es haben wollte. So außerordentlich aber auch dasselbe war, so wollte doch Niemand Geld zahlen, um es zu sehen. Zufällig ging der Graf von . . . ein

berühmter Stuger, vorüber, dem die Mode in Allem blind gehorchte. Er sah Bosco und dessen Gänse, und da er ein Fest zu geben hatte, bei dem nothwendig etwas Außerordentliches vorkommen mußte, glaubte er das Längstgesuchte gefunden zu haben. Er sprach mit Bosco, ließ dessen Fahrzeug glänzend ausstatten, die Gänse schön aufzäumen, und seine Gäste lachten viel, als er ihnen Bosco so vorführte. Dieser geringfügige Umstand wurde Bosco's Glück; er war mehrere Wochen lang in London der Löwe des Tages, wie es die erste Giraffe gewesen war. Die Gänse hatten früher das Capitol gerettet, jetzt retteten sie Bosco. — Seit dem hat der glückliche Taschenspieler sich ein ansehnliches Vermögen erworben und eine herrliche Villa in Italien erkauft. Aber er gedachte stets der ersten Werkzeuge seines Glückes; vor dem Eingange zu seinem Schloßchen stehen zwei kolossale Gänse von Marmor, die ein Zeugniß seiner Dankbarkeit sind. Auch hält er, wie man sagt, fortwährend eine große Heerde lebendiger Gänse, und nie giebt er zu, daß eine derselben geschlachtet und an den Bratpfieß gesteckt werde.

(Eine Braut.) In Chili werden die Ehen mit kaumenswerther Geschwindigkeit geschlossen. Es ist weder ein Aufgebot, noch die Genehmigung der Aeltern, noch ein Geburtschein oder ein Zeugniß nöthig, daß man noch unverheirathet sei, man braucht nichts weiter als zwei Piafter für den Geistlichen, vor dem man mit seiner Geliebten niederknieet. Der Geistliche spricht seinen Segen und legt dann ein Buch vor, in das man seinen — oder einen anderen Namen einschreibt, und die Sache ist abgemacht. Es ist also dort nichts leichter, als sich trauen zu lassen; aber wenn der Geistliche einmal den Segen gesprochen hat, dann greift die Regierung ein; wer zwei Frauen nimmt, wird mit dem Tode bestraft; wer einen falschen Namen angab, wird zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, und wer seine Frau verlassen will, kann es nur im Geheimen oder mit ihrer Einwilligung thun.

Vor Kurzem kam ein junger Franzose nach San Carlos in Chili, lernte in den wenigen Tagen, welche er sich da aufhalten wollte, eine Familie kennen, in welcher sich mehrere reizende Mädchen befanden spielte, zur Unterhaltung, den Liebhaber Trancita's, des jüngsten der Mädchen, und sprach sogar vom Heirathen. „Heirathen“ ist ein Wort, das eine zauberische Wirkung auf jedes weibliche Herz hat; Trancita sagte deshalb auch sogleich Ja und eilte fort, um ihre Aeltern zu benachrichtigen. Diese hatten keine Einwendung zu machen, und man kam überein, sogleich am nächsten Tage die Trauung vornehmen zu lassen, obgleich es die feurige Trancita lieber gesehen hätte, wenn man auf der Stelle in die Kirche gegangen wäre. Der junge Franzose befand sich in der schrecklichsten Verlegenheit, verbrachte eine schlaflose Nacht, fand aber kein Auskunftsmittel und mußte sich in die Trauung ergeben. Er ging mit seiner schönen Braut und deren Familie am nächsten Morgen in die Kirche wie zur Schlachtbank, und freuete sich außerordentlich, als der Geistliche ausnahmsweise verlangte, daß der Bräutigam zwei Zeugen mit

sich bringe. Man wollte diese holen lassen, aber er erbot sich sofort, selbst zwei Freunde herbeizuschaffen, eilte aus der Kirche, als brenne der Fußboden unter ihm, und stand nicht still, bis er an den Hafen gelangte, wo er in das erste beste Boot sprang, das ihn zu seinem Schiffe bringen sollte. Zwei Stunden später ging dies unter Segel.

Wie sehr sich hier ein junger Mann vor der Trauung mit einem schönen Mädchen sträubte, so bot vor einiger Zeit ein Engländer alle Mittel auf, seine Trauung mit der Geliebten so schnell als möglich zu bewirken, und zwar in Greta-Green, wo bekanntlich die Leute eben so schnell zusammengegeben werden, wie in Ghit. Ein Graf von Westmoreland entführte nämlich als er zwanzig Jahre alt war, die einzige Tochter eines sehr reichen Bürgers. Um auf der Flucht nach Greta-Green nicht eingeholt werden zu können, hatte er vorher auf der ganzen Straße alle Postpferde mietzen lassen. Der Vater des Mädchens wußte dies und schickte einen Boten ab, mit dem Auftrage, alle Pferde zu kaufen, was man auch für dieselben fordern möge, weil er auf diese Weise der Flucht des Entführers Hindernisse in den Weg zu legen und ihn einholen zu können hoffte. Der Bote, dem eine sehr gute Belohnung versprochen worden war, jagte sogleich in gestrecktem Galopp davon, und war nahe daran, den Grafen einzuholen. Dieser sah ihn kommen, verlor keine Zeit mit langem Ueberlegen, sondern handelte bligshnell. Er hatte geladene Pistolen bei sich, und als der Courier an ihm vorüber saufete, schos er demselben das Pferd nieder. Der Courier stürzte mit; er hatte zwar keinen Schaden genommen, brauchte aber doch eine geraume Zeit, ehe er aufstehen, seine Gedanken sammeln und sich ein anderes Pferd verschaffen konnte. Der Graf erhielt dadurch einen bedeutenden Vorsprung, gelangte über die schottische Grenze, ehe man ihn einholen konnte, und wurde in Greta-Green von dem berühmten Schmied wirklich getrauet.

(Musik.) Die Musik, sonst das Besizthum und die Freude Weniger, wird in unserer Zeit allmählig, wie alles Andere, Eigenthum Aller. Die Buchdruckerkunst machte der Menge die geschriebene Weisheit der Vorzeit zugänglich; die Kunst des Kupferstiches ic. und das Daguerreotyp verbreiten die Erzeugnisse des Pinsels unter dem ganzen Volke; die Musik wird in den meisten Schulen gelehrt und das wohlfeile Accordion trägt ihre Genüsse auch unter die Geringsten.

— Die Priester schreiben ihre Musik in Farben, und sie deuten dadurch ein großes Geheimniß an. Spricht man doch von der Harmonie der Farben und von den Tönen eines Gemäldes; ein bekannter Blinder pflegte zu sagen: das Gefühl der rothen Farbe mache einen Eindruck auf ihn wie ein Trompetenton. Jesus sprach von einem „Regenbogen süßer Töne.“ Wer denkt nicht sogleich auch an „die Musik der Sphären.“ Die ganze Natur klingt und tönt. Haben die Leser jemals von der geheimnißvollen Musik gehört, die über die Bucht bei West Pasagoula klingt? Sie ist lange eines der größten Wunder

gewesen; viele Personen haben sie gleichsam aus dem Wasser heraustönen und in der Ferne, weit, weithin sanft, klagend, feenhaft verklingen hören, als wenn Aeolssaiten durch das Wasser tönten, aber Niemand vermochte bis jetzt diese schöne Erscheinung zu erklären. Es giebt viele Sagen über diese geheimnißvollen Töne; aber in unseren Tagen darf nichts Geheimniß bleiben, und so hat man denn auch die Musik der Wassergeister erklärt. „Wir mußten,“ schreibt ein Amerikaner, „mehrmals an der Küste vor Anker gehen und jeden Abend, vom Dunkelwerden an bis Mitternacht, erquickte Aeolsharfenmusik unser Ohr. Ich horchte dahin und dorthin, um zu ermitteln, woher diese wunderbaren himmlischen Töne kommen möchten, sie schienen aus der Ferne zu kommen und klangen wie leise Lautentöne unter den Fingern von Seenymphen in der Tiefe. Während ich einst in der Nacht ebenfalls dieser Musik lauschte, unterhielt ich mich gleichzeitig mit dem Fischfange; ich hatte viel Glück und nach einer halben Stunde einen Wassereimer mit den schönsten weißen Kagensfischen fast gefüllt. Ich nahm den Eimer mit den Fischen mit in meine Kajüte und war noch nicht eingeschlafen, als dieselben süßen Töne sich in meiner Nähe hören ließen. Verwundert stand ich auf, und staunend überzeugte ich mich, daß die räthselhaften Töne von den Fischen kamen. Ich untersuchte diese nun genauer und fand, daß sie an der Unterlippe einen in weiche saitenartige Fasern getheilten Auswuchs haben. Durch den Druck der Oberlippe auf diese Fasern und durch das Ausathmen entsteht eine Vibration, ähnlich jener der Zunge in dem Brummeisen, wenn man leise darauf bläset.“ So war das Räthsel endlich gelöst.

(Ein Mittel zur Erhaltung schöner Zähne.) Man nehme fein gepulverte Holzkohle, erhize sie zum Rothglühen in einem eisernen Gefäße und schütte sie noch heiß in eine Schüssel mit reinem Wasser, fülle dieses sogleich in eine Flasche und stopfete sie fest zu. Wenn man sich dieser Flüssigkeit bedienen will, muß man sie umschütteln, eine Kleinigkeit davon in den Mund nehmen und die Zähne damit reiben. Alles, was dem Athem einen unangenehmen Geruch giebt, und was den Zähnen nachtheilig ist, wird dadurch entfernt.

(Maler-Akademien und Gemälde-Ausstellungen in alter Zeit.) Als in England Sir Josua Reynolds an der Spitze einer Gesellschaft von Künstlern eine Akademie zu begründen suchte, fand man das Unternehmen so lächerlich, daß Karikaturen darauf erschienen, um die Sache in Mißcredit zu bringen. Auch veranstalteten damals die Firmamaler eine Ausstellung, um die der Künstler lächerlich zu machen. Der große Dr. Johnson erwähnt in einem Briefe an einen Freund die zwei bis drei Gemäldeausstellungen, welche die Künstler allen Hindernissen zum Trotz zusammengebracht hatten, und schreibt darüber: „Wir haben kürzlich eine Gemäldeausstellung bei uns gehabt; sind wir nicht arme Geschöpfe, daß wir zu solchen Mitteln unsere Zuflucht nehmen müssen, um die Zeit zu tödten, die kostbare Zeit, die nimmer wiederkehrt!“

(Die Königin Anna und die Herzogin von Marlborough,) welche neuerdings Scribe in seinem Lustspiele: „Das Glas Wasser,“ uns vorgeführt hat, waren in der Wahrheit ganz andere Personen, als sie der seine Lustspielsdichter schildert. Die Königin Anna hatte nämlich eine besondere Vorliebe für geistige Getränke und war nicht selten zugleich mit der Herzogin von Marlborough betrunken. Es ist dies zwar auch geläugnet worden; neuerdings aber hat man in dem britischen Museum einen Brief des Geheimsekretairs der Herzogin an Pope gefunden, welcher mit den Worten anfängt: „Sir, da die Herzogin gestern betrunken war, so vermochte sie Sie nicht zu empfangen, als Sie erschienen etc.“

### Generalcorrespondenz.

Eine vornehme Dame in London wurde vor wenigen Tagen in der Nacht durch ein Krachen an der Thüre ihres Schlafzimmers im zweiten Stocke aus dem Schlafe gestört. Es war ihr Hund, der gewöhnlich unten in der Küche schlief. Sie stand auf, um ihn hereinzulassen, dann legte sie sich wieder nieder, aber sogleich sprang auch der Hund auf das Bett, zog sie am Aermel und versuchte auf jede mögliche Weise anzudeuten, daß sie ihm folgen möchte. Als sie den Hund von dem Bette hinunterstieß, fühlte sie, daß er ganz naß war; sie fürchtete nun, es möge ein Unglück geschehen sein, stand wieder auf und ging mit dem treuen Thiere die Treppe hinunter. In der Küche sah sie zu ihrer großen Verwunderung ihre Magd im Nachtzuge, ohne Schuhe und Strümpfe vor dem Herde stehen und mit verschlossenen Augen, offenbar im Schlafe, Gabeln pugen. Die Dame fuhr einige Male mit dem Lichte vor den Augen der Magd hin und her, aber das Mädchen ließ sich dadurch nicht stören, sondern pugte immer weiter und hielt sogar die Gabel, als wolle sie sehen, ob sie blank genug sei, vor die geschlossenen Augen. Die Dame sah sich nun genauer in der Küche um, um sich zu überzeugen, was die Magd wohl während ihres Schlafwandels schon gethan habe, und bemerkte an einem Gefäße mit Wasser, daß sie — den Hund gewaschen hatte, was sie alle Tage thun mußte. Dieses unzeitige Waschen mochte dem Hunde so seltsam vorgekommen sein, daß er fortgelaufen war, um seine Herrin davon zu benachrichtigen. —

Die Leser erinnern sich vielleicht, daß der Cardinal Fesch in seinem Testamente unter anderen Vermächtnissen an seine Geburtsstadt Florenz, derselben auch eine Sammlung von Gemälden aus seiner kostbaren Galerie bestimmte, die in dem Hause aufbewahrt werden sollen, in welchem Napoleon geboren wurde. Nachrichten aus Rom zufolge ist diese sehr werthvolle Sammlung jetzt an den Ort ihrer Bestimmung abgegangen. —

Fetis, der bekannte musikalische Geschichtschreiber und Kritiker, hat kürzlich in der königlichen Bibliothek in Brüssel einige

interessante Entdeckungen gemacht, nämlich einige Bände von Messen und Motetten von berühmten Componisten gefunden, die zu Ende des vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts lebten. Mehrere dieser Musikstücke sollen ganz vortreflich sein, jedenfalls füllen sie eine bedeutende Lücke in der Geschichte der Musik aus. —

Man rühmt wohl auch die Größe mancher Fabrikanstalten und Handelshäuser in Deutschland, aber was sind unsere größten gegen die in England! So lesen wir, daß in London ein Haus besteht, welches fertige Wäsche verkauft. Dieses beschäftigt über dreitausend Personen und fertigt und verkauft unter anderem jedes Jahr im Durchschnitt wenigstens zwanzigtausend Duzend Hemden. —

In Paris werden jeden Morgen ungefähr 100,000 Litres Milch verkauft; es gehören also wenigstens zehntausend Kühe dazu, um den Parisern jeden Morgen diese Milch zum Frühstück zu liefern. —

Eine englische Zeitung erzählt, eine Dame, Mutter von sechs Kindern, habe sich kürzlich durch einen verheiratheten Mann, der Vater von acht Kindern sei, entführen lassen, und das verliebte Paar besinde sich auf der Reise nach Amerika. — Ob sie ihre vierzehn Kinder mitgenommen haben, ist nicht angegeben. —

Vielen Lesern wird es unglaublich erscheinen, daß der Zucker in einem großen Theile von Frankreich wenn auch nicht unbekannt ist, so doch fast gar nicht gebraucht wird, und daß man ihn in kleinen Orten noch in der Apotheke kauft, wenn man ihn ausnahmsweise irgendwie nöthig hat. Namentlich gilt dies von dem Departement Indre und Loire. —

Ein gelehrter Chemiker hat jetzt unwiderleglich dargethan, daß sich in dem menschlichen Körper Kupfer und Blei befinden; man braucht sich also künftig nicht mehr zu wundern, daß manche Menschen hart sind; es liegt im Blute, und sie sind ganz unschuldig daran, daß sie mehr Metallisches in sich haben, als andere Leute. —

Ludwig Philipp hatte die Maler Maur, Eug. Isabey, Eug. Lami, Morel Latio und Simon Fort nach Cu eingeladen, als die Königin von England dort zum Besuche erwartet wurde, und sie haben allen Festlichkeiten beigewohnt, um Skizzen von den interessantesten Scenen zu entwerfen. Alle diese Skizzen sind kürzlich dem Könige vorgelegt worden, der eine Victoria-Galerie von Gemälden zur Erinnerung an jenen festlichen Besuch in Cu anlegen will. Diese Galerie soll aus zwanzig Gemälden bestehen, und zwar aus sechs ganz großen und vierzehn kleineren. Delaroche soll für das Gemälde, die Zusammenkunft Ludwig Philipps mit der Königin von England, 120,000 Fres. verlangt haben. —

Eine große Zeitung schildert ein furchtbares Gewitter, das in den Pyrenäen gewüthet, und sagt, der Blix habe in eine Herde von Schafen geschlagen. „Es blieben 45 Schafe todt, darunter eine Ziege.“



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 45.

Preis für circa 102 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Rosa Brun.

(Fortsetzung.)

3.

Am andern Morgen mit Tagesanbruche stand ein kleiner Wagen mit einer Wachstuchplane über Bügeln vor der Thüre des Goldschmiedes. Der alte Brun war beschäftigt, mit Madeloun die Kisten unter der Bank zu befestigen, auf welcher die Reisenden sitzen sollten. Mariane stand in der Thüre und gab noch einmal der jungen Frau, welche erfreut und ungeduldig das bescheidene Fuhrwerk anblickte, Ermahnungen, Verhaltensmaßregeln und guten Rath. Bruno Brun endlich sah betrübt um sich und schien sich von seiner traulichen Wohnung und seiner gewöhnlichen Lebensweise höchst ungern zu trennen. Ein Bauer, welcher den Wagen fahren sollte, stand an dem Kopfe eines Pferdes, pfiff und klatschte bisweilen mit der Peitsche.

„Alles ist fertig; fort nun!“ sagte der alte Brun, indem er bei Seite trat, um Madeloun Platz zu machen, welche einen Stuhl brachte, der den Wagentritt ersetzen sollte; aber die junge Frau stieg schnell in den Wagen, ohne sich des Stuhles zu bedienen; dann klatschte sie wie ein Kind freudig in die Hände und sagte: „Komm! komm, Bruno, daß wir fortkommen.“

„Ach, lieber Nefse,“ meinte die Tante Mariane, indem sie ihre hagere Wange dem Goldschmiede zum Abschiedskusse bot, „Deine Frau bedarf der Aufsicht sehr und ich hätte doch wohl mitreisen sollen. Sie wird

vielen Gefahren ausgesetzt sein. Nun Gott behüte sie und Dich!“

Der Goldschmied seufzte tief, indem er seiner Tante die Hand nochmals drückte, dann setzte er sich neben Rosa.

„Gott geleite Euch und die Waaren!“ sprach der alte Brun. „Nun vorwärts, Michel!“

Der Bauer setzte sich auf die Deichsel, trieb sein Pferd an und der Wagen rasselte in kurzem Trab durch die noch stillen Straßen. Am Thore aber begann das Pferd bereits den Trab aufzugeben und im Schritt weiter zu gehen, wie es seine Gewohnheit war.

Rosa, welche sich über die Reise so gefreut und zum Aufbruche so ungeduldig getrieben hatte, war mit einem Male still geworden; der Anblick der freien Natur bei Sonnenaufgang und die unbeschreiblichen Töne, die, bei dem Erwachen der ganzen Schöpfung, die Luft erfüllen, erregten das Gefühl der Bewunderung und Anbetung in ihr. Sie betrachtete mit stummem Entzücken den weiten Horizont, von dem sie so oft im Schatten der Mauern geträumt hatte, welche kaum ein Stückchen Himmel sehen ließen. Der Goldschmied hatte sich an den lederen Gürtel zurückgelegt, welcher als Lehne diente und schien trotz dem Knarren der Räder und den Stößen des Wagens zu schlummern. Die Schönheit der Gegend machte einen sehr geringen Eindruck auf ihn; er bewunderte nichts und die immer neuen Ansichten, welche in einer Gebirgslandschaft aufeinander folgen, sprachen ihn nicht an, verscheuchten die

Langeweile nicht. Nur ein Mal, als sich der Weg an einem reichen Weinberge hinzog, schlug er die Augen halb auf, um die Weinstöcke zu betrachten, die sich unter Trauben von der Größe jener im gelobten Lande bogen.

Rosa verbrachte den Tag in wahrem Entzücken; die erschlafften Saiten ihres Gemüthes zogen sich straffer an; die freie Lust und die Bewegung versetzten sie in einen gewissen lieblichen Rausch; sie freute sich ein Mal recht von Herzen des Lebens in der reinen, leuchtenden Lust, an die ihre Augen nicht gewöhnt waren. Das, was sie empfand, hatte eine Aehnlichkeit mit der unaussprechlichen Freude des Gefangenen, der aus dem Dunkel seines Kerkers in das Sonnenlicht heraustritt.

Aber schon vor dem Ende des Tages mischten sich ängstliche Gedanken in die Reiselust. In ihrem Herzen stieg allmählig eine thörichte Hoffnung auf; es war ihr, als müsse sie dem Herrn von Galtières noch ein Mal begegnen und als fahre sie ihm auf diesem Wege entgegen, der nach seiner Heimath führte. Ihr Herz klopfte, als sie auf der weißen staubigen Linie, die sich an den Hügeln hinzog, einen schwarzen Punkt bemerkte, der größer und größer wurde und dem Wagen entgegenkam. Als sie endlich erkennen konnte, daß der, welchen sie von fern für einen eleganten Reiter gehalten hatte, ein armer Hausirer auf einer dünnen Mähre oder ein Bauer auf einem Pferde sei, das mit Glöckchen und wollenen Troddeln behangen war wie ein andalusisches Maulthier, als sie sah, wie sehr sie sich geirrt hatte, wendete sie das Gesicht lächelnd und seufzend zugleich ab.

Die Straßen waren damals weniger besucht und schlechter unterhalten als jetzt die kleinsten Dorfwege; man brauchte einen ganzen Tag, um zehn Stunden weit zu kommen. Den zweiten Tag nach ihrer Abreise gelangten unsere Reisenden nach Frejus und sie hatten nun noch immer eine starke Tagereise bis Grasse.

Bis dahin hatte Bruno Brun keine Besorgniß vor einem Unfalle, der doch leicht eintreten konnte, zu erkennen gegeben, als er aber in die öden Berge gelangte, welche die beiden Städte trennen, gedachte er an allerhand beunruhigende Dinge. Der Wald von Esterel stand im übelsten Rufe; Banden von Uebelthätern hatten hier oft Jahre lang Schutz und Zuflucht vor der Marechaussée gefunden. Auch jetzt hatte sich, wie man sagte, die Bande des berühmten Gaspard de Besse hierher zurückgezogen, nachdem sie lange ungestraft in der Provence geraubt und geplündert. Der schreckliche Ruf dieser Gegend war sprichwörtlich gewor-

den. Zwar fiel bisweilen, aber selten, ein Uebelthäter in die Hände der Justiz, die dann den Kopf desselben in diesen gefährlichen Hohlwegen aufstecken ließ, aber diese häßlichen Trophäen schreckten mehr die Reisenden als die Banditen, die für jede Hinrichtung Eines der Ihrigen schreckliche Wiedervergeltung übten.

Die Reisenden hatten zum Nachtquartier ein Wirthshaus vor dem Thore von Frejus gewählt. Es war gar nicht prächtig und schien auch wenig oder gar nicht besucht zu sein; trotzdem wurde in der Küche eifrig gesotten und gebraten und der Wirth lief geschäftig hin und her, als wäre sein Haus von Fremden überfüllt. Die Stube, welche als Speisezimmer dienen mußte, war leer und nichts deutete auf die Ankunft neuer Gäste hin. Während der Goldschmied mit Michels Hilfe so still und vorsichtig als möglich die beiden Kassen, die man nicht wohl im Wagen lassen konnte, in das Zimmer trug, nahm Rosa schüchtern an der Ecke der Tafel Platz und sagte zu dem Wirth:

„Sie scheinen noch Reisende diesen Abend zu erwarten.“

„Wenn mein eigener Vater ein Bett für diese Nacht von mir haben wollte, ich müßte ihn abweisen,“ antwortete der Mann sich aufblähend; „mein Haus ist voll.“

„Es war aber fast niemand da, als wir ankamen, da Sie uns freigestellten, welches von Ihren drei Zimmern wir nehmen wollten.“

„Das ist wohl wahr; es ist aber ein Herr, dem es in dem Wirthshause nicht gefiel, in welchem er abgestiegen war, in mein Haus gekommen,“ antwortete der Wirth stolz; „er hat einen Diener und zwei Pferde; dann kam noch ein anderer geringerer Reisender, kurz, es sind viele Leute da.“

„Desto besser,“ sprach die junge Frau.

Die neuen Gäste waren der Marquis von Nieusselle und dessen beide Diener.

Die Zimmer des Wirthshauses zu den drei Königinnen aus dem Morgenlande gingen auf einen schmalen Corridor, dessen Wände überall mit Kohle bemalt und so dünn waren, wie die eines Kartenhauses. Man konnte deshalb von diesem Vorsaale aus leicht alles hören, was in den drei Stuben gesprochen wurde. Während Bruno Brun seinen Kasten einen sichern Platz anwies, horchten Nieusselle und Bascongado, welche die beiden Nebenstuben inne hatten.

„So, nun sind die Kassen in Sicherheit,“ sagte der Goldschmied; „jetzt so schnell als möglich gegessen

und zu Bette gegangen, damit wir morgen vor Tagesanbruch aufstehen können, hörst Du, Michel?"

„Sie können ganz ruhig sein, Herr Brun; wenn der Morgen graut, füttere ich, wenn die Sonne aufgeht, brechen wir auf und wenn es dunkel wird, sind wir längst durch den Wald von Esterel hinaus.“

„Das hoffe ich nicht,“ murmelte Nieufelle, der zu Bascongado und Siffroi trat, um mit ihnen Rath zu halten. Der letztere war, als Bauer verkleidet, in dem Wirthshause angekommen und hatte nicht gesagt, daß er zu dem Marquis gehöre, sich vielmehr für den Knecht eines Pferdehändlers ausgegeben, der ihn in Graße erwarde, und dadurch zugleich erklärt, warum er auf einem schönen Mecklenburger Pferde reite. Nieufelle selbst zeigte sich nicht; die Speisen ließ er sich in das Zimmer bringen; auch Bascongado durfte sich nicht sehen lassen und so ahnte Rosa nicht, daß sie sich mit dem Manne, dessen Keckheit sie schon ein Mal so erschreckt hatte, unter einem Dache befinde.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruche waren der Goldschmied und dessen Frau bereit, die Reise fortzusetzen. Noch schien alles in dem Wirthshause zu schlafen. Die Lampe an der Wand in dem engen Corridor rauchte und wollte verlöschen. Der Haushahn, der sein Nachtquartier in der Küche hatte, begrüßte mit seiner hellen Stimme das erste Licht des Tages und zeigte so die Zeit an statt der Uhr, die man in dem Wirthshause nicht hatte. Bruno Brun suchte in einer gewissen ängstlichen Unruhe sobald als möglich den Hof zu erreichen, wo sich der Stall befand. Der Wagen stand vor der Thüre mit zurückgelegter Gabeldeichsel und aus dem Stalle heraus hörte man die Stimme Michels, der entsetzlich fluchte und wehlagte; sein Pferd wollte nicht aufstehen und schien gar sterben zu wollen. Der Goldschmied ging, als er diesen beklagenswerthen Vorfall sah, der seine Reise verzögern mußte, wohl drei Mal nachdenkend im Stalle hin und her, als denke er über ein Mittel nach, aus dieser Verlegenheit herauszukommen; dann setzte er sich auf einen Prellstein, legte die Hände auf die Knie und sagte mit einem tiefen Seufzer:

„Morgen spätestens müßten wir in Graße sein; das ist nun nicht mehr möglich zu machen und der Zweck unserer Reise ist verfehlt.“

„Verfehlt!“ entgegnete Rosa, „nein, nein, ich will mich erkundigen, ob wir vielleicht ein anderes Pferd und einen andern Kutscher erhalten können.“

„Der Gedanke ist nicht übel,“ antwortete der Goldschmied nach einigem Nachdenken.

Während dies im Hofe geschah, eilte Bascongado so rasch als möglich die Treppe hinauf in das Zimmer seines Herrn: „der Herr Marquis kann aufstehen und ausbrechen,“ sagte er, indem er die Bettvorhänge auseinanderzog; „es ist keine Zeit zu verlieren; das Mittel hat vortrefflich gewirkt; das Pferd liegt auf der Seite und rührt sich kaum, und die Reisenden sind in der größten Verlegenheit. Die junge Frau sucht ein anderes Pferd und Siffroi will sich erbieten, das seinige einzuspannen.“

„Das ist gut,“ antwortete Nieufelle, „vortrefflich; laß doch sehen.“

Er trat an das Fenster und sah vorsichtig hinunter in den Hof. „Gut!“ wiederholte er; „Siffroi unterhandelt bereits mit der jungen Frau. Ich glaube, er verlangt unverschämt viel. Das arme Lämmchen ergiebt sich ohne Arg.“

„Sie sind einig geworden, sie hat ihm Draufgeld gegeben,“ sagte Bascongado mit triumphirender Miene. „Sie können sie fortfahren sehen, Herr Marquis. Siffroi spannt das Pferd ein. Welche Ehre für das schlechte Fuhrwerk!“

„Rasch zu Pferde!“ rief Nieufelle höchst erfreut; „wir müssen ihnen zuvorkommen.“

Der Goldschmied argwöhnte nichts Böses, im Gegentheil, er freute sich sehr, den Mann so zufällig getroffen zu haben, der ihm für wenig Geld ein Pferd überließ und der auch Kutscherdienste verrichten wollte. Freilich konnte er nicht mehr so ruhig sein wie in der Gesellschaft Michels und er schauderte deshalb bei dem bloßen Gedanken an die Fahrt durch die so übelberückte Stelle, wo so viele Reisende angehalten und ausgeplündert worden waren. Der arme Mann nahm seine Maßregeln so, als sei er überzeugt, daß ihm ein Unglück begegnen müsse. Er trennte sich von seiner dicken Uhr, die er seit vielleicht zwanzig Jahren nicht abgelegt hatte und versteckte sie wie das Geld, das er bei sich trug, in dem Heusack, auf den seine Frau die Füße stützte. Dann steckte er muthig ein großes neugeschliffenes Messer in einer Scheide in seinen Gürtel und knöpfte seinen Rock von oben bis unten zu, was bei ihm ein Zeichen war, daß er einen Entschluß gefaßt.

Mit Sonnenaufgang gelangten die Reisenden in die Berge von Esterel und es bot sich den Augen Rosas ein Gemälde der düstersten Naturpracht dar. Die

Strasse zog sich zwischen Hügeln hin an dem Berge empor, welcher die höchste Spitze in dieser wilden Gegend ist. Unten bildeten die Thäler ungeheuere grüne Schlünde, auf deren Grunde unsichtbare Bäche rauschten und Quellen hervordrangen, welche Wiesen bewässerten, auf die noch nie ein Hirt seine Heerden getrieben. Die ganze Landschaft hatte nur zwei gleichförmige und reine Farben, das klare Blau des Himmels und das dunkle Grün des thaubeneigten kühlen Waldes. Als aber die Sonne über den Horizont hinaufflog, färbten sich die Berge und Thäler mit helleren Tinten und leichte Wolken, welche die blaue Tiefe des Aethers verschleierten, verkündeten einen warmen nebeligen Morgen. Je weiter die Reisenden kamen, um so frischere Kühle strömte von dem Walde aus und milderte den heißen Hauch des Windes, der über die glühenden Ufer des Golfes von Frejus gestrichen war und in den feuchten Thälern von Esterel erlosch. Diese liebliche Temperatur, diese ruhigen Perspektiven, die Stille und der Friede dieser Einsamkeit erfüllten das Herz Rosas mit süßer Melancholie. Sie saß still da mit ihrem Herzen voll Liebessehnsucht, knüpfte an frische Eindrücke die Erinnerung an frühere Gefühle und sah in dieser poetischen Landschaft das Bild des Herrn von Galtieres vor sich. Bruno Brun seiner Seite kümmerte sich wenig um die Natur, sondern saß da mit geschlossenen Augen, den Kopf auf die Brust gesenkt, wie Jemand, der mitten in der Gefahr einschlafen möchte.

Rosa stieg endlich ab und ging neben dem Wagen her den steilen Bergpfad hinauf. Ueber ihrem Haupte wiegten die Kiefern mit leisem Rauschen ihre grünen Wipfel, während die Eichen ihre unbeweglichen Aeste über die Strasse hinüber und herüber streckten. Bisweilen öffnete sich zwischen den Bäumen eine lichte Stelle und hier blühten dann in ihrer ganzen ursprünglichen Schönheit die Blumen, die wir in unseren Gärten ziehen, die Immortelle, die wilde Nelke und die dunkelfarbige Scabiosa; weiter hin in den Schluchten verschlang die Myrthe ihre zierlichen Zweige und weißen Blüten mit den kräftigen Aesten des Erdbeerbaumes, dessen hellrothe Früchte von Weitem großen Korallenperlen gleichen.

Die junge Frau schritt muthig einher und betrachtete alle Aussichten. Sie hatte die traurigen Ereignisse ganz vergessen, deren Zeugen diese Gegend gewesen, und dachte eben so wenig an Gaspard de Besse und dessen Bande. Statt sich zu fürchten, wie ihr Mann, rief sie bei jeder Biegung des Weges, bei jeder Baumgruppe

entzückt aus: „Ach, wie schön! Wie herrlich müßte es sich hier leben!“

„Ja, unter Räubern und Wölfen,“ murmelte der Goldschmied achselzuckend. „Heilige Jungfrau, wären wir doch schon über diese schrecklichen Berge, über diese Bäume und Blumen und alles, was man in der verwünschten Gegend sieht, hinaus!“

Nachdem man ungefähr zwei Stunden gefahren war, fühlte sich Bruno Brun in seiner Angst und Furcht plötzlich einigermaßen erleichtert. Als nämlich der Wagen eine der Hochebenen erreichte, welche gleichsam die Stufen der Riesentreppe bilden, deren Gipfel weit oben in der Ferne sich zeigte, bemerkten die Reisenden zwei Köpfe auf Pfählen am Wege vor einer der lichten Stellen im Walde, die so reich mit Blumen geschmückt waren. Rosa, welche dem Wagen etwas voraus war, wendete das Gesicht mit einem Ausrufe des Entsetzens ab und ging schnell weiter, während Bruno Brun den Wagen anhalten ließ und sagte: „Es thut mir wahrhaft wohl, diese beiden Gesichter da oben zu sehen; man erkennt doch daran, daß es noch Gerechtigkeit in der Welt giebt. Sieh sie nur an, mein Sohn,“ fuhr er zu Siffroi fort; „sie rühren sich nicht mehr und die ehrlichen Leute können in aller Sicherheit an ihnen vorbeigehen.“

„Ich sähe doch einen ihrer lebenden Cameraden fast noch lieber,“ meinte Siffroi; „ich kann die Fragen da nicht ansehen.“

„Wenn ich sie genauer betrachtete, würde ich sie vielleicht wiedererkennen,“ fuhr der Goldschmied blinzeln fort; „sie gehörten gewiß zu den sechs, die vor Kurzem gerädert wurden. Nach dem Urtheil sollten die Köpfe von zweien nach Bonpes, die von zwei andern nach Toullades und die der beiden letzten nach Esterel gebracht werden. Der Nachrichten legte deshalb auch die Köpfe in einen Korb und übergab uns nur die Rumpfe.“

„Man hat Ihnen die Rumpfe übergeben?“ fragte Siffroi.

„Ja, und ich habe sie eigenhändig mit begraben helfen,“ antwortete der Goldschmied. „Ich gehöre nämlich zu den blauen Büßenden, welche die Gerichteten begraben. Die Herren vom Parlamente haben uns in diesem Jahre mit viel Arbeit versehen.“

„Puh! Ich würde lieber einen Menschen erschlagen, als die Leichen anrühren, die der Henker unter den Händen gehabt hat,“ sagte Siffroi, indem er mit einem derben Fluche auf sein Pferd peitschte.

Nach sechs Stunden gelangten die Reisenden auf den höchsten Punkt. Hier war der Weg fast unfahrbar und glich dem ausgetrockneten Bette eines Wildbaches. Die Berge, an dessen Fuße er sich hinschlängelte, waren von einem grünen Mantel umhüllt, durch den hier und da wie durch ein Loch ein kahler zackiger Felsen blickte. Ueber diese steilen Hänge plätscherten kleine Bäche herunter, welche die Vegetation frisch erhielten. Nach allen Seiten hin verlор sich der Blick in dem grünen Waldhorizonte und die Stille der wildrauen Gegend wurde nur durch das Geräusch des Windes und des Wassers gestört. Gleichwohl verrieth eine Rauchsäule, die hinter den Bäumen aufstieg, die Nähe einer Wohnung.

„Es giebt Leute hier?!“ rief der Goldschmied aus, indem er halb mit Freude, halb mit Angst die Rauchsäule betrachtete, auf die ihn seine Frau aufmerksam gemacht hatte.

„Weißt Du, wo wir sind, guter Freund?“ fragte er Siffroi.

„Allerdings; wir werden sogleich das Wirthshaus von Esterel erreichen, das ich so gut kenne, wie das Haus meines Vaters und in dem ich gewiß gut aufgenommen werde,“ antwortete der lecke Taugenichts kaltblütig.

„Ich sehe es schon,“ fiel Rosa ein, und sie wies auf ein ziemlich großes Haus, das sich plötzlich zeigte, als man um eine Gruppe großer Eichen herumkam. Es stand dicht am Wege auf einer kleinen Anhöhe und hatte zwei Stockwerke. Auf den ersten Anblick glich es den Bauerhäusern in der Ebene. Die Vorderseite mit unregelmäßigen kleinen Fenstern war nicht berappt und auf dem fast platten Dache lagen rothe Ziegel. Die Gemächer in dem obern Stock erhielten ihr Licht nur durch ganz kleine Fensterchen, das Erdgeschos dagegen sah aus wie ein Stall. Sah man genauer hin, so erkannte man, daß der plumpe Bau dauerhafter war, als es die Häuser in der Ebene zu sein pflegen. Die dicken Mauern, die mit Eisenstäben versehenen Fenster, die Thüre von starkem Eichenholze waren eben so viele Vorsichtsmaßregeln gegen die verdächtigen Personen, welche diese Straße unsicher machten. Das Haus stand auf einem freien Plage zwischen der Straße und dem Walde. Ein Schießfensterchen in der Thüre gestattete, ohne Gefahr die Leute zu mustern, welche Einlaß suchten. Schmale Oeffnungen in der Wand gingen schief nach der Thüre hin, so daß bequem und sicher auf diejenigen geschossen werden konnte, welche

in feindseliger Absicht erschienen. Waren die Fenster und die Thüren geschlossen und die Bewohner wollten nicht öffnen, so konnte man nicht anders als nach einer regelmäßigen Belagerung in das Haus hineingelangen.

Siffroi hielt den Wagen an, deutete auf das Schild des Wirthshauses und sagte zu dem Goldschmiede:

„Treten Sie einen Augenblick ein, um sich zu erfrischen, während ich meinem Pferde Hafer gebe und es ein wenig verschmaufen lasse.“

Bruno Brun fand den Vorschlag ganz verständlich, obgleich er vor der Abreise sich vorgenommen hatte, an diesen gefährlichen Stellen nicht einzukehren.

„Wir haben noch nichts genossen,“ sagte er zu seiner Frau; „wir finden hier vielleicht einen Eierkuchen und eine Tasse Kaffee. Meinst Du, daß wir eintreten?“

„Recht gern,“ antwortete sie aus Gefälligkeit, ob sie gleich lieber unterwegs von dem Obste und dem Brode gegessen hätte, das sie in ihrem Körbchen hatte.

Siffroi hatte bereits an die Thüre geklopft, die fortwährend verschlossen war. Bald erschien eine schwarze zerlumpfte Magd und forderte die Reisenden auf, einzutreten. Es mochte etwa Mittag sein.

Das Innere des Hauses erinnerte Rosa ganz und gar an das „rothe Roß“. Das große Zimmer im Erdgeschosse hatte dieselbe Bestimmung und dasselbe Aussehen wie der verräucherte Saal, in welchem sie den Abend neben dem Herrn von Galtieres verbracht hatte. Sie setzte sich nachdenklich an dem Tische nieder und der Goldschmied fragte die Magd aus, während sie ihm das verlangte Frühstück brachte.

„Kehren viele Reisende hier ein?“

„Das kommt auf die Zeit an,“ antwortete sie kurz.

„Heute scheint Niemand da zu sein.“

„Später können noch Leute kommen.“

„Abends?“

„Ja, um die Nacht da zu schlafen.“

„Gott im Himmel, es wagen Leute in dem Walde von Esterel zu schlafen?“ fragte der Goldschmied verwundert.

„Warum denn nicht?“ entgegnete die Magd; „ich und die Frau Wirthin schlafen ja alle Nächte da.“

„Die Frau Wirthin und Du? Seid Ihr ganz allein hier?“

„Ganz allein.“

„Und Ihr fürchtet Euch nicht?“

„Nein,“ antwortete die Magd lakonisch, indem sie ihm den Rücken zuehrte.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Der Geizige und der Zahnarzt.) Einer der vier reichsten Grundbesitzer in Frankreich, der Marquis X., hatte einen großen Theil seiner Zähne verloren und die übrig gebliebenen waren nicht viel werth; er nahm sich deshalb vor, sich von einem geschickten Zahnarzte falsche Zähne einsetzen zu lassen. Um aber dafür so wenig als möglich zu bezahlen, zog er ganz schlechte Kleider an, und gab sich bei dem Zahnarzt, an den er sich wendete, für einen armen polnischen Flüchtling aus. Der Zahnarzt verlangte auch wirklich nur Ersatz für seine eigenen Auslagen, und versprach, nach drei Tagen ihm ein Paar Zahnstümpfe herauszunehmen und ihm dann die falschen Zähne einzusetzen. Der Marquis ging, erfreut über das Gelingen seiner List, fort, indem er auf einen Herrn nicht achtete, dem er auf der Treppe begegnete. Dieser aber erkannte ihn und sagte dem Zahnarzte, wer der angebliche Pole sei. Nach drei Tagen fand sich unser Marquis zur bestimmten Zeit wieder ein. Der Zahnarzt nahm ihm die schlechten Zähne heraus und sagte dann, ehe er zum Einsetzen der falschen schritt, einem armen polnischen Flüchtlinge gebe er dieselben für 200 Frcs., welche er nach Bequemlichkeit zahlen könne, dem Marquis von X. aber könne er sie unter tausend Thaler nicht geben. Der Marquis sprang auf, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen. „Sie können nicht läugnen, daß Sie der Marquis von X. sind,“ fuhr der Zahnarzt ganz ruhig fort, „können aber auch ohne meine falschen Zähne nicht mehr essen, kaum noch deutlich sprechen.“ Der Marquis war außer sich und drohete mit den Gerichten; der Zahnarzt blieb ganz gelassen und sagte nur, es stehe ganz in dem freien Willen des Herrn Marquis, ob er das falsche Gebiß für 3000 Frcs. nehmen wolle, oder nicht. Der Marquis fing nun an zu handeln; er bot tausend Frcs., dann funfzehnhundert, zweitausend; der Zahnarzt blieb unerschütterlich und meinte, er würde für tausend Thaler Spaß haben, wenn er den Vorfall erzählen könne. Der Marquis mußte endlich nachgeben und versprach, die dreitausend Frcs. zu zahlen. Er hielt auch sein Wort und der Zahnarzt schrieb ihm als Quittung folgende Zeilen: „Herr Marquis, ich erhalte soeben die dreitausend Frcs., welche Sie mir für die gestrige Operation schuldeten; ich behalte davon nur meine eigenen Auslagen, zweihundert Frcs., und sende das Uebrige an das polnische Comité, damit es in Ihrem Namen unter die bedürftigsten polnischen Flüchtlinge vertheilt werde.“ —

Von demselben reichen Geizhals wird auch folgendes Geschichtchen erzählt. Einer seiner Freunde befand sich bei ihm zum Frühstück, und es erschien unter Anderem ein gebratenes Huhn, vor dem der Gast zurückfuhr, da es sein Alter durch einen sehr unangenehmen Geruch verrieth. Der Gast verheimlichte auch den Grund nicht, warum er sich vor diesem Gerichte entsetze. Der Marquis gerieth in großen Zorn und ließ den Koch rufen, welcher auch sofort erschien: „Willst Du meine Geduld auf's Aeußerste mißbrauchen?“ donnerte der Marquis ihn an; „habe ich Dir nicht schon zwanzig Male gesagt, daß

Du das angegangene Geflügel durchaus nicht — anders als fricassirt bringen sollst?“

(Die Anleihe eines Schriftstellers.) Ein bekannter Schriftsteller wendete sich einst in Selbstverlegenheit an einen reichen Freund mit der Bitte, ihm hundert Thaler zu leihen. Der Freund gab ihm die Summe gern, wollte anfangs nicht einmal einen Schein darüber von dem Schriftsteller annehmen, und verlangte endlich, daß derselbe die Schuld von dem Honorar für sein bestes Werk abtragen solle. Der Schriftsteller gab seitdem ein, zwei Werke heraus; sein Gläubiger erwähnte nichts von dem Gelde; endlich, als ein drittes Werk erschien und der reiche Freund des Schriftstellers eben mit dem Ordnen seiner Geldangelegenheiten, beschäftigt war, schrieb er an denselben: „Lieber . . . ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, Dir hiermit zu sagen, daß Dein letztes Werk Dein bestes ist.“

Der Schriftsteller antwortete sofort: „Lieber Freund! Deine günstige Meinung von meiner Schrift freut und ehrt mich, aber ich hoffe noch Besseres zu leisten.“ —

(Der Schauspieler Rosambeau,) früher eine Zierde des französischen Theaters, ist in diesen Tagen hochbejahrt gestorben, und die Pariser Blätter erinnern nun an die zahllosen Anekdoten, welche von diesem originellen Schauspieler erzählt werden. Früher war er ein Mal in Marseille engagirt, und das dortige Publikum mißhandelte ihn regelmäßig so sehr, daß er fast nie eine Rolle zu Ende spielen konnte. Er benutzte dies bald und memorirte von seinen neuen Rollen immer nur die erste Hälfte, weil er wußte, daß man ihn doch nicht weiter spielen lasse. Eines Abends wurde er jedoch ganz gegen die Gewohnheit nicht nur nicht ausgepöflet, sondern sogar beklatscht. „Was ist das?“ sagte da Rosambeau; „die Leute irren sich gewiß.“ Das Publikum klatschte fortwährend. „Was wirst Du nun anfassen?“ fragten ihn seine Kameraden, die recht wohl wußten, daß er seine diesmalige Rolle ebenfalls nur zur Hälfte memorirt hatte. Rosambeau kam aber nicht aus der Fassung; sobald er an die Stelle gelangte, über die er hinaus nichts auswendig gelernt hatte, trat er ganz dicht an die Lampen vor, verbeugte sich drei Mal vor dem Publikum und setzte demselben offen seine Lage auseinander. „Wenn Sie mir auch in Zukunft Ihre Gunst schenken wollen,“ schloß er seine Anrede, „so werde ich meine Rollen vom Anfange bis zum Ende memoriren. Heute erlauben Sie mir, die zweite Hälfte — aus dem Buche abzulesen.“ Man klatschte wieder, und von diesem Augenblicke an war er der Liebling des Publikums. — Rosambeau ist übrigens derjenige, welcher zuerst die von Pappe nachgemachten Speisen von der Bühne zu entfernen wußte. Setzte man ihm ein Huhn von Pappe vor, so rief er ohne Umstände mit großem Pathos aus: „Nichts ist schön, als das Wahre, und das Wahre allein ist liebenswürdig!“ „Ich will das Publikum nicht täuschen lassen,“ erklärte er dem Regisseur, „und ich spiele die Rolle nicht, wenn man mir nicht ein wahres Huhn von Fleisch und Wein vorsetzt.“ Ebenso

machte er es mit dem Weine; er spielte nicht, wenn er nicht wirklichen Wein trinken konnte.

(Der Frack in Irland.) Der bekannte deutsche Reisende Kohl hat zuletzt Irland besucht und beschrieben, und es scheint ihm die irische Tracht sehr aufgefallen zu sein. „Die Lumpen der Irländer,“ sagt er, „sehen um so komischer aus, da der Schnitt ihrer Nationaltracht der unseres Frackes ist. In Deutschland tragen die Leute in den unteren Ständen lange Röcke oder Jacken, in Belgien, Frankreich und anderen Ländern sehr zweckmäßige Blousen; der Irländer scheint diese Kleidungsart nicht elegant genug zu finden und zieht den französischen Frack mit dem hohen nutzlosen Kragen und den beiden auf der Rückenseite herabhängenden Schwalbenschwänzen vor. Dazu trägt er kurze, bis an das Knie reichende Beinkleider mit Schuhen und Strümpfen oder Gamaschen. Seine Kopfbedeckung paßt zu dem Fracke, denn er trägt statt einer zweckmäßigen Mütze einen seltsamen formlosen Hut von Filz oder Seide, der vielleicht hundert Mal vom Wasser durchweicht und wieder trocken geworden ist. Daß die höhern und unbeschäftigten Classen sich mit einer so unbecquemen und unpassenden Kopfbedeckung belästigen, wie unsere Hüte sind, und sie bloß deshalb beibehalten, weil sie einmal Mode gewesen sind, läßt sich noch begreifen; rein unbegreiflich aber ist es mir, wie sich ein so albernes Kleidungsstück Jahre lang unter Millionen von Arbeitsleuten halten konnte.“

(Ein Mittel, auf angenehme Weise alt zu werden.) Man hat so oft behauptet, wer recht mäßig lebe, nur einfach esse und trinke, erreiche ein hohes Alter, und zur Unterstützung dieser Behauptung hochbejahrte Personen angeführt. Da nun aber das einfache Essen und Trinken nicht Jedermanns Sache ist, während doch Jedermann gern recht alt werden möchte, so empfehlen wir die Lebensweise des Fürsten Talleyrand, der bekanntlich in seinem achtzigsten Jahre noch einer der geistvollsten und einflussreichsten Männer in Europa war. Jeden Morgen berieth sich Talleyrand mit seinem Haushofmeister oder Koch über sein Diner, seine einzige Mahlzeit. Früh und ehe er an die Arbeit ging, genoß er nichts als zwei bis drei Tassen Kamillenthee. Auf seine Tafel kamen regelmäßig zwei Suppen, zwei Relevés, davon eins von Fisch, vier Entrées, zwei Braten, vier Zwischengerichte und Dessert. Talleyrand aß fast von Altem mit gutem Appetite und trank guten Bordeauxwein dazu, oder etwas Xeres, zum Dessert ein Gläschen alten Malaga. Nach Tisch brachte man ihm eine große Tasse, die er selbst mit Zuckerstücken ganz anfüllte, und in die man dann Kaffee goß.

(Ein guter Unterthan.) Ein reicher Generalpächter, Bourell, gab 1760 dem Könige Ludwig XV. ein kostbares prachtvolltes Fest, bei dem die Pompadour eine Hauptrolle spielte. Bei dem Abschiede sagte diese: „Mein lieber Bourell, ich bin immer sehr neugierig gewesen: wollen Sie mir wohl sagen, wie viel Sie auf dieses prachtvolle Fest verwendet haben?“

„Drei Millionen, Madame,“ antwortete Bourell mit einer tiefen Verbeugung, „eine Kleinigkeit in Vergleich mit der großen Ehre, die mir erzeigt worden ist.“

(Rossini und seine Statue.) Wir haben bereits erzählt, daß man in Bologna dem Meister Rossini eine Statue von weißem Marmor errichten wollte, die auf dem Marktplatz der Stadt aufgestellt werden sollte. Die Sache wird jetzt pikanter dargestellt. Rossini schien in seinem gewöhnlichen Phlegma von der Ehre, die ihm seine Mitbürger anthun wollten, nicht eben gerührt zu sein und fragte vor allen Dingen, wie viel die Statue kosten würde. — „Dreitausend Thaler,“ antwortete man ihm.

„Dreitausend Thaler?“ wiederholte Rossini; „ich will Euch einen Vorschlag machen; gebt mir die Summe und ich will mich an gewissen Tagen selbst auf das Piedestal stellen. Ihr erhaltet auf diese Weise die treueste Statue und ich habe doch auch etwas von der Ehre.“

Rossini befand sich bekanntlich vor Kurzem wieder ein Mal in Paris, und soll auch da mancherlei Beweise von seinem Geize und seiner Geldgierde gegeben haben. Er wanderte fleißig bei den Leuten herum, welche alte merkwürdige und kostbare Gegenstände verkaufen, und suchte dergleichen Dinge wohlfeil zu erlangen, um sie dann theuer wieder zu verkaufen. Er nannte bei diesen Entdeckungsreisen natürlich nie seinen Namen, ging schlecht gekleidet und gab sich gewöhnlich für einen italienischen Trödler, wohl auch für einen armen Juden aus, der wohlfeil einkaufen müsse, wenn er etwas verdienen solle.

### Generalcorrespondenz.

Wir haben vor einiger Zeit von den großen prachtvollen Rosengärten in England gesprochen, jetzt erfahren wir, daß sich ein sehr großer Rosengarten auch in Deutschland befindet, und zwar in Düsseldorf, in Besiz des Apothekers D. van Baerle. Tausende von Rosenstöcken schmücken den großen zierlich geordneten Garten, der über 1500 Sorten dieser herrlichen Blume enthält. Selbst Kenner versichern, daß es auf dem Festlande keine Rosenflur in solcher Pracht und Mannichfaltigkeit gebe. —

Ein Franzose will die Eisenbahnschienen verdrängen, und zwar durch eine Masse von Porzellanerde und eine metallische Substanz, die, unter einander gemischt, härter als Eisen werden sollen, sehr wohlfeil wären, nicht rosteten und überhaupt länger hielten als Eisen. —

Ein ausgezeichnete und berühmte englische Kupferstecher, Raimbach, sucht die Ursache von dem Verfall der guten alten Kunst der Linienmanier in dem Umstande, daß die Maler seit einiger Zeit die Erlaubniß, ihre Werke durch den Kupferstich zu vervielfältigen, sich sehr theuer bezahlen ließen. Die Kunsthandlungen könnten, da sie diese früher nicht gekannte Ausgabe zu machen hätten, den theueren Stich in Linienmanier nicht bezah-

len und entschieden sich für den wohlfeileren und schneller zum Ziele führenden Stich in Mezzotinto, und zwar auf Stahl, damit sie recht viele Abdrücke machen lassen könnten. Die Erfindung des Stahlstiches, fährt der Künstler fort, hat der Kunst in hohem Grade geschadet, und die neuerliche Entdeckung des Electrotypverfahrens wird sie noch weiter herunterbringen. Durch dieses äußerst sinnreiche Verfahren können mit geringen Kosten ganz genaue Copien von der Originalplatte genommen werden, und man ist auf diese Weise in den Stand gesetzt, alle Abdrücke gleich gut zu liefern, so daß von nun an der Unterschied zwischen ersten und späteren Abdrücken einer Platte wegfallen muß. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich, daß die Erfindung, die Lichtbilder auf chemischem Papier statt auf Metallplatten zu fixiren, die letzten Hindernisse überwunden haben und sich vollkommen bewähren soll. Der Herzog von Bassano und der württembergische Consul Solms in Paris haben bereits ein Patent genommen und lassen in ihrer Anstalt nach dieser Erfindung arbeiten. Der König der Franzosen will das ganze Museum von Versailles auf die Weise wohlfeil vervielfältigen und so allgemein zugänglich machen lassen. —

München hat jetzt Liszt und die beiden berühmten belgischen Bilder von Biefve und Gallait in seinen Mauern, es wird aber weder durch den ersten, noch durch die letzteren in Enthusiasmus versetzt wie früher Berlin. Ist München bloß ruhiger, oder besitzt es mehr wahren Kunstsin als die nordische Hauptstadt? —

Dingelstedt, der Bibliothekar und Vorleser des Königs von Württemberg ist von demselben kürzlich zum Hofrath ernannt worden; manche Zeitungen melden dies mit den Worten, er habe den Character eines Hofraths erhalten. Das glauben wir nun und nimmermehr. —

Es trinke Niemand mehr französischen Wein, denn die Weinverfälschung soll in Frankreich wahrhaft in Riesengröße betrieben werden, oder doch in der letzten Zeit betrieben worden sein. Anfangs begnügte man sich, Wasser zuzusetzen (was bekanntlich nicht bloß in Frankreich geschieht), nach und nach ging man aber weiter und bereitete aus Obstwein, Branntwein und Farbstoffen ein Getränk, das ausah wie Wein, aber von dem Weine auch nicht mehr als die Farbe und den Namen hatte und dem auch der stärkste Magen nicht zu widerstehen im Stande war. Der Hauptstich dieser Weinfälscherbande war Rouen. Endlich ist die Regierung dahintergekommen und es sollen bereits 2000 Pipen weggenommen worden sein. —

In Leipzig macht die Bierkultur immer größere Fortschritte. In einem Dorfe in der Nähe läßt ein speculativer Leipziger eine der großartigsten Bierhallen bauen, die namentlich einen merkwürdig großen Keller hat. Dieser Keller soll auf ein Mal fünftausend Tonnen Bier aufnehmen. —

In der jetzigen Zeit des Blätterfalles, wie die Amerikaner malerisch statt „Herbst“ sagen, machen wir die Hausfrauen

auf die Blätter der Birken aufmerksam, die bisher nicht genug oder vielmehr gar nicht beachtet worden sind. Man hat nämlich gefunden, daß Birkenblätter, die im Herbst gesammelt werden, wenn sie abfallen, aber ehe sie ganz erfroren sind, den besten Stoff statt des Strohes zu Matragen geben. Sie sind weich, leicht und bleiben sieben bis acht Jahre lang frisch, in welcher Zeit Stroh längst dumpfig und hart geworden wäre. —

In Schottland ermordete kürzlich ein vierundachtzigjähriger Mann seine fünfundachtzigjährige Frau im Zanke über die Art, wie sie ihre goldene Hochzeit feiern wollten. —

Hector Berlioz verfolgt in seinen „musikalischen Briefen über Deutschland“ Madame Schröder-Devrient auf wahrhaft fanatische Weise; erst sagt er bei Dresden, sie habe einen zu mütterlichen Umfang, um in jugendlichen Rollen auftreten zu können, bei Berlin tadelt er ihre Stimme und ihre Art zu singen und endlich spricht er sich auch eben so stark gegen das Spiel der Künstlerin aus, namentlich in den Hugenotten. — Fast alles in demselben soll übertrieben und affectirt sein; an ihrer Valentine in den Hugenotten weiß er nichts zu loben. Sie würde sich, sagt er, höchst unglücklich fühlen, wenn sie in irgend einer Scene die Aufmerksamkeit des Publicums nicht auf sich zöge. Sie hält sich offenbar für die Angel des Dramas, für die einzige Person, welche würdig ist, das Publicum zu beschäftigen. Während eines Duetts mit Raoul neigt sie den Kopf auf die eine Seite, um ihre schönen blonden Locken frei auf die andere fallen zu lassen, dann neigt sie sich auf die entgegengesetzte Seite, damit man ihr Haar auch auf der andern Seite bewundern könne. In diesem Tone geht es lange fort, bis er endlich sagt, er sei nach dem vierten Acte des Stückes aus Aerger fortgelaufen, da er es nicht länger habe aushalten können. Er läßt an der Künstlerin nichts Gutes als ihr Feuer und ihre hinreißende Begeisterung, meint aber, diese an sich guten Eigenschaften würden nicht in den natürlichen Grenzen gehalten. — Madame Schröder-Devrient ist von Oftern 1844 an, was hier beiläufig mit erwähnt sein mag, von Neuem in Dresden engagirt. Was werden die Dresdner nach dieser vernichtenden Kritik über „die erste dramatische Sängerin“ sagen? Hoffentlich macht dieselbe auf das Dresdner wie auf das übrige deutsche Publicum keinen besseren Eindruck als die Musik des Herrn Berlioz machte. —

Als guter Sachse kann ich mir nicht ver sagen, die Stelle eines englischen Blattes über den Namen „Sachse“ hier mitzutheilen: „D'Connell, heißt es, will uns (Engländer) nicht mehr Sachsen nennen. Wer hat sich je über diesen Namen beschwert? Wir sind Alle stolz darauf. Die Sachsenfamilie ist zur Civilisation und Belehrung der ganzen Welt berufen. Sachse! Das ist der größte und schönste Name unter den Stämmen der Menschheit, und er verliert auch nichts von seinem Glanze, wenn man ihn, wie es in Irland geschieht, gleichbedeutend mit Protestant nimmt.“ —



# Allgemeine Norden-Zeitung

N<sup>o</sup> 46.

Preis für circa 103 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Neubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. H. Diezmann.**

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Rosa Brun.

(Fortsetzung.)

Die Wirthin, welche auch bald erschien, war eine alte hagere, kräftige Frau von nicht eben einnehmendem Aussehen und roher Sprache; sie versuchte jedoch eine freundliche Miene anzunehmen und den Ton ihrer Stimme zu mildern, als sie ihre Gäste begrüßte.

Siffroi seiner Seite ließ sich nicht sehen, so daß der Goldschmied, der so bald als möglich weiter zu kommen wünschte, nach etwa einer Viertelstunde hinausging, um ihn zu suchen. Er saß ruhig draußen auf der Deichsel, während das Pferd sich im Stalle befand.

„Du hast ausgespannt?“ fragte der Goldschmied überrascht und besorgt; „das lohnte nicht die Mühe; wir müssen sogleich weiter.“

„Nur noch eine Minute!“ antwortete Siffroi pflegematisch; „ich habe eben einen Unfall bemerkt.“

„Einen Unfall, der uns hier aufhält?“ unterbrach ihn Bruno Brun erschrocken.

„Eine halbe Stunde etwa, länger nicht; mein Pferd hat zwei Eisen verloren.“

„Wer soll es hier beschlagen?“

„Das thue ich selbst, sobald die kleine Magd alles zusammengetragen hat, was ich dazu brauche.“

Der Goldschmied ließ sich durch diese Entschuldigung wirklich täuschen, empfahl Siffroi nur möglichste Eile an, holte seine Frau, welche ohne Arg die Erzäh-

lung von dem neuen Aufenthalte anhörte, und ging mit ihr in der Nähe des Hauses auf und ab.

Während dies unten geschah, schlich die Wirthin in das obere Stockwerk hinauf, wo Nieuvelle auf sie wartete. Der Marquis, der vor etwa zwei Stunden angekommen war, hatte sich mit Bascongado in einer Art Dachkammer einquartirt, von deren Fenster aus er alles beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Die Wirthin trat ohne Umstände ein, denn sie kannte weder den Namen noch den Stand ihres Gastes, und sagte mit einer Ruhe, welche deutlich genug bewies, daß sie Nieuvelle keineswegs durch Bedenklichkeiten aufhalten oder in Verlegenheit bringen würde: „Die Leute sind da. Was wollen Sie nun thun?“

„Nichts,“ antwortete er; „sie sind bloß bis gegen Abend durch allerhand Vorwände zurückzuhalten.“

„Und den Abend?“ fragte die Wirthin.

Nieuvelle sah sie mit einem gewissen Lächeln an und sagte, während er sich auf der Bank schaukelte, auf welcher er saß:

„Abends legst Du Dich zeitig nieder, wie auch Deine Magd, und rührst Dich nicht, bis ich Dich rufe.“

„Abgemacht!“ antwortete sie nach einigem Nachdenken; „aber Sie wissen, was ich gesagt habe; wenn Reisende kommen, welche die Nacht hier bleiben wollen, so kann ich sie nicht fortschicken.“

„Hol' der Teufel Deine Kunden! Wer wird denn ohne die dringendste Noth in einer solchen Mausefalle schlafen wollen?“

„Leute wie Sie, die sich nicht darum kümmern, ob die Justiz sich in ihre Angelegenheiten mischen könnte, und die Derter aussuchen, an welche die Marechaussée nicht oft kommt,“ entgegnete die Wirthin koch.

Mieufelle zog die Augenbrauen zusammen und dachte seiner Seite nach. „Höre mich an,“ sagte er; „ich errathe, welche Art von Leuten Du beherbergst und vielleicht für heute Abend erwartest. Ich zeige Dir im Voraus an, daß durchaus nichts dabei zu gewinnen wäre, wenn man mich heute Nacht ermorden wollte. Außer dem Gelde, das ich Dir nach unserm Uebereinkommen gegeben, habe ich nichts bei mir und meine und meiner Leute Kleidungsstücke sind es doch nicht werth, daß man uns deshalb ermordet.“

„Das versteht sich,“ antwortete die Wirthin mit derselben Ruhe, „aber davon ist auch die Rede nicht. Man bildet sich ein, die Leute, welche sich der Habe Anderer mit Gewalt bemächtigen, ermordeten die, welche ihnen in die Hände fielen, so zum Vergnügen. Das ist nicht wahr; es ist ihnen ganz recht, wenn das Pferd fortläuft, nachdem ihm das Geschirr abgenommen worden ist, und kommt einmal ein Mord vor, so ist es nicht ihre Schuld.“

„Ich zweifle nicht daran,“ entgegnete Mieufelle; „was willst Du aber damit sagen?“

„Handelt es sich bei dem, was Sie vorhaben, nicht bloß um eine Liebesgeschichte?“ fragte die Wirthin plötzlich.

„Allerdings; etwas Anderes brauchst Du nicht zu glauben; ich bin nicht der Mann, der in andern Absichten Dein Haus besucht.“

„Der Mann unten wird ungeduldig,“ fuhr die Wirthin fort, die durch das Fensterchen Bruno Brun beobachtete.

„Gehe hinunter und suche ihn zu beruhigen,“ sagte Mieufelle; „erdenke alle möglichen Entschuldigungen, damit er sich länger geduldige. Siffroi möge, um ihn zu beruhigen, sich stellen, als wolle er sein Pferd wieder einspannen und dabei wo möglich ein Rad am Wagen zerbrechen.“

„Man könnte sie vielleicht auch weiterfahren lassen und den Wagen dann in dem ersten besten Hohlwege umwerfen,“ meinte die Alte.

„Es wird nicht nöthig sein, viele Vorwände hervorzusuchen,“ fiel Bascongado ein, welcher nach dem Himmel gesehen hatte; „binnen einer Stunde werden wir vielleicht ein Wetter haben, in dem man nicht gern einen Hund hinausjagt.“

Es zog wirklich ein langer Wolkenstreifen rasch von dem Horizonte herauf; die dichten Nebel, welche seit dem Morgen über den Gipfeln der Bäume geschwebt, zerrissen jetzt und durch diese lichten Stellen fielen feuchtwarme Strahlen, welche aber fast augenblicklich in der unermesslichen Wolke erloschen, deren Seiten tief herabgingen und die Gipfel der Berge zu berühren schienen. Der Wind hatte sich plötzlich gelegt und es herrschte eine bängliche Stille in der ganzen Schöpfung, als wolle sie sich durch diese kurze Ruhe auf den Sturm vorbereiten, der ausbrechen zu wollen schien.

„Das ist ein prächtiges Wetter für uns,“ sagte Mieufelle; „bei dem ersten Donnerstrome wird der gute Mann sich entschließen, da zu bleiben. Alles begünstigt mein Unternehmen und es müßte seltsam zugehen, wenn es auch dies Mal scheitern sollte.“

Die Wirthin schüttelte bedenklich den Kopf.

„Dieses schlechte Wetter kann Ihnen hinderlicher sein, als Sie glauben,“ sagte sie; „ist irgend ein Reisender im Gebirge unterwegs, so wird er nicht umkehren, auch nicht an die andere Seite zu kommen suchen, sondern für den übrigen Theil des Tages, vielleicht auch die Nacht hindurch hierbleiben. Was werden Sie dann vornehmen? Die Leute, welche ich erwarte, werden sich gegen Ihren Willen nicht in Ihre Angelegenheiten mischen. Uebrigens ist das Haus groß und ich werde sie irgendwo unterbringen, wo sie Niemandem im Wege sind; aber für Reisende stehe ich nicht, welche der Zufall herführt und die ich nicht kenne.“

„Wenn der Böse,“ murmelte Mieufelle zwischen den Zähnen, „eine Abtheilung der Marechaussée daher führen sollte, wie in das „rothe Roß“! — Höre mich an,“ fuhr er nach kurzer Ueberlegung gegen die Wirthin fort; „ich verlange nichts Unmögliches. Geschieht etwas, so sieh zu, wie Du fertig wirst, merke Dir aber wohl, was ich Dir sage: wenn mich in der Ausführung des Planes nichts hindert, der mich hierher geführt hat, so bekommst Du binnen acht Tagen noch eine Rolle schöne Sechsfrancstücke, wie ich Dir heute schon eine gegeben habe; ich gebe Dir mein Edelmannswort darauf.“

Die Alte verbeugte sich bei diesen letzten Worten unwillkürlich.

„Bleiben Sie ganz ruhig, Herr,“ sagte sie mit einer gewissen Feierlichkeit; „was auch geschehen möge, Sie sollen mit mir zufrieden sein.“

Nach diesen Worten entfernte sie sich.

„Die alte Here!“ sagte Bascongado; „ihr Haus ist gewiß eine Diebesherberge. Bruno Brun ist in einen doppelten Hinterhalt gerathen; der Herr Marquis wird ihm die Frau abnehmen und die Leute, die hier einzukehren pflegen, werden sich seiner Habseligkeiten bemächtigen.“

„Desto besser,“ entgegnete Nieselle. „Das wäre mir eben recht, denn man könnte dann Alles den Räubern aufbürden.“

Während dieses Gesprächs wartete Rosa Brun geduldig, daß ihr Mann sie zur Weiterreise abrufen würde; sie hatte sich nach einem kurzen Spaziergange an dem Hause in dem Gärtchen niedergesetzt. Die kleine Magd schlich ihr jetzt dahin nach und sah sie von weitem verwundert an, wie vielleicht eine seltene Blume oder einen schönen Vogel, denn die Arme hatte nie ein so zartes schönes Gesicht gesehen. Auch der Anzug der jungen Reisenden gefiel ihr sehr. Rosa bemerkte die Magd und errieth vielleicht die Empfindungen derselben.

„Komm doch näher, Kleine,“ sagte sie lächelnd zu ihr; „fürchtest Du Dich vor mir?“

Die Magd setzte sich vertraulich zu den Füßen Rosas nieder und betrachtete sie fortwährend mit innigem Behagen.

Das Kind, das vielleicht vierzehn oder funfzehn Jahre zählen mochte, würde hübsch gewesen sein, wenn die Schönheit nicht durch die beschwerlichste, rohste Lebensweise noch vor der völligen Entfaltung vernichtet worden wäre. Die Sonnenglut, die Nässe und Kälte hatten die Haut der kleinen Magd tief gebräunt. Ihr Anzug war höchst armselig.

„Du ruhest gern einen Augenblick aus, nicht wahr?“ sagte Rosa zu ihr; „Du mußt viel arbeiten?“

„Es geht an,“ antwortete sie sorglos. — „Und Sie?“ fragte Sie dann, indem sie die weißen Händchen Rosas betrachtete; „Sie sind eine Stadtdame und arbeiten wohl gar nicht?“

„Ich bin keine Dame und arbeite vom frühen Morgen bis zum Abende wie Du, nur daß ich immer an einer Stelle bleibe,“ antwortete die Reisende, welche in diesem Augenblicke an ihr Stübchen und ihr Spinnrad dachte. „Du bist glücklicher, da Du in der freien Luft dieser Berge lebst; ich tauschte gern mit Dir.“

„Ach!“ antwortete das Mädchen ungläubig, „Sie wollten mit mir tauschen! Ich tauschte herzlich gern mit Ihnen.“

„Du weißt nicht, was Du wünschest,“ entgegnete Rosa traurig.

Sie plauderten weiter und Rosa schenkte dem Mädchen eine Bandschleife, als Bruno Brun erschien, der seit Kurzem ängstlich nach dem nahenden Gewitter gesehen hatte.

„Liebe Frau!“ rief er aus; „was werden wir anfangen? was soll aus uns werden? Es zieht ein Gewitter heran.“

„Nun so warten wir, bis es vorübergezogen ist,“ entgegnete Rosa gelassen.

„Aber wir sind hier in dem Walde von Esterel!“

„Der von weitem schrecklicher ist als in der Nähe.“

„Du lieber Gott! ein Räuberneft, durch das man sich nicht gern bei hellem Tage wagt! Wir müssen vielleicht bis gegen Abend, vielleicht gar bis an den nächsten Morgen dableiben.“

„Das wäre gewiß besser, als wenn wir uns auf die vom Regen durchweichten Wege hinauswagten und vielleicht an einer bösen Stelle halten blieben.“

Die Ruhe der jungen Frau besänftigte endlich auch Bruno Brun ein wenig. Uebrigens befand er sich in einer der Lagen, welche auch dem Schwächsten Energie geben; er konnte weder zurück, noch vorwärts, mußte sich also wohl entschließen, da zu bleiben, wo er war.

„Aber wir wollen hineingehen, Frau,“ sagte er; „wenn wir nur wenigstens noch zum Beginn des Marktes in Grasse ankommen!“

In diesem Augenblicke rollte der Donner und obwohl die Luft so ruhig war, daß man nicht einmal die Wipfel der Fichten mehr rauschen hörte, so erhob sich doch ein Tosen wie ein Sturmwind in der Tiefe des Waldes; bleiche Blitze sprüheten unaufhörlich aus der dunkeln Wolke, welche über dem Gebirge schwebte, und von allen Seiten äußerten sich Andeutungen, daß die blinden Elemente aufeinander zu stürzen und die Schöpfung zu zertrümmern bereit wären. Die junge Frau war stehen geblieben; sie blickte nach der Gegend hin, von welcher der Sturm kam und ein Schauer von Bewunderung und Schrecken durchbebte sie, als sie die furchtbaren Stimmen hörte, die um sie her tönten. Ihr Herz war erfüllt von frommer Andacht, ihre Phantasie ergriffen von der erhabenen Poesie dieses gewaltigen Schauspiels, sie konnte keine Worte finden, um die Gefühle ihres Herzens auszusprechen und flüsterte, die Augen gen Himmel erhoben: „Mein Gott! Mein Gott! Wie schön sind Deine Werke und wie mächtig bist Du!“

„Frau!“ rief der Goldschmied, der auf der Schwelle des Hauses stehen geblieben war, „eben fiel ein Tropfen; komm herein!“

Sie ging langsam auf ihn zu und folgte ihm schweigend in das Gemach, in welches er das Gepäck bereits gebracht hatte. Dieses Gemach im Erdgeschoße glich mehr einem Keller als einer Wohnung. Das Fenster befand sich hoch oben und war durch zwei kreuzweise gelegte Eisenstäbe geschützt. Ein Bett ohne Vorhänge, ein großer Kasten, der im Nothfalle als Stuhl dienen konnte, und ein plumper Tisch bildeten das Meublement. Dennoch freute sich Bruno Brun über diesen Kerker. „Hier werden wir sicher sein,“ sagte er zu seiner Frau. „Die Stube ist gewölbt und von allen Seiten geschlossen, wir werden also den Donner nicht sehr hören. Die Thüre hat innen einen Riegel und wenn wir diesen vorschieben, können wir ganz ruhig sein.“

Rosa Brun setzte sich schweigend auf den Kasten, nahm ihr Strickzeug und fing an zu arbeiten. Der Goldschmied streckte sich auf dem Lager aus, wendete das Gesicht der Wand zu und schloß die Augen, um die Blitze nicht zu sehen. Draußen brach das Wetter mit aller Wuth los; es regnete nur erst wenig, aber der Donner rollte unaufhörlich und der Wind stürmte so gewaltig, daß er Bäume umwarf.

Rosa bekreuzigte sich und murmelte ein Gebet, so oft ein Blitz sie blendete; dann griff sie wieder zu ihrer Arbeit.

Bruno Brun warf sich unruhig auf dem Lager hin und her und rief bisweilen mit tiefen Seufzern aus: „Du lieber Gott! Ich gäbe gern zwanzig Louisd'or, wenn ich sie hätte, um wieder ruhig in meiner Werkstatt zu sitzen! Verwünscht sollen die Reisen sein! Man kommt da nur um Ruhe und Gesundheit. Gelange ich von dieser mit heiler Haut wieder nach Hause, so schwöre ich, die Mauern der guten Stadt Aix nie wieder aus den Augen zu verlieren.“

Während eines dieser Selbstgespräche ihres Mannes glaubte Rosa draußen den Trab eines Pferdes zu hören; sie horchte und vernahm wirklich, daß Jemand in dem Wirthshause ankam; aber der Eintritt des neuen Gastes störte die Ruhe des Hauses nicht. Die junge Frau hörte nur die Thüre öffnen und wieder schließen. Einen Augenblick nachher vernahm sie Schritte auf dem langen Corridore, an dessen Anfange ihr Zimmer lag. Es fiel ihr dies nicht auf und sie hielt es

nicht für nöthig, ihrem Manne diese Bemerkungen mitzutheilen. Sie arbeitete ruhig fort.

Die Nacht kam indefs immer näher; es verbreitete sich ein kaltes Dunkel in dem Zimmer. Die Wolken, welche der Westwind vor sich hertrieb, wurden nur noch von einzelnen Blitzen zerrissen. Die junge Frau hatte ihr Strickzeug auf die Knie fallen lassen und beschäftigte sich mit den traurigen und lieben Gedanken, welche nicht aus ihrem Herzen wichen. Bruno Brun war endlich eingeschlafen und träumte wahrscheinlich, daß er die Vesper in der Kapelle der blauen Büßenden bete, denn er bewegte die Lippen und murmelte vor sich hin.

Rosa fürchtete sich mit einem Male in diesem Dunkel und dieser Stille; sie stand rasch auf, um Licht zu verlangen und eben als sie die Thüre öffnete, erschien die Wirthin mit der Lampe in der Hand.

„Ich wollte fragen, wann Sie zu speisen wünschen,“ sagte sie; „denn Sie werden nun die Nacht hier bleiben müssen. Wollen Sie unterdeß in das Gastzimmer gehen, so werden Sie dort ein gutes Feuer finden. Der Abend ist kühl geworden.“

Rosa wollte der Aufforderung der Wirthin nachgeben, als sie hinter derselben die kleine Magd bemerkte, welche ihr mit einer unruhigen und raschen Geberde andeutete, sie möge es nicht thun. Es lag in dem Gesichte des Kindes ein so auffallender Ausdruck von Angst und Besorgniß, daß Rosa bestürzt in ihr Zimmer zurücktrat und der Wirthin sagte, sie werde warten, bis ihr Mann erwache. Einen Augenblick nachher hörte sie ein leises Klopfen an der Thüre; die kleine Magd kam wieder und zwar allein, nahm Rosa an der Hand und zog sie auf den Corridor.

„Was willst Du von mir, mein Kind?“ fragte die junge Frau verwundert.

„Sie warnen,“ entgegnete das Mädchen. „Sie ahnen nichts, nicht wahr? Aber — man will Sie Ihrem Manne entführen. . . Die Leute, welche diese Absicht haben, sind schon seit heute früh im Hause. Sie hielten sich versteckt, jetzt aber sind sie dort, — sehen Sie die Männer?“

Sie hatte bei diesen Worten die junge Frau bis an das Ende des Corridors einer halb offenen Thüre gegenüber gezogen. Rosa warf einen flüchtigen Blick hinein und wich bestürzt zurück, denn sie erkannte Nieuvelle, der am Kamine saß und wie in dem „rothen Roß“ Befehle gab.

„Das ist noch nicht Alles,“ fuhr das Mädchen fort; „heute Abend, vielleicht sehr bald, werden noch Andere kommen, Leute, die Ihnen Ihr Geld, alles, was Sie haben, abnehmen und Ihren Mann ermorden werden, wenn er sich wehrt.“

„Wir sind verloren!“ flüsterte Rosa mit der verzweiflungsvollen Ruhe, welche in plötzlicher und unvermeidlicher Gefahr die Schwächsten bisweilen zeigen.

„Ich würde Sie nicht gewarnt haben, wenn ich nicht ein Mittel wüßte, Sie vielleicht zu retten,“ fuhr das Mädchen fort, indem sie Rosa wieder an das andere Ende des Corridors zog. „Da unten, in einem Zimmer, befindet sich Jemand, der Ihre Vertheidigung vielleicht übernehmen könnte.“

„Der Reisende wohl, welcher den Nachmittag ankam?“ unterbrach sie Rosa.

„Ja. Die, welche Sie dort in der Stube gesehen haben, wissen nicht, daß er da ist. Gehen Sie zu ihm, fallen Sie vor ihm auf die Knie nieder und sagen Sie ihm, was jene bösen Menschen vorhaben. Sie sind so schön, daß er Sie nicht wird weinen sehen können; er wird Sie in seinen Schutz nehmen und dann, — er ist ein wahrer Löwe, er wird Sie retten, ich stehe dafür. . . Kommen Sie!“

„Du kennst also diesen Mann?“ fragte Rosa, die sich im Dunkel führen ließ.

„Ja, ich kenne ihn. . . Hier sind wir an seiner Thüre; gehen Sie hinein. . . Es ist kein Augenblick zu verlieren. . . Ich werde gerufen; hören Sie? — Was auch geschehen möge, sagen Sie nicht, daß ich Sie gewarnt habe; sagen Sie es nicht, man würde mich sonst umbringen.“

Mit diesen Worten eilte sie davon. Die junge Frau blieb im Dunkel allein und sie fühlte wohl, daß sie nicht zögern dürfe. Sie klopfte leise an der Thüre an und trat zitternd hinein in das Zimmer, ohne daß sie ein Wort hervorbringen konnte, ohne daß sie die Augen aufzuschlagen wagte. Der Mann, dessen Beistand sie in Anspruch nehmen wollte, drehete sich halb um, als er Jemanden in sein Zimmer treten hörte und fragte: „Nun, ist die Post aus Italien mit ihrer Bedeckung vorüber gekommen?“

Als Rosa diese Stimme hörte, stieß sie einen Schrei aus und stürzte mit gefalteten Händen und mit Thränen in den Augen dem entgegen, welchen sie erkannt hatte. „Sie sind es? Sie sind es?“ sprach sie; „ach, Gott sei gedankt!“

Sie konnte nicht weiter sprechen, stützte sich halb ohnmächtig auf den Stuhl, von dem der Fremde aufgestanden war, und streckte diesem mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke von Hoffnung, Freude und Vertrauen die Hände entgegen. Bei dem Anblicke Rosas war er, bleich vor Staunen, aufgestanden, und er sah sie nun an, als traue er seinen Augen nicht.

„Ja, ich bin es,“ fuhr Rosa endlich, durch ihre Thränen lächelnd, fort; „erkennen Sie mich nicht wieder? Erinnern Sie sich meiner nicht mehr?“

Er legte mit ausdrucksvoller Geberde die Hand auf die Brust, als wolle er sagen, ihr Bild sei in sein Herz eingegraben; dann bemüdete er sich, seine große Aufregung niederzukämpfen, nöthigte Rosa Platz zu nehmen und blieb vor ihr stehen, während er die Hand auf den Tisch stützte, an welchem er eben geschrieben hatte. Man sah auf dem Tische Papiere, Ueberreste von Speisen und Waffen.

„Ist es möglich, daß ich Sie hier treffe?“ fragte er mit bewegter Stimme; „wie sind Sie hierher gekommen? warum hier geblieben?“

Diese Frage erinnerte Rosa plötzlich an die Gefahr, welche sie einen Augenblick vergessen hatte. Sie blickte mit einer Geberde des Schreckens nach der Thüre und antwortete leise: „Mein Mann begiebt sich in Geschäften nach Grasse und ich sollte ihn begleiten. Heute nöthigte uns ein Unfall, hier anzuhalten, und das Gewitter zwang uns, da zu bleiben. Ich fürchtete nichts und ahnete nichts Böses. Ich glaubte sicher zu sein, als ich zufällig erfuhr, — sah —! Ach, es ist schrecklich! Man hat uns hier absichtlich zurückgehalten. Wir sind nicht allein hier. Ein Mann, dessen zudringliche Galanterien ich verschmähe, hat mich hier erwartet. Wahrscheinlich hat er die Wirthin für sich gewonnen und ich bin in die er Räuberhöhle in seinen Händen.“

Während sie so sprach, erbleichten die Lippen des Fremden vor Zorn. „Ach, der Marquis von Neufelle ist hier?“ flüsterte er, als ob er mit sich selbst spreche, und er griff nach seinen Waffen.

Er wollte hinausgehen, Rosa aber vertrat ihm mit gefalteten Händen den Weg.

„Wohin wollen Sie? Was wollen Sie thun?“ fragte sie. „Jener Mann ist nicht allein und er wird auch bewaffnet sein. Sie würden Ihr Leben gefährden. . . Nein, nein, das will ich nicht. . .“

Er schüttelte das Haupt und antwortete:

„Fürchten Sie nichts und lassen Sie mich handeln; ich muß Sie von diesem Menschen befreien. Was

liegt daran, daß er nicht allein ist? Ich werde mit ihm und den Seinigen fertig. Bleiben Sie ruhig hier; bald wird alles vorüber sein.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Ein Edelmann wurde Marschall von Frankreich, weil er zwei Frauen nahm.) Der später zum Marschall von Frankreich erhobene bekannte Vicomte v. F. kam in seiner Jugend arm nach Paris, um da sein Glück zu suchen. Er nahm seine Wohnung bei einem Badewirth, der zwei sehr schöne Töchter hatte, und um dem Vater seinen Dank dafür zu bezeugen, daß derselbe ihm Credit gab, so lange er kein Geld hatte, schlug er ihm vor, die älteste Tochter zur Vicomtesse zu machen. Der Vater hatte nichts dagegen einzuwenden, das Mädchen aber wies den Antrag kurz ab. Der Vicomte seiner Seite ließ sich nicht abschrecken und wendete sich, da er seine Schuld nicht anders zu tilgen wußte, an die jüngere Tochter seines Wirthes, die ihn denn auch heirathete und zwar nicht des Titels wegen, sondern weil sie ihn wirklich liebte. Die Vermählung wurde aus Rücksicht auf die Familie des Vicomtes ganz in der Stille vollzogen. Die junge Frau war zum Stücke ein Muster ihres Geschlechtes und er liebte sie denn auch bald ächt bürgerlich. Alles ging vortreflich, bis endlich eines Tages der junge Vicomte sehr traurig und niedergeschlagen von Versailles zurückkam. Seine Frau fragte ihn theilnehmend, was ihn so betrübe, aber er antwortete lange nur mit Seufzern.

Endlich ließ er sich aber doch durch ihre Thränen bewegen und gestand alles. Der König hatte ihn bei Seite genommen und ihm gesagt, er wolle für sein Glück sorgen und habe ihm deshalb zur Frau eine junge Erbin, Fräulein von Saint . . . ausgesucht. Alles sei bereits in Ordnung gebracht und er könne sich sofort bei seiner Zukünftigen vorstellen lassen, da die Hochzeit nach drei Tagen gefeiert werden solle. „Ich will es so,“ hatte der König hinzugesetzt.

„Und was hast Du geantwortet?“ fragte die junge Frau mit bewundernswürdiger Ruhe.

„Nichts. Ich war wie betäubt und verbeugte mich schweigend; gegen den Willen des Königs konnte ich mich nicht geradezu erklären, wenn ich mir nicht seinen Zorn zuziehen wollte; ebensowenig darf ich aber annehmen, was er mir vorschlägt, weil ich dadurch gegen Gott sündigen und der unglücklichste Mensch werden würde. Ich befinde mich in der schrecklichsten Lage; gestehe ich Sr. Majestät, daß ich über meine Hand verfügt habe, ohne ihm Anzeige zu machen, so verschzerge ich seine Gunst auf immer; gleichwohl bin ich zu diesem Schritte entschlossen, da ich lieber Alles verlieren will als Deine Liebe.“

„Warum aber willst Du dem Könige nicht gehorchen? Es ist Deine Pflicht. Niemand weiß etwas von unserer Ehe und ich entbinde Dich Deines Schwures.“

„Du willst mich verlassen?“

„Ja, um Dich glücklich zu sehen. Ich würde mich nie wieder beruhigen, wenn ich mir sagen müßte, daß Du durch mich unglücklich geworden.“

„Aber die Ehre, das Gewissen?“

„Ein Hofmann darf kein Gewissen haben. . . Uebrigens werde nur ich leiden und ich gebe Dir gern Deine Freiheit wieder.“

Der Vicomte sträubte sich lange; er liebte seine Frau wirklich, aber diese drang fortwährend in ihn, sein Glück nicht von sich zu weisen. So gab endlich der Vicomte nach und die offizielle Vermählung fand statt. Seine erste Frau hatte den Muth, als Freundin der Familie der Trauung beizuwohnen; sie wurde die Freundin ihrer Nebenbuhlerin, wie sie die des Mannes war, und dieser ließ sich durch ihren klugen Rath so gut leiten, daß er sehr bald sein Glück machte; er wurde zum Herzoge, dann zum Marschall von Frankreich ernannt, erhielt große Besigungen, Orden in Menge und nahm eine der ersten Stellen in Frankreich ein. Nach dem Tode der Herzogin kehrte der Marschall zu seiner ersten und rechtmäßigen Gemahlin zurück, der er sein Glück verdankte. Bigamie ist zwar ein Verbrechen, hier machte sie aber einen Edelmann zum Marschall und drei Menschen glücklich.

(Auch ein Jagdvergnügen.) Unsere eifrigen Hasen- und Rebhühnerjäger lesen vielleicht nicht ungern von einem anderen Jagdvergnügen, das etwas gefährlicher ist als das ihrige, von der Hyänenjagd nämlich. Die Hyäne gilt bekanntlich und mit Recht für eines der grausamsten und schrecklichsten Thiere, welche der Mensch zu fürchten hat; gleichwohl ist sie bisweilen leicht einzuschüchtern; die Afghanen z. B. fliehen nicht vor ihr, sondern verfolgen sie bis in ihre Höhle und halten diese Art Jagd, zu welcher große Ruhe und Geschicklichkeit gehört, für das größte Vergnügen. Sie brauchen dazu sehr wenig und man könnte versucht werden, das Ganze für eine Fabel zu halten, wenn es nicht von allen Reisenden bestätigt würde. Sie nehmen weder ein Schießgewehr, noch einen Dolch mit sich, sondern nur einen kleinen Mantel von Tuch oder Filz und einen Strick mit zwei Schlingen. Hat ein Jäger die Höhle einer Hyäne entdeckt, so kriecht er in dieselbe hinein, während er den Filzmantel in der linken und den Strick mit den beiden Schlingen in der rechten Hand hält. Die Hyäne erschrickt meist über diesen unerwarteten Besuch und weicht bis an das Ende ihrer Höhle zurück; der Jäger folgt ihr muthig, in dem Dunkel nur durch die funkelnden Augen des wilden Thieres geleitet. Ist er nahe genug an sie gelangt, so wirft er ihr den Mantel über den Kopf, und während sie sich von demselben zu befreien sucht, zieht er eine Schlinge um ihre beiden Vorderbeine und die andere um den Hals. So wird das Thier, das sich nicht vertheidigen, kaum bewegen kann, von dem Jäger in das nächste Dorf gebracht, wo man es dann jagt, wie in England einen

Fuchs. Man hegt alle Hunde hinter ihm her und schießt es endlich nieder.

(Zahnlieferanten.) In der Lebensbeschreibung des berühmten englischen Wundarztes Astley Cooper ist auch viel von den bekannten „Ausernehmungsmännern“ die Rede, welche, wie die Leser schon wissen, in England nicht bloß die Leichen aus den Gräbern stehlen, um dieselben an Aerzte zu verkaufen, sondern auch nebenbei andere Geschäfte betreiben, namentlich die Zahnärzte mit Zähnen versorgen. So wird von einem gewissen Murphy erzählt, daß er von einer Kapelle zur anderen in London ging, in welcher sich Begräbnisse befanden, in jeder sich an den Sacristan wendete, sich für einen trostlosen Ehemann ausgab, dessen Frau vor nicht langer Zeit in der Kapelle beigefest worden sei, sich durch ein Geldstück die Erlaubniß erkaufte, in die Gruft hinunter zu steigen, um „die theueren Ueberreste“ noch ein Mal zu sehen, und dann, sobald er allein war, schnell die zuletzt beigefesteten Särge öffnete und den Leichen die Zähne ausbrach. Eine Anzahl solcher Männer folgte dem englischen Heere in dem Kriege auf der spanischen Halbinsel bloß in der Absicht, den Todten die Zähne auszubrechen. Ein Einziger soll von dem Schlachtfelde von Waterloo für fünfzigtausend Thaler Zähne zurückgebracht und verkauft haben. Noch reichlicher ist, wie Astley Cooper versichert, die Ernte dieser Nachtvögel auf den Schlachtfeldern in Deutschland gewesen.

(Ein Rothschild'scher Brief.) Vor einiger Zeit kam an der Börse in Paris ein merkwürdiger Auftritt vor. Der einflussreichste Banquier ließ bedeutend kaufen und verkaufen und die Spekulanten richteten sich, wie gewöhnlich, nach ihm. Mitten in diesem Spekulationstreiben wurde dem Banquier ein Brief übergeben; er erbrach denselben, las ihn, und sein Gesicht verzog sich in düstere Falten; jedenfalls hatte er eine höchst wichtige Nachricht erhalten. Die Anwesenden wendeten keinen Blick von ihm ab; die, welche ihn genauer kannten, bestürmten ihn mit Fragen, er aber gab keine Antwort, sondern ging schweigend auf und ab. Den Brief, den schicksalschweren, hatte er in seine Brieftasche gelegt. Kurz darauf kam einer der Börsenagenten zu ihm, um ihm einige Mittheilungen zu machen, und der Banquier sah sich genöthigt, die Brieftasche herauszuziehen, um sich etwas zu notiren. Dabei entfiel ihm der wichtige Brief. Ein Spekulant, der sich in der Nähe des Börsenkönigs befand, bemerkte dies, und die Aussicht, die bedeutungsvolle Nachricht, die jedenfalls in diesem Briefe enthalten war, vortheilhaft benützen zu können, veranlaßte ihn, schnell den Fuß auf das Papierblättchen zu stellen. So vorsichtig er aber auch dabei gewesen, so war sein Manöver doch von einem eben so aufmerksamen Beobachter erkannt worden, der sofort den Plan des ersten durchschaute, zu ihm trat und leise zu ihm sagte: „Wir theilen!“ Um nicht verrathen zu werden, ging der Erste den Handel ein; ein Dritter aber hatte die wenigen Worte gehört, trat hinzu und wollte auch seinen Antheil von der guten Beute haben. Die

Gruppe wuchs bald an und machte dem glücklichen Briefsfinder den Antrag, das wichtige Document ihnen Allen zu verkaufen; man bot ihm 1000 Fres., 2000, 5000; der Finder lachte die Bietenden aus; man bot 10,000, 15,000 Fres.; der glückliche Finder ließ sich nicht bewegen; das Gebot wurde bis 20,000 Fres. gesteigert, und nach langem Zögern, nachdem der Eigenthümer des Briefs sich unterdeß entfernt hatte, entschloß sich der Inhaber, das wichtige Papier für 20,000 Fres. herzugeben. Jeder der Anwesenden zahlte einen Bankschein von 1000 Fres., der Brief wurde aufgehoben, die zwanzig Käufer stellten sich in einen Kreis, und schickten sich an, den Inhalt zu vernehmen. Welche weltgeschichtliche Nachricht enthielt der Brief? „Lieber Freund!“ hieß es darin, „Du hast die Wette verloren. Der Trutzhahn, der vor Kurzem Deine Tafel zierte, ist nicht der fetteste; komm heraus und sieh das Wunderthier, das ich eben mit schwerem Gelde erkaufte habe. — Wie immer Dein —.“ Die Spekulanten sahen einander mit großen Augen an und zogen mit langer Nase ab.

(Eine Anekdote von Kalergis.) Bory de Saint-Vincent erzählt aus dem Leben des Demetrius Kalergis, welcher bekanntlich an der Spitze der neuen Revolution in Griechenland stand und, nebenbei bemerkt, eine wunderbar schöne Frau besitzen soll, folgende Anekdote. Kalergis war im Mai 1825 mit mehreren Griechen in die Hände der Türken gefallen, sah seinen Gefährten die Köpfe abschlagen, die eingefalzen wurden und nach Constantinopel geschickt werden sollten, und sagte zu dem Hauptmann der Albanesen, welche dieses blutige Werk verrichteten: „Ich bin der Bruder des reichen Kalergis, den Ihr alle dem Namen nach kennen werdet, und der Euch 1000 Thaler zahlen wird, wenn Ihr mich nicht umbringt.“ Der Vorschlag schien den Albanesen sehr annehmlich, nur wußten sie nicht, wie sie das Geld aus Napoli erhalten sollten. Kalergis forderte endlich einen unter ihnen auf, einen Brief, den er schreiben wollte, seinem Bruder zu überbringen und sich das Geld auszahlen zu lassen. Dies wurde genehmigt und der Bote machte sich sofort auf den Weg. Bald darauf erschien der Seraskier selbst und befahl, dem Griechen, der noch allein am Leben war, ebenfalls den Kopf abzuschlagen. Die Albanesen, welche Kalergis für baar Geld ansahen, weigerten sich, dem Befehle zu gehorchen; der Seraskier drohete, die wilden Krieger blieben aber fest, und der Befehlshaber sah sich genöthigt, von seiner Forderung nachzulassen. „So gebt mir wenigstens seine Ohren,“ sagte er, „sie sollen für einen Kopf gelten, und werden in Constantinopel beweisen, daß ich unsern Sieg nicht übertrieben habe.“

„Meine Ohren!“ fiel Kalergis ein; „die gebe ich nicht, und wenn man sie mir mit Gewalt abschneidet, zahle ich keinen Para.“

„Wenigstens eins!“ meinte der Türke. Dieser Vorschlag schien alle Parteien zufrieden zu stellen, und einer der Henker fragte Kalergis bereits, welches seiner Ohren er ihm abschneiden sollte.

„Keines!“ antwortete Kalergis; „ich habe um den ganzen Kopf gehandelt; entreißt man mir nur ein Haar, so möge man

ihn ganz nehmen, aber mein Bruder, welcher bald genug davon erfahren wird, zahlt dann natürlich kein Geld."

"Aber ein einziges Ohr, Hund von einem eigensinnigen Christen!" donnerte ihn der Seraskier an.

"Nicht ein Ohrläppchen!" antwortete der muthige Grieche, der durch seine Unbeugsamkeit die Bewunderung der Albanesen gewann. Sie sorgten sechs Tage lang für seine Sicherheit, bis der Bote mit den tausend Thalern zurückkam, und dann begleiteten sie ihn feierlich bis zu den griechischen Vorposten.

### Generalcorrespondenz.

Die berühmten Gewandhauskonzerte in Leipzig haben seit einigen Wochen, und zwar unter der Leitung Ferd. Hillers (des Componisten des Oratoriums: „Die Zerstörung Jerusalems," der, so viel wir wissen, ein Schüler Hummels ist,) wieder begonnen und bereits einiges Interessante gebracht, wie die Symphonie des jungen Dänen Gade, die schon im vorigen Winter Aufsehen gemacht hatte, und auch diesmal, unter der Direktion des Componisten, außerordentlich gefiel. Gade verspricht einer der ausgezeichnetsten Componisten unserer Zeit zu werden. Wir lernten ferner zwei treffliche Sängern kennen, Madame Antolka Hiller, eine Polin, die in Italien ihre Studien machte, eine sehr schöne kräftige Stimme besitzt, und den ersten Sängern an die Seite gesetzt zu werden verdient, und eine junge Engländerin, Miss Birch, die wie die Novello und Mistress Shaw in Leipzig ihren Ruf begründen wird. In einem der letztern Concerte wurde das Musikstück Bach's für drei Flügel von Frau Dr. Schumann (Clara Wieck), Mendelssohn und Hiller meisterhaft gespielt, — drei Namen, wie sie schwerlich so leicht wieder sich vereinigen. Derselbe Abend brachte uns zum ersten Male die Musik Weber's zur „Pretiosa", wie die Beethoven'sche Musik zu Sgmont durch ein Gedicht verbunden. —

Wir haben das böswillige Gerücht erwähnt, das die Palm'schen Stücke dem verstorbenen Enk zuzuschreiben suchte, und freuen uns, nun mittheilen zu können, daß, wie sich erwarten ließ, an der ganzen Sache nichts weiter wahr ist, als daß Palm sich mit Enk über seine Stücke berieth. Er hat in Wien mehrere der schlagendsten Briefe Enk's in Bezug darauf zu Zedermann's Einsicht auslegen lassen, welche unwiderleglich darthun, daß Palm einzig und allein der Verf. der unter seinem Namen bekannten beliebten Bühnenstücke ist. —

Frankreich fängt an Deutschland nachzuahmen, wenn auch nicht gerade da, wo es wünschenswerth wäre. Wir lesen nämlich, daß im nächsten Winter „Medea" von Euripides von den ersten Künstlern von Paris, von den Chören und Orchestern aller Theater und zwar nach antiker Sitte am Tage aufgeführt werden soll, — ob mit der Musik, die Laubert in Berlin zu den Chören schrieb, oder mit einer andern, wissen wir nicht. — Der „Sommernachtstraum" von Shakespeare mit Mendelssohn's

cher Musik scheint auch die Kunde über die deutschen Bühnen zu machen, wenigstens wird er in Leipzig bereits einstudirt. —

Auch das Gaslicht genügt nicht mehr und soll bereits wieder durch eine andere Beleuchtungsart, durch die elektrische, ersetzt werden. Man hat mit derselben kürzlich in Paris einen Versuch gemacht, der vollkommen genügend ausgefallen sein soll. Man hatte auf einem großen Plage, der sonst mit 100 Gaslaternen beleuchtet wird, diese sämmtlich ausgelöscht und der neue Apparat gab so viel Licht als etwa zwanzig Gasflammen; es würden also fünf Apparate wie der angewendete nöthig sein zur Erleuchtung jenes Platzes. Ueber die Preisverhältnisse zwischen der alten und neuen Beleuchtungsart ist man noch nicht einig. Das elektrische Licht ist übrigens weit schöner und weiser noch als das Gaslicht. —

Ein reicher Engländer, der kürzlich starb, hat sein ganzes Vermögen zu einem guten Zwecke bestimmt. Er hatte nämlich in frühern Zeiten aus eigener Erfahrung die traurige Lage eines Schuldgefangenen kennen gelernt, da er zwei Mal eine ziemlich lange Zeit Schulden halber seiner Freiheit beraubt war. Später wurde er Millionair und er setzte alle die zu seinen Erben ein, welche, gleich ihm in früherer Zeit, ihre Freiheit verloren haben. Die Zinsen seines Vermögens, 50,000 Thaler jährlich, sollen zur Bezahlung kleiner Schulden und zur Befreiung armer Schuldgefangener verwendet werden. —

In London wird regelmäßig auf einem gewissen Plage wöchentlich ein Mal eine große Lumpenmesse (rag fair) gehalten, bei welcher sich drei- bis viertausend Trödeljuden mit alten abgetragenen Kleidungsstücken und andern derartigen Waaren einfänden, und wo sich namentlich die armen Irländer mit den nöthigen Anzügen versorgen. —

Der Ankauf des Goetheschen Hauses und der darin befindlichen Sammlungen ist bis jetzt noch nicht zu Stande gekommen. Der deutsche Bundestag soll 65,000 Thlr. dafür geboten haben. Die beiden Enkel Goethes sind jetzt volljährig geworden und werden nun selbst über ihr Erbe verfügen. —

Der Verein in Stuttgart zur Errichtung des Schillerdenkmals hat jetzt die Schlussrechnung abgelegt, aus welcher sich ergiebt, daß im Ganzen 53,755 Gulden eingegangen waren. Das Denkmal steht bekanntlich längst schon und ist der Stadt übergeben. —

Berlin soll wie London ein West End, ein vorzugsweise fashionables Stadtviertel erhalten, in welchem auch die Gebäude für die neuen Kunstsammlungen einen Platz finden werden, das Gebäude nämlich zur Aufnahme der Gemäldesammlung des Grafen Raczyński, welche dieser dem Staate unter der Bedingung geschenkt hat, daß sie in einem geeigneten Gebäude aufgestellt werde; ferner das Haus (Cornelianum), in welchem die Cartons von Cornelius aufbewahrt werden sollen, und endlich das Haus des Meisters Cornelius selbst, das nach seinem Tode dem Staate anheimfällt und in welchem Cornelius einen Saal selbst mit Frescogemälden schmücken will.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 47.

1843.

Preis für circa 102 hohe Quartbogen mit circa 61 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinien, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Berlag von **Baungärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Wort: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Rosa Brun.

(Fortsetzung.)

Während der Fremde so sprach, drängte er Rosa sanft bei Seite und nöthigte sie Platz vor dem Kamine zu nehmen, in welchem ein helles Feuer brannte, dann ging er schnell hinaus und schloß die Thüre hinter sich zu. Die junge Frau blieb in sich zusammengesunken da sitzen. Ihre Kräfte verließen sie, eine Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht, ihre Stirn war von kaltem Schweiß gebadet und ihre bedrückte Brust hob sich schmerzlich. Sie hatte jedoch vollkommen ihr Bewußtsein behalten; sie hörte ihr Herz schlagen in der schauerlichen Stille um sie her und sie erkannte deutlich alle Gegenstände, über welche ihr Blick hinglitt. Merkwürdiger Weise blieb das Bild dieses Ortes und dieser Gegenstände, die sie ansah ohne sie zu sehen, ganz treu in ihrem Gedächtnisse und sie empfand später, wenn sie sich daran erinnerte, ein Staunen, das sie an Ort und Stelle selbst nicht gefühlt hatte. Sie achtete in diesem Augenblicke auf den seltsamen Contrast nicht, den das elegante Meublement dieses Zimmers mit dem übrigen Hause bildete; sie bemerkte nicht, daß sie auf einem Sessel von Goldstoffe an einem Tische saß, dessen geschmückte Füße unter den Franzen eines prächtigen Teppichs hervorsahen; sie beachtete ebensowenig, daß auf dem Kamine eine Uhr stand und daß zwei reichgarnirte Medaillons an beiden Seiten des Spiegels hingen. Sie konnte in ihrer schrecklichen Unruhe nicht einmal beten. Einige Male versuchte sie aufzustehen, aber ihre

Knie brachen unter ihr zusammen; sie konnte nicht gehen und hatte nur noch die Kraft zu warten.

Zum Glück dauerte die schreckliche Lage nicht lange. Nach etwa einer Viertelstunde ließen sich rasche Schritte auf dem Corridor hören; der Fremde kam zurück; Rosa Brun erhob die Hände mit innigem Danke gen Himmel und fragte mit kaum vernehmlicher Stimme:

„Nun? Herr von Neufelle? . . .“

„Sie haben nichts mehr von ihm zu fürchten,“ antwortete er in ganz ruhigem Tone. Nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „Haben Sie nichts gehört?“

„Nein,“ flüsterte sie schauernd.

Es folgte diesen Worten eine lange Pause; der Fremde setzte sich der jungen Frau gegenüber nieder und legte seine Pistolen auf den Tisch. Er war sehr bleich, aber keine Unruhe in seinen Zügen, keine Unordnung in seinem Anzuge verriethen, daß er vielleicht eben einen Kampf bestanden. Rosa wagte in ihrer Herzensangst nicht weiter zu fragen. Anfangs hatte sie geglaubt, es sei ein Unglück geschehen, aber bald hielt sie diese Vermuthung für thöricht. Sie beruhigte sich also in der Ueberzeugung, Neufelle habe sich auf Gnade und Ungnade ergeben und werde die Nacht in irgend einem Keller des Wirthshauses eingeschlossen verbringen müssen. Der Fremde seiner Seits schien bereits vergessen zu haben, was geschehen war; er stützte den Arm auf den Tisch, die Stirn auf die Hand und beobachtete die junge Frau mit nachdenklicher Freude wie im Gefühle eines Glückes, an dessen Genuße er

sich weidete. Die Blässe Rosas schwand allmählig unter diesem glühenden Blicke; sie schlug die Augen nieder und sagte seufzend: „ich weiß nicht, wie ich Ihnen für den Beistand danken soll, den Sie mir geleistet haben. . . Gott vergelte es Ihnen! . . . Ich werde die Nacht nun ruhig verbringen. . .“ Plötzlich aber unterbrach sie sich, durch eine andere Erinnerung erschreckt und rief aus, während sie entsetzt aussprang:

„Aber, mein Gott! Wir sind von einer noch größeren Gefahr bedroht!“

„Von welcher Gefahr?“ fragte der Fremde.

„Dieses Haus ist eine Räuberhöhle,“ antwortete sie mit erschütterter Stimme; „diese Nacht, vielleicht in diesem Augenblicke, überliefert uns die Wirthin, die mit ihnen im Einverständnisse ist, den. . .“

„Sie sind also gewarnt worden?“ fragte der Fremde, auf den diese Entdeckung keinen besondern Eindruck zu machen schien.

Sie machte eine bejahende Geberde und fuhr dann ungestüm fort:

„Versuchen Sie nicht zu widerstehen, das wäre ein thörichtes und nutzloses Beginnen. Hier handelt es sich nicht um einen feigen Menschen, der bei der ersten Drohung eines muthigen Mannes zittert und sich demüthiget, sondern von einer Bande entschlossener und mordgewohnter Banditen. Sie werden Sie umbringen, wenn Sie sich zu vertheidigen suchen; aber Sie werden sich nicht vertheidigen, sondern Alles nehmen lassen, was wir besitzen. Was liegt daran, wenn wir nur das Leben retten?“

Während sie so sprach, betrachtete der Fremde die schöne Frau mit einer Ruhe, die seltsam von der Angst abstach, welche sie äußerte. „Sie glauben mir nicht?“ fuhr sie trostlos fort; „Sie meinen, die Furcht habe mir den Kopf verdreht? Ach, daß es so wäre! Aber Sie werden sehen; diese Nacht werden wir durch die Bande Gaspards de Besse beraubt.“

„So müßte ich ihm selbst die Thüre dieses Hauses öffnen,“ antwortete der Fremde; „denn ich habe hier die Schlüssel und ohne meine Einwilligung kann und darf Niemand herein.“

„Ach, dann sind wir gerettet!“ flüsterte die junge Frau mit freudigem Danke. Dann füllten sich ihre Augen mit Thränen. So stand sie einen Augenblick unbeweglich da, das Gesicht auf ihre beiden gefalteten Hände gestützt. „Ich werde also die Nacht hier unter Ihrem Schutze verbringen,“ sagte sie endlich; „morgen reise ich weiter in der Gewisheit, Sie nie wieder

zu sehen, aber ich werde Ihren Namen in meinem Gebete nie vergessen.“

„Meinen Namen?“ fragte er erstaunt.

„Den Namen von Galtieres,“ antwortete Rosa Brun.

„Wer hat Ihnen denselben genannt?“ fragte er bebend weiter.

Sie erzählte ihm nun Alles, was ihr Madeloun gesagt hatte, so wie das traurige Ende der alten Bettlerin. Er hörte sie mit gespannter Aufmerksamkeit an und sagte endlich mit bitterem Lächeln: „Ja, mein Leben ist ein trauriges, ein unglückliches gewesen.“

„Und jetzt?“ fragte die junge Frau in einem unbeschreiblichen Tone, indem sie ihre sanften schmachtenden Augen auf ihm ruhen ließ.

„Jetzt,“ antwortete er leiser, „ist mein Leben das eines Mannes, der an einem Abgrunde hin- und hergehen muß, in den er endlich hineinstürzen soll.“

„Die Barmherzigkeit Gottes wird nicht zugeben, daß ein solches Unglück geschehe!“ flüsterte Rosa Brun, die Augen gen Himmel gehoben.

„Es wäre wohl ein anderes Leben möglich,“ fuhr er nach einer Pause fort; „ich habe auch daran gedacht und mich dazu vorbereitet. Ich wollte das Land auf immer verlassen als ich — Sie sah.“

Sie sah ihn bei diesem Worte unverwandt an und entgegnete mit einem Tone, welcher die Ruhe und Festigkeit ihrer Worte Lügen strafe: „Sie müssen diesen Plan ausführen; wenn ich etwas über Sie zu vermögen glaubte, würde ich Sie beschwören, dieses Land für immer zu verlassen, in welchem, wie die alte Bettlerin sagte, Ihr Leben nicht sicher ist, in welchem Sie nichts fesselt.“

„Ich habe allerdings,“ antwortete er, „alles verloren, was das Glück und den Stolz der andern Menschen ausmacht: meinen Platz in dem Vaterhause, meinen Rang in der Welt; ich werde nie wieder in die Wohnung treten, in welcher ich die ruhigen Jahre meiner Kindheit und ersten Jugend verbracht habe; mein Name wird ausgestrichen aus dem Buche meiner Familie und ich bin todt für die Meinigen alle. . . Dennoch blieb ich, — ich blieb in der ungewissen Hoffnung, — Sie wiederzusehen.“

Sie stand erbleichend auf und wollte entfliehen, denn sie fühlte, daß die Stimmen, denen sie zu gehorchen pflegte, in ihr schwiegen, daß die Religion, die Pflicht, die Ehre besiegt, wenn nicht verrathen waren.

Herr von Galtières hielt sie aber mit einem gewissen bittenden Ungeflüm zurück. „Hören Sie mich an,“ sagte er; „mein Leben, mein Heil und Ihr eigenes Glück liegen in Ihrer Hand . . . Weist Du, Geliebte, was ich Dir vorzuschlagen wage? — Dich mir hinzugeben und mir zu folgen. Was lässest Du auch hinter Dir? Was könntest Du bedauern? Deine Jugend welkt und verzehrt sich in schrecklicher Langeweile . . . Du auch hast keine Familie, denn Dein Herz nahm die nicht an, in welche Du eingetreten bist . . . Hält Dich die Besorgniß zurück, Deinen Namen entehrt zu sehen? Wenn Du diese Nacht verschwändest, würde man glauben, Du wärest in dem Walde zu Esterel umgekommen und Dein Ruf bliebe steckenlos. Bedenke, was das Schicksal gethan hat, das uns hier zusammensührte. Scheint es nicht die Absicht gehabt zu haben, uns einander zuzuführen, so günstig sind die Umstände? Die Nacht beginnt kaum erst; morgen früh könnten wir die Grenze überschritten haben; sind wir in Nizza, so liegt das Meer vor uns und kann uns bis an das andere Ende der Welt tragen. Soll ich Dich so weit hinwegführen, daß Du nie wieder von dem Lande hörst, das Du verlassen, um mir zu folgen? Oder ziehst Du vor, in Italien zu bleiben, an der Küste, an einem Orte, von dem aus Du die Berge der Provence sehen kannst? Entschließe Dich, gebiete; wohin ich Dich auch führe, wir werden mit einander glücklich sein.“

Während er so sprach, stand Rosa vor ihm, stieren Blickes, die Hände auf die Brust gedrückt; sie schien einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen, in welchem ihre Kräfte von Augenblick zu Augenblick schwächer wurden. Obgleich halb schon überwunden, sah sie doch noch ein, daß sie fliehen müsse, daß sie verloren sei, wenn sie noch ein einziges dieser Worte anhöre, die ihren Willen unterjochten; sie nahm deshalb in einer letzten Anstrengung alle ihre Kräfte zusammen und sprach ohne Tugendprahlerei, sondern mit flehendlicher, gebrochener Stimme, in Thränen schwimmend: „Versuchen Sie nicht, mich von meiner Pflicht abwendig zu machen; haben Sie Mitleid mit mir; um Gottes Willen, halten Sie mich nicht länger zurück, denn wenn ich bliebe, wäre ich verloren, verloren in dieser und in jener Welt. . . Es giebt keine Zuflucht vor den Vorwürfen eines gequälten Gewissens, es giebt kein Glück in einem Leben voll Schuld. Selbst wenn ich meinen Fehltritt vor den Augen der Menschen verbürge, würde doch Gott mich sehen. . . Ich beschwöre

Sie, sprechen Sie nicht mehr, blicken Sie mich nicht mehr an, lassen Sie mich fortgehen.“

Er wendete sich ab, besiegt durch diesen demüthigen Widerstand, und Rosa, die ihm ein Lebewohl zunichte, entfernte sich langsam.

Der Goldschmied schlief noch, aber bei dem Geräusche, das seine Frau bei ihrem Hereintreten machte, richtete er sich auf den Einbogen auf und sah sich verwundert um:

„Ich glaube, ich habe geschlafen,“ sagte er. „Frau!“

„Hier bin ich,“ antwortete sie, ohne zu ihm zu gehen.

„Welche Zeit ist es?“

„Ich weiß es nicht; es ist schon lange Nacht.“

Bruno Brun dachte nach, dann sagte er:

„Es ist doch besser, wir bringen die Nacht hier zu als mitten im Walde; wir werden wohl thun, wenn wir bis morgen früh hier bleiben. Ich fühle nicht den geringsten Appetit; „Schlaf ist so gut als Essen,“ sagt das Sprichwort. Riegele die Thüre zu, Frau, und lege Dich nieder.“

Sie gehorchte. Sie war wie betäubt, denn Betäubung, nicht Ruhe, war auf die gewaltsame Aufregung gefolgt, die sie erfahren hatte. Sie verbrachte die Nacht unbeweglich, ohne die Augen zu schließen, an der Seite ihres Mannes, der von Zeit zu Zeit aus dem Schlafe aufuhr, um sie zu fragen, ob sie kein Geräusch gehört habe und ob es noch immer regne.

Kurz vor Tagesanbruche hörte sie auf dem Corridor gehen; in dem ganzen Hause entstand Unruhe und Bewegung, dann schien Jemand sich zu Pferde zu entfernen. Rosa ahnete, daß Herr von Galtières aufbreche, und sie konnte die Thränen nicht zurückhalten. Als es völlig Tag geworden, stand Bruno Brun auf, öffnete die Thüre und rief. Die kleine Magd erschien sofort.

„Der Wagen ist angespannt und Alles steht bereit,“ sagte sie; „Sie brauchen nur ihr Gepäck aufzuladen.“

„Wo ist der Mann, der uns fährt?“ fragte der Goldschmied.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete sie kalt; „auch wird es Ihnen gleichgiltig sein; Sie haben ein anderes Pferd und einen anderen Kutscher, für den man bürgt. Der Andere ist ein Trunkenbold und nach dem Abendessen verschwunden.“

Der Goldschmied hatte zu große Eile, als daß er nach weitem Aufklärungen hätte suchen können; er be-

gnügte sich deshalb mit denen, welche man ihm gab, und suchte so bald als möglich weiter zu kommen. Während er seine Kisten auslud, trat die kleine Magd zu Rosa, welche zurückgeblieben war, und sagte leise, während sie ihr ein kleines versiegeltes Packet übergab:

„Ich habe den Auftrag erhalten, Ihnen dies zu überreichen. Heilige Jungfrau! Welche schreckliche Nacht haben wir gehabt! Ich wußte wohl, daß —, aber nun können Sie ruhig sein.“

„Komm, Frau!“ rief der Goldschmied.

Rosa hatte nur noch so viel Zeit, der kleinen Magd die Hand zu drücken und ihr zu sagen:

„Möge Dir der Himmel lohnen für den Dienst, den Du mir gestern erwiesen hast. . . Verlasse bald dies Haus, fürchte Gott und diene rechtschaffenen Leuten!“

Der Westwind hatte die Wolken vertrieben; der Morgen war frisch und heiter und Rosa nahm ihren Platz in dem kleinen Wagen wieder ein. Als derselbe sich in Bewegung setzte, blickte sie sich noch ein Mal nach dem Hause um, aus welchem sie Erinnerungen mit sich nahm, die sie ihr ganzes übriges Leben hindurch beschäftigen sollten. In der Hand hielt sie das Packet, welches ihr von der Magd übergeben worden war, aber versteckt, damit Bruno Brun ihr Geheimniß nicht erkenne.

Rasch ging es durch den Wald und über das Gebirge von Esterel dahin und erst, als man über diese gefährliche Stelle ganz hinweg war, hielt man einen Augenblick bei einigen Häusern an, wo sich ein Posten der Marechaussée befand. Während Bruno Brun hier seine Papiere vorzeigte, setzte sich Rosa unter einer Gruppe von Kastanienbäumen nieder, die den Weg beschatteten und erbrach mit zitternder Hand das geheimnißvolle Packet. Dasselbe enthielt ein Medaillon, in welchem Rosa dasjenige erkannte, das sie an dem Kamine jenes Zimmers gesehen, wo sie am vorigen Abende die schrecklichsten und süßesten Augenblicke ihres Lebens verbracht hatte. Unwillkürlich drückte sie dieses ungemein ähnliche Bild an ihre Rippen, dann verbarg sie es in ihrem Busen. Einige Stunden später kamen die Reisenden in Grasse an und Bruno sagte, während er abstieg:

„Gott sei gelobt, wir haben die Reise gemacht, ohne daß uns ein Unglück zugestoßen ist, und kommen noch zu rechter Zeit an.“

## 4.

Acht Tage später war die Familie Brun wiederum in dem Hause in der Goldschmiedsstraße um den Tisch versammelt. Rosa schüzte bald Müdigkeit vor und begab sich in ihr Zimmer; der Goldschmied blieb mit seinem Vater und der Tante Mariane allein.

„Die Messe ist gut gewesen und ich habe vortrefliche Geschäfte gemacht,“ sagte er.

„Deine Frau sieht aber recht traurig aus,“ bemerkte der alte Brun.

„Sie ist ermüdet von der Reise. Anfangs war sie sehr vergnügt und es schien ihr nichts über das Vergnügen der Reise zu gehen; aber sie wurde dasselbe bald überdrüssig. Auf dem Rückwege durch den Wald von Esterel stieg sie nicht wieder aus, um Blumen zu pflücken, vor jedem Busche stehen zu bleiben und dem Gesang der Vögel zuzuhören; sie blieb ganz ruhig im Wagen. Nur bei dem Wirthshause zu Esterel sah sie hinaus, um nach dem Spitzbuben von Kutscher zu fragen, den wir dagelassen hatten; aber die Wirthin und die Magd befanden sich nicht mehr in dem Hause und dasselbe war ganz leer. Auf der übrigen Fahrt äußerte sie durchaus keine Neugierde mehr und ich glaube, sie ist sehr froh, wieder hier zu sein.“

„Und wie ging es in Grasse?“ fragte die Tante Mariane.

„Diese Frage habe ich erwartet,“ entgegnete Bruno, indem er die Hände rieb. „Ich hatte die schönste Bude und sie war immer umringt. Jedermann wollte Rosa sehen und man schlug sich förmlich, um zu ihr zu gelangen. Man machte sogar Gedichte auf sie, aber ich muß erklären, daß sie auf die Complimente und Galanterien der Stutzer gar nicht achtete. Statt sie wohlgefällig anzuhören, schien sie traurig darüber zu werden und ich habe mehr als ein Mal Thränen in ihren Augen gesehen.“

„Man darf dem Scheine nicht immer trauen,“ antwortete die Tante kopfschüttelnd; „die Frauen, welche keine geheime Liebe im Herzen tragen, sind weder heiter noch traurig und das melancholische Wesen der Deinigen kommt mir deshalb verdächtig vor.“

Am nächsten Sonntage kam der Goldschmied aus der Kapelle der blauen Büßenden in großer Aufregung zurück.

„Wißt Ihr, was man in der Stadt sagt?“ sprach er zu seiner Frau und der Tante Mariana. „Ein junger Mann, der mich vor Kurzem mit seinem Be-

suche hier in meinem Laden beehrte, der Marquis von Nieufelle, ist in dem Wirthshause zu Esterel ermordet worden."

"Er ist todt?" rief Rosa erbleichend aus.

"Er war ein Taugenichts," warf die Magd Mabeloun ein.

"Man fand ihn in einem niedrigen Saale liegen, mit dem Gesichte am Boden," fuhr der Goldschmied fort. "Er hatte eine Kugel im Kopfe. Man zweifelt nicht daran, daß er durch Gaspard de Besse oder Einen aus dessen Bande ermordet worden. Großer Gott, wir konnten in der Nacht, die wir in jenem Wirthshause zubrachten, dasselbe Schicksal haben!"

"Du kannst auf dem Altare der heiligen Jungfrau Maria eine Kerze opfern," sagte die Tante Mariane, als sie den tiefen Eindruck bemerkte, den die Nachricht auf Rosa machte; "Du hast vielleicht noch mehr Glück als Du glaubst, Bruno."

Auf diese Weise erfuhr die junge Frau den schrecklichen Beweis von Aufopferung, den ihr Galtieres gegeben hatte. Ihre Gedanken wendeten sich fortwährend zu den Begebenheiten jener Nacht zurück und sie errieth nun erst den Grund, warum Galtieres das Wirthshaus vor Tagesanbruch verlassen hatte, wie ihr jetzt die letzten Worte der kleinen Magd verständlich wurden. Gleichwohl dankte sie bei aller ihrer Angst dem Himmel, der es so gefügt, daß man die Ermordung Nieufelles den Banditen im Walde zu Esterel zuschrieb.

Allmählig traten diese grauenvollen Erinnerungen doch mehr in den Hintergrund. Die junge Frau versiel in eine gewisse geistige Betäubung, die wie Ruhe ausah. Eines Tages, als der Vater Theotist sie über ihre Gemüthsstimmung fragte, antwortete sie sanft: "Ich glaube ruhig zu sein, wage aber selbst nicht, in mein Inneres zu blicken, noch über meine Lage nachzudenken. Ein Mal freilich werde ich Muth fassen müssen, mit Ihnen darüber zu sprechen."

Nach dieser Periode der Abspannung regten sich die Gefühle der jungen Frau mächtiger wieder; die glühenden Leidenschaften fingen an in ihrem Herzen zu toben und sie gab sich in ihrem Gemüthe und ihren Gedanken der Gluth hin, welche sie verzehrte. Sobald sie sich ungestört sah, nahm sie verstohlen das Bild des Herrn von Galtieres aus dem Verstecke und betrachtete die geliebten Züge mit Thränen in den Augen. Die hohe Stirn jenes Mannes verrieth ungewöhnlichen kühnen Muth. Schon hatten die Runzeln, welche ein unruhiger Gedanke gegraben zu haben schien, zwei un-

verlöschliche Züge zwischen die Augenbrauen gezogen. Die dünnen Lippen traten wie eine Carminlinie von der bleichen matten Farbe der Haut hervor. Die stolze Stirn, die ganze Farbe und die Bildung des Mundes würden einen unbarmherzigen heftigen Character verathen haben, wenn der Ausdruck nicht durch einen jener Contraste gemäßigt worden wäre, welche der Kunst der Physiognomen spotten: die schönsten Augen öffneten sich unter jener strengen Stirn und der mildeste Blick verklärte das düstere Gesicht. Ueber der sehr scharfvortretenden Augenhöhle wölbten sich blonde Brauen; die großen weichen Lider waren mit langen Wimpern befranset und die sammelschwarzen Augen hatten einen Ausdruck außerordentlicher Schlaueit und lächelnder Heiterkeit.

Rosa verehrte dieses Bild mit dem Entzücken einer reinen begeisterten Seele. Sie gab sich dem gefährlichen Glücke hin, bloß um einmal zu lieben, und versank dann wieder in den Abgrund der Verzweiflung. Sie lernte ihre unveränderliche tägliche Lebensweise hassen und verabscheuen, brach im Innern alle ihre guten Vorsätze und bedauerte endlich, dem Herrn von Galtieres nicht gefolgt zu sein. Als sie so weit gekommen war, wagte sie dem Vater Theotist zu erklären, welcher Gedanken und Gefühle sie schuldig sei, vielleicht in der unklaren Hoffnung, doch noch Bereuung zu finden.

So vergingen mehrere Monate. Der Winter schwand, der Frühling kehrte wieder und brachte die Ceremonien mit sich, welche Fremde von weit her nach Aix lockten. Rosa hoffte bald, den Herrn von Galtieres zu dieser Zeit auch wiederzusehen; bald bildete sie sich ein, er würde ihren Rath befolgt und das Land verlassen haben. Anfangs hatte sie fest geglaubt, er würde kommen, je näher aber die Zeit des Festes kam, um so schwächer wurde ihr Hoffen. Als der Zug erschien, als Bruno Brun seine Frau aufforderte, mit ihm hinauszutreten, folgte sie ihm ruhig und nahm Platz zwischen ihrer Tante Mariane und der Magd Mabeloun. Sie rechnete nicht mehr darauf, Galtieres zu sehen, aber als sie die Augen aufschlug, sah sie ihn wirklich an derselben Stelle stehen wie am vorigen Jahre und die Augen unverwandt auf sie richten. Er lächelte, als ihre Blicke einander begegneten, und legte die Hand auf das Herz. Rosa ahmte unwillkürlich diese Bewegung nach, dann ließ sie den Kopf sinken.

"Was beginnst Du doch?" fragte die Tante Mariane barsch. "Sitze doch ruhig und betrachte den Zug."

Zehn Minuten später war der Zug verschwunden und Bruno Brun stand auf, während er seufzend sprach: „Wieder für ein Jahr vorüber! Wir wollen nun hingehen, Frau.“

„Ein Jahr!“ murmelte Rosa vor sich hin, während sie über die Schwelle schritt.

Wieder vergingen einige Monate. Nichts verrieth die Seelenpein der jungen Frau, welche ihre regelmäßigen häuslichen Arbeiten verrichtete, ohne Widerwillen dagegen zu äußern. Sie war stets ruhig, gehorsam und fleißig, und wenn sie sich früh an dem Fenster nieder setzte, um ihre gewöhnliche Arbeit wieder aufzunehmen, bemerkte selbst die Tante Mariane nicht, daß die Bemitleidenswerthe die Nacht schlaflos und in Thränen verbracht.

Eines Sonntags kam der Goldschmied, der früh ausgegangen war, mit freudestrahlendem Gesichte zurück. „Ich bringe eine große Neuigkeit,“ sagte er; „der Mörder des Marquis von Neufelle ist verhaftet.“

„Gott sei gedankt!“ entgegnete die Tante Mariane ruhig.

Rosa richtete das Gesicht empor, sah ihren Mann unverwandt an und bewegte die Lippen, als wolle sie sprechen, aber man hörte keinen Laut. Es lag in diesem Blicke, in dieser stummen Bewegung des Mundes ein solcher Ausdruck der Verzweiflung und des Abscheus, daß der Goldschmied darüber erschraf.

„Nun? Nun?“ fragte er, „freuest Du Dich nicht auch, daß Gaspard de Besse verhaftet ist?“

Bei diesem Worte, das sie vollkommen beruhigte, konnte Rosa sich nicht beherrschen; sie schlug die Hände über das Gesicht und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Die Tante Mariane blinzelte Bruno zu und ihr Blick schien sagen zu wollen: „Ich glaube, man bedauert hier den Taugenichts, der bei Lebzeiten Marquis von Neufelle hieß.“

(Beschluß folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Ein angenehmes Erwachen.) Ein deutscher Reisender hielt sich mehrere Wochen lang auf der Ansiedelung eines Freundes in Südamerika auf, die in einer von vielen Flußarmen durchschnittenen Niederung lag. Eines Tages stieg er allein in ein Boot, um sich die Zeit durch Fischen und Jagden zu vertreiben, hatte aber in beidem kein Glück; die Vögel ließen ihn nicht nahe genug herankommen, oder er zielte nicht scharf genug, so daß er seine Munition bald bis auf einen einzigen Schuß verschossen hatte, ohne etwas erlegt zu haben. Die Fi-

sche mochten eben so wenig an seiner Angel anbeißen. Die Fiße war drückend geworden; er zog seine Schuhe und Strümpfe aus, hielt die Füße in das Wasser, legte sich auf die Bank des Bootes, ließ dasselbe auf dem Flusse langsam hinabschwimmen und schlief dabei allmählig ein. „Wie lange ich in diesem Zustande blieb,“ erzählt er, „weiß ich nicht; ich wurde aber durch ein seltsames Gefühl geweckt, durch eine Art Kitzeln, als wenn irgend ein Thier mich an den Füßen leckte. Ich schlug die Augen auf, und ich werde, so lange ich lebe, den grauenvollen Schauer nicht vergessen, der meinen ganzen Körper durchbebt, als ich den Kopf und Hals einer ungeheuren Schlange erblickte, die einen meiner Füße beleckte, und sich anzuschicken schien, ihn zu verschlingen. Ich hatte dem Tode unter verschiedenen Gestalten gegenüber gestanden, auf dem Meere, auf dem Schlachtfelde, aber bis diesen Augenblick nie geahnt, daß er mir in einer so entsetzlichen Art erscheinen könnte. Einen Augenblick war ich wie betäubt, wie bezaubert, bald aber sammelte ich mich wieder, zog rasch meinen Fuß zurück, während das Ungethüm seine funkelnden Augen auf mich richtete, und griff zu gleicher Zeit nach meinem Gewehre. Die Schlange senkte den Kopf, als suche sie ihre Beute, kaum aber hatte ich mich aufgesetzt und das Gewehr zum Schusse angelegt, als der Kopf und Hals der Schlange wieder erschien. Ich gab Feuer, und das Ungethüm erhielt die ganze Ladung in den Kopf. Die Schlange hob sogleich einen Theil ihres riesenhaften Körpers aus dem Wasser, ließ ein grauenhaftes Bischen hören, und schien sich auf mich stürzen und mich in ihren Ringeln umfassen zu wollen; ich aber warf mein Gewehr bei Seite, faßte das Ruder, und trieb das Boot rasch von bannen. Die Schlange krümmte sich in dem Wasser, das sich mit ihrem Blute zu färben begann, und schien sich in dem Rohr am Ufer zu verbergen. Ich eilte so schnell als möglich nach Hause zurück und erzählte mein Abenteuer. Mein Freund erbot sich sogleich, mit einem Theile seiner Leute aufzubrechen, um das verwundete Ungethüm vollends zu erlegen. Ich begleitete ihn, und nach langem gefährlichem Kampfe erreichten wir unseren Zweck. Die Schlange maß genau vierzig Fuß in der Länge und war an manchen Theilen ihres Riesenleibes fast so stark wie ein Mann. — Das Abenteuer hatte übrigens einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich eine lange Zeit jede Nacht, in kaltem Schweiße gebadet, aus dem Schlafe auffuhr, weil ich den Rachen des Ungethüms vor mich zu sehen glaubte.

(Ein Bühnendichter.) In Paris lebt ein hochgebildeter — Lumpensammler, der bei jeder Gelegenheit von der Literatur spricht, aber nur, um sie zu verfluchen. Er geht in Lumpen gehüllt einher und trägt den Sack, in welchen er das sammelt, was er aus dem Kehricht zusammenliefert, mit Stolz auf der linken Achsel. Dieser Mann, der bessere Tage gekannt hat, war vor fünf und zwanzig Jahren ein allgemein bekannter und beliebter Bühnendichter, und viele seiner Stücke haben Paris erheitert und die Cassen der Theater gefüllt. Seine freien Stun-

den verwendet er fast ausschließlich darauf, an neuauftretende dramatische Dichter Briefe zu schreiben und sie darin vor der gefährlichen dornenvollen Laufbahn zu warnen, welcher sie sich zugewendet. Er hat freien Eintritt in den meisten Theatern, besucht aber keines, sondern geht mittheilich lächelnd vor diesen „Tauschungsfabriken,“ wie er die Bühnen nennt, vorüber. Seine Wohnung ist ein Schuppen vor der Stadt, und er nährt sich nur von dem Ertrage des Lumpensammelns, d. h. von trockenem Brot. Mehrere seiner Freunde, denen er auf der Straße, wann er ihnen begegnet, stets die Hand reicht, haben ihn oftmals aufgefordert, seine Lebensweise aufzugeben, und ihm die Mittel dazu geboten; er hat aber stets mit Stolz Alles zurückgewiesen und versichert, er sei nie glücklicher gewesen. Die Ursache, welche den Unglücklichen vermochte, sich ganz aus den Reihen der höhern Stände zurückzuziehen, soll eine berühmte Schauspielerin gewesen sein, die er leidenschaftlich liebte, und die ihn auf die empörendste Weise hinterging.

(Neger Klugheit.) Es ist oft behauptet worden, und es fehlt nicht an Personen, die es noch heute behaupten, die Neger wären bei weitem weniger geistig begabt, als die Weißen, ja, sie bildeten nur das Verbindungsglied zwischen den Thieren und den eigentlichen Menschen, den Weißen. Es liegt uns hier nicht ob, die Unrichtigkeit solcher Behauptungen nachzuweisen, wir wollen nur ein Paar neue Anekdoten von der Pfiffigkeit der Neger anführen. Ein Neger hatte sich einen Hut gekauft, den er abnahm, als er in einen Regenguß kam, und ihn sorgfältig vor dem Nassen zu bewahren suchte. Man hielt ihm die Thorheit vor, den Kopf nass werden zu lassen und den Hut vor der Nässe zu schützen; er aber entgegnete sofort lächelnd: „Der Hut gehört mein, der Kopf aber gehört meinem Herrn.“ —

Ein Anderer hatte als Heide für seine Umstände bedeutende Schulden gemacht, und da er häufig um die Bezahlung angegangen wurde, nahm er sich vor, sich taufen zu lassen. Dies geschah, und als er später wieder gemahnt wurde, entgegnete er lachend: „Ich bin nun ein neuer Mensch; vorher war ich Quaschi, das bin ich nicht mehr, und ich bezahle für einen andern Menschen nicht.“ —

Ein Weißer hatte einen seiner Sklaven oftmals wegen der geringsten Vergehen unbarmherzig geschlagen und der Neger wendete sich endlich klagend an das Gericht, welches dem Herrn einen Verweis zuerkannte. Der Weiße war über die Frechheit seines Sklaven, ihn vor Gericht zu verklagen, in hohem Grade erzürnt und beschloß, sich empfindlich dafür zu rächen. Er beschied den Schwarzen eines Tages in ein abgelegenes Sommerhaus, verschloß die Thüre desselben, nahm einen bereit liegenden Stock und sagte: „Jetzt sollst Du mir büßen; Niemand sieht mich hier und Du hast keine Zeugen.“ Der Sklave, ein starker Mann, hatte die letzteren Worte kaum gehört, als er seinem Herrn den Stock entriß, mit aller Kraft denselben auf dem Rücken des Gebieters tanzen ließ und sagte: „Habe ich keinen Zeugen gegen den Herrn, so hat der Herr auch keinen Zeugen gegen

mich.“ Der Herr mußte um Gnade bitten, und der Sklave gewährte sie ihm nur unter der Bedingung, daß von dem Geschehenen niemals irgendwie die Rede sei.

### Generalcorrespondenz.

In Nordamerika, dem Lande, in welchem nach Belgien der Nachdruck am schamloseten und in dem größten Maßstabe betrieben wird, macht sich endlich auch das Bedürfnis eines Schutzes für das Eigenthum der Schriftsteller aller Länder fühlbar und es soll von fast allen großen Buchhändlern der Vereinigten Staaten ein Gesuch an den Congress gerichtet werden, derselbe möge ein darauf bezügliches Gesetz erlassen. So brechen sich Recht und Gerechtigkeit in immer weitem Kreisen Bahn und die Idee eines Internationalverlagsrechts wird hoffentlich doch bald eine Wahrheit. —

Es ist schon oft von uns erwähnt worden, daß die Chinesen in vielen Dingen uns voraus sind; je mehr wir dieses merkwürdige Volk kennen lernen, desto mehr Beweise für diese Behauptung finden sich. Ein Engländer, welchen die reichen Botaniker in London nach China geschickt haben, damit er dort neue Pflanzen sammelte, freute sich über eine Einrichtung an den chinesischen Straßen, welche den Reisenden gestattet, sich sofort abzukühlen und zu baden. Ueberall an den Flußufern und an den Brunnen, die zahlreich an den Straßen sich finden, ist eine Vorrichtung angebracht, sofort ein Bad zu nehmen, was bei der großen Hitze für eine unschätzbare Wohlthat gilt. Diese für das Publikum bestimmten Badevorrichtungen werden auf Kosten des Staates unterhalten. —

Es ist oft behauptet worden, der Zucker besitze außerordentlich nährnde Eigenschaften, aber wenige Menschen mögen denselben ausschließlich als Nahrungsmittel benutzt haben. Einer dieser Wenigen ist, wie man erfährt, Bolivar gewesen, der durch Anstrengungen und Entbehrungen seinen Magen so geschwächt hatte, daß er oftmals nichts als Zucker genießen konnte. Wie mehrere seiner persönlichen Freunde versicherten, lebte er in einigen seiner letzten Feldzüge oft Wochen lang von nichts als Zucker und Wasser. —

Das höchste Gericht in Neapel beschäftigt in diesem Augenblicke ein im höchsten Grade seltsamer Prozeß. Die Marchesa Grafolini setzte in ihrem Testamente für fünf Ragen, die ihr vorzugsweise lieb und theuer gewesen waren, eine Rente aus, damit sie gut geflegt werden sollten. Die Rente, 50 Gulden jährlich, muß vollständig ausgezahlt werden, auch wenn nur eine der Ragen noch lebt. Ein alter treuer Diener der Marchesa erhielt das Geld und den Auftrag, die Ragen zu pflegen. Vier derselben sind bereits vor längerer Zeit gestorben und es blieb nur noch eine übrig. Vor Kurzem nun ist diese letzte Raga verschwunden und die Erben der Marchesa trugen, als sie Nachricht davon erhielten, darauf an, daß ihnen das Capital, von welchem die Zinsen für jene Rente bezahlt wurde, zur freien Verfügung überlassen werde. Der Ragenpfleger ging

darauf nicht ein und es kam zu einem Prozesse. Der Advokat des Testamentsvollstreckers behauptet, die Rente könne wegen des Verschwindens der Kasse nicht für erloschen erklärt werden, dieses Verschwinden sei nur momentan und schon die Möglichkeit der Rückkehr beweise, daß das Testament aufrecht erhalten werden müsse. Er deutete sogar an, daß die Erben der Kasse nach dem Tode getrachtet haben könnten. Das Gericht, welches in diesem seltsamen Falle zu entscheiden hat, muß vor allen Dingen ermitteln, wie lange eine Kasse wohl leben könne, und es scheint geneigt zu sein, dem Testamentsvollstrecker die Rente so lange zuzusprechen, bis der Tod der Kasse nachgewiesen wird, oder, im Falle dies nicht möglich sein sollte, für so lange, als eine Kasse leben kann. —

Man hat in London eine neue Art Daguerreotypverfahren, Chromatyp genannt, entdeckt und beschreibt dasselbe auf folgende Weise: gutes Schreibpapier wird mit einer Auflösung von schwefelsauerem Kupfer benetzt, wieder getrocknet, in eine Auflösung von chromsaurer Potasche getaucht und wieder getrocknet. So zubereitetes Papier läßt sich außerordentlich lange aufbewahren; zwar ist es nicht empfindlich genug, um in einer camera obscura benützt zu werden, aber es läßt sich auf eine andere Weise anwenden; legt man nämlich einen Kupferstich, eine Pflanze u. auf dieses Papier und setzt es eine Zeit lang den Sonnenstrahlen aus, funfzehn bis zwanzig Minuten lang, so entsteht eine Abbildung auf dem Papiere, die man aber nicht sieht; erst wenn man das Papier in eine Auflösung von salpetersauerem Silber taucht, tritt, und zwar augenblicklich, ein sehr schönes dunkelorange-farbiges Gemälde auf blagelbem oder auch ganz weißem Grunde hervor und das Bild wird „fixirt“, sobald man das Papier, auf dem es sich befindet, in reines Wasser taucht. Es ist dies ein angenehmes leicht zu bewerkstellendes Verfahren, schöne und vollkommen treue Copien zu erhalten. —

Die größte Dampfmaschine, die man jemals gebaut hat, wird jetzt in Cornwall vollendet. Sie ist bestimmt, das Harlemer Meer auszupumpen. Der Cylinder dieser riesigen Maschine hat 12 Fuß im Durchmesser. Rund um diesen ungeheuren Cylinder stehen elf Pumpen, deren jede 63 Zoll im Durchmesser hat. —

Man glaubte bis jetzt alle Schriftsteller zu kennen, welche mit großem Talente über die Liebe geschrieben haben, citirte sie als Autoritäten und ihre Aussprüche haben mit Recht als Entschuldigung oder Rechtfertigung aller Verirrungen des Herzens gebient. In der neuesten Zeit ist aber doch noch eine Entdeckung gemacht worden, welche nicht geringes Aufsehen erregt. Der bekannte französische Gelehrte Victor Cousin hat nämlich unter alten Papieren in der königl. Bibliothek zu Paris eine Abhandlung von Pascal über die Leidenschaften der Liebe gefunden, welche sich aus einer bis jetzt ganz unbekanntem Lebenszeit des Verfassers herzufschreiben scheint und eben so scharf gedacht und geistreich ist, wie die längst

bekanntem Schriften Pascals. Er sagt unter anderem: „Die Liebe hat kein Alter; sie entsteht immer und deshalb wird sie von den Dichtern und Künstlern als ein Kind dargestellt.“ — „Die Liebe giebt Geist und erhält sich durch den Geist. Es gehört eine besondere Klugheit dazu, recht zu lieben.“ — „Es ist mit der Liebe wie mit dem gewöhnlichen Menschenverstande; wie Jedermann glaubt, von dem letztern eben so viel zu besitzen wie Andere, so glaubt er auch, eben so lieben zu können wie ein Anderer, und doch ist es wahr, daß man um so mehr liebt, je mehr Geist und Verstand man besitzt.“ — „Man kann sich nie stellen als liebe man, ohne bald wirklich zu lieben.“ — „Man hat in der Liebe nicht den Muth, etwas zu wagen, weil man alles zu verlieren fürchtet; gleichwohl drängt das Herz, immer weiter zu gehen. Ehe der Liebende weiß, wie weit er gehen darf, zittert er bei jedem Versuche. Erst wenn er Sicherheit darüber hat, wird die Liebe ruhig.“ —

Zum Geburtstage der Königin von Preußen soll in Potsdam wieder ein altes Stück zur Aufführung kommen, und zwar Racines „Athalia“, mit Musik von Mendelssohn, die von denen, welche Gelegenheit hatten, sie zu hören, als außerordentlich schön gepriesen wird. — An dem Opernhause, das bekanntlich am 18. August abbrannte, wird so eifrig gebauet, daß man sogar Abends bei Licht daran arbeitet. — Der kunstsinige König soll den Plan haben, eine Art Ruhmeshalle anzulegen, und in dieselbe die Portraits Lebender preussischer berühmter Männer aufzunehmen. —

Wie ein Berichterstatter in der N. N. Ztg. erzählt, wird in Tiflis sehr streng auf die Etikette gehalten, so daß in den Salons an einem Spieltische nur Generale mit zwei oder drei Orden, an einem anderen Generale mit einem Orden, an einem dritten Oberste, an einem vierten Adjutanten Platz nehmen. Auf den Bällen, welche in Tiflis gehalten werden, sind die reichgeputzten Georgierinnen das Merkwürdigste, welche in ihrem Nationalcostüme mit den russischen Offizieren Quadrillen tanzen. Indessen verschwindet dieses Nationalcostüm auch hier allmähig, denn viele georgische und armenische Damen von Stand kleiden sich bereits nach französischer Mode. Was die weltberühmte Schönheit der Georgierinnen betrifft, so meint der Berichterstatter, die ankommenden Europäer fänden die Wirklichkeit weit unter ihrem Rufe, wenn sie die geschminkten und grobnafigen georgischen Schönheiten erblickten. „Zwar fehlt es nicht an regelmäßigen Gesichtern, aber diese entbehren so sehr aller Amuth, sie blicken so kalt, so passiv, so ausdruckslos, so geistesleer in die Welt hinein, daß sie fühlloser und todter erscheinen, als Marmorbilder. Wunderschöne Frauen giebt es dagegen in Imereethien, Mingelien und Gurin, und von daher haben die Türken für ihre Harems meist die schönsten Sklavinnen bezogen, die man Georgierinnen nannte. In jenen transkaukasischen Provinzen am Rion und am schwarzen Meere wohnt der schönste Menschenschlag der Welt.“



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 48.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 8 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Rosa Brun.

(Beschluß.)

Rosa trocknete ihre Augen, nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, und sagte sanft zu der alten Tante: „Gott bewahre uns, Böses von den Todten zu sprechen!“

„Die ganze Stadt ist in Aufruhr,“ fuhr Bruno Brun in seiner Erzählung fort; „die Straßen sind mit Menschen angefüllt, wie an großen Festtagen, denn heute Nachmittag bringt man Gaspard de Besse mit zwei Bösewichtern aus seiner Bande, die mit ihm ergriffen worden sind, herein. Ich muß sie sehen; es wird mir wohlthun.“

„Ach!“ flüsterte Rosa, „Unglückliche, die so schwere Verbrechen auf sich geladen haben und die Strafe dafür erdulden werden!“

„Man wird keinen langen Prozeß mit ihnen machen,“ setzte der Goldschmied hinzu.

Acht Tage später herrschte schon von frühem Morgen an eine gewisse Unruhe in dem Hause des Goldschmieds. Bruno Brun war sehr frühzeitig ausgegangen, um sich in die Kapelle der blauen Büßenden zu begeben, und die drei Frauen, welche in dem Stübchen hinter dem Verkaufsblocale beisammen waren, hörten mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Geschrei, das sich von Zeit zu Zeit draußen auf der Straße erhob.

„Wir brauchen heute die Auslage nicht aufzustellen,“ sagte die Tante Mariane zu Madeloun; „heute verkaufen wir nichts; mache nur den Laden halb auf,

damit wir sehen, was draußen vorgeht. Das Volk drängt sich schon auf der Straße.“

Einen Augenblick darauf kam Madeloun zurück: „Hören Sie? Hören Sie die Glocken? Gaspard de Besse begiebt sich in die Kirche, um noch ein Mal Buße zu thun, ehe er stirbt. Er wird nun bald vorüberkommen. Alle laufen hinaus, um ihn zu sehen; es ist auf der Straße nicht mehr durchzukommen.“

„Wir wollen einen Augenblick in die Thüre treten,“ sagte die Tante Mariane, indem sie sich nach Rosa umdrehete.

„Um diesen Unglücklichen zu sehen?“ antwortete die junge Frau mit bewegter Stimme; „nein, nein; das Herz klopft mir schon, wenn ich die Glocken höre. Ich will für ihn zu Gott beten.“

„Kommen Sie! Kommen Sie!“ rief Madeloun dringend, „wäre es auch nur, um die vielen Leute auf der Straße zu sehen. Es ist wie beim Frohnleichnamsfeste.“

Bei diesen Worten fiel es Rosa plötzlich ein, daß der Herr von Galtières unter der Volksmenge sein könnte, und sie folgte nun sogleich der Magd.

Die Straße war dicht gedrängt voll Menschen und die Menge bewegte sich vor dem traurigen Zuge her, der langsam herankam. Unter dem Volke herrschte eine bange Stille und nur hier und da riefen heifere Stimmen, welche bis zu dem Ohre des Verurtheilten dringen mußten, die Geschichte Gasparde de Besse zum Verkauf aus. Als die Bajonette der Marechauffée un-

ten in der Straße erschienen, entstand ein dumpfes Gemurmel unter den Zuschauern, die dicht gedrängt zu beiden Seiten an den Häusern standen, und von allen Seiten hörte man: „Da kommt er! Da kommt er!“ Der Verurtheilte ging festen Schrittes einher. Zu seiner Rechten begleitete ihn, das Crucifix in der Hand, der Pater Theotist; zur Linken, etwas zurück, ging der Henker. Dann folgten die blauen Büßenden, welche das Schaffot umgeben und den Sarg des Gerichteten auf ihren Schultern tragen sollten.

Rosa suchte noch immer den Herrn von Galtières unter einer zahlreichen Gruppe, die vor ihrem Hause stand; als aber der Verurtheilte nur noch einige Schritte von ihr entfernt war, wendete sie unwillkürlich die Augen auf ihn. Als bald aber schlossen sich ihre Augen wieder; sie sah ihn nicht und doch erkannte sie ihn, denn ihre Knie brachen zusammen und sie hielt sich an dem Arme Madelouns fest, die erschrocken ausrief: „Der Herr von Galtières! Er ist es!“

Als sie diese Worte aussprach, war der Zug bereits vorüber. Rosa kehrte in das Haus zurück und setzte sich an ihrem gewöhnlichen Plage nieder. Die Tante Mariane stellte sich an das andere Fenster, schlug ihr Messbuch auf und begann das Gebet für die Todten zu lesen. Dann nahmen beide ihre gewohnte Arbeit vor und der Tag verging wie alle andern Tage.

Sobald der Goldschmied Nachmittags zurückgekommen war, öffnete er seinen Laden und ging an seine Arbeit; Abends erst fand er Zeit zu erzählen, was er den Tag über gesehen und gethan. „Ich bin Zeuge der letzten Augenblicke des Gaspard de Besse gewesen,“ sagte er mit einem gewissen Stolze; „der Muth verließ ihn nicht. Man hat ihn gefoltert, aber vergebens, er gestand nichts; er entdeckte dem Gerichte weder seine Herkunft, noch sein früheres Leben; aber ehe er sich den Händen des Henkers übergab, beichtete er dem Pater Theotist, der ihm die Absolution gab und ihm Trost und Ermuthigung zusprach, bis er aufgehört hatte zu leben.“

Rosa hörte alles dies traurig aber ruhig an; ihr Mann bemerkte nur, daß sie blässer als gewöhnlich aussehe.

Am andern Morgen fühlte sie sich plötzlich unwohl. Die Tante Mariane und Madeloun brachten sie zu Bett. Abends lag sie im Sterben, aber der Himmel gewährte ihr eine so baldige Befreiung nicht. Sie erholte sich wieder und lebte noch mehrere Jahre, die sie in strengen Bußübungen verbrachte. Erst lange

nach dem Tode Gaspards de Besse erhielt sie aus den Händen des Pater Theotist das Messbuch wieder, das sie dem Herrn von Galtières einst gegeben und in dem der Unglückliche sein letztes Gebet gelesen hatte.

„Meine Tochter,“ sagte der gute Mönch, indem er ihr das Buch überreichte, „Gott beruft uns auf verschiedenen Wegen zu sich; die Tugend führt zum Himmel, aber auch die Reue.“

## Die Schweizerinnen.

### I.

Oscar hatte in der Heimath einen alten sehr entfernten Verwandten zurückgelassen, dessen Vermögen ihm einst zufallen sollte. Wenigstens war, wie er sich erinnerte, in seiner Familie häufig von dieser Erbschaft als von etwas ganz Sicherem die Rede gewesen.

Dieser alte Better hieß Bernhard, wohnte ganz allein am Ende einer Vorstadt, hatte weder Frau noch Kinder, zeigte sich sehr selten und war aus allen diesen Gründen mit der Zeit in dem Städtchen fast vergessen worden. Sprach man ja einmal von ihm, so ließ man deutlich merken, daß man den alten Mann für halb verrückt halte.

Er galt für reich, d. h. man wußte, daß er eine jährliche Einnahme von ein- bis zweitausend Thalern hatte und dieselbe zum allerkleinsten Theile verausgabte. Er besaß ein schönes Grundstück in der Nähe des Rheines, das Haus, in welchem er wohnte, und eine Mühle, welche er verpachtet hatte. Obwohl er nun sein Vermögen nicht eben sorgfältig verwaltete, so wuchs es doch mit der Zeit immer mehr und mehr an, wie die Kletterpflanzen, die man an den Mauern hinauflassen läßt. Der Alte hatte seine Heimath, ja sein Haus nie verlassen; er lebte in dem letztern seit seiner Kindheit und Niemand erinnerte sich, ihn jünger, umgänglicher oder anders gekleidet gesehen zu haben.

Sein Haus stand in der Mitte eines Weinberges, der sich amphitheatralisch von dem Flusse aufwärts zog. Es war ein hübsches weißes Gebäude mit grünen Fensterladen und rothem Ziegeldache, an der Vorderseite durch eine große dichte Laube beschattet, in welcher seit fünf und zwanzig Jahren ein zerbrochener Tisch und eine zerbrochene Bank lagen. Den Weinberg umgab eine Mauer und von der Flussseite her führte ein grünangestrichenes Gitterthor in den Hof.

Bernhard hatte diese Wohnung seit fünf und zwanzig bis dreißig Jahren nicht ausbessern lassen, so daß

sie von Jahr zu Jahr zum großen Aerger der Andern mehr und mehr verfiel. Namentlich bedauerten die Kinder, daß ein Bild über der Thüre des Hauses, eine indische Dame in ihrem Palatin, immer undeutlicher wurde.

Bernhard hatte von jeher mit dem alten Landmann, dem Großvater Oscars, in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden. Die ersten Anfänge dieser Freundschaft verloren sich in den Jugenderinnerungen. Landmann war überdies der einzige Verwandte Bernhards, der sich an denselben wie an das einzige Wesen angeschlossen, das er hienieden lieben konnte. Auch war Landmann wirklich ein liebenswürdiger Mann, der einen nicht gewöhnlichen Verstand besaß, den schüchternen, melancholischen Character seines Betters genau kannte und denselben nicht selten zum Lachen nöthigte. So oft Bernhard in die Stadt kam, d. h. des Jahres etwa zwei Mal, besuchte er seinen lebenslustigen Beter, der dann seine Verwunderung laut aussprach, den Einsiedler auf die Achsel klopfte und mit ihm zu Mittag speisete. Bernhard lachte dann jedes Mal, daß er sich die Seiten halten mußte, bewunderte die Lustigkeit Landmann's und kehrte glücklich in seine einsame Wohnung zurück.

Als Landmann sich verheirathete und Kinder bekam, liebte diese Bernhard, als wären sie seine eigenen, und sagte oftmals, er würde ihnen alles hinterlassen, was er besitze, da er nicht zu heirathen gedenke, auch dazu schon zu alt sei. Namentlich gefiel ihm die kleine Anna, die zweite Tochter Landmann's, welche später die Mutter Oscars wurde.

Als Anna heranwuchs, nahm die Hypochondrie Bernhards so sehr zu, daß er gar nicht mehr ausging, nicht einmal Landmann mehr besuchte. Es vergingen Jahre, ohne daß die beiden Freunde einander sahen, obwohl das Haus Bernhards nur ein Viertelstündchen von der Vorstadt lag. Nur die kleine Anna wurde jährlich regelmäßig ein Paar Male zu dem Alten geführt, da man wußte, daß dieser sie herzlich liebte. Auch als Anna verheirathet war, behielt sie die Gewohnheit bei, den alten Bernhard von Zeit zu Zeit zu besuchen, der ihr dann auch da noch, wie zur Zeit als sie ein kleines Mädchen war, jedes Mal ein Paar Feigen gab und zu ihr sagte:

„Du weißt, Anna, alles, was ich habe, erbt Ihr, Dein Vater und Du.“

Er war sehr schwerhörig geworden. Nach dem Tode Landmann's wiederholte er in alter Form gegen

Anna, daß sie seine einzige Erbin sei. Die andern Kinder Landmann's waren gestorben. Anna und die Abrigen konnten freilich wenig auf diese Erbschaft rechnen, da der Alte eine vortreffliche Gesundheit besaß und gar nicht älter zu werden schien. Sie hatte ihn stets alt gekannt und von ihrem Vater schon oftmals sagen hören: der alte Bernhard wird uns alle überleben. Sie achtete deshalb auch, als sie nach dem Tode ihrer Aeltern die Heimath verlassen mußte, wenig auf die Leute, welche meinten, es sei von ihr nicht klug gehandelt, den alten Bernhard und dessen Grundstücke aus den Augen zu lassen. Nur zwei alten Verwandten, einer Tante und einer Cousine, die ihr vielen Dank schuldig waren, die der alte Bernhard aber nie hatte sehen mögen, trug sie vor ihrer Abreise auf, den guten alten Bernhard und dessen Vermögen im Auge zu behalten.

Diese Tante und diese Cousine waren die Frau und Tochter eines Oheims Annas von mütterlicher Seite, der seine Vaterstadt in früher Jugend verlassen, in der Schweiz sich verheirathet hatte, mit Frau und Tochter später zurückgekommen und dann bald gestorben war, ohne Vermögen zu hinterlassen. Man nannte die beiden Frauen die Schweizerinnen. Die Tochter, Bärbel, stand bereits im dreißigsten Jahre, als ihr Vater starb. Sie sticte, die Mutter stricte, aber ihr Verdienst war dabei so gering, daß sie ohne Landmann und dessen Familie nicht würden haben leben können, die ihnen viele Wohlthaten erzeigten. Uebrigens lebten beide so still und zurückgezogen, daß man sie in der Stadt kaum dem Namen nach und von Ansehen kannte. Sie galten für außerordentlich fromm und die neugierigen Hausfrauen in ihrer Nachbarschaft zerbrachen sich den Kopf, wie dieselben ihr Leben durchzubringen vermöchten. Sie wohnten einige Schritte von der Kirche in einem engen Gäßchen in einem Hinterhause und ihr niedriges feuchtes Stübchen ging auf einen Garten von etwa acht Fuß ins Gevierte, der aussah wie ein offenes Grab.

Mutter und Tochter schienen in der achtungswürdigsten Einigkeit zu leben. Die lange Gewohnheit hatte ihre Gemüther fast in einander geschmolzen. Man sah nie Eine ohne die Andere, und wenn sie sprachen, sagten beide oft dasselbe. Ihre große Frömmigkeit und ihre Klugheit gaben ihrem fremdartigen Dialecte etwas Träges und Demüthiges. Uebrigens waren sie noch abergläubischer als fromm.

Zwei Mal hatten sie es trotz ihrer großen Armuth möglich gemacht, in die Lotterie zu setzen. Barbara sah in

Folge ihrer Gewohnheit, einen Schleier zu tragen, von der Seite. In ihren Adern schien, da ihre Mutter von der italienischen Grenze stammte, italienisches Blut zu fließen; sie hatte große schwarze Augen, dicke Brauen und eine dunkle, gelbliche Gesichtsfarbe. Sie war schnell gealtert, denn obwohl sie erst dreißig Jahre zählte, konnte man sie doch kaum von ihrer Mutter unterscheiden, wenn sie neben derselben ging. Da sie nur in der Dämmerung auszugehen pflegte und zwar stets verhüllt und ver mummt, so wurden sie von der Nachbarschaft die beiden Fledermäuse genannt.

Anna besuchte sie, um ihnen ihre Abreise anzuzeigen. Sie erhoben darüber ein gewaltiges Jammergeschrei, schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und ließen sie dann, wie in Verzweiflung, auf die Knie sinken.

„Also Du verläßt uns!“ riefen sie aus. „Du lieber Gott! Und nach Berlin gehst Du! So weit? Und Berlin soll eine so gottlose Stadt sein! Ach, was soll aus uns werden, Anna, wenn wir Dich nicht mehr haben?“

Dann folgten die Fragen.

„Warum bleibst Du nicht hier? Warum gehst Du fort? Es ist nirgends besser als in der Heimath. Du hast es ja nicht nöthig, fortzugehen. Was willst Du in Berlin?“

Anna erzählte, welche Umstände sie nöthigten, nach der Hauptstadt zu reisen und theilte ihnen endlich auch mit, was sie von ihnen in Bezug auf den alten Bernhard erwartete. Bei diesem Namen begann das Jammern von Neuem.

„Bernhard! Wo denkst Du hin? Er ist nicht wohl bei Verstand, ein Geizhals, ein Bucherer. Wir sollen zu ihm gehen? Unmöglich! Er kann uns nicht leiden.“

Bernhard haßte die Schweizerinnen wirklich, man wußte nicht warum, und er hatte ihnen nie einen Pfennig gegeben, obwohl er durch Landmann mit ihnen einigermaßen verwandt war. Uebrigens hatte er sie seit funfzehn oder sechszehn Jahren nicht gesehen und erkannte sie schwerlich wieder.

Anna wiederholte ihre Bitte und wußte sie so gut zu unterstützen, daß ihr die Schweizerinnen endlich versprachen, aus Liebe zu ihr ihr Interesse so gut als möglich zu wahren. Dann machte sie dem alten Bernhard einen letzten Besuch und er wiederholte ihr sein Versprechen von Neuem, sie zur Erbin einzusetzen oder,

wenn sie früher sterben sollte, ihren Sohn. Sie reiste also ruhig nach einigen Tagen mit ihrem Sohne ab, der damals etwa sieben bis acht Jahre alt war.

Den zweiten Tag nach Annas Abreise standen die Schweizerinnen ungewöhnlich früh auf, kleideten sich aufs Beste und wanderten, auf Umwegen, in zimperlichem Gange nach der Vorstadt zu, welche nach dem Hause des alten Verwandten führte.

Bernhard lebte in seinem Weinberge in völliger Abgeschiedenheit, ging nie mehr aus und sah keinen Menschen außer der Gärtnerin, welche ihm seine Mahlzeiten brachte. Oftmals verließ er sein Zimmer in mehreren Wochen nicht.

Die Schweizerinnen kamen zitternd vor dem grünangestrichenen Gitterthore Bernhards an und klingelten mit klopfendem Herzen. Nichts rührte sich. Sie klingelten noch ein Mal und stärker. Einige Minuten lang hörten sie nichts als das Bellen eines großen Hundes; dann klingelten sie wieder und immer wieder, bis endlich eine lange hagere Gestalt erschien, die eine Flinte in der Hand hielt. Die beiden Schweizerinnen erschrafen darüber gewaltig und riefen:

„Jesus! Maria! Herr Bernhard, legen Sie das Mordgewehr weg, damit Sie nicht etwa ein Unglück anrichten.“

Bernhard setzte das Gewehr weg und die Mutter Barbaras sprach mit einem erzwungenen Lächeln, das schmeichlerisch sein sollte:

„Wir freuen uns, Sie zu sehen, Herr Bernhard. Wie befinden Sie sich? Ach, haben Sie uns in Angst gesetzt!“

„Wer sind Sie?“ fragte Bernhard.

„Kennen Sie denn die Schweizerinnen nicht? Die Cousinen Annas? Die Schwägerinnen Landmanns?“

Bernhard drehte sich rasch um und ging fort. Barbara klingelte von Neuem, der Hund erhob seine Stimme wieder. Bernhard erschien nochmals mit der Flinte und die alte Schweizerin sagte rasch zu ihm: „Anna ist fort. Wir sind ihre nächsten Verwandten und auch die Ihrigen.“

„Ich kenne Sie nicht,“ antwortete Bernhard, der wieder fortgehen wollte.

„Wir kommen von der Anna.“

Bernhard blieb, als er diesen Namen hörte, stehen und fragte:

„Was haben Sie mir zu sagen?“

„Machen Sie uns auf!“

Bernhard zögerte, schob aber doch endlich langsam den Riegel zurück. Die beiden Frauen traten ein und begannen sogleich unter Thränen ihr Wehklagen von Neuem über den Verlust ihrer lieben Anna. Bernhard weinte beinahe auch mit. Sie erzählten ihm sodann, wie Anna ihnen den Auftrag gegeben habe, ihre Stelle bei ihm zu vertreten, ihn zu pflegen, wenn er es bedürfe. Barbara erbot sich überdies, sogleich seine Wirthschaft zu führen.

Bernhard gab ihnen nicht undeutlich zu verstehen, daß sie ihm den größten Freundschaftsdienst erweisen würden, wenn sie ihn sobald als möglich verließen, aber sie achteten nicht darauf. In dem Hause fanden sie alles in der größten Unordnung und voll Schmutz. Es fehlte wenig, so hätten sie sogleich angefangen, das Oberste zu Unterst zu kehren; Bernhard aber, der auf alle ihre Reden kein Wort geantwortet hatte, wiederholte jetzt ganz bestimmt den Wunsch, daß sie ihn verlassen möchten.

Sie gingen denn endlich und Bernhard verschloß seine Thüre mit viel größerer Sorgfalt als gewöhnlich. Am andern Morgen, als der Alte in seinem Garten einherging, reichte ihm eine Frau ein Packet durch das Gitterthor und sagte, dasselbe enthalte gute wollene Strümpfe, welche ihm die Schweizerinnen schickten. Er nahm es, ohne sich etwas dabei zu denken. Am nächsten Sonntage buk Barbara, was sie bis dahin noch nicht gethan hatte, einen Kuchen und trug ihn selbst in die Wohnung des alten Bernhards.

Nach diesen ersten Vorbereitungen rückten die Schweizerinnen der Festung, die sie zu erobern gedachten, näher. Sie wendeten sich schmeichelnd an die Gärtnerin des alten Betters, um durch dieselbe über den Character und die Lebensweise Bernhards zu erfahren, was ihnen nützlich werden könnte. Barbara zeigte sich fast täglich an dem Gitterthore und wenn auch der Alte meist auf ihre Anreden nicht antwortete, so gewöhnte er sich doch allmählig daran, das Gesicht Barbaras zu sehen. Sie merkte auf Alles, was ihm fehlte, ließ sich von der Gärtnerin ins Geheim die Kleidungsstücke Bernhards geben, welche auszubessern waren und kaufte ihm eine schöne neue Hippe und eine Baumsäge, als sie ihn eines Tages mit großer Mühe mit einem alten Messer einen Weinstock beschneiden sah. Das letztere Geschenk namentlich gefiel ihm sehr; seit fünf und zwanzig Jahren hatte ihn Niemand so aufmerksam behandelt und der verhärtete Mann fühlte es um so mehr,

wie wohl freundliche, theilnehmende Aufmerksamkeit thut. Er gewöhnte sich so sehr an Barbara, daß ihm etwas fehlte, wenn er sie einmal zur gewöhnlichen Zeit nicht sah.

Eines Morgens kam die Gärtnerin ganz früh zu ihm, als er noch im Bette lag und legte einen großen schönen Blumenstrauß auf sein Bett.

„Es ist heute Ihr Namenstag,“ sprach die Frau; „Mamsell Barbara hat an Sie gedacht und schickt Ihnen diese Blumen.“

Ein freundlicher Sonnenstrahl fiel gleichzeitig durch die blinden Fensterscheiben herein. Der alte Mann zog den Duft der Blumen mit wahrer Wollust in sich und stellte sie in einen Krug.

Barbara merkte wohl, welche Fortschritte sie in dem Hause des Alten machte. Um ihn nicht zu erzürnen, war sie nicht wieder zu ihm in das Haus gekommen, sondern ließ ihm alles, was sie für ihn bestimmte, durch die Gärtnerin übergeben. Nach längerer Zeit endlich, als sie nicht mehr zu fürchten brauchte, barsch abgewiesen zu werden, wagte sie ihn zu besuchen, um, wie sie sagte, seine Wäsche zu ordnen. Der Alte gab nach und sie verrichtete ihre Arbeiten so, daß er ihre Anwesenheit kaum bemerkte. Später ließ sie sich von der Gärtnerin den Schlüssel geben und sie fing an, ihre Umänderungen im Hauswesen weiter auszuführen.

Der Name Anna wurde von ihr benutzt, um dem Alten, der sonst nie mit ihr sprach, einige Worte abzulocken; sie brachte ihm Nachrichten, wahre und falsche, von ihr, und setzte dann immer hinzu, wie sehr sie bedauere, daß die liebe Frau an einen lasterhaften Mann verheirathet worden sei, der ihr nichts als Schulden hinterlassen habe und einen Sohn, von dem sie auch nicht viel Gutes erwarten könne. Das letztere ersannen die Schweizerinnen; man hatte nichts von dem Gatten und dem Kinde Annas gehört, die erst ein Mal geschrieben.

Nach einiger Zeit erschienen die Schweizerinnen einst im Traueranzug vor der Gitterthüre Bernhards; die Gärtnerin öffnete ihnen. Bernhard lag noch im Bette, als er die beiden schwarzgekleideten Frauen weinend eintreten sah. Eine setzte sich zu seiner Rechten, die Andere zu seiner Linken nieder und so sungen sie an zu jammern und zu wehklagen. Bernhard setzte sich verwundert auf und fragte, warum sie weinten.

Sie schluchzten lange und erzählten endlich nach vielen Achs, daß Anna gestorben sei.

„Gott nehme sie gnädig auf in sein himmlisches Reich!“ sprach der Alte gefaßt, aber in inniger Behemuth.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Schlittenfahrtvergnügen in Canada.) Nächst Rußland ist Canada das Land, wo der Schlitten am meisten benutzt wird. Die zahlreichen großen Seen und Flüsse gefrieren im Winter zu und die Schlitten sausen über die glatte Fläche dahin, trotz der Gefahr, die damit verbunden ist, denn Schlitten, Pferde und Menschen brechen gar nicht selten ein, da nichts die Gefahr andeutet, bis die Pferde einsinken, und Schlitten und Alles nach sich ziehen. Zum Glück sind solche dünne Stellen im Eise nie sehr umfanglich; sobald die Pferde einsinken, springen deshalb die Reisenden aus dem Schlitten heraus auf das feste Eis, greifen nach den Seilen, die, mit Schlingen versehen, für solche Fälle um den Hals der Pferde gelegt sind, ziehen und erwürgen so die Thiere, um das Leben derselben zu retten. Es ist dies buchstäblich wahr. Wenn man das Pferd um sich schlagen und sich abmühen läßt, sinkt es immer tiefer ein; sobald aber die Schlinge zugezogen und dem Thiere der Athem abgeschnitten ist, wird es unbeweglich, steigt wieder an die Oberfläche empor, und wird so leicht auf das feste Eis herausgezogen, wo man die Schlinge lockert, das Athmen von Neuem beginnt, das Pferd bald aufsteht und nach wenigen Minuten so rasch und wohlbehalten dahinkläuft, als sei nichts geschehen. Diese seltsame und fast unglaubliche Operation wird bisweilen an einem Tage, auf einer Fahrt, an einem Pferde zwei bis drei Mal vorgenommen, und die Amerikaner sagen deshalb, die Pferde wären, wie der Irländer, dermaßen an das Gehentwerden gewöhnt, daß sie sich gar nichts mehr daraus machten. — Eine andere Gefahr noch erwartet die Schlittenfahrenden auf den zugefrorenen Flüssen und Seen, nämlich die großen Risse im Eise, die bisweilen von einem Ende des Sees bis zum andern gehen, und bis sechs Fuß breit sind. Wenn sich durchaus kein anderes Mittel findet, solchen gefährlichen Stellen zu entgehen, so treibt man das Pferd an, mit dem Schlitten hinter sich über diesen Spalt hinwegzusetzen, auf die Gefahr hin, mit Schlitten und Reisenden in dem See zu versinken.

(Dichter und Banquier.) In Marseille starb vor Kurzem ein reicher Banquier R., der unter Anderem auch die seltene Eigenschaft besaß, verdienstvolle Schriftsteller mit Geld oftmals reichlich zu unterstützen. Als der bekannte Dichter Mery nach Marseille kam, veranstaltete ihm zu Ehren der Banquier R. ein glänzendes Diner, dem alle angesehenen Männer der Stadt beiwohnten. Als die meisten Gäste sich entfernt hatten, und nur die vertrauten Freunde des Herrn R. zurückgeblieben waren, nahm das Gespräch einen vertraulichen Ton an,

und der Banquier sagte endlich zu Mery: „Als Dichter, lieber Freund, denken Sie wahrscheinlich wenig an Ihre Zukunft. Ihre Freunde also müssen diese Sorge übernehmen, und ich darf sagen, daß ich es bereits gethan habe, und daß Sie Ihrer Zukunft mit Ruhe entgegensehen können.“ Um zu beweisen, daß dies nicht bloß leere Worte wären, trat der Banquier an einen Sekretair und nahm ein Papier aus demselben. „Hier ist,“ sagte er, „ein Codicil meines Testaments, in welchem ich Ihnen 100,000 Francs vermache.“

Die Anwesenden sprachen ihre Freude und Bewunderung über diesen Edelmuth aus; der Dichter dankte mit Wärme für diesen Beweis von Theilnahme, bemerkte aber gegen den Banquier, das Vermögen gehöre dessen Kindern, und erklärte, das Vermächtniß nicht annehmen zu können. R. entgegnete vergebens, jedes seiner Kinder erhalte zwei Millionen, eine Kleinigkeit von 100,000 Francs würden sie also nicht vermissen; der Dichter blieb bei seiner Weigerung, nahm endlich, um dem edlen Wettstreite ein Ende zu machen, das Papier und zerriff dasselbe.

Nicht lange nach diesem Vorfalle starb R. und setzte dadurch die ganze Stadt in Trauer. Am Begräbnistage saß der Dichter, der frostigste Mensch in Europa, wie man sagt, an seinem Kamine, als ein Freund zu ihm kam und Kopfschüttelnd zu ihm sagte: „Ach, hättest Du doch das Vermächtniß angenommen!“

„Im Gegentheil,“ antwortete der Dichter, „Du wirst zugeben müssen, daß ich den glücklichsten Einfall von der Welt hatte, als ich dasselbe ausschlug.“

„Wie so?“ fragte der Freund.

„Ganz gewiß,“ antwortete Mery; „sieh nur das grauenhafte Wetter an, das wir heute haben! Hätte ich das Vermächtniß angenommen, so würde ich es nicht haben vermeiden können, dem Leichenbegängnisse beizuwohnen, und ich hätte mir dabei sicherlich, wie ich mich kenne, einen Schnupfen geholt.“

(Der eitele Sänger.) Daß die Sänger meist zu den eitelsten Menschen gehören, ist eine bekannte Sache; schwerlich treiben aber Viele die Eitelkeit so weit, wie der einst berühmte Garat. Garat war zur Zeit der Kaiserherrschaft am Hofe gern gesehen und gehört und wurde häufig eingeladen, in Hofkonzerten zu singen. Einer seiner besten Freunde war der eben jetzt verstorbene Componist Pradher, den er mit an den Hof brachte. Als Pradher zum ersten Male dort erscheinen sollte, um den Sänger auf dem Piano zu begleiten, fand er sich sehr zeitig bei seinem Freunde ein, der noch am Spiegel stand, und an der zwölften Cravate eine neue Schleife versuchte.

„Heute Abend werde ich Kuffchen machen,“ sagte der Sänger.

„Das ist kein Wunder; mit Ihrer Stimme . . .“

„O, von meiner Stimme rede ich nicht, sondern von meiner Toilette. Sehen Sie mich einmal an! Was sagen Sie zu meinen Locken? zu meiner Weste? und zu meinem Frack? Ich habe den Schnitt desselben selbst erfunden.“ — In diesem Tone ging es lange fort, denn Garat bildete sich auf seine elegante Klei-

bung stets mehr ein, als auf seine vortreffliche Stimme. Pradher trieb endlich zum Ausbruche, Garat aber entgegnete, er sei nicht der Mann, der nach Hofe gehe; man müsse ihm einen Wagen schicken und ihn abholen lassen. Wirklich erschien bald ein Diener vom Hofe mit einem Wagen, aber mit einem Fiacre. Obgleich der kaiserliche Diener bemerkte, daß große Galla und kein Hofwagen mehr aufzutreiben sei, so gab sich Garat doch wegen der ihm durch Sendung eines Fiacres angethanen Schmach nicht zufrieden und erklärte endlich ganz bestimmt, daß er gar nicht am Hofe erscheinen würde, wenn man ihm keinen anständigen Wagen schicke. Der Diener machte bemerklch, daß der Kaiser bestimmt auf das Erscheinen des Sängers rechne, und machte Miene, Garat mit Gewalt in den Fiacre zu bringen. Dies steigerte den Zorn des Sängers auf den höchsten Grad; er sprang aus dem Hause hinaus, aber nicht in den Fiacre, sondern mit gleichen Beinen in die Gasse, besprügte sich von den zierlich beschuhten Füßen bis zu dem prächtig gelockten Haupte den ganzen Anzug, stellte sich so keck vor den verblüfften Mann vom Hofe, der ihn zum Concerte abholen sollte, und sagte in beißender Ironie: „Nun bin ich bereit, Ihnen zu folgen; bringen Sie mich zu dem Concerte.“

Der Mann vom Hofe mußte nachgeben, und die kaiserliche Gesellschaft hörte in dem Concerte den berühmten Sänger nicht, der auf diesen Triumph sich mehr einbildete, als auf jeden anderen.

(Ein Frauendorf.) Das Dorf Seraba in Indien, das ganz in der Nähe von Goa liegt, wird ausschließlich von Frauen bewohnt, welche sich durch ihre in ganz Indien hochberühmte Schönheit und durch die außerordentliche Weiße ihres Teints auszeichnen. Sie sind Hindus, aber doch von diesen ganz verschieden. Sie dürfen keine Ehe auf Lebenszeit eingehen und nur Priester haben das Recht, in ihrem Dorfe sich aufzuhalten. Auch dürfen sie nicht jedem Manne ihr Herz schenken, sondern nur einem, der weiß und schön ist. Welches Schicksal die männlichen Kinder trifft, ist unbekannt, man glaubt aber, daß sie zu Priestern erzogen werden; von den Mädchen scheint man nur die schönsten am Leben zu lassen, denn alle Bewohnerinnen dieses wirklichen Amazonendorfes sind wahrhaft wunderbar schön. Die Entstehung des seltsamen Dorfes kennt man nicht; das Gerücht läßt die Amazonengemeinde von einem portugiesischen Nonnenkloster, das sich vor langer Zeit dort befand, abstammen. Der Reisende, dem wir diese Nachricht verdanken, erzählt ferner, die Amazonen zeichneten sich durch die schönsten Augen in der Welt aus, sie hätten majestätischere und vollere Formen als die Hindus, trügen ein weites weißes Gewand, das durch einen silbernen Gürtel zusammengehalten würde, und in dem einfach geflochtenen Haar, mit einer goldenen Nadel am Hinterkopfe, eine Guirlande von wildem Jasmin. Ihre ideale Schönheit werde noch durch ihr züchtiges Wesen erhöht, und sie gehorchten einer Matrone; das Dorf, welches sie nie verlassen, liege außer-

ordentlich reizend zwischen Citronenbäumen und Palmen an einem klaren See, hinter welchem blaue Berge zum Himmel ragten.

### Generalcorrespondenz.

Auch in diesem Jahre wurde in Leipzig das „Schillerfest“ am Tage der Geburt des großen Dichters glänzend gefeiert. So viel wir wissen, ist Leipzig die einzige deutsche Stadt, welche den vaterländischen Dichter in dieser großartigen Weise regelmäßig feiert. Selbst die Dorfschule in Wohlis bei Leipzig begeht den Geburtstag Schillers festlich, und sie ist wahrscheinlich die einzige in der Welt, welche überhaupt eines Dichters Geburt feiert. —

Wie in England doch Alles großartig ist! Vor einiger Zeit hielt man in Edinburg ein großes Musikfest, bei welchem, nebenbei bemerkt, unsere jetzige Leipziger Concertsängerin Miss Birch allgemein bewundert wurde, und obgleich die Zahl der Theilnehmer sehr groß war, der Preis eines Eintrittsbillets auch 5 Thlr. betrug, so hatte die Gesellschaft, welche das Fest veranstaltete, doch ein Deficit von 2,000 Pfd. Sterl. (gegen 14,000 Thlr.) —

In welcher grauenhaften Ausdehnung die Blutrache unter den Bewohnern des Caucasus, auch den christlichen, z. B. den Osseten, geübt wird, läßt sich aus einem Beispiele erkennen, das ein deutscher Reisender erzählt. Zwei Stämme (Familien) waren wegen eines Mordes in die wüthendste Fehde gerathen; viele ihrer einzelnen Glieder verloren ihr Leben theils im offenen Kampfe, theils durch heimlichen Mord. Da nun beide Familien zahlreich und mächtig waren, so ließ sich ein Ende dieser Fehde nicht eher absehen, als bis beide einander gänzlich aufgerieben haben würden. Andere Familien traten deshalb vermittelnd dazwischen. Es kam zu einem Vergleiche; man zählte auf beiden Seiten die Todten, und die eine Familie, welche mehr Todte gehabt hatte, erhielt zur völligen Sühne der Blutrache von der anderen Familie eine Anzahl kleiner Kinder. Diese unschuldigen Opfer wurden mit kalter Grausamkeit hingewürgt und — der Friede war geschlossen. —

Als äußerst prachtvoll wird der große Saal in der neuen Börse in Frankfurt a. M. gerühmt. Das Gewölbe ruht auf acht schwarzen Marmor-Säulen und ist, wie die Seitenwände, etwas bunt ausgeschmückt. Ueber den Capitälern der Säulen breiten sich nämlich fächerartige weiße Schirme aus, die mit gemalten Basreliefs geschmückt sind. Der ganze Börsenbau soll 300,000 Gulden kosten. — An der Hauptfronte bemerkt man sieben Statuen, den Handel, die Industrie und die fünf Welttheile darstellend. —

Ein Engländer — nur ein Engländer kann solche Berechnungen anstellen — hat herausgebracht, daß er seit seiner Verheirathung 35,040 Tassen Kaffee getrunken habe. —

Ueber Miss Birch, die englische Sängerin, welche, wie bereits erwähnt, jetzt in Leipzig in den Gewandhausconcerten singt, spricht sich in den „Signalen für die musikalische Welt“ (einer

Zeitschrift, die sich durch geistige Frische, treffende Urtheile, schnelle Mittheilung alles Musikalisch-Interessanten und große Wohlfeilheit (1 1/2 Thlr. jährlich) auszeichnet, ein vollkommen befähigter musikalischer Kritiker also aus: „Was der Diamant als Strahlenreflector dem Lichte, das ist ihre Stimme dem Tone. Und in der That können wir die Klarheit derselben nur mit diesem reinsten der Kristalle vergleichen. Dabei ist ihre Stimme so sonor, daß jener vibrirende Klang, der selbst bei guten Stimmen erst im piano oder mezzo forte hervortritt, im leisesten Hauche des pianissimo sich kund giebt. Man verstehe indes unter diesem vibrirenden Klange, an welchen die Schwingungen der Glockenharmonika und der Metallzungen einer Windharmonika erinnern, nicht jenes Tremuliren, welches nach denselben Gesetzen, wie der Tremulant oder die Schwebung auf der Orgel, vom Sänger hervorgebracht wird, ein von Vielen leider zu sehr gemißbrauchtes Effectmittel, wenn es nicht gar der Verräther einer verblühenden Stimme ist, die nur im forte noch Sonorität zu entwickeln vermag. Mit genannten Vorzügen verbindet die Stimme der *Mis Birch* noch den einer außerordentlichen Gleichheit der Töne in allen Registern; namentlich haben wir die tieferen Falsettöne um so mehr bewundert, als sie höchst selten von solcher Rundung und Fülle zugleich sind, der vollendetsten Vocalisation, der schönen Verwendung der Klanggepräge, des herrlichen *mezza voce* und überhaupt alles dessen zu geschweigen, was Resultat gründlichen Studiums. Ihre Schule ist so edel, daß wir gern auf die Virtuosenstriller und sonstigen musikalischen Flitterpuß resigniren, womit lange Zeit italienische Kehlen das Publikum bezaubern konnten. So schön haben wir die Scene und Arie (*A, perduto, spergiuo* etc.) von Beethoven noch von Niemand singen hören, als von ihr, so tief hat uns diese herrliche Composition noch nie ergriffen, obgleich die Sängerin nicht jene Gluth der Leidenschaft entwickelte, wie z. B. *Madame Viardot-Garcia* und *Madame Schröder-Devrient* mit eben so großem Talente als Erfolge es vermögen. Ein Beifallsturm erschütterte den Saal nach dieser Arie ebenso wie nach dem Vortrage einer Arie von *Marliani*.“ —

Der *Capitain Marryat* erzählt in seinem neuen Romane, der in *Tejas* spielt, von einem neuen Ungeheuer, das bisher selbst den Naturforschern Europas nicht bekannt gewesen ist, in den Sümpfen und Lachen am *Rothen Flusse* leben, *Gawana* heißen und eine riesenhafte Schildkröte sein soll. „Ein Reisender, der in diesen Sümpfen sein Pferd sinken sieht, wird meist dem *Gawana* zur Beute, das einen Kopf und Schweif hat wie ein *Crocobit*, und dabei eine Schale wie eine Schildkröte, die anderthalb Zoll dick, so undurchdringlich ist wie Stahl und oft zehn Fuß in der Länge, 6 Fuß in der Breite mißt. Mit dem Kopfe und Schweife ist das Ungethüm bis 20 Fuß lang. Nie hat man eine ausgewachsene solche Riesenschildkröte gefangen, da sie sich so fest anklammern, daß sie durch keine Menschenmacht loszureißen sind. Junge dagegen fängt man häufig. —

In Paris in dem botanischen Garten staunt man jetzt ein Pflanzenwunder an, einen jungen *Bambusshößling*, der in nicht gar langer Zeit, d. h. binnen einem Monate, 10 Klaftern hoch gewachsen ist, ohne ein Blatt zu treiben und den man wirklich wachsen sehen kann, da er fortwährend ungefähr mit der Schnelligkeit höher rückt, mit welcher sich der große Zeiger an einer gewöhnlichen Tischuhr bewegt. —

Die beiden merkwürdigen jungen Geigenvirtuosinnen, die Schwestern *Milanollo*, über deren zauberhaftes Spiel Frankfurt und Wien in Begeisterung geriethen, werden in den nächsten Tagen in Prag, Dresden, Leipzig und Berlin Concerte geben. (Wir haben die Portraits der beiden Kinder bereits im Jahre 1841 mitgetheilt.) —

„*Catharina Cornaro*“, wird zum dritten Male componirt. *Sachner* hat bekanntlich eine deutsche, *Halevy* eine französische Oper aus diesem Sujet gemacht; jetzt componirt *Donizetti* eine italienische Oper unter diesem Titel für Neapel und da *Donizetti* die Bühnen beherrscht, so wird seine Oper wahrscheinlich die seiner beiden Vorgänger ganz verdrängen, wenn sie auch noch langweiliger sein sollte. —

Kaum ist das Lustspiel von *A. Dumas* „die Fräulein von *St. Cyr*“ in Paris einigermaßen in den Hintergrund getreten und unterdeß nach Deutschland herübergebracht worden, so soll in diesen Tagen schon wieder ein neues fünfactiges Lustspiel von diesem überfruchtbaren Dichter, „der *Laird von Dumbiky*“, zur Aufführung kommen, das schon im Voraus als außerordentlich geistreich und witzig gerühmt wird. —

Ein Unglück führt das andere herbei. Da das große Opernhaus in Berlin abgebrannt ist und die übrigen Theater daselbst nicht sehr groß sind, folglich nicht viel Zuschauer fassen, so will die Sängerin *Fanny Essler*, die sich gegenwärtig in Berlin befindet, diesmal dort gar nicht auftreten. —

In Amerika finden die deutschen Schriftsteller und Gelehrten, an denen wir bekanntlich einen großen Ueberfluß besitzen, Arbeit und nützliche Beschäftigung. Ein Deutscher schreibt vom *Dhio*: „Viele, welche einst nur die Feder führten, führen jetzt hier mit Tüchtigkeit die Art, die Sense und den Pflug und treiben sechsspännige Ochsenwagen durch hundertmeilenlange Strecken, durch Moräste oder über steinigte Berge und durch Bäche, deren häuserhohes Ufer nie eine Brücke sah. Ich habe deutsche Juristen, Mediziner und Theologen gesehen, die schon in Staats- und Kirchendienst standen, und jetzt recht gute Farmers (Oekonomen) sind. In *Illinois* gibt es einen ganzen Bezirk, welcher sich durch die Mehrzahl seiner literarischen Farmers den Namen: „die lateinische Ansiedelung“ erworben hat, und wo die Acker von Händen ganz vortrefflich bebaut werden, welche sonst ganz der Feder und der Literatur gewidmet waren.“



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 49.

1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Bericht an die Leser.

Ein Bericht, wie wir ihn immer gegen das Ende des Jahres über die Leistungen der Modenzeitung zu erstatten pflegten, ist dies Mal eine doppelte Pflicht für uns, weil wir auch nachweisen müssen, daß wir die Versprechungen, mit denen wir den vorliegenden Jahrgang eröffneten, erfüllt und die theilweise Umwandlung der Zeitschrift, welche nöthig geworden war, durchgeführt haben.

Wir versprachen deutsche Originalnovellen und haben Erzählungen von mehreren der geachtetsten deutschen Novellisten mitgetheilt, wie von Bernd v. Gusek, von Lud. Eichler, von Theod. Mügge (2), von Ad. Wiesner, von H. Koenig, von C. v. Wachsmann, von Hackländer, wie von den Damen Ida Frick (2), E. Mühlbach und Amalie Winter, während das „Bilder-Magazin“ eine Auswahl der unterhaltendsten und neuesten Erzählungen des Auslandes, von Alex. Dumas (2), von Rog. von Beauvoir, von Arlincourt, P. de Musset, Bernard ic. brachte, und in den so zahlreichen und allgemein beliebten „Miscellen“ eine große Masse ernsten und heitern Unterhaltungsstoffes, wie ihn die Zeit gab, den Lesern dargeboten wurde.

In dem neugeschaffenen Literatur-Blatte sind die wichtigsten Erscheinungen der deutschen schöngeistigen Literatur des laufenden Jahres theils in größern Artikeln, theils im Feuilleton besprochen worden.

Neben dieser sorgsamten Pflege des literarischen Theiles der Zeitschrift widmeten wir dem artistischen nicht geringere Aufmerksamkeit. Die Modenblätter lassen, seit sie in Stahl gestochen werden, gewiß nichts zu wünschen übrig, und die andern Stahlstichbeilagen, Portraits berühmter Zeitgenossen, Ansichten von Städten, Bauwerken ic., die gerade viel besprochen werden, dürfen wir mit Recht „Illustrationen der Zeitgeschichte“ oder eine „Ruhmeshalle der Gegenwart“ nennen. Von solchen Stahlstichen, welche der vorliegende Jahrgang brachte, erwähnen wir nur die Ansicht von Barcelona, den Dom von Köln, das Schloß in Braunschweig, den Königspalast in Athen, Hohenschwangau, das Denkmal Bach's in Leipzig, des Bonifacius in Fulda, des Königs Friedrich August in Dresden, die Friedenssäule in Berlin ic. und von den Portraits: Schwanthaler, Cornelius, Stiglmayr, v. Küstner, Koenig, Wachsmann, von Klenze, Spindler, Ida Frick (sämmtlich nach Originalzeichnungen).

Für den neubeginnenden Jahrgang können wir Novellen von mehreren unserer beliebtesten Erzähler, so wie die interessantesten Bilderbeigaben versprechen und wir hoffen deshalb auf die Fortdauer der Gunst, welche uns das Publicum bisher in so hohem Maße geschenkt hat.

**Die Redaction und die Verlagsbuchhandlung der Allgem. Modenzeitung.**

## Die Schweizerinnen.

(Fortsetzung.)

Die Nachricht von dem Tode Annas, die übrigens nur zu wahr war, schien gar keinen tiefen Eindruck auf den alten Bernhard zu machen. Vielleicht hatte diese Gleichgiltigkeit ihren Grund darin, daß er seine Anordnungen und Verfügungen bereits seit langer Zeit getroffen. Die Schweizerinnen ihrerseits gingen sehr hoffnungreich von dannen, wenn ihre Freude auch durch das Testament in gültiger Form gemäßigt wurde, dessen Dasein ihnen wohl bekannt war und welches das Vermögen Bernhards dem Sohne Annas zusprach, im Falle die Letztere gestorben sein sollte. Dieses Testament mußte der Alte irgendwo versteckt haben; sie hatten aber dasselbe bis jetzt noch nicht auffinden können.

Barbara erschien immer häufiger in dem Hause, blieb oft den ganzen Tag da und Bernhard gewöhnte sich an ihre Gegenwart, wie er sich allmählig an ein neues Meuble gewöhnt haben würde.

In der Stadt ahnete man die Bestrebungen der Schweizerinnen schon längst und bald verheimlichten sie dieselben auch nicht mehr. Barbara änderte sogar nach und nach ihre ganze Lebensweise und äußere Erscheinung; sie zeigte sich öfters als sonst und ihre neuen Beschäftigungen hinderten sie, die Kirche so oft als früher zu besuchen. Endlich sah man sie gar mit einem rosa Bande am Häubchen, und die Bewohner der Vorstadt, welche sie alle Morgen vorüberwandern sahen, bemerkten, daß sie seit einiger Zeit blendend weiße Strümpfe trage.

Der alte Bernhard war völlig kindisch geworden, konnte das Bett gar nicht mehr verlassen und würde ohne die Pflege der beiden Schweizerinnen bald gestorben sein.

### 2.

Dskar war in dem Glauben aufgewachsen, daß ihm ein alter Verwandter, den er nie gesehen, früher oder später eine jährliche Rente von etwa tausend Thalern hinterlassen würde. In dem Augenblicke, von dem es sich hier handelt, hatte er Verbindungen angeknüpft, von denen er sich gute Folgen versprach. Er war mit einem Herrn Dammer bekannt geworden, dessen Beschäftigung ziemlich problematisch zu sein schien, und in dessen Hause er eine Frau von Niederroth kennen lernte, welche seine Bewerbungen um die Gunst ihrer Tochter nicht ungern zu sehen schien.

Dskar war mit Geschmack gekleidet, gebildet und geistreich und Alle, die ihn kannten, gaben ihm die vortheilhaftesten Zeugnisse. Die Frau von Niederroth öffnete ihm ihr Haus und seine Bewerbung wurde entschieden angenommen. Das Hauswesen dieser Damen blendete ihn. Man hatte ihm den Betrag der Mitgift nicht genannt, sie mußte aber aller Wahrscheinlichkeit nach beträchtlich sein.

So standen die Sachen, als einst ein Bekannter Dskars, ein Handlungsreisender, ihn besuchte und ihm unter andern erzählte, daß der alte Bernhard am Rheine gestorben sei. Der junge Mann, der so lange auf die Hinterlassenschaft des Alten gehofft hatte, bis er endlich gar nichts mehr erwartete, sah den Reisenden ungläubig an.

„Kommen Sie mit zu meinem Bruder, dem man den Tod Bernhards und über das Testament geschrieben hat, und überzeugen Sie sich selbst.“

Dskar folgte und die Nachricht wurde bestätigt. Er übertrug dem Geschäftsmanne, der ihm noch nähere Auskunft gab, das Ordnen der ganzen Angelegenheit, umarmte ihn in seiner Freude, warf sich dann in eine Droschke und fuhr zu allen seinen Freunden, um sie zu einem großen Festmahle einzuladen, das er zur Feier dieses glücklichen Ereignisses zu geben gedachte. Gleichzeitig unterrichtete er sie von seiner Verheirathung, der nun nichts mehr im Wege stand.

Die Damen von Niederroth, denen er zunächst einen Besuch machte, fanden sein Benehmen ganz verändert. Früher war er schüchtern und bescheiden gewesen, jetzt trat er mit stolzem Selbstgeföhle auf, sprach von einer großen Wohnung, von einer zahlreichen Dienerschaft und bestimmte den Hochzeitstag.

Der Tag des Festmahls, das er seinen Freunden geben wollte, kam heran und Dskar begab sich zu dem Herrn, dem er die Besorgung seiner Angelegenheiten übertragen hatte, um auch ihn noch einzuladen. Beiläufig fragte er endlich auch, ob die Papiere eingegangen wären und wie viel die Erbschaft eigentlich betrage?

„D, von der Erbschaft ist keine Rede mehr.“

„Wie so?“

„Hat man Ihnen nicht geschrieben?“

„Kein Wort.“

„Sie erben gar nichts, gar nichts, lieber Freund. Wie es eigentlich zugeht, weiß ich selbst nicht. Das erste Testament ist ungültig; man hat ein zweites zu Gunsten zweier alten Verwandten gefunden. Weiter habe ich nichts erfahren können; erkundigen Sie sich

selbst. Ich glaubte, Sie hätten Briefe erhalten; ich bedauere Sie . . .“

„Zwei alte Verwandte?“

„Ja, zwei Frauen, die den Verstorbenen gepflegt haben sollen.“

„Ach, die Schweizerinnen! Meine Mutter ahnte so etwas.“

Dskar war wie vom Donner gerührt, eilte fort, verließ alsbald Berlin und ließ sich mehrere Monate dort nicht sehen. Der Verlust der Erbschaft schmerzte ihn wenig, um so mehr dagegen die Störung der Verbindung mit dem Fräulein von Niederroth, der er entsagen mußte. Ueberdies schämte er sich, so plötzlich verschwunden zu sein, als habe er irgend einer verbrecherischen Handlung wegen die Stadt verlassen müssen. Darüber beruhigte ihn indeß der Zufall nach einiger Zeit.

Er ging auf der Chaussee hin und sah von weitem einen Mann herankommen, in welchem er alsbald den Diener der Frau von Niederroth erkannte. Er wäre demselben gern ausgewichen, aber der Diener schien ihn ebenfalls erkannt zu haben, denn er verdoppelte seine Schritte, um ihn bald zu erreichen.

„Ich irre mich nicht,“ redete ihn der Bediente an, „Sie sind es. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie ohne Weiteres anrede, aber ich kann Ihnen interessante Nachrichten von der Frau von Niederroth geben. Sie durchschauten die Dämchen gewiß, weil Sie plötzlich ausblieben. Gott sei Dank, ich bin auch los, habe sie aber verklagen müssen, weil sie mir acht Monate Lohn schuldig sind. Ich schweige nun auch nicht länger und erzähle Alles, was ich weiß. Sie waren der Dreißigste, den man herangelockt hatte, um das Fräulein zu heirathen. Man hielt Sie für reich und gab sich deshalb viele Mühe um Sie. Alle Meubles waren gemiethet. Aber ich erzähle Ihnen da Dinge, die Sie selbst wissen . . .“

„Nein, ich weiß nichts davon,“ antwortete Dskar.

„Die Frau von Niederroth war zuerst keine Frau von Niederroth. Niederroth, der Maler, hatte sie unter seinem Namen in gewissen Kreisen eingeführt, die über solche Dinge hinwegsehen. Das Fräulein ist ebensowenig eine von Niederroth als Fräulein. Sie leben beide von einer kleinen Pension, welche die Mutter, ich weiß nicht woher, bekommt, mit deren weiterer Auszahlung es aber auch sehr schlecht stehen soll. Wir machten Schulden über Schulden; wenn Sie bei uns speiseten, liehen wir das Silbergeschirr . . .“

„Da die Sachen so stehen, so wundere ich mich, die beiden Damen in einem Hause gesehen zu haben . . .“

„Ach, bei dem Herrn Dammer? O, ich kenne dessen Kutscher und der hat mir schöne Dinge von seinem Herrn erzählt! Er hat drei Mal Bankerott gemacht und seine Frau wird immer von jungen Herrn umschwärmt . . . Ja, ja, die vornehme Welt! die vornehme Welt! Nichts für ungut!“

Und der Mann ging weiter.

Später erfuhr Dskar, man habe den Damen von Niederroth wirklich die Meubles aus dem Hause geholt und sie selbst wären verschwunden. Die Tochter sollte mit einem englischen Künstler vom Astley-Theater, der zu dieser Zeit in Berlin Vorstellungen gegeben, nach Hamburg und von da nach Neu-York gegangen sein, die Mutter dagegen in den traurigsten Umständen in einem entlegenen Theile Berlins leben.

### 3.

Dskar hatte endlich alles erfahren, was bei dem Tode des alten Bernhard vorgekommen war. Barbara und deren Mutter hatten geerbt, was derselbe hinterlassen. Ein entfernter Verwandter, der sich für verlegt hielt, suchte ihnen einen Prozeß anzuhängen und schrieb selbst an Dskar, um denselben aufzufordern, sich der Klage anzuschließen, Dskar aber, dem es so sehr an Geld fehlte, daß er Briefporto so sehr als möglich vermeiden mußte, antwortete großmüthig, er stehe von seinen Ansprüchen ab.

Barbara hatte sich offenbar eines Vergehens schuldig gemacht, denn ohne ein solches wäre der alte Bernhard von den Bestimmungen, die er schon längst getroffen, nicht zurückzubringen gewesen. Ein neues Testament, von dem Tage vor dem Tode Bernhards datirt, hatte das frühere bei dem Notar niedergelegte ungiltig gemacht. Wie man zu demselben gelangt, ist niemals recht klar geworden; man sprach von allerlei betrüglichen Mitteln, da aber nichts nachzuweisen war, so blieb Barbara in ungestörtem Besitze des ihr zugefallenen Vermögens. Ihre Mutter hatte die günstige Aenderung ihrer Lage nicht lange genossen, denn sie war kurz darauf gestorben.

Barbara änderte ihre Lebensweise nochmals; sie verkaufte das Haus Bernhards, miethete eine erste Etage in dem lebhaftesten Theile der Stadt und erlangte auch bald Freundinnen, so daß sie die Abende außer dem Hause zubringen konnte. Sie war überall gern gesehen, da sie ja nun für reich galt. Besonders häufig

erschien sie bei drei Mädchen, die im Erdgeschoße neben ihr wohnten, von der Pension ihres Vaters, eines alten Hauptmanns, lebten und durch allerlei weibliche Arbeiten noch etwas zu verdienen suchten. Diese Mädchen, denen sie bald dies, bald jenes versprach, leisteten ihr mancherlei Dienste. Es ist merkwürdig, aber sehr gewöhnlich, daß bei solchen Bekanntschaften zwischen einer wohlhabenden Person und armen Leuten die letztern den Aufwand haben. Die drei Mädchen kannten den schmutzigen Geiz Barbaras, aber der Einfluß des Geldes ist so mächtig, daß sie die Alte doch immer freundlich aufnahmen, ihr immer wieder Gefälligkeiten erzeigten.

Sie vermietete mehrere ihrer Zimmer an Offiziere der Garnison, sogar an Schauspieler, und man wollte daraus, so wie aus ihrem Benehmen gegen diese meist jungen Männer schließen, sie denke gar an eine Heirath. Auch fanden sich bald alte Hagestolze, ehemalige Offiziere, denen das Vermögen der Schweizerin gefiel und die derselben ihre Hand anboten. Einer, der furchtbarste der Bewerber, stellte ihr im Stillen schon längst nach, denn er sah sie für eine Beute an, die ihm nicht entgehen könne.

Bei ihrer Erbschleicherei hatte sich Barbara an einen gewissen Schmiedt, einen Winkeladvokaten, gewendet, der in sehr schlechtem Rufe stand und gern die Hände zu allen Prozessen, zu Buchergeschäften und dergl. bot. Er hatte Barbara nach Wunsch bedient und, wie man munkelte, eine Rolle in den geheimen Scenen des Complots gespielt, das nur durch ihn hatte gelingen können. Er wußte besser als irgend Jemand, wie viel die Intriguen eingetragen hatten, und war lange mit dem Gedanken umgegangen, sich das Ganze zuzueignen. Den Character der alten Jungfrau hatte er bald durchschaut und er besuchte sie regelmäßig wöchentlich ein Mal.

Mit ihren drei Nachbarinnen sprach Barbara mit großem Stolze über alle die, welche sich um ihre Hand bewarben. Es war ihr nicht entgangen, daß auch Schmiedt zu diesen gehörte, und so sagte sie eines Tages zu ihren Freundinnen: „Der Herr Schmiedt macht seine Rechnung ohne den Wirth. Soll ich einen Mann heirathen, den ich nicht kenne? Ich kenne ihn wirklich nicht. Er führt meine Geschäfte, ja, er kann aber dennoch ein Verschwender, ein Trunkenbold sein. Ich sollte ihm das Wenige, was ich habe, überlassen? mir einen Herrn geben? Und was nützt mir übrigens ein Mann wie er? Er ist kränklich, und ich will nicht

Krankenwärterin werden, wenn ich mich wirklich einmal entschließen sollte, noch zu heirathen, was ich nicht glaube, denn meine Freiheit geht mir über Alles und ich befinde mich wohl dabei.“

Wenn dagegen nach wenigen Augenblicken eines der Mädchen mit einem Seufzer entgegnete: „Ja, man wagt freilich immer viel, aber auf der andern Seite ist es doch auch recht traurig, so allein zu sein und dabei alt zu werden,“ so antwortete Barbara mit einem noch tieferen Seufzer: „Ach, ja wohl, ja wohl!“

Schmiedt wußte alles dies, kümmerte sich aber nicht darum, setzte regelmäßig seine Besuche fort und machte wirklich nach einiger Zeit Fortschritte. Barbara, die sich nicht verheimlichen konnte, daß sie von Tage zu Tage älter werde, änderte ihre Ansichten über ihn allmählig und endlich willigte sie ein, ihm ins Geheim, so daß es Niemand merke, ihre Hand zu geben.

Dskar hörte von allen diesen Vorgängen und ärgerte sich endlich dermaßen darüber, daß er zu dem gefälligsten seiner Freunde ging, ihm die ganze Sachlage erzählte und ihn bat, ihm das nöthige Geld zu leihen. Der Freund gab ihm das Verlangte und sechs Tage darauf war Dskar in seiner Geburtsstadt am Rheine. Er erkannte jede Straße, jedes Haus wieder, denn nichts hatte sich verändert, seit er mit seiner Mutter die Heimath verlassen. Er erkannte auch manche Personen wieder, während er von Niemandem erkannt wurde.

Der Name, den er in das Fremdenbuch des Wirthshauses geschrieben, lief indes von Munde zu Munde und bald wußte es die ganze Stadt, daß der Enkel Landmann's angekommen sei. Ein alter Oheim Annas von mütterlicher Seite kam sogleich in das Gasthaus.

Der Onkel Simon und dessen Frau, beide bereits ziemlich alt, kannten Dskar nur dem Namen nach, konnten aber unmöglich zugeben, daß ein Verwandter anderswo als in ihrem Hause wohne. Als Dskar von seiner Wanderung durch die Stadt zurückkam, fand er den alten Onkel, der ihn herzlich umarmte und sogleich mit Sack und Pack mit fortnahm. Er hatte nun freie Wohnung und freien Tisch, wie er es erwartet. Die Tante Simon war taub und gelähmt, der alte Onkel dagegen fast den ganzen Tag in seinem Weinberge beschäftigt.

Die ganze Stadt wußte, daß Dskar angekommen war; zwar kannte ihn noch Niemand, aber man erinnerte sich seiner Mutter, seines Großvaters, er kam aus der Hauptstadt, aus Berlin, und mußte also in dem kleinen Landstädtchen Aufsehen machen. Barbara er-

fuhr seine Ankunft aus der ersten Hand und erschrak einigermaßen, denn sie lief sogleich zu allen ihren Nachbarinnen und Freundinnen und konnte nicht Worte genug finden, ihre Freude über die Anwesenheit des lieben Sohnes ihrer theuern Anna auszudrücken. Sie zweifelte nicht, daß sein erster Besuch ihr gelten würde, da sie doch seine nächste Verwandte sei; ja sie setzte hinzu, sie habe eigentlich Ursache, über Anna sich zu beschweren, da dieselbe aufgehört habe, ihr zu schreiben, ohne daß sie wisse warum. Vor allem stellte sie sich sehr erfreut darüber, daß Dskar ein sehr hübscher und sehr gebildeter junger Mann sein solle, der nach allem, was man von ihm sehe und höre, wahrscheinlich in sehr guten Umständen lebe. Sie nannte ihn nicht anders als den „Wetter aus Berlin“, rühmte sich, ihn als kleines Kind auf den Knien geschaukelt zu haben, und schloß mit tausend Schimpfworten gegen den Onkel Simon, der den jungen Wetter so ohne Weiteres in Beschlag genommen habe. Der Onkel Simon hatte nämlich seit der Erbschaftsache allen Umgang mit ihr abgebrochen.

Dskar kam den ersten Tag nicht zu ihr und sie fand Mittel, dies Ausbleiben zu entschuldigen; er müsse nach einer so weiten beschwerlichen Reise ausruhen, sagte sie. Am zweiten Tage erschien er an verschiedenen Orten, die halbe Stadt kannte den „Herrn von Berlin“ bereits und der Aerger Barbaras war groß, als auch dieser Tag verging, ohne daß er sich bei ihr einfand, denn sie hatte viel davon erwartet, wenn sie den Leuten beweisen könnte, daß sie mit dem Wetter in gutem Vernehmen stehe. Sie hoffte, daß das Gerede wegen der Erbschaft dann völlig zum Schweigen gebracht sein würde.

Ihre Nachbarschaft freute sich, sie so gedemüthiget zu sehen und erzählte ihr mit Vergnügen, ihr Wetter aus Berlin habe da oder dort zu Mittag gespeiset. Diese Reden steigerten ihren Aerger mehr und mehr, bis sie sich endlich entschloß, zu Dskar zu schicken und ihn fragen zu lassen, warum er seine Cousine nicht besuche, die ihn mit offenen Armen erwarte. Die Frau, die sie zu ihm schickte, meldete, der junge Herr, der ein recht hübscher junger Herr sei, habe vor allen Dingen gefragt, welche Cousine? und behauptet, er kenne in der Stadt keine Verwandten als den Onkel Simon.

Barbara sprang von dem Stuhle auf und rief aus:

„Was? Er kennt mich nicht? Das ist nicht möglich. Ich bin seine Cousine seine leibliche Cousine!“

Nach vielen Fragen brachte sie endlich aus der Frau noch heraus, daß der junge Mann mit Vergnügen die sogenannte Cousine bei sich sehen würde, um sie kennen zu lernen, und da sie sich überzeugen mußte, er kenne sie wirklich nicht, so entschloß sie sich endlich, zu ihm zu gehen, ob er gleich bei dem verhassten Dheime Simon wohnte. Sie wählte den Tag aus, an welchem, wie sie wußte, der alte Simon bestimmt auf dem Lande war, und klopfte entschlossen an dessen entlegenem altmodischen Hause an.

Dskar hatte das altväterische Staatszimmer dieses altväterischen Hauses inne und erwartete Barbara festen Fußes. Sie fand ihn unter Pomadenbüchsen, bei der Toilette beschäftigt, in einem eleganten Negligé, machte einen linkschen Knir und sagte in affectirtem vertraulichem Tone: „Guten Tag, Dscar.“

Dieser sah sie erstaunt an und stammelte Entschuldigungen wie Jemand, der nicht weiß, welchen unbekanntem Freund er vor sich hat.

„Sie kennen mich also wirklich nicht mehr?“ sagte sie darauf ziemlich kleinlaut und es war als überfliege ihr gelbliches Gesicht eine leichte Röthe.

„Du lieber Gott,“ antwortete Dskar, so unbefangen als möglich, „ich weiß nicht, . . . ich bin so zeitig von hier fortgekommen . . . Zürnen Sie mir nicht.“

„Nun,“ entgegnete sie, „ich bin ja Barbara, die Cousine Ihrer Mutter; — Deine Cousine,“ wiederholte sie, indem sie die Arme ihm entgegen ausbreitete.

Dskar ließ sich umarmen, und stellte sich außerordentlich erfreut.

„Ich bitte Sie, Cousine,“ fuhr er fort, „nehmen Sie Platz. Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für Ihren Besuch und die erfreuliche Kunde, die Sie mir bringen . . . Aber nun erzählen Sie mir auch noch mehr von meiner Familie . . . Meine Mutter hat nicht Recht daran gethan, daß sie mich so ganz in Unkenntniß ließ . . . ich war freilich noch sehr jung . . .“

„Ja freilich, freilich,“ erwiderte Barbara, welche durch das unbefangene Wesen Dskars immer verlegener gemacht wurde. — „Und dann, sehen Sie,“ fuhr sie fort, ohne zu wagen, ihn weiter Du zu nennen, „wir waren eigentlich etwas böse gegen Sie, gegen Sie und Ihre Mutter . . .“

„Ich bitte, nehmen Sie Platz,“ wiederholte Dskar.

„Wir standen nicht so recht freundschaftlich miteinander . . . Man hat Ihrer Mutter wahrscheinlich Lügen hinterbracht . . .“

„Ich habe von nichts der Art gehört,“ antwortete Dökar; „wovon handelte es sich?“

„Man hat Dir also wirklich nichts gesagt? Sie haben gar nichts erfahren?“ fragte Barbara in höchstem Grade verwundert.

„Ich bitte Sie, nennen Sie mich weiter Du, wie Sie anzufangen so freundlich waren.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Königs-Kaffee oder Gloria) ist eine Mischung von Kaffee, Zucker (oder noch besser Zuckerkant) und Cognac. In eine halbe Tasse voll starken Kaffees werfe man viel Zucker und dann gieße man über die Rückseite des Kaffeelöffels mit fester Hand so viel alten Cognac, als Kaffee in der Tasse ist. Der Spiritus schwimmt natürlich auf dem Kaffee, und man muß vor allen Dingen darauf sehen, daß die beiden Flüssigkeiten mit einander sich nicht vermischen. Dann zünde man den Cognac an; ist der „böse Geist“ in Flammen entwichen, dann rühre man das Getränk um, das nun eins der köstlichsten geworden ist, die man sich denken kann. Es heitert auf und wirkt außerdem sehr wohlthätig auf den Magen ein.

(Emily Branston.) Bei seinen gewöhnlichen Wanderungen auf der Insel St. Helena traf Napoleon eines Tages auf ein kleines ärmliches Häuschen. Er öffnete die Thüre und trat in ein Gärtchen hinein, in welchem namentlich viele Geraniums standen, die eben ein junges Mädchen begoß, das blond war, frisch wie die Blumen und blauäugig. Napoleon ließ sich in ein Gespräch mit dem Mädchen ein und erfuhr, daß sie von den Blumen ihres Gärtchens lebe, und ganz fremd und hilflos auf der Insel sei. „Vor drei Jahren,“ erzählte sie, „verließen meine Aeltern London, um sich zu Verwandten in Indien zu begeben. Wir waren nicht reich, und meine Aeltern mußten sich lange anstrengen, um die Reisekosten zusammenzubringen. Leider sollten sie das Ziel ihrer Reise nicht sehen. Mein Vater starb während der Ueberfahrt, und als das Schiff hier an der Insel anlegte, war meine Mutter so krank, daß man sie und mich mit ihr hier lassen zu müssen glaubte. Meine Mutter war lange, lange krank, und wir besaßen — nichts. Um unsere Noth etwas zu mildern, fing ich an, Blumen zu verkaufen. Ein Kaufmann in der Stadt, der mich sah, fragte mich, und hatte Mitleid mit uns; er schenkte uns dieses Häuschen hier, wo meine Mutter sich ein wenig erholte, und wo wir zwei Jahre von dem Ertrage des Gärtchens lebten. Vor einem Jahre starb meine arme Mutter, und ich stehe nun ganz allein in der Welt,“ setzte das Mädchen weinend hinzu. Napoleon war tief gerührt worden, gab dem Mädchen einige Goldstücke und forderte sie auf, ihm bisweilen einen Blumenstrauß zu bringen. Dann ging er fort, erzählte sein Abenteuer, und das junge Mädchen wurde bald all-

gemein unter dem Namen: „die Nymphe von St. Helena“ bekannt. Napoleon besuchte sie häufig, wie sie auch oftmals nach Longwood kam, um ihm einen Strauß schöner Blumen zu bringen. So kam sie auch zu ihm, als er im Sterben lag, und als er die Blumen erblickte, die sie ihm brachte, lächelte er zum letzten Male. Diese Anhänglichkeit Napoleons an das Kind und des Kindes an Napoleon wurde natürlich auf der Insel bald bekannt, und Emily Branston hat diesem Umstande ihr späteres Glück zu verdanken. Ein reicher englischer Kaufmann, der einst St. Helena besuchte, hörte von der „Nymphe von St. Helena“ sprechen, bot ihr seine Hand und Emily Branston ist jetzt eine der reichsten und angesehensten Frauen Englands.

(Die alten Mexikaner.) Ein berühmter englischer Geschichtschreiber, Prescott, hat so eben eine „Geschichte der Eroberung Mexiko's“ herausgegeben, in welcher er auch sehr viel Neues über die Sitten, die Lebensweise, Kunst und Wissenschaft der früheren Bewohner Mexiko's mittheilt. Unter anderem erzählt er auch viel von den Menschenopfern, die unter jenem gar nicht ungebildeten Volke in grauenvoller Ausdehnung gebräuchlich waren. Einer ihrer Götter, Tezcatlipoca, „die Seele der Welt,“ wurde als schöner Mann dargestellt, und ihm brachte man alljährlich einen Gefangenen zum Opfer, der sich durch Körperschönheit auszeichnen mußte, und ein Jahr lang diese Gottheit auf Erden repräsentirte. Er erhielt die prächtigste Kleidung und wurde verehrt, wie der Gott selbst. Er führte so ein Jahr lang das herrlichste Leben in Gesellschaft von vier der schönsten Mädchen, welche die Namen der vornehmsten Götter erhielten. War aber das Jahr zu Ende, dann wurde er in den Tempel des Gottes geführt, dessen Stellvertreter er gewesen, und da von den Priestern getödtet. Der grauenhafteste Theil der Geschichte war aber die Art, wie man mit dem todtten Körper des Geopferten verfuhr. Er wurde nämlich dem Krieger übergeben, welcher ihn in der Schlacht gefangen genommen hatte, und der ihn dann seinen Freunden bei einem großen Festmahle vorsetzte. Es war kein Mahl für hungerige Kannibalen, sondern ein kunstvoll bereitetes Bankett, bei welchem sich Herren und Damen einfanden, die sich mit allem Decorum des civilisirten Lebens betrugten. Nirgends vielleicht fanden die raffinirte Bildung und die tiefste Rohheit einander näher. Menschenopfer sind unter allen Nationen gebracht worden, aber in so großem Maasstabe nirgends, wie in Anahuac. Die Zahl der Opfer ist ungläublich. Niemand wagt sie unter 20,000 jährlich anzugeben, manche steigern sie bis 50,000. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie bei der Krönung eines Königs, bei der Einweihung eines Tempels, war die Zahl dieser Opfer noch größer. Bei der Einweihung des großen Tempels von Quetzilopotzchi im Jahre 1486 wurden die Gefangenen, welche man seit mehreren Jahren zu diesem Zwecke aufgespart hatte, aus allen Theilen des Landes nach der Hauptstadt gebracht. Sie waren in doppelter Reihe aufgestellt und reichten fast eine halbe Stunde weit. Die Ceremonie dauerte mehrere Tage, und sie =

benzigtausend Gefangene sollen damals an dem Altare der schrecklichen Gottheit geopfert worden sein! Zu bezweifeln ist es nicht, denn die bestunterrichteten Geschichtschreiber jener Zeit und jenes Landes bestätigten es einstimmig. Auch findet sich noch ein anderes Zeugniß. Man pflegte die Schädel der Geopfertenen in besonderen Gebäuden aufzubewahren, und die Gefährten Cortez' zählten in einem einzigen dieser Gebäude hundert- und sechs- und dreißigtausend Schädel; so viel ist also jedenfalls gewiß, daß jährlich Tausende in den verschiedenen Städten Anahuac's auf den blutigen Altären der mexikanischen Götter geopfert wurden.

(Eine Trauung im Londoner Schuldgefängnisse.) Lady C. war eine sehr schöne, aber etwas originelle Frau, über die erste Jugendblüte hinaus, aber noch unverheirathet, wahrscheinlich, weil sie ihre Ansprüche zu hoch gespannt hatte. Sie besaß ungefähr 5000 Pfd. Sterl., war aber 40,000 schuldig, und so geschah es, daß sie trotz ihrer Schönheit in das Schuldgefängniß wandern mußte. Der Barbier und Friseur dieses Hauses war ein Irländer, Philan, ein großer Verehrer des schönen Geschlechts. Lady C. sprach lange kein Wort mit ihm; eines Tages aber war sie außerordentlich freundlich gegen ihn, und fragte ihn nach einigem unbedeutenden Hin- und Herreden, warum er nicht heirathete. Der Irländer erzählte, daß er in der Heimath eine Geliebte habe, daß er aber zu arm sei, als daß er an das Heirathen denken könne. „Würden Sie mich heirathen?“ fragte jetzt die Dame plötzlich. Der Irländer richtete sich seiner ganzen Länge nach auf, verbeugte sich dann bis an den Boden und sagte: „Einen solchen Antrag würde „der König“ von Rußland nicht ausschlagen.“ „Nun,“ fuhr die Dame fort, „ich gebe Ihnen tausend Pfd. St., wenn Sie mich morgen heirathen wollen, — doch unter gewissen Bedingungen,“ setzte sie hinzu, um die zu große Freude Paddy's zu mäßigen, der, wie von der Tarantel gestochen, umherhüpfte. „Sie dürfen mich nicht wiedersehen und mich nicht Ihre Frau nennen, müssen vielmehr Ihre Geliebte, Katharine, heirathen.“ Der Irländer bedachte sich einige Zeit, die Dame wußte alle seine Scrupel zu beseitigen, er sagte endlich ja, und erhielt von Lady C. das nöthige Geld, um den Erlaubnißschein zu kaufen. Am nächsten Tage zur verabredeten Stunde fand er sich bei der Dame ein, bei welcher der Geistliche bereits erschienen war. Er legte den Erlaubnißschein vor, der Geistliche erkannte die Richtigkeit desselben an, trauete das Paar und stellte sodann den Trauschein aus, den die Dame verlangte. Sobald dies geschehen war und der Geistliche mit dem Sakristan sich wieder entfernt hatte, ließ Lady C. den Vorsteher des Gefängnisses zu sich rufen, den sie ersuchte, ihr einen Wagen holen zu lassen, da sie das Haus sofort zu verlassen denke. Da der Vorsteher sie verwundert ansah, fuhr sie fort: „Ich bin verheirathet; Sie können meinen Mann gefangen halten, wenn Sie es wollen, nicht mich;“ dabei sah sie mit dem reizendsten Lächeln den Irländer an, der allmählig sich einzusehen anfang, daß die Sache für ihn vielleicht sehr schlimm werde. „Hier steht mein

Herr und Gemahl,“ fuhr sie fort, indem sie auf den verblühten Barbier zeigte, „und hier ist mein Trauschein, halten Sie mich also nicht länger zurück.“ Der Aufseher war wie vom Blitze getroffen und fragte vor allen Dingen einen Advokaten um Rath, der sich gerade in dem Bureau unten befand. Dieser erklärte, die Sache sei durchaus nicht zweifelhaft. Eine halbe Stunde später war Lady C. frei und der Barbier und Friseur Philan, ihr rechtmäßiger Ehemann, ihrer Schulden wegen in dem Schuldgefängnisse eingesperrt. Die Stäubiger waren eben so erstaunt, als der arme Barbier, und in dem ersten Unwillen beschloßen sie den Unglücklichen lebenslänglich festhalten zu lassen; bald besannen sie sich aber eines Besseren, da sie sich überzeugen mußten, daß der Barbier nicht bezahlen konnte, und nach einem Monate ließen sie ihn frei. Etwa eine Woche darauf erhielt Paddy einen Brief, den ersten in seinem Leben, und er rief einen Freund, um sich das Schreiben vorlesen zu lassen. Er war von der Lady C., die ihm rieth, sich sogleich mit Katharine zu verheirathen, worauf er das versprochene Geld erhalten sollte. Philan eilte sofort nach Cork, ließ sich mit seiner geliebten Katharine trauen, erhob dann die ihm versprochenen 1000 Pfd. Sterl., kaufte sich davon eine kleine Besitzung und lebte glücklich und zufrieden. Von seiner ersten Frau aber und von seinem Abenteuer in dem Londoner Schuldgefängnisse sprach er wohlweislich nie ein Wort.

### Generalcorrespondenz.

In Berlin scheinen die altgriechischen Bühnenstücke sehr zu gefallen; die Zeitungen erzählen, daß nun auch „die Frösche“ von Aristophanes zur Aufführung kommen sollen, und zwar mit Musik von Franz Commer, die besonders in Bezug auf „antike Haltung“ sehr gelungen sein soll. Man glaubt, das Stück werde eine eigenthümliche Wirkung hervorbringen. Das glauben wir auch. —

Donizetti, der bereits mehr Opern geschrieben hat als er Jahre zählt, was nicht zu verwundern ist, da er immer gleichzeitig an zweien und auch an dreien componirt, hat in Paris „Don Sebastian“, Text von Scribe, zum ersten Male aufführen lassen. Ueber den Erfolg läßt sich nach den widersprechenden Nachrichten nichts Gewisses sagen; nur soviel scheint unzweifelhaft zu sein, daß der Beifall ein sehr getheiltes, die Ausstattung aber in höchstem Grade prachtvoll war. Am meisten bellatscht wurde, wie ein Referent berichtet, ein Musikstück, das — deutschen Ursprungs, nämlich die Melodie des bekannten „nur immer langsam voran“ ist, welche Donizetti Note für Note — sich angeeignet hat. —

Von Halm, dem so schwergekränkten, kommt in Wien ein neues Drama, Sanpiero zur Aufführung. —

Die Leser erinnern sich, daß im vorigen Jahre ein englisches Schiff mit einer großen Ladung chinesischen Thees an der französischen Küste unterging. Mehrere Tausend Kisten Thee

wurden gerettet, da aber das Seewasser eingedrungen und der Thee verderben war, so verkaufte man denselben sehr wohlfeil. Jetzt ist es herausgekommen, daß ein großer Pariser Theehändler den ganzen Theevorrath für ein Spottgeld aufgekauft hat und ihm durch Bleipräparate wieder eine bessere Farbe geben ließ. Mehrere Personen, die von diesem vergifteten Thee getrunken, sind erkrankt, und die Medicinalbehörde hat erklärt, daß der Genuß desselben die nachtheiligsten Folgen haben müsse. Erst machen die Weinhändler in Rouen den schändlichsten Wein, nun vergiften die Theehändler den Thee. Wie glücklich sind doch die Wassertrinker zu preisen! —

Man hat es als ein Wunder gepriesen, daß es in Petersburg möglich gemacht worden, den abgebrannten Winterpalast in einem Jahre vollständig wieder herzustellen. Wie man dabei zu Werke ging, erzählt Eustine. Sechstausend Arbeiter waren ununterbrochen an dem Baue beschäftigt; zwar starben täglich mehrere, sie wurden aber sofort durch andere ersetzt. Bei einer Kälte von 25 bis 30 Grad waren diese Arbeiter in den Sälen beschäftigt, die man bis zu 30 Grad heizte, damit die Mauern schnell trockneten. Man hat mir erzählt, sagt Eustine hinzu, daß die, welche in den am stärksten geheizten Sälen arbeiteten, eine Art Eis mühen aufsehen mußten, um in der glühenden Temperatur, in der sie während der Arbeit auszuhalten hatten, ihre Sinne zu behalten. Auf diese Weise gelang es, den Riesenbau binnen einem Jahre vollkommen zu beendigen. —

Man hat mit den Cigarren bisweilen einen höchst seltsamen Luxus getrieben, sie nämlich entweder ganz oder doch zum Theil — vergolden lassen; in Frankreich führte diesen Luxus der bekannte colossaltreiche Banquier Aguado ein, der diese kostbaren Cigarren direct aus der Havanna kommen ließ, wo sie seit einiger Zeit verfertigt werden. Das Gold schlängelt sich in Arabesken, Rosetten etc. um die Tabaksblätter und in Spanien, in America bedient man sich derselben namentlich zu Geschenken für schöne Raucherinnen. —

Der angesehenste Mann auf der reizenden Insel Taïti ist ein Engländer, der Vorsteher der englischen Mission daselbst. Er heißt Pritchard und ist auch englischer Consul. In London war er früher Schmiedegeselle, dann wurde er fromm, ließ sich als Missionair ausenden und wurde der Gesetzgeber von Taïti, denn er hat (natürlich zu seinem Vortheile) das Gesetzbuch der Insel gemacht. Pritchard ist aber auch noch mehr; er ist der reichste Handelsmann der Insel und — Accoucheur der Königin. —

Es soll in der ganzen Welt 2950 Freimaurertlogen geben, in Frankreich allein 299. —

Der Herzog von L. wollte sich vor Kurzem auf eines seiner Güter in der Normandie begeben und man rieth ihm, sich von Paris aus bis Rouen der Eisenbahn zu bedienen. Er ließ seinen Wagen auf die Bahn bringen und blieb mit seinem Diener in demselben sitzen. Die sanfte Bewegung wiegte ihn bald

in Schlaf; da aber hinieden alles ein Ende hat, auch das Vergnügen unterwegs zu schlafen, so erwachte der Herzog nach einer gewissen Zeit, und wunderte sich nicht wenig, völlige Dunkelheit um sich her zu sehen. Anfangs glaubte er, es sei dies eine Folge seines Schlags, und er rieb sich deshalb die Augen, aber wie sehr er auch rieb, er sah nichts um sich her als die schwärzeste Finsterniß. Er beugte sich aus dem Wagenschlage hinaus, um seinen Diener zu rufen und um eine Erklärung des seltsamen Zustandes zu ersuchen, aber der Diener wußte nicht mehr als der Herr und erst nach einigen Minuten bemerkten sie, daß der Wagen, auf welchem ihre Equipage sich befand, von dem Zuge sich abgetrennt habe und — mitten in einem Tunnel zurückgeblieben sei. Die Gefahr war groß, denn es konnte zu jeder Zeit ein anderer Wagenzug ankommen und im Dunkel die alleinstehende Berline zertrümmern. Die beiden Verlassenen riefen also, um vielleicht von Jemandem gehört zu werden; aber Niemand hörte, Niemand kam, ja sie hörten sogar zu ihrem Entsetzen eine Locomotive herangesauset kommen. Der edele Herzog zweifelte nicht, daß sein letztes Stündlein gekommen sei, als die Maschine in einiger Entfernung anhielt und der Führer derselben den Zurückgelassenen anzeigte, er sei gekommen, um sie abzuholen. —

Ueber den jungen vielversprechenden dänischen Componisten Gade, den wir in einer der letzten Nummern erwähnten, finden wir in einer — englischen Zeitschrift, daß im Herbst 1841 seine große Ouvertüre „Ossian“ den von der Musikgesellschaft in Kopenhagen ausgesetzten Preis gewann und bei der Aufführung allgemein bewundert wurde, die Symphonie dagegen, welche bei uns in Leipzig so sehr gefiel, in Kopenhagen sehr kalt aufgenommen wurde. Gade ist, nach derselben Mittheilung, ein Schüler des „großen nordischen Meisters“ Bøye, der im vorigen Jahre in Kopenhagen gestorben. —

In Florenz hatte sich das Theaterpublikum wegen zweier Tänzerinnen, einer großen und einer kleinen, in zwei feindliche Parteien getheilt, die einander in der Feier der Tänzerinnen zu überbieten suchten. Von Blumen, die man denselben zuwarf, stieg man zu Bouquets, dann zu ungeheuer großen Bouquets und zu Kränzen. Dann mischte sich der Luxus hinein; ein Verehrer der großen, d. h. langen Tänzerin, warf eines Abends Kränze mit silbernen Blättern auf die Bühne; das nächste Mal brachten die Freunde der kleinen Kränze mit goldenen Blättern. Eines Abends flog ein mit Bindfaden zugeschnürtes Packet auf die Bühne, das ein Sammetkleid enthielt. Die feindliche Partei verlor den Muth nicht, und warf ihrer Tänzerin am andern Abende einen ächten Cashemirshawl zu. Nur das Ende der Bühnensaison machte diesem Wettstreit ein Ende. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 50.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1843.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Neubles, Festeergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Schweizerinnen.

(Fortsetzung.)

Barbara schien sich sehr zu verwundern, denn sie betrachtete Oskar wie ein Kind, das man ansieht, ohne zu wissen, was man von ihm denken soll. Er lächelte still und sie sprach endlich:

„Ich sehe, daß Du heiter bist, wie es Dein armer Vater war. Du hast Recht. Aber hörtest Du wirklich niemals etwas von unsern Angelegenheiten?“

„Nein, und Sie dürfen sich nicht darüber wundern, da ich ja meine Kindheit nicht in dem älterlichen Hause verbrachte. Dann verlor ich meine Mutter und das Schicksal hat mich weit in der Welt herumgeführt. Die Familienangelegenheiten müssen mir also unbekannt sein.“

Barbara begann nun nach einer langen, undeutlichen, verworrenen Einleitung die Geschichte der Erbschaft zu erzählen und schilderte dabei den alten Bernhard als einen alten Narren, dessen Vermögen in fremde Hände übergegangen sein würde, wenn nicht ic. ic.

„Nun?“ fragte Oskar.

„Die Erbschaft ist mir zugefallen.“

„Um so besser.“

„Der Meinung sind nicht alle Leute.“

„Lassen Sie die Leute reden! Sie haben nur gethan, was Ihre Pflicht war, da es außer Ihnen keine Verwandten gab.“

„Deine Mutter —“

„Meine Mutter hatte doch wohl keinen Anspruch.“

„Deine Mutter hatte allerdings auch einigen Anspruch, das läßt sich nicht läugnen; aber ich war da und Deine Mutter war nicht da, sie schrieb mir nicht einmal. Was würdest Du an meiner Stelle gethan haben? Bernhard hätte sicherlich alles dem ersten dem besten gegeben und es war doch besser, daß sein kleines Vermögen in der Familie blieb, nicht wahr?“

„Da meine Mutter überdies nicht mehr am Leben ist, so weiß ich nicht, welche Gründe die Leute haben können, Ihnen die Erbschaft nicht zu gönnen. Sie hatten doch das nächste Recht.“

„Das nun wohl nicht, nach dem Tode Deiner Mutter müßtest Du eigentlich erben.“

„Ich? So ist es also allein meine Sache und sie geht die Leute nichts an. Ich habe ja nicht geklagt.“

„Ich sehe, daß Du ein verständiger junger Mann bist. Wir hätten alles verloren, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre, und Du wirst einsehen, daß —“

„Lassen Sie die ganze Sache ruhen; ich mag nichts mehr davon hören und freue mich, Ihnen nicht Unrecht gethan zu haben. Wie hoch beläuft sich wohl die Erbschaft?“

„Ach Gott, es ist ein Häuschen.“

„Das wohl überdies schlecht ist?“

„Zwei Gärten.“

„Und dann?“

„Weinberge.“

„Behalten Sie das, behalten Sie das; es lohnt nicht die Mühe, darüber zu streiten. Haben Sie Ihr Auskommen?“

„Du lieber Gott! So ziemlich.“

„Aber Sie sind zufrieden?“

„Ja.“

„So behalten Sie, was Sie haben, liebe . . ., ich erinnere mich Ihres Namens nicht.“

„Barbara.“

„Behalten Sie Alles, liebe Barbara, und bleiben Sie ganz ruhig. Ich freue mich ungemein, Sie kennen zu lernen und Sie glücklich zu wissen.“

„Ich dachte mir wohl, daß Du nicht nöthig haben würdest . . .“

„Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich. Es thut mir ungemein leid, daß man Ihnen vielleicht Unannehmlichkeiten bereitet hat . . . Sprechen wir nun von etwas Anderem.“

Er setzte sich neben sie auf das alte Sopha und nahm ihre Hände in die seinigen.

„Sie zürnen mir nicht, liebe Cousine, nicht wahr?“

„Ich? Bewahre mich Gott!“ entgegnete Barbara hocherfreut und erstaunt.

„Nicht? So lassen Sie sich nochmals umarmen, liebe Cousine.“

Er schlang seine Arme um sie und küßte sie auf beide Wangen. Barbara konnte ihre Freude nicht bergen und lachte laut. Es war ihr ja nie so wohl geworden, sich von einem Manne und noch dazu von einem jungen schönen Manne umarmt zu sehen.

„Du speisest bei mir, nicht wahr?“

„Wenn Sie es wünschen, Cousine, mit Vergnügen.“

„Du hast Glück in der Welt gehabt, wie ich sehe.“

„Ich bin zwar noch nicht reich, aber zufrieden. In einer kleinen Stadt könnte ich wohl recht gut auskommen; in Berlin dagegen verliere ich mich unter der Menge und lege mir jährlich etwas zurück.“

Barbara bewunderte ihn einen Augenblick schweigend.

„Du sparst? Daran thust Du Recht. Man muß, so lang man kann, für die Zukunft sorgen. Tust Du zu Deinem Vergnügen?“

„Das nicht. Ich reise in Geschäften.“

„Nenne mich Du, wie ich Dich Du nenne.“

„Ich möchte es wohl thun, aber entbinden Sie nicht davon. Wir in Berlin sind an dieses trauliche Du nicht gewöhnt; man will es zuerst unter der Landwehr einführen, wie man sagt. Ich liebe Sie aber nicht minder, wenn ich Sie auch nicht „Du“ nenne, glau-

ben Sie mir das,“ setzte er mit einem Händedrucke hinzu.

„Ich muß Dich „Du“ nennen. Habe ich Dich doch auf die Welt kommen sehen.“

Dann richtete Barbara tausend Fragen an ihn über seine Mutter, seine Familienangelegenheiten und seine gegenwärtige Lage. Dskar wich denselben so gut als möglich aus.

„Siehst Du,“ setzte sie endlich nach ihrer Gewohnheit hinzu, selbst in dem vertraulichsten Gespräche hier und da Verläumdungen anzubringen, „Dein Vater war ein braver Mann, hatte aber leider auch seine Fehler. Er trank, spielte, arbeitete nicht gern und mußte sich endlich von hier wegwenden. Man nahm Alles in Beschlag.“

„Das wußte ich nicht. Mein Vater scheint also kein rechter Kaufmann gewesen zu sein.“

„Nein, er machte einen dummen Streich über den andern, gab nur immer aus, nahm aber nichts ein . . . Du könntest in weit bessern Verhältnissen sein, wenn Dein Vater . . .“

„Nun, er ist todt.“

„Ja, und das ist sehr gut.“

Nach einem sehr langen Gespräche dieser Art stand Barbara endlich auf und ließ sich noch ein Mal das Versprechen von Dskar geben, daß er am andern Tage zum Frühstück zu ihr kommen würde. Sie hatte schnell berechnet, daß ihr ein Frühstück weniger koste als ein Mittagessen.

Ganz aufgeregt erschien sie bei ihren drei Freundinnen und sie brachte die ganze halbe Stadt in Aufruhr. Der Vetter hätte sie umarmt und geküßt, sagte sie; er sei höchst liebenswürdig, wohlhabend und geistreich; sie hätten sich vollständig ausgeföhnt, was um so leichter gewesen, da der „liebe junge Mann“ gar nicht böse gegen sie gewesen und von all' dem übeln Gerede nichts gehört habe und nichts habe hören wollen. Dann brachte sie das Frühstück auf das Tapet, fragte um Rath und borgte da Porzellan, dort Messer, dort silberne Löffel u. s. w.

Am andern Morgen bei guter Zeit war der Tisch gedeckt. Man sah fünf Couverts da, denn Barbara hatte ihre drei Freundinnen geladen, um sich auf diese Weise gegen dieselben abzufinden. Alle erschienen pünktlich, aber „der Vetter aus Berlin“ kam nicht. Nachdem man eine Stunde gewartet, entschloß man sich endlich, zu ihm zu schicken.

Die Frau, welche man an ihn absandte, hatte ihn bei dem Schreiben getroffen; er hatte sich entschuldiget, über der Arbeit alles vergessen zu haben, und versprochen, sogleich zu kommen. Er hielt dies Mal auch wirklich Wort. Man setzte sich an den Tisch, der Wetter war äußerst liebenswürdig und aß für Alle, denn keine der vier Damen wagte zu essen. Erst bei dem Dessert fasten sie etwas Muth und eines der Mädchen sang sogar zur Guitarre:

„Sie sollen ihn nicht haben,

„Den freien deutschen Rhein.“

Dskar sprach laut seinen Beifall über den Gesang aus, Barbara aber wurde mißmuthig und sagte Abends ganz unverhohlen, Fanny habe sich zu frei benommen gegen einen jungen Mann, den sie zum ersten Male in ihrem Leben gesehen.

Um die Artigkeit zu erwidern, schlug Dskar nach einigen Tagen eine Landpartie nach der vielbesuchten reizend gelegenen Ruine . . vor und an dem zu diesem Ausfluge bestimmten Tage fand sich Barbara in großem Staate bei dem Wetter ein, um ihn abzuholen. Er saß unter Papieren aller Art und schrieb.

„Da bin ich,“ sagte sie. „Es wird Zeit zum Ausbrechen und Du arbeitest noch?“

„Ich habe ein dringendes Geschäft zu erledigen.“

„Du wirst mich neugierig schelten, aber ich muß Dich fragen. Ich sehe, daß Du immer sehr fleißig bist; womit beschäftigst Du Dich?“

Dskar lächelte und antwortete sodann:

„D man weiß in der Provinz gar nicht, was wir in Berlin treiben. Man klagt immer, es sei nichts zu verdienen, und gleichwohl liegt, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf allen Straßen Geld; man braucht es nur aufzuheben. Ich bin jetzt Agent einer Gesellschaft, welche eine großartige Buchhandlung errichtet hat und „zeitgemäße“ Schriften auf „zeitgemäße“ Weise zu verbreiten beabsichtigt. Ich bereise die Länder des Zollvereines, um das Terrain zu sondiren. Man bezahlt mich gut und ich erhalte überdies einen Theil von dem Gewinne.“

Barbara sah ihn an, als hätte er Spanisch mit ihr gesprochen und fragte endlich in ihrer Unschuld:

„Und das bringt etwas ein?“

„Ich habe in der Umgegend hier seit zehn Tagen tausend Exemplare der Schrift „Nothwendigkeit der Schutzzölle“, und ebensoviele von der „Nachtheile der Schutzzölle“ verkauft. Die erstere kaufen alle Fa-

brikanten, die sich vor der Concurrnz des Auslandes fürchten, die zweite findet ihre Abnehmer unter dem großen Publicum, das wohlfeiler zu kaufen hofft, wenn alle Zölle abgeschafft werden. Nehmen Sie an, daß ich an jedem Exemplare 2 Silbergroschen verdiene, so können Sie leicht berechnen, . .“

Barbara unterbrach ihn mit der begeisterungsvollen Rede:

„Du wirst Dein Glück machen, ich prophezeihe Dir's. Du bist thätig, Du bist ersinderisch. Ich wundere mich nun nicht mehr, daß Du in guten Umständen bist. Unsere jungen Leute hier kennen nichts als das Kaffeehaus und die Cigarre; deshalb bringen sie es auch zu nichts.“

Dskar hatte den schönsten Wagen, der in der Stadt zu finden war, zu dem Ausfluge miethen lassen, Barbara aber erklärte, als derselbe erschien, sie und ihre drei Freundinnen könnten in diesem Wagen nicht fahren, das Städtchen würde vier Wochen lang davon sprechen und ihre Freundinnen namentlich völlig um ihren guten Ruf kommen. Dskar mußte nachgeben und setzte es mit Mühe durch, daß der Wagen wenigstens eine Viertelstunde vor der Stadt warten dürfte, um die Gesellschaft dort aufzunehmen. Der „Berliner Wetter“ erschien in einem eleganten Sommeranzuge, einem kurzen grünen Rocke, weißen Beinkleidern und buntsedener Cravate und war ungemein heiter; die drei Freundinnen Barbaras konnten die Augen nicht von ihm abwenden und lachten über alles, was er sagte, während Barbara durch dieses Lachen sehr verstimmt wurde und die Freundinnen oft mit schrecklichen Blicken ansah.

Der Tag verging auf die angenehmste Weise; Dskar hatte für ein sehr anständiges Mittagessen gesorgt und schonte den Wein nicht. Die Mädchen sangen auf der Rückfahrt und Barbara forderte den Wetter auf, doch in ihrem Hause ein Zimmer zu beziehen. Er antwortete auf dieses Anerbieten zerstreut, er würde darüber nachdenken, fürchte aber, der Cousine lästig zu fallen. Sie legte sich endlich, sehr aufgeregert von den Ereignissen dieses Tages, nieder. Die Nachbarschaft liebte sie nicht, ihres Characters wegen, der durchaus nichts Liebenswürdiges hatte, und die Landparthie war also ein Triumph für sie. Ihre Freude wurde nur durch den Unwillen gegen ihre drei Freundinnen getrübt, deren Betragen ihr in hohem Grade mißfällig gewesen war, und sie konnte sich nicht verheimlichen, daß dieser Unwille eigentlich Eifersucht sei.

Die Landpartie machte das größte Aufsehen in dem Städtchen und veranlaßte auch den Onkel Simon, der sich sonst um andere Leute nicht viel kümmerte, zu einer Besprechung mit Oskar. „Ich habe mit Dir über Barbara bisher nicht gesprochen,“ sagte er, „weil ich glaubte, Du wärest von allem unterrichtet. Was hältst Du von ihr?“

„Sie scheint recht gutmüthig zu sein und versichert, mich zu lieben.“

„Ja, sie bietet alles auf, damit Du ihr Benehmen vergessen sollst; sie hat Deine Mutter um eine Erbschaft betrogen.“

„Ich habe von so etwas sprechen hören; halte die Sache aber für sehr unbedeutend.“

„Wenn Du so denkst, habe ich nichts mehr zu sagen,“ entgegnete der alte Dheim und ging fort. Oskar dagegen hinterbrachte das, was derselbe gesagt, seiner Cousine, stellte es viel schlimmer dar als es gewesen war, fügte aber hinzu, daß er nicht darauf achtete. Barbara biß sich auf die Lippen.

Schmidt, der von fern Alles beobachtete, wurde zum ersten Male unruhig und wählte unglücklicher Weise diesen Zeitpunkt, um Barbara an ihr Versprechen, an ihre Pläne und an den bereits festgesetzten Tag ihrer Verheirathung zu erinnern.

„Davon später!“ entgegnete Barbara unwirsch. „Ich habe jetzt keine Zeit, mich damit zu beschäftigen; man ärgert mich von allen Seiten; ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht; der Vetter ist da und ich muß mich mit ihm beschäftigen. Er sähe es vielleicht ungern, wenn ich heirathete, Sie wissen schon warum.“

Schmidt schlug die Augen nieder und antwortete in seiner gewöhnlichen Weise, mit der er von Geschäften sprach:

„Sie wissen, daß ich nur Ihren Vortheil im Auge habe und daß ich Ihnen immer guten Rath gegeben. Ich würde gar nichts dagegen haben, ja ich würde es vollkommen billigen, wenn Sie ihn zur Entschädigung heiratheten, denn daß Sie ihm Unrecht gethan haben, ist nicht zu läugnen.“

„Heirathen? Wen?“

„Ihren Vetter aus Berlin.“

„Ach, daran denkt er nicht. Er ist ein liebenswürdiger, gebildeter junger Mann, der sich bald ein ansehnliches Vermögen erworben haben wird, und mehr zu thun hat, als an mich zu denken. Sie scherzen.“

Uebrigens ist er mein naher Verwandter und ich habe ihn als solchen behandelt.“

Schmidt sagte nichts weiter und fing an, seine Hoffnung zu verlieren. Barbara rechnete seinen Besuch zu den vielen Unannehmlichkeiten, die sie in der letzten Zeit erfahren hatte, er wurde für sie aber auch ein neuer Antrieb, den Vetter mehr und mehr an sich zu fesseln. Sie ruhete nicht eher, bis er sie alle Tage besuchte und Oskar spielte fortwährend den Liebenswürdigen bei ihr. Jedes Mal, wenn er kam und wenn er ging, küßte er sie und diese Vertraulichkeit, diese Liebenswürdigkeit des schönen jungen Mannes machten den tiefsten Eindruck auf sie. Sie konnte nicht mehr schlafen, legte sich die Karten u. s. w.

Das Gefühl, das sie empfand, war keineswegs die innige uneigennütige Liebe der Jugend, sondern Eitelkeit und Berechnung. Sie sah in Oskar einen jungen Mann, der bereits einiges Vermögen und eine vortheilhafte Stellung besaß, der sparsam zu sein schien und es gewiß noch weiter bringen würde. Sie berechnete auch, daß ihr Vermögen, wenn sie ihn heirathete, von einem Geschäftsmann sehr gewinnbringend angelegt werden könnte, denn Oskar hatte ihr mehrere Beispiele erzählt, wie man selbst mit wenigen Mitteln reich werden könne, so bald man nur das Geld recht zu gebrauchen verstehe.

Die Nachbarschaft schien die Absichten und geheimen Hoffnungen Barbaras zu errathen; man sprach überall scharf gegen sie, gefällige Leute erzählten es ihr wieder und sie bemühte sich nun immer mehr, die Leute, die namentlich an der Wirklichkeit der Freundschaft zwischen ihr und dem Vetter zweifelten, von dieser irrigen Meinung zurückzubringen. Oskar erkannte diese schwache Seite seiner Cousine bald und benutzte sie. Eines Sonntags, bei schönem Wetter, machte er ihr den Vorschlag, sie auf die Promenade zu begleiten, auf welcher nach der Kirche die halbe Stadt sich zu versammeln pflegte. Barbara sträubte sich anfangs gewaltig gegen diesen Antrag, ließ sich aber doch endlich überreden, pußte sich auf das Beste heraus und ging mit dem Vetter Arm in Arm spazieren. Seit zwei Jahren vielleicht hatte Nichts das Städtchen so in Aufruhr gebracht als dieser Spaziergang. Namentlich konnte Niemand begreifen, wie ein „gebildeter Berliner“ so weit zu sinken vermöge, um mit einer allgemein verachteten Person so öffentlich sich zu zeigen.

„Ich habe es ja immer gesagt,“ bemerkte ein Fa-

brikant Abends bei einem Schoppen Wein, „die Berliner haben kein Gemüth.“

Die Promenade brachte die Ereignisse um ein Bedeutendes vorwärts. Zwei Tage darauf sprach Oskar mit seiner Cousine von seinen Angelegenheiten und äußerte, als sie ihn ernstlich um seine Pläne befragt hatte: „Ich werde meine Angelegenheiten hier in Ordnung bringen und einen festen Posten annehmen, den man mir bereits vor längerer Zeit angeboten hat. Die Jahre vergehen, ich liebe die Ruhe, das Familienleben, — ich wünsche mich zu verheirathen. Was meinen Sie dazu?“

„Du hast vollkommen Recht; bei Deinem Character, Deiner Thätigkeit und Geschäftskennntniß muß man Dir zu einer Heirath rathen; aber es ist auch zu wünschen, daß Du eine verständige, sparsame Frau findest, welche das Haus in Ordnung hält, während Du Deinen Geschäften nachgehst, und die vor allem Dir auch etwas zubringt. Heirathe ja kein ganz vermögensloses Mädchen.“

„Ja, ich wünsche mir eine fleißige, sparsame Hausfrau. Das Junggesellenleben ist mir zur Last, ich sehne mich nach Ruhe, nach Ordnung, nach den Familienfreuden. Ach, fände ich doch eine solche, freilich sehr feltene Frau!“

Barbara schlug die Augen nieder und antwortete sodann:

„Nun, sie ließe sich wohl finden, wenn Du nicht zu hohe Ansprüche machst. Wenn der Mann eine brave Frau findet, welche die wesentlichsten Eigenschaften besitzt und ein Haus gut zu leiten versteht, so muß er auch einige kleine Opfer bringen; er wird später dafür reichlich entschädigt werden.“

„Vor Allem würde ich mir nie und nimmermehr eine Berlinerin auswählen.“

„Ja, Gott bewahre Dich vor den Berlinerinnen!“ seufzete Barbara mit gen Himmel gerichtetem Blicke.

„Als ich meine Reise hierher antrat,“ fuhr Oskar ernsthaft fort, „gedachte ich mich hier in der Heimath umzuthun. Leider kenne ich aber Niemanden.“

Um etwaige Nachfragen sofort zu beseitigen, fiel Barbara sogleich ein: „Mit den drei Mädchen, die Du bei mir kennen lernst, ist es nichts, sie haben nichts, sind kokett und puffsüchtig. Die Ältere weiß durchaus nichts in Ordnung zu erhalten, die zweite ist ein Gänschen und von der jüngsten will ich gar nichts sagen; sie ist frech, wirft allen jungen Männern verliebte Blicke zu, singt u. s. w.“

„Nun,“ sprach Oskar indem er einen Arm um

die sehr schmächtige Taille der Cousine schlang, „und warum wollen Sie mich nicht heirathen?“

„Ich!“ rief sie, indem sie sich rasch von ihm losmachte; „was denkst Du?“

„Und warum denn nicht?“

„Geh,“ entgegnete sie lächelnd; „erstens sind wir verwandt, wenn auch nicht gar zu nahe, und dann bist Du gegen mich ein Kind. Ich möchte Dich um keinen Preis unglücklich machen. Geh! Ein junger Mann in Deinem Alter, der nur an Unterhaltung und Vergnügen denkt.“

„Ach, lieber Gott!“ antwortete Oskar mit einem tiefen Seufzer, „ich bin von diesen trügerischen Vergnügungen zurückgekommen, ja ich habe ihnen eigentlich nie rechten Geschmack abgewinnen können. Ich gedanke ganz ruhig und still meines Weges zu gehen, ich kenne Sie, Sie sind verständig und arbeitsam, und wenn Sie nicht gerade ein großes Vermögen besitzen, so ersetzen Sie dies durch Ihre vortrefflichen Eigenschaften. Ich liebe Sie und sage es Ihnen ruhig, ohne Ungeflüm und Verzückerung, die unter uns doch nicht am rechten Orte sein würden; ich habe mich an Sie gewöhnt und liebe Sie von ganzem Herzen.“

Barbara wollte von diesen schmeichelnden Reden nichts hören, war aber innerlich hoch entzückt und jedes Wort, das Oskar äußerte, entsprach einem ihrer glühendsten Wünsche. Sehr ernsthaft fuhr sie nach einiger Zeit fort:

„Nein, ich will Dich nicht heirathen, das darf nicht sein, — es ist unmöglich. . . Aber wenn ich Dir nützlich sein kann, wenn Du Geld wünschst für Dein Unternehmen, so stehe ich Dir zu Diensten. Wie viel hatte der Mann, von dem Du mir gestern erzähltest, durch seine Actien gewonnen?“

„Gegen viertausend Thaler.“

„O, man könnte weinen darüber! Ob wohl jemals eine solche Gelegenheit wiederkömmt?“

„Ohne allen Zweifel.“

„Nun, so rechne auf mich, auch ohne daß Du mich heirathest.“

„Aber, Cousine, in einem Geschäfte, bei dem ich allein handele, würde ich mir ein Gewissen daraus machen, Gelder, die mir nicht gehören, für meine Rechnung zu verwenden. Die Sache ist zwar ganz sicher, aber — wenn Sie meine Frau wären, stände es doch anders.“

Diese Antwort erwartete Barbara. Sie saß nachdenkend da und sagte sodann:

„Ach, Du bist nicht wohl bei Sinnen.“

„Warum aber, frage ich noch ein Mal?“

„Weil . . ., aber darin liegt das Hinderniß nicht. So sehr verschieden an Jahren sind wir denn doch nicht.“

In diesem Stande blieb die Sache, aber Barbara behandelte den Better von nun an noch theilnehmender. Nach einigen Tagen sagte sie endlich gar zu ihm:

„Warum willst Du nur noch immer bei dem alten Simon bleiben? Du mußt aus Längeweile dort sterben. Ziehe zu mir; wir sind ja nahe verwandt; Du wirst es hier besser haben, und ich muß Dich doch mehr genießen als bisher, da Du bald abreisen willst.“

Sie kam auf diesen Umstand so oft zurück, daß Dskar endlich nachgab und das Haus des Dnkels verließ, der vor sich hinmurmelte:

„Nun, meinethwegen! Aber ich begreife ihn nicht. Ich hätte die Berliner für klüger gehalten.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Jagdvergnügen und Börsenspiel.) Vor einigen Tagen erschienen zwei vornehme Herren, ein Graf und ein Marquis, in dem Landhause des in der ganzen Welt durch seine Millionen bekannten Banquiers in der Nähe von Paris. Der Eigenthümer war nicht zugegen, sondern in der Stadt in seinem Geschäft. Die beiden Herren kamen in glänzenden Equipagen an; sie waren in Gesellschaft des Besitzers mehrmals dagewesen, und wurden deshalb von dem Kastellan und dem Jagdaufscher so zuvorkommend als möglich empfangen. Sie schienen, wie es ihre Anzüge, ihre Gewehre und Hunde verriethen, der Jagd wegen gekommen zu sein, und der Jagdaufscher geleitete sie in den Park, wo sie den ganzen Tag über schossen, so daß sie Abends, reich beladen mit Hasen, Rebhühnern und Fasanen, zurückkehrten. Am anderen Tage schickten sie Hasen, Rebhühner und Fasanen, im Namen des Banquiers, an mehrere Freunde desselben, die sich darüber nicht wenig wunderten, da sie wohl wußten, daß der Banquier mit seinem Wild nicht eben freigebig sei. Wenn sie sich nun aber auch die Freigebigkeit nicht erklären konnten, so nahmen sie doch Alle die Geschenke an, und schrieben dem Banquier Dankbriefe. Jetzt war die Reihe an dem Banquier sich zu verwundern. Er erkundigte sich, erfuhr, was geschehen war, gerieth darüber in den größten Zorn und ging mit großen Schritten eine Zeit lang in seinem Comptoir auf und ab, dann setzte er sich hin und schrieb an jeden der beiden Jäger einen langen, langen Brief voll Vorwürfe. Eben als er damit fertig war, und die Briefe noch ein Mal überlas, erschien seine Frau, die, wie allgemein bekannt, viel Geist und den gebildetsten Geschmack besitzt. Sie ließ sich die Sache erzählen,

las die Briefe, zerriß dieselben und sagte: „Man darf sich der Gefahr nicht aussetzen, lächerlich zu erscheinen.“ Nach nochmaliger Ueberlegung gab der Banquier nach, aber bald zeigte es sich, daß die Sache weit ernster gewesen war, als sie zu sein den Anschein gehabt hatte. Während nämlich der Banquier am zornigsten war und die beiden Briefe schrieb, erschienen, wie gewöhnlich, mehrere Börsenagenten an seiner Thür. Da er aber nur an sein Wild, gar nicht mehr an die Geschäfte dachte, so ließ er die Leute nicht vor und vergaß ein verabredetes Börsenmanöver, das die Fonds herabdrücken sollte. Die beiden Jäger rechneten auf das Steigen, und da sie den Charakter des Banquiers kannten, hatten sie jenen Jagdausflug erdacht, um durch den Aerger über denselben den Banquier eine Zeit lang von seinen Geschäften abzulenken. Die List gelang vollkommen; der Banquier büßte einen bedeutenden Gewinn ein, der dagegen den beiden Jägern zusiel.

(Der Oberst Oberton.) Vor ungefähr vierzig Jahren ließ sich ein spanischer Handelsmann unter einem Indianerstamme am Fuße der Grünen Berge in Nordamerika nieder, nahm sich eine Wilde zur Frau, lebte recht zufrieden mit ihr, nährte sich aber hauptsächlich von Räubereien. Die Spanier ertappten ihn eines Tages und hängten ihn ohne Umstände auf. Außer einer Wittve und einem Sohne hinterließ er ein nicht unbedeutendes Vermögen. Die Wilden bemächtigten sich der Habe und verjagten die Wittve mit dem Kinde. Die arme Frau traf auf ihren einsamen Wanderungen bald auf einen canadischen Jäger, und er verband sich mit ihr. In der Hütte dieses seines Stiefvaters wuchs der junge Nestige, der Sohn des Spaniers, auf, und zeichnete sich durch die Leichtigkeit aus, mit welcher er die verschiedenen Sprachen erlernte. Seine Mutter starb und der Jäger zog sich aus der Wildniß wieder nach St. Louis zurück, wo in dem jungen Nestige bald der Ehrgeiz erwachte. Eines Tages ermordete er seinen Stiefvater, nahm das Pferd, das Gewehr, das Geld &c. desselben und begann nun die abenteuerlichste Lebensweise.

Er wanderte von einem Stamme der Wilden zum andern und diente denselben bei ihrem Handelsverkehr mit den Weißen als Dolmetscher. Wilde und Weiße bemerkten wohl seinen schlechten Charakter bald, er hatte sich ihnen aber so unentbehrlich gemacht, daß ihn die englische Compagnie mit hohem Gehalte förmlich in ihren Dienst nahm. Er blieb indeß in dieser Stellung nicht lange, setzte sein früheres Leben wieder fort und ließ sich dann von den Amerikanern der Vereinigten Staaten als eine Art Diplomat brauchen, um die armen Indianer unter dem Scheine des Rechtes in um so größerem Maßstabe zu hintergehen. In diesem Amte nahm er den Titel eines Obersten an, nannte sich Oberton und erschien in Uniform unter den Rothhäuten. So klug und fein nun aber auch die Nordamerikaner sind, so war Oberton doch noch klüger, und betrog bei seinen Verhandlungen zwischen den Weißen und Wilden beide Parteien. Er wurde, als man dies bemerkte, seines Dienstes entlassen, zog

sich ins Gebirge zurück und begann, wie man sagt, unter dem Schutze der mexikanischen Regierung, ein systematisches Plünderungssystem in großem Maßstabe, das ihm eine gewisse Zeit hindurch vollkommen gelang. Er leitete den Pelzhandel, und wenn unter seiner Vermittelung die Geschäfte abgeschlossen waren, Käufer und Verkäufer genug getrunken hatten, flüsterete der Oberst den Wilden zu, die Weissen warteten nur, bis sie eingeschlafen sein würden, um über sie herzufallen, sie zu ermorden und die Waare ihnen abzunchmen; dasselbe theilte er im Vertrauen den Weissen mit, und so kam es zwischen beiden Parteien zum Kampfe. Während desselben bemühte sich der Oberst, die Waaren — in Sicherheit zu bringen. Sie wurden schnell auf Maulthiere geladen und nach Santa Fe gebracht, wo er sie für die Hälfte des Werthes verkaufte. Dadurch wurde der Oberst Oberon der Schrecken des Gebirges und der Gegenstand des allgemeinen Hasses; die Indianer, die Canadier, die Engländer und die Hantsies schwuren, sich bei der ersten Gelegenheit schrecklich an ihm zu rächen. Einst bemerkte ihn eine Schaar Comanchen und Tenequaws und sie machten sogleich Jagd auf ihn. Oberon war gut beritten und er trieb sein Pferd zum schnellsten Laufe an; mit einem Male aber, während er die Wilden in nicht großer Entfernung hinter sich hörte, befand er sich zu seinem Schrecken vor einem zwanzig Fuß breiten, vielleicht tausend Fuß tiefen, von Felsenzacken starrenden Abgrunde. Sein ermüdetes Pferd weigerte sich, über den Abgrund hinwegzusetzen. Was thun? Oberon stieg ab, führte das Pferd dicht an den Rand und zwang es durch Messerstiche, den Sprung zu thun. Aber es erreichte das andere Ufer nicht, und stürzte von Klippe zu Klippe hinunter in die Tiefe. Die Wilden kamen näher und näher, und Oberon hatte nur noch Zeit, sich in einem hohlen Baume zu verstecken, der dicht am Abgrunde stand. Als die Indianer ankamen, sahen sie an den Eindrücken der Hufe, daß das Pferd hinübergesetzt sei, bewunderten die Kühnheit ihres Feindes und beschloßen, da die weitere Verfolgung ihnen abgeschnitten, da auszuruhen. Sie sprachen mit den fürchterlichsten Drohungen von ihrem Gegner, während sie ein Feuer anzündeten, und zwar an dem hohlen Baume, in welchem Oberon sich befand, der Alles hörte. Er rührte sich nicht, bis die Flammen in die Höhlung des Baumes hineinschlügen, seine Kleider in Brand gerieten und er die Schmerzen nicht länger ertragen konnte. Da sprang er plötzlich aus dem Feuer heraus mitten unter seine Gegner, die so überrascht waren, daß sie keine Hand rührten, trat an den Abgrund, sprang und kam wunderbarer Weise an das entgegengesetzte Ufer hinüber; aber seine Kraft war durch diese übermäßige Anstrengung so erschöpft, daß er sich drüben an dem Rande nicht aufrecht zu erhalten vermochte, und langsam rückwärts in den Abgrund zurückfiel. Die Wilden beugten sich über den Rand der Tiefe und sahen, wie ihr Gegner mit hellbrennenden Kleidern von Felsenspitze zu Felsenspitze hinabrollte und endlich im Dunkel unten verschwand. Das war das grauenhafte Ende eines Mannes, der in unseren Tagen ein seltsam abenteuerliches Leben geführt hatte.

(Eine gefangene Tscherkessenfürstin.) Die A. Allg. Ztg. theilt interessante „Scenen aus dem Tscherkessenkriege,“ darunter auch folgende mit. Den Russen war bei einem Streifzuge unter anderen auch die Tochter eines bedeutenden Häuptlings in die Hände gefallen, die man bei dem Rückzuge auf ihrem eigenen Pferde unter Obhut eines zuverlässigen Tscherkessen reiten ließ. Die ganze Gestalt des Mädchens war von einem großen weißen Tuche verhüllt, so daß man nichts von ihr sah, als ihre großen blauen Augen. Sie würdigte ihre Umgebung keines Blickes und ritt in stolzer Haltung schweigend den anderen Gefangenen voraus, bis man durch einen Fluß setzen mußte. Hier in der Mitte der Flut stürzte sie sich plötzlich von ihrem Pferde herunter in das Wasser. Der zu ihrer Aufsicht bestellte Tscherkesse schwamm ihr sofort nach, aber als er sie einholte und ergreifen wollte, stieß sie ihn heftig zurück, und als er nicht abließ, suchte sie ihn mit sich in die Tiefe hinabzuziehen. Mit Mühe gelang es ihm, sich los zu machen und die Widerstrebende an ihrem langen Haar fest zu halten. Mit Beihilfe Anderer brachte er sie ans Ufer. Hier stand sie nun, wie eine Statue, ohne Schleier, die Hände auf der Brust gekreuzt, das nasse Gewand fest an ihrem Körper anliegend, ein wunderschönes Mädchen, blond, bleich, bewegungslos, nur daß sie von Zeit zu Zeit das triefende Haar, das ihr um die Schultern hing, mit der Hand aus der Stirn strich. Es war ein unvergeßlicher Anblick, und er machte selbst auf die russischen Krieger den tiefsten Eindruck. Der General betrachtete das Hetdenmädchen eine Zeit lang schweigend, dann fragte er einen Tscherkessenhäuptling, wie viele russische Gefangene der Feind wohl für das Mädchen geben würde. „Sechs,“ antwortete er. „So nimm sie und bringe mir morgen die Russen.“ Der Tscherkesse schwang sich auf sein Pferd, ließ das Mädchen auf ein anderes heben, und ritt schnell mit ihr nach den lieben heimatlichen Bergen zurück. Die Stolge aber hatte keinen Blick des Dankes; nur bei dem Fortreiten maß sie mit ihren schönen Augen den General vom Kopfe bis zu den Füßen, dann zog sie das weiße Tuch wieder um sich und verschwand. Am andern Tage wurden sechs gefangene Russen pünktlich abgeliefert.

### Generalcorrespondenz.

In Leipzig tritt mit dem 1. Januar nächsten Jahres eines der großartigsten Lesemuseen ins Leben. Es sollen gegen dreihundert deutsche und auswärtige Zeitungen gehalten werden. Leipzig wird durch diese auf Actien gegründete Unternehmung nicht bloß um ein großartiges Institut reicher, sondern erhält durch dasselbe auch, da jedem der Beitritt freisteht und Fremde ohne lästige Beschränkungen zugelassen werden, einen Mittelpunkt der Geselligkeit, an dem es so sehr fehlte, wie in allen deutschen Städten, wo man sich bisher nur in geschlossenen Gesellschaften wohlfühlte. —

Leipzig und Berlin werden binnen kurzem, wie man sagt, ihre Theatergesellschaften auf eine Woche lang tauschen. Dieses

auf Gastrollen Reisen einer ganzen Bühne ist eine neue Annehmlichkeit, welche durch die Eisenbahnen möglich geworden ist. Die Königstädter Schauspielergesellschaft wird eine Woche lang in Leipzig und die Leipziger eben so lange in Berlin spielen und namentlich dort Vornings „Wildschütz“ mit den Personen geben, für welche der Componist seine heitere Oper eigentlich schrieb. —

Wir haben eben eine Annehmlichkeit der Eisenbahnen erwähnt, die den Raum so sehr verkürzen, und knüpfen daran eine Berechnung, welche man kürzlich in London angestellt hat. Ein Dampfwagen, der bei gewöhnlicher Schnelligkeit in einer Stunde 4 deutsche Meilen zurücklegt, würde acht und einen halben Tag brauchen, um von London nach Ostindien zu gelangen, und elf, um Peking, die Hauptstadt von China, zu erreichen. In einundfünfzig Tagen würde er rund um die Erde herum fahren, die Entfernung von der Erde bis zum Monde in etwa sechszehn Monaten, die Entfernung von der Erde zur Sonne aber — erst in 500 Jahren zurücklegen. —

Ein geistreicher bekannter Künstler in Paris hatte vor Kurzem von einem Weinhändler zwei Eimer Wein gekauft, bemerkte aber bald, daß derselbe verfälscht sei. Der Wein war bezahlt und der Künstler erfand eine Rache, die ihm kein Gesetz wehren konnte. Er ließ die beiden Eimer Wein nämlich wieder aufladen, vor das Haus des Weinhändlers fahren und dort in die Gasse ausleeren. Die Pflastersteine errötheten vor Scham, wahrscheinlich mehr als der Weinhändler. —

Es ist oft von den Uebertheuerungen die Rede, welche sich manche Gewerbetreibende, namentlich Fleischer und Bäcker, bisweilen zu Schulden kommen lassen. Ueberall, außer in der Türkei, werden jetzt in unserer cultivirten Zeit solche kleine Uebervorteilungen sehr gelind geahndet; früher war das anders; ein Ausspruch des Gerichts zu Toulouse vom 8. November 1558 verurtheilte mehrere Fleischer, die schlechtes Fleisch und nach zu leichtem Gewicht verkauft hatten, auf offenem Markte, barhäuptig, im Hemd, eine Kerze in der Hand und knieend Abbitte zu thun. Ein Jahrhundert später mußte in einer andern Stadt ein Fleischer eine Stunde vor seinem Laden am Pranger stehen und ein Täfelchen auf der Brust tragen, auf dem die Worte standen: „Zur Strafe für Uebertheuerung des Fleisches.“ —

Vor einiger Zeit kamen die sterblichen Ueberreste zweier Heiligen, die von Civita Vecchia abgeschickt und für Belgien bestimmt waren, an dem Zollhause zu Lille an, wie ein Journal dieser Stadt erzählt, und da man nicht wußte, wie man sie besteuern sollte, behandelte man sie endlich als „Curiositäten“. —

Die auch bei uns durch ihre schöne Stimme und ihren Geiz bekannte englische Sängerin Clara Novello hat sich in London mit einem Grafen Sigliucci verheirathet. —

Seit dem Jahre 1829 sollen in London nicht weniger als 45,000 neue Häuser entstanden sein, welche zusammen 750 neue Straßen und Plätze bilden. —

In Paris starb vor wenigen Tagen eine früher sehr berühmte Schauspielerin, Emilie Leverb, die Nebenbuhlerin der Mars. Die beiden Künstlerinnen führten einen so erbitterten Kampf miteinander, daß sich selbst der Kaiser Napoleon Rheinmischen mußte und zwar während seines Feldzuges in Rußland. Er schickte von Moskau einen strengen Befehl ab, der für die Leverb günstig lautete, aber der Oberintendant des Theaters, Remusat, begünstigte die Mars, das kaiserliche Decret wurde beseitigt und die Mars triumphirte. Damit war aber der Kampf bei weitem noch nicht zu Ende. In der Restauration gewann die Leverb die Anhänger der Bourbons für sich, während die Mars stets ein Weichensträuschen, das Sinnbild der Bonapartisten, trug. Der Kampf zwischen den beiden Partien wüthete aufs Heftigste und die Mars hätte unterliegen müssen, wenn sie nicht durch das Unglück, das ihre Nebenbuhlerin traf, begünstigt worden wäre. Zuerst wurde dieselbe zu stark, dann erkrankte sie an den Blattern, die ihr schönes Gesicht unerblickbar zerrissen. Aus Eitelkeit trat sie von der Bühne zurück und die Mars herrschte nun allein. Später heirathete die Leverb einen der schönsten Männer von Paris, der 30 Jahre jünger war als sie, und sie hinterläßt ihm ein jährliches Einkommen von 25,000 Fres. —

In England bestehen jetzt 70 Eisenbahngesellschaften, die zusammen ein Kapital von beinahe 58 Mill. Pfd. St. besitzen. Außerdem hat man in England auf verschiedene Unternehmungen ein Kapital von 347 Mill. Pfd. St. verwendet. Die Eisenbahnen, welche durch England eingeführt worden sind, scheinen dort auch zuerst eine Reform zu erleiden. Man will es nicht mehr dulden, daß die Eisenbahngesellschaften nur auf ihren Nutzen sehen, das Publikum aber wenig beachten. Man hat ihnen nachgerechnet, daß sie die Fahrpreise sehr bedeutend heruntersetzen könnten, und man wird nicht ruhen, bis dies geschehen ist. —

Ein Institut, das in kräftigem Gedeihen steht, hat wohl die Pflicht, auch Dessen zu gedenken, der es in's Leben rief und es pflegte unter Sorgen und Mühen. Und so glauben auch wir den Freunden unserer „Allgemeinen Modenzeitung“ die Anzeige schuldig zu sein, daß der Gründer derselben, der königl. preuß. Generalconsul, Geheim Hofrath und Ritter des rothen Adler-Ordens, Dr. jur. Baumgärtner (Water des jetzigen Besitzers der Baumgärtner'schen Buchhandlung und der „Modenzeitung“) am 28. November d. J. im 85. Jahre seines thätigen Lebens gestorben ist. Er begann die Zeitung im Jahre 1798, überwachte dieselbe in allen Beziehungen bis 1823 und nahm an ihr, der liebsten Frucht seiner Thätigkeit, bis an sein Ende das lebhafteste Interesse.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 51.

1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Segenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Schweizerinnen.

(Fortsetzung und Schluß.)

4.

Barbara gab mehrere Gulden aus, um ein Zimmer ihrer Wohnung wenigstens einigermaßen der Gewohnheit und dem Geschmacke des Berliner Betters gemäß einzurichten; auch kleidete sie sich von da an besser und wendete mehr auf ihre Küche. Alles dies blieb in der kleinen Stadt nicht unbekannt und man sprach an mehreren Orten von der Heirath Barbaras mit Oskar als von etwas durchaus nicht mehr Zweifelhaftem.

Noch aber war nichts entschieden; erst als Oskar eines Tages seiner Cousine im Vertrauen mittheilte, daß, wie er gehört, ein reicher Pächter in der Nähe seine Tochter zu verheirathen wünsche und daß er nicht abgeneigt sei, Schritte bei demselben zu thun, da er sich gern mit einem reichen Mädchen vom Lande verbinden würde, machte Barbara ihrem Schrecken und ihrer Unentschlossenheit ein Ende und erklärte sich bereit, den jungen Beter selbst zu heirathen.

Die Stadt gerieth außer sich, als die Kunde von dieser seltsamen Heirath sich verbreitete; Barbara selbst wußte nicht recht, wie sie eigentlich zu der Erfüllung ihrer Wünsche gelangt sei, und wünschte die Verbindung zu beschleunigen, vielleicht weil sie im Stillen fürchtete, das große Glück könne ihr noch entchlüpfen. Zuerst ließ sie den Herrn Schmidt zu sich kommen, um dem-

selben ihren Entschluß mitzutheilen. Er schien sich darüber nicht zu wundern und lobte sie. Dann bat sie ihn um seinen Rath in Bezug auf ihre Vermögensverhältnisse und er sprach auch darüber ganz ruhig mit ihr.

Oskar seiner Seite war mit der großen Beeilung der Heirath nicht einverstanden und verlangte vielmehr, daß die Hochzeit erst nach zwei Monaten gefeiert werde, weil seine Geschäfte nicht früher abzuwickeln sein würden. Barbara gab ungern ihre Einwilligung, trug aber dem Beter, um ihn noch mehr an sich zu fesseln, an, bereits jetzt über ihr Vermögen zu verfügen, da es in seinen Händen größern Gewinn bringen dürfte. Oskar sträubte sich zwar einigermaßen, ging jedoch endlich auf den Antrag ein und machte nun den Vorschlag, die Cousine möge ihre Gärten u. verkaufen. Dies mußte geschehen, weil Oskar Barbara nach Berlin, an den Brennpunkt seiner Geschäfte, mitnehmen wollte. Nur das Haus sollte behalten werden. Oskar kannte die bestehenden Gesetze nicht und begab sich auf die Aufforderung seiner Cousine zu dem Herrn Schmidt, um sich mit demselben zu besprechen.

Dieser Schmidt war ein buckeliges geschwätziges Männchen, wohnte in einem hübschen Hause und ging mit den angesehenen Leuten des Städtchens um. Von seinen Beschäftigungen haben wir bereits gesprochen und ob er gleich vielleicht nie in einem Buche gelesen hatte, so war er doch der Schrecken selbst der klügsten Advokaten in der Umgegend. Daß er die Gesetze auf das

Genaueste kannte, ging schon daraus hervor, daß er hundert Mal das Zuchthaus verdient hatte, daß man ihn aber nie eines Vergehens überführen konnte. Anfangs meinte er gegen Dskar, es würde sich schwerlich jetzt ein Käufer für die Besitzungen finden, als aber Dskar eine ansehnliche Vergütung versprach, wenn der Verkauf bald zu Stande käme, erinnerte sich der Geschäftsmann sogleich einer Person, welche längst schon gewünscht, die Gärten und Weinberge des alten Bernhard zu kaufen; freilich, setzte er hinzu, bietet man sehr wenig dafür und ich glaube nicht, daß die Grundstücke dafür hingegeben werden können. Dskar, dem es nur darauf ankam, bald baares Geld zu erhalten, hatte gegen die gebotene Summe nichts einzuwenden und Schmidt, der nun erst Dskar zu durchschauen schien, übernahm es, den Verkauf in der kürzesten Zeit zu bewirken. Er hielt Wort und Dskar konnte der Cousine bald anzeigen, daß er das Geld erhalten. Auch die Mühle sollte verkauft werden und vor allen Dingen bestand Dskar darauf, das Haus in der Stadt „wohnlicher“ einrichten zu lassen. Barbara gab auch dazu, wenn auch seufzend, ihre Einwilligung; „man kann auch in der schmucklosesten Wohnung glücklich sein,“ meinte sie.

Die Maurer arbeiteten lange in dem Hause, dann kamen die Zimmerleute und Tischler, Maler und Tapezierer und das Haus erhielt ein ganz anderes Aussehen.

Auch die Mühle wurde verkauft und als Dskar der Cousine Nachricht davon gab, setzte er hinzu:

„Alles geht gut; ich habe auch einen sehr befriedigenden Brief erhalten. Ein Theil des Geldes, das wir in die Hände bekommen und das ich angelegt habe, trägt 60 Procent; das ist gewiß aller Ehren werth.“

„Ja wohl! Ja wohl!“ sprach Barbara höchst erfreut.

„Aber,“ fuhr Dskar fort, „nun müssen wir auch daran denken, unser Haus anständig zu meubliren. Ich werde nach Berlin schreiben und das Nöthige kommen lassen. Freilich wird die Hochzeit dadurch noch um einen Monat hinausgeschoben werden.“ Barbara konnte zwar nicht widersprechen, aber sie berechnete bei sich, wie vieles Geld für diese nutzlosen Sachen werde ausgegeben werden müssen, und sie schüttelte den Kopf noch mehr, als endlich die Meubles ankamen, welche Dskar versprochen hatte. Niemand in der Stadt und der Umgegend besaß dergleichen. Sie waren sämmtlich

von Mahagoni oder von Taccaranda, mit Sammet und Seide beschlagen.

Barbara wagte inmitten dieses Luxus nichts anzurühren und getraute sich weder auf den prachtvollen Tisch zu essen, noch auf die schönen Stühle sich zu setzen. Sie nahm jeden Augenblick ihre Schürze, um hier und da einen Schatten von einem Flecken abzuwischen, den sie zu bemerken glaubte, und wenn Dskar sie über irgend etwas zu Rathe zog, mußte sie unwillkürlich seufzen, während sie antwortete:

„Es ist ohne Zweifel sehr schön, indeß —“

Der Unwille und Widerwille der Nachbarinnen gegen Barbara hatte eine solche Höhe erreicht, daß keine mehr mit ihr sprach; selbst ihre genauesten Bekannten gingen ihr überall sorgfältig und geflissentlich aus dem Wege. Je mehr man von dem hörte, was in ihrem Hause vorging, um so unzweifelhafter hielt man sie für wirklich verrückt. Barbara wußte dies recht wohl und bemitleidete sich selbst.

In die allergrößte Verlegenheit brachte sie Dskar dadurch, daß er sie mit Geschenken und unsinnigen Galanterien überhäufte, den Zeichen einer ganz maßlosen Leidenschaft. Oft schickte er ihr irgend ein werthvolles Gerath, um sie zu überraschen, ein Paar Armleuchter z. B., einen prächtigen Arbeitstisch, einen schönen bequemen Sessel u. s. w., obgleich sie niemals wagte, sich dieser kostbaren Dinge irgend wie zu bedienen, die sie gewöhnlich vorher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Jedes Mal, wenn sie ein neues solches Geschenk erhielt, rief sie verlegen aus: „wie Schade!“ stellte es dann bei Seite und rührte es nie wieder an.

So kam es, daß sie allmählig besorgt und ängstlich zu werden anfing. Ihre Lage und die Ereignisse, welche mit ihrem Character in dem schreiendsten Widerspruche standen, hatten endlich ihre gute Laune vernichtet und sie beschäftigte sich oft gerade mit den peinlichsten Gedanken, wenn irgend ein so theures Geschenk des Betters an sie ankam. Eines Tages brachte man ihr einen Theetisch, der äußerst kostbar war, und der sie keineswegs erfreute, sondern sehr verdrüsslich machte, da sie Dskar schon oft gebeten hatte, seine unnöthigen Ausgaben dieser Art einzustellen.

Einige Tage darauf fragte sie endlich Dskar ernsthaft, wann er endlich Anstalt zu der Heirath machen werde. Er setzte den Trauungstag noch auf einen Monat hinaus. Es war dies am 29. Juli, an einem Sonntage und am Montage darauf fanden sich mehrere ihrer sogenannten Freundinnen bei ihr ein, um

ihr zu berichten, ihr Wetter und Bräutigam habe, nachdem er wahrscheinlich zuviel getrunken, ein bis dahin in dem Städtchen unerhörtes Aergerniß gegeben, indem er jungen Mädchen auf öffentlicher Promenade die übertriebensten Schmeicheleien gesagt. Barbara gerieth außer sich.

„Das ist nicht möglich!“ entgegnete sie.

„Er war, wie gesagt, wahrscheinlich betrunken,“ wiederholten die Nachbarinnen.

„Betrunken! Ach du mein Gott!“

Die Sache war begründet. Oskar entschuldigte sich mit einem außergewöhnlichen Mittagessen, das er einigen jungen Herren, die ihm mancherlei Gefälligkeiten erwiesen, habe geben müssen, und durch Liebkosungen und Schmeicheleien gelang es ihm endlich, Barbara wieder zu beruhigen.

Schmidt wußte, seinen Geschäften zu Folge, Alles, was in der Stadt geschah und geschehen würde. Er erfuhr denn auch durch sorgfältige Beobachtung Oskars, daß derselbe ein Haus besuche, in welchem man im Geheimen spielte, und er ließ durch Freundinnen Barbara davon benachrichtigen. Barbara erfuhr dieses neue Unglück von mehreren Seiten gleichzeitig. Anfangs wollte sie nicht daran glauben, dann aber schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen, erhob die Augen gen Himmel und wagte gar nicht in die Tiefe des Abgrundes hineinzublicken, der vor ihren Füßen auf so grauenhafte Weise gähnte.

An einem Abende, als sie inmitten der Zubereitungen zu ihrem künftigen Glanze in die trübsten Gedanken versunken in ihrer Wohnung saß, hörte sie Lärm an ihrer Thüre. Sie hatte noch kein Licht angezündet; man lachte, man äußerte Erstaunen; Leute schienen etwas Schweres herbeizuschaffen: „Nehmt Euch an der Ecke in Acht!“ hieß es; „Langsam! Ruht einmal aus! Nun rechts!“

So kam man in den Corridor.

„Barbara!“ rief jetzt eine Stimme, „Licht! Licht!“

Sie eilte nach der Treppe hin; die Nachbarinnen waren bereits mit Licht erschienen. „Man bringt Ihnen etwas,“ rief man ihr von unten herauf in einem ganz eigenthümlichen Tone zu.

„Was denn?“

Sie sah eine lange dicke viereckige, in Leinwand eingepackte Masse, die man mit Mühe die Treppe hinauf brachte.

„Was ist es denn?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Einer der Träger; „ich glaube ein Pianoforte.“

„Ein Pianoforte!“ wiederholte Barbara erstaunt; „und was soll denn dies bei mir?“

Alle Anwesenden lachten.

Oskar kam diesen Abend nicht nach Hause, was er seit einiger Zeit schon mehrmals gethan hatte. Barbara verbrachte die Nacht in Thränen. Ihr Wetter und Bräutigam verheimlichte seine ihr im höchsten Grade mißfällige Lebensweise gar nicht mehr. Die halbe Stadt wußte es, daß er spielte, daß er sehr hoch spielte; man hatte ihn bei einem Manne gesehen, der auf Pfänder lieb, und wollte wissen, es sei demselben eine große Menge Wäsche übergeben worden. Schmidt hatte alle Fäden dieser Spionerei in den Händen und ließ das, was er ausgekundschaftet, der armen Schweizerin stets sofort hinterbringen. Die Geschichte mit der Wäsche, die sie über alles liebte, empörte sie am meisten und zwar so sehr, daß sie sich sogleich aufmachte und selbst zu Schmidt ging. Dieser empfing sie ganz ruhig, rechnete ihr vor, wie viel ihr Wetter bisher verschwendet und verschleudert habe, setzte aber wohlbedächtig hinzu, sie habe nicht nöthig, darüber besorgt zu werden, da der junge Herr äußerst klug und gewandt sei, und wünschte ihr sogar wegen ihrer Verheirathung mit dem „vortrefflichen jungen Manne“ nochmals Glück.

Barbara ging fort ohne ein Wort zu sagen. Sie schloß sich in ihrem Zimmer ein, aß nicht, weinte, rang die Hände und seufzete schmerzlich. Darüber war der Abend herangekommen und sie hörte Lärm und musikalische Instrumente, die gestimmt wurden, auf der Straße. Aus Neugierde öffnete sie das Fenster zur Hälfte und so sah sie, daß Leute in einem Halbkreise vor ihrer Thüre aufgestellt waren. Um diesen Halbkreis herum sammelten sich zusehends mehr und mehr andere Personen. Einen Augenblick wußte sie nicht, was dies zu bedeuten habe, bald aber erklärten ihr die musikalischen Töne und das Gelächter der Umstehenden alles; man brachte ihr ein Ständchen. Sie schloß schnell das Fenster zu und eilte in das entlegenste Kammerchen, um nur von der fatalen Musik nichts zu hören.

Oskar selbst erschien bald darauf mit triumphirender Miene. Barbara wollte ihm anfangs nicht öffnen, aber sie bedachte, daß sie bereits ganz in seinen Händen sei und nichts thun könne, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen. So öffnete sie denn und sagte sanft, doch so, daß ihr Bohn nicht zu verkennen war:

„Du bist ein Narr, lieber Dskar.“

„Ja, vernarrt in Sie, Cousine,“ entgegnete der Better, indem er die Arme um sie schlang.

Sie machte sich zum ersten Male ziemlich ungestüm von ihm los und fuhr fort: „wie viel Geld wird der schlechte Spaß kosten!“

„Die Geldkosten können gar nicht in Betracht kommen, wenn es sich darum handelt, Sie auf angenehme Weise zu überraschen.“

Barbara nöthigte ihn, Platz zu nehmen und schwieg eine Zeit lang; dann leitete sie das Gespräch allmählig auf die Geschäfte und Unternehmungen. Dskar wurde einigermaßen verlegen, umarmte sie nochmals und antwortete endlich:

„Ich wollte davon mit Ihnen nicht sprechen; es läßt sich vielleicht alles noch arrangiren.“

Barbara fühlte sich von einem eiskalten Schauer ergriffen. Dskar gestand, daß er schlechte Nachrichten erhalten habe, und daß das große Unternehmen nicht vollkommen gelungen; er setzte aber auch hinzu, man dürfe noch nicht verzweifeln, die Sache sei doch in den besten Händen &c.

Barbara fuhr auf wie eine Furie und sprach:

„Mein Geld ist also nicht verloren? Das ist ein Glück für die Leute, welche es in den Händen haben; ich wäre im Stande, ihnen das Herz aus dem Leibe zu reißen, wenn sie mich um das Meinige bringen sollten.“

Dskar lachte und schloß sie in seine Arme. Sie stellte sich auch wirklich, als lasse sie sich besänftigen, und endlich sagten sie einander ziemlich zärtlich gute Nacht.

Barbara hatte schon mehrere Nächte nicht geschlafen; aber die Leser werden sich die Kämpfe zwischen der Liebe und dem Geize, welche in ihrem Herzen gekämpft wurden, leichter vorstellen können, als wir sie zu schildern vermögen. Die ältere Leidenschaft gewann endlich die Oberhand; Barbara entwarf tausend Pläne; sie nahm sich vor, mit Dskar völlig zu brechen und ihr Vermögen gerichtlich zurückfordern zu lassen, oder auch nach Berlin zu schreiben, oder selbst dahin zu reisen, um sich über den Stand der großen Actien-Buchhandlung zu erkundigen. Leider mußte sie sich aber selbst gestehen, daß sie völlig gefesselt sei und keine andere Hoffnung mehr habe als ihre baldige Verheirathung.

Noch kannte die Arme aber ihr ganzes Leid nicht, während es für die halbe Stadt kein Geheimniß mehr

war, daß Dskar ein ziemlich vertrautes Verhältniß mit der jüngern der drei Freundinnen Barbaras angeknüpft hatte. Er ging dabei sogar so unvorsichtig zu Werke, daß man einen versiegelten Brief von ihm an das Mädchen gefunden und daß man ihn mit der Geliebten zu verdächtiger Zeit unter den schattigen Baumgängen der Promenade gesehen. Alles dies wurde natürlich der unglücklichen Barbara getreulich hinterbracht, die wuthschäumend den Ungetreuen erwartete.

Er zeigte sich zwei Tage lang nicht, schickte aber in dieser Zeit an Barbara einen prächtigen Hut mit Federn und schrieb ihr dazu, sie möge ihn aus Liebe zu ihm tragen.

Barbara erfuhr, daß er den größten Theil der zwei Tage verschwärmt hatte, und ihr Unwille steigerte sich dadurch natürlich noch höher. Am dritten Tage endlich erschien er, bleich, niedergeschlagen, tiefbetrübt. Er setzte sich still nieder und weinte. Barbara wurde dadurch so überrascht, daß sie ihren Zorn halb und halb vergaß und fragte, was ihm fehle. Er antwortete nicht. Barbara schauerte und drang unablässig in ihn. Er konnte vor Schluchzen kein Wort herausbringen. Es währte lange, ehe er der geliebten Cousine mittheilen konnte, daß er seine Stelle eingebüßt habe. „Man meinte, ich hätte mich der Sache nicht eifrig genug angenommen.“

„Unglückseliger!“ rief Barbara händeringend aus, „und mein Geld?“

„Ach,“ fuhr Dskar fort, „die unglückselige Liebe, mit der Sie mich bestrickt haben, ist mein Verderben geworden. Können Sie es über das Herz bringen, mir Vorwürfe zu machen? Habe ich nicht vielmehr Ursache, Sie anzuklagen? Für wen habe ich meine Zeit vertändelt? Für wen habe ich alles aufgewendet, was ich mir in günstigen Zeiten erspart?“

„Aber das Geld, das Geld, das ich Dir gegeben?“ wiederholte Barbara, ohne auf seine Klagen zu hören.

„Es steht allerdings unsicher und wir werden nicht mehr darauf rechnen können.“

Barbara warf ihm Hyänenblicke zu, er aber fuhr fort:

„Alles das rührt mich wenig oder gar nicht. Denn was ist mein einziger Wunsch, mein einziges Verlangen? — Ihr Besitz, Cousine. Mit Ihnen werde ich in einer Dachwohnung, in einer Hütte glücklich sein. Geld und Gut hat keinen Werth für mich; mein einziges Gut sind Sie!“

Bei diesen Worten sank er vor ihr auf seine Knie nieder und aus seinen schönen Augen rannen von neuem Thränen.

„Ich denke,“ stammelte er unter Seufzern, „diese Unglücksfälle werden unsere Gesinnungen und Gefühle nicht ändern. . . Ihr Herz ist viel zu weich, als daß es mich verstoßen könnte.“

Barbara schwieg hartnäckig und ließ sich umarmen, ohne sich zu rühren. Endlich winkte sie dem Better, sie zu verlassen, und er schritt langsam, gesenkten Hauptes hinaus.

Die ganze Nacht hindurch ging sie mit sich über das zu Rathe, was sie wohl zu thun habe. Wie sehr war Alles verändert und wie hatte sie sich namentlich in dem Better gefäuscht! Freilich war er jung und hübsch und seufzend verglich sie den Better, wie er war, mit dem, wie er ihr früher erschienen. Nach langem Nachdenken kam sie indeß immer wieder zu der Ueberzeugung, daß es das Beste sei, ihn dennoch zu heirathen, zumal die ganze Stadt diese Heirath erwartete.

Den nächsten Tag brach leider der Hauptsturm gegen die arme Barbara erst los! Sie erhielt die Rechnungen von den Maurern, den Malern, den Tischlern, die ihrer Meinung nach längst bezahlt waren, und merkwürdiger Weise trafen diese Rechnungen sämtlich gleichzeitig ein. Sogar die Rechnung für das Ständchen blieb nicht aus.

Und was that der liebe Berliner Better an diesem für Barbara so unheilvollen Tage? Er gab seinen Freunden ein großes Gastmahl! Diese Freunde waren junge Leute, die nicht im besten Rufe standen und die er in den Wirthshäusern hatte kennen lernen. Das Festessen empörte die ganze Stadt dermaßen, daß man der armen Barbara sofort Anzeige davon machte und auch nicht verschwie, wie dabei sündhafter Luxus getrieben worden wäre. Man wollte sogar wissen, Dskar habe auf die baldige Verarmung seiner Cousine getrunken und dieser Toast sei mit allgemeinem Gelächter aufgenommen worden. Die arme Barbara besand sich in einem wirklich bedauerlichen Zustande.

Spät in der Nacht erschien Dskar mit seinen Freunden an der Thüre des Hauses seiner Braut, die nicht übel Lust hatte, ihm nicht zu öffnen. Nur der Gedanke, noch Schlimmerem vorzubeugen, vermochte sie, ihm die Thüre aufzuschließen. Die Freunde wünschten einander in ironischem Tone eine gute Nacht und Dskar trat wankend in das Haus. Barbara verschloß leise die Thüre wieder.

Als sie oben angekommen waren, wollte Dskar die liebe Cousine umarmen, aber sie stieß ihn mit Abscheu von sich und überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen in nicht eben gewählten Ausdrücken.

Dskar schien allmählig sich zu erzürnen; seine Augen flammten, er nahm einen Stuhl und sagte: „Wissen Sie, daß ich der Mann nicht bin, solche Beleidigungen ruhig mit anzuhören? — Ich weiß nicht, was mich abhält, alles hier zu zertrümmern.“

Barbara flüchtete mit gefalteten Händen nach der Thüre.

„Fürchten Sie sich nicht,“ fuhr er dann ruhiger fort; „ich vermag es nicht, Ihren schönen Augen Thränen zu erpressen. Das Unglück, — Schulden werden mich entschuldigen. — Ich sehe ein, daß Sie betrübt worden sind, aber — lassen Sie uns in Freundschaft scheiden.“

Er trat von neuem zu ihr und Barbara war so erschrocken, daß sie unbeweglich da stehen blieb, wo sie stand.

„Wir wollen uns versöhnen,“ fuhr er fort.

Sie ließ sich umarmen, dann wankte er hinaus, die Treppe hinauf in sein Zimmer. Sie verriegelte und verschloß ihre Thüre.

Am andern Morgen ließ sie sogleich den Herrn Schmidt bitten, auf kurze Zeit zu ihr zu kommen, der sich auch bald einfand und mit ihr bereitwillig alle Rechnungen und alle sonstigen Papiere durchging, welche sie von dem „lieben Better aus Berlin“ oder durch denselben erhalten hatte. Schmidt konnte durchaus nichts Unregelmäßiges finden, er versicherte vielmehr, das alles in der wünschenswerthesten Ordnung sei und daß es schwer werden dürfte, den Prozeß zu gewinnen, wenn sie vielleicht gesonnen sei, klagend gegen den „schlaunen“ jungen Mann aufzutreten. Das Resultat der Berathung und Untersuchung war, daß das Vermögen Barbaras bis auf eine Rente von etwa 120 Thalern verschwunden war. Die Arme war untröstlich und als Dskar gesenkten Hauptes vor ihr und Schmidt erschien, seine Fehler reumüthig eingestand, wies sie ihm rauh die Thüre; sie ließ sich sogar nicht erweichen, als er vor ihr auf die Knie sank.

„Wir sind geschieden für immer,“ eine andere Antwort hatte sie nicht für ihn und er reisete am Abende mit der Post, sehr wohlgemuth, wie die Leute gesehen haben wollten, ab.

Als Barbara mit Schmidt wieder allein war, wurde sie weich und ihre Augen fanden Thränen:

„Ach, mein armer Freund!“ seufzete sie. „Ich habe nun Niemanden mehr in der Welt als Sie, und ich werde Sie lieben, wie es einer braven Frau zukommt.“

„Hm! Hm!“ antwortete Schmidt, indem er sich eine Birne schälte, „früher hätte ich Sie gern meine Frau genannt, jetzt ist leider ein kleines Hinderniß eingetreten. Erst hielten Sie mich so lange hin, und wer hätte gedacht, daß der Herr Better . . . . Ich hatte mit dem Müller in Langhaus Geschäfte und bei dieser Gelegenheit habe ich ihn auch so weit gebracht, daß er mir seine Tochter giebt. Nächsten Sonntag werden wir zum ersten Male aufgeboden.“

Das war der letzte Schlag, und Barbara unterlag; sie wurde krank und konnte wochenlang das Haus nicht verlassen. In der Stadt bemitleidete man sie fast, nur der alte Onkel Simon meinte, als er erfuhr, wie das Verhältniß zwischen Dskar und Barbara geendet:

„Der „Berliner Better“ war doch pfißiger als ich anfangs glaubte.“

### Miscellen.

(Eine Hundestadt.) Man hat von den sogenannten Prairiehunden, die in den großen Grasbenen Amerikas in Löchern in der Erde leben, schon vielerlei Seltsames erzählt, das Seltsamste aber berichtet neuerdings ein Engländer: „Sobald wir in der Nähe dieser Hunderepublik erschienen, und von einigen Bürgern derselben bemerkt wurden, liefen die Erschrockenen davon, und in der ganzen Stadt entstand, wie es schien, allgemeine Angst. Wir nahmen darauf keine Rücksicht, und begaben uns mitten in die Stadt hinein, die nach allen Seiten hin von Wegen oder Straßen durchschnitten ist, welche die einzelnen unterirdischen Wohnungen mit einander in Verbindung setzen. In unserer unmittelbaren Nähe ließ sich keiner der republikanischen Hunde sehen, in einer gewissen Entfernung aber saß vor jedem Loch auf einem Erdbäufchen ein Bewohner dieser seltsamen Stadt, der sich umsah, und die Ursache der allgemeinen Störung ermitteln zu wollen schien. Hier und da faßte sich auch Einer ein Herz und lief schnell zu seinem Nachbar, wahrscheinlich bloß, um ihm seine Bemerkungen und Muthmaßungen mitzutheilen, denn gewöhnlich erschien er bald wieder und lief schnell nach seiner Wohnung zurück. Da wir uns ganz ruhig verhielten, so wagten sich endlich auch die Bewohner der uns zunächst befindlichen Löcher hervor. Nach einiger Zeit legte ich auf einen, der fast vor seiner Thüre saß, an und schloß ihn nieder; alsbald kam ein anderer gebückt aus dem nächsten Loch heraus und zog den Todten an den Weinen vorsichtig in die Höhle hinein. Diese sogenannten Prairiehunde sind etwa so groß wie Kaninchen, leben stets in großen Gesellschaften bei einander und sind sehr spiel-

lustig. Alle Jäger versichern, sie gräben, wenn sie einen guten Platz zur Anlage einer Ansiedelung, aber kein Wasser dabei fänden, einen Brunnen, um diesem Uebelstande abzuheben. Auch ohne Vorsteher oder König scheinen sie nicht zu sein, denn in jeder ihrer großen Städte kann man bisweilen einen recht großen Prairiehund sehen, der seine Wohnung in der Mitte hat, und der häufig mit gravitätischer Würde im Freien sitzt. Sobald er sich da zeigt, kommen seine Unterthanen zu ihm, gleichsam um ihm einen Besuch zu machen und sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er gleicht in solchem Augenblicke ganz und gar einem Fürsten, der Audienz giebt. Diese Hunde sind übrigens nicht die einzigen Bewohner ihrer Städte, denn es halten sich da auch Eulen einer gewissen Art auf, die mit den Hunden auf sehr vertraulichem Fuße leben, und mit denselben die Löcher in der Erde bewohnen. Die beschriebene Hundestadt war mehrere (engl.) Meilen lang und wenigstens eine Meile breit, und hatte überdies ziemlich ausgedehnte Vorstädte. Zuletzt zündeten wir in der Nähe ein großes Feuer an und brateten drei der erlegten Prairiehunde, deren Fleisch sehr zart und wohl-schmeckend ist.

(Italienische Eigenthümlichkeit.) Obwohl die vornehme Welt überall in den Hauptzügen dieselbe ist, so finden sich doch in jedem Lande wenigstens noch einige kleine Eigenthümlichkeiten. So behandelt man z. B. in Neapel die Verliebten in Gesellschaft anders, als bei uns. In einem Salon bei uns, oder auch in Paris, braucht man die Gespräche unter vier Augen zwischen zwei Personen nicht zu berücksichtigen, deren Gesinnungen gegen einander bekannt sind; es würde sogar eine lästige Indiscretion sein, wenn man geradezu vermeiden wollte, ein solches Gespräch unter vier Augen zu unterbrechen, weil man auf diese Weise den Personen zu verstehen gäbe, daß man ihre Herzensangelegenheiten kenne. In Neapel dagegen würde man sich den allgemeinsten Vorwürfen aussetzen, wenn man ein solches Gespräch störte. Beginnen irgendwo zwei Personen eine leise Unterredung mit einander, so entfernt man sich sogleich freundlichst aus ihrer Nähe und wartet, bis das Gespräch zu Ende ist, wenn man nicht für einen Menschen ohne alle Lebensart gehalten sein will. — Die neapolitanische Sitte gewährt offenbar einen Vortheil, während die unsere höheres Zartgefühl verräth. —

Eine andere allerdings mehr bekannte italienische Sitte, die auch schon in manchen Theilen des südlichen Deutschlands nachgeahmt wird, ist das so häufige Herausrufen der Künstler und Künstlerinnen in den Theatern und überhaupt die begeisterte Aeußerung des Beifalls. Im letzten Carneval wurde die Signora Tadolini, als sie in Neapel zum letzten Male auftrat, nach der Vorstellung nicht weniger als zwölf Mal hinter einander herausgerufen. Man rief sie auch zum dreizehnten Male, aber nun mischte sich die Polizei hinein, die der Meinung war, es sei des Beifalles genug, und der Sängerin das nochmalige Erscheinen verbot. Aber das Publikum schien nicht schlafen zu können,

ohne die Signora zum dreizehnten Male gesehen zu haben, und machte einen Höllenlärm; es mußten Mehrere verhaftet werden, und dann erst gingen die Anderen, freilich halb verzweifelt, nach Hause. Im vorhergehenden Jahre soll der Dame von oben herab der Befehl zugekommen sein, weniger schön zu singen, damit das Publikum nicht völlig fanatisirt werde. — In Bologna brachte einst ein junger Componist eine kleine Oper, die heute völlig vergessen ist, auf die Bühne und wurde nach der ersten Aufführung sechs und zwanzig Mal hintereinander herausgerufen und bekränzt. Er allein war ruhig genug geblieben, um das Hervorrufen zu zählen.

(Monterey,) die Hauptstadt von Californien, wird von Marryat in dessen neuestem Werke (Monsieur Violet) als einer der reizendsten Orte in der Welt geschildert: „wenn es auch nicht geradezu ein Paradies ist, so hat es doch viel Paradiesisches an sich; Jedermann fühlt sich behaglich da, singt und lacht, und jede Stunde ist dem Vergnügen, oder dem Ausruhen von Vergnügungen gewidmet. Es giebt keine schmutzigen Straßen, kein schlechtes Pflaster, keinen Rauch von Dampfmaschinenrösten, keine Polizei, keine Wagen, keine pünktlichen Geschäftsmänner, die, wie Dampfmaschinen pfeifend, zu gewissen Stunden auf ihre Posten rennen. Vor der Stadt liegt eine blane tiefe Seebucht, und sie selbst, d. h. ihre wenigen hundert niedlichen von wildem Wein umrankten Häuser stehen am Ufer in einer üppigen Aue, die einem Teppiche gleicht. Der Himmel oben ist tief kobaltblau und die Luft so milde, daß alle Engländer da zufrieden und, was noch mehr sagen will, die Amerikaner sogar ehrlich werden. Gewiß also ein schönes Klima! Ach, und wüßten meine Leser, wie reizend die Mädchen in Monterey sind, sie packten sogleich ihre sieben Sachen zusammen, reiseten dahin und heiratheten. Monterey ist übrigens schon alt, denn es wurde im 17. Jahrh. von portugiesischen Jesuiten gegründet. Jetzt herrscht da die Regierung von Mexiko, aber gar nicht zur Zufriedenheit der 3000 Bewohner, die alle wohlhabend sind und, da sie keine Gelegenheit haben, ihr Geld irgendwie wegzuworfen, sich selbst, ihre Pferde und Sättel so sehr als möglich herauspuzen. Ein Sattel von 500 bis 800 Thlr. ist etwas ganz Gewöhnliches unter den reichen jungen Männern. Die Damen kleiden sich reich und äußerst geschmackvoll, die Mädchen in weißen Atlas, während ihr langes schwarzes Haar auf ihre Schultern wallt, ihre Stirn zu Hause mit funkelnenden Juwelen geschmückt und das Gesicht beim Ausgehen mit einem langen weißen Schleier verhüllt ist, durch welchen die schwarzen Augen wie Diamanten blitzen. Die verheiratheten Frauen ziehen bunte Farben vor und halten ihr Paar durch einen großen Kamm fest. Außerdem besitzen sie wie die Männer eine schöne Eigenthümlichkeit, eine reizende Stimme von einem Wohlklange, den wir uns gar nicht vorstellen können. Vergnügungen giebt es in Monterey, das sich auch durch die unbegrenzteste Gastfreundschaft auszeichnet, alle Tage: Hähnenkämpfe, Bettrennen, Fandango-Tänze, Ausflüge zur Jagd und zum Fischfange &c. Die Gesundheit des

Klimas ist wunderbar; es hat nie eine Krankheit dort geherrscht und man kennt keine. Es giebt da weder Zahnschmerz, noch Hypochondrie; wer stirbt, stirbt durch einen Unglücksfall, oder aus Altersschwäche. Auch haben die Leute ein Sprichwort, das nicht lügt: „Wer sterben will, muß die Stadt verlassen.“ — Bei dieser Gelegenheit sei zugleich mit erwähnt, daß die Indianer in der Umgegend dieser Stadt, die Schoschonen, ein sehr einfaches, aber wie mir scheint, vortreffliches Verfahren beobachten, wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen einander heirathen. Beide erscheinen vor ihren Verwandten, treten in den Kreis, den diese bilden, und der Bräutigam fragt seine Braut: „Bist Du treu sein der Hütte, treu dem Vater, treu seinen Kindern?“ Darauf antwortet das Mädchen züchtig: „Treu, ewig treu, in Freud und Leid, im Leben und im Tode!“ Darauf reichen Beide einander die Hände, der Bund ist geschlossen, und man kennt kein Beispiel, daß die so gelobte Treue jemals gebrochen worden wäre.

(Die italienischen Volkslieder.) Kaum dürfte in Italien etwas anderes so gut gedeihen, als die Volkslieder; sie schießen überall empor wie wilde Blumen, die einen eigenthümlichen Duft verbreiten. Niemand fragt nach dem Dichter, oder dem Componisten, und eines dieser reizenden Liedchen verdrängt das andere. In diesem Augenblicke singt ganz Italien ein solches Liedchen, das von Einigen einem gewissen Cammerano, von Anderen einem Züchtlinge in Castellamare zugeschrieben wird. Der Text ist halb komisch, halb sentimental, und in neapolitanischem Dialect; der Refrain lautet: „Te voglio ben' assai, e tu non pensi a me“ („Ich liebe Dich so innig und Du denkst nicht an mich“). Die Melodie ist einfach, aber reizend; in einem Augenblicke war sie über Neapel und im nächsten über das übrige Italien verbreitet; man singt sie überall, man hört nichts außer ihr. Die Magd singt sie früh beim Aufstehen, die Auberer, die nach Capri schiffen, singen sie dreistimmig, die Fischer, die Austerhändler, selbst die Kinder singen das Lied. Die Dame singt es zum Piano in der ersten Etage und das arme Mädchen zur Guitarre in der vierten. Der Fremde wird endlich selbst mit von der Manie angesteckt, und wenn er ein Paar schöner Augen vor sich sieht, flüstert er unwillkürlich: „Te voglio ben' assai;“ aber die schönen Augen blicken gleichgültig hinweg, und er setzt dann traurig hinzu: „e tu non pensi a me.“

### Generalcorrespondenz.

Wir hörten in diesen Tagen in Leipzig Rob. Schumanns neueste Composition, ein Oratorium ganz eigenthümlicher Art. Als Text ist das reizende Märchen aus Thomas Moore's *Lallah Rookh*: „das Paradies und die Peri“ benützt. Eine Peri nämlich wird wegen eines Vergehens aus dem Paradies verstoßen und soll in dasselbe nur dann wieder aufgenommen werden, wenn sie mit „des Himmels liebster Gabe“ an der Pforte erscheint. Sie bringt nun zuerst den letzten Blutetropfen eines

Jünglings, der für die Freiheit fiel; aber „heiliger muß die Gabe sein“ wird ihr erwidert, wie auch, als sie das zweite Mal mit dem letzten Seufzer der reinsten Liebe erscheint. Erst als sie die Neuethräne eines Sünders darbringt, öffnen sich ihr die goldenen Pforten wieder. — Wir können hier auf die eigenthümlichen Schönheiten dieser Ländchen nicht eingehen und erwähnen daher nur, daß der Eindruck, den sie hervorbrachte, ein sehr günstiger war. (Eine Wiederholung erfolgte bereits am 11. December). —

Der bekannte Aesthetiker W. E. Weber weist im „Morgenblatte“ nach, daß, gleich vielem andern, das von den Meisten für einen Ausdruck der neuesten Zeit gehalten wird, aber, wenn auch in abweichender Form, schon im Alterthume dagesewesen ist, auch die lärmenden Triumphzüge der Virtuosen durchaus nichts Neues sind. Auch ein Trost! — Auch die sogenannte „Claque“ in den Pariser Theatern ist nur eine Nachahmung; denn als der Kaiser Nero öffentlich als Sänger auf der Bühne auftrat und kein rechter Beifall zu Stande kommen wollte, wurden fünftausend handfeste Männer in dem Theater vertheilt, die aus Leibeskräften klatschen mußten und deren Führer jedes Mal 4000 Gulden für seine Mühe erhielt. —

Wir haben oben von Sätteln im Werthe von 800 Thalern gesprochen; die Londoner Sattler Gebr. Thrupp haben aber so eben ein prächtiges Geschirr vollendet, mit dem die Pferde der Königin von Portugal geschmückt werden sollen und das noch weit kostbarer ist. Zügel und Sattel sind mit silbernen Zierrathen besetzt, welche das Wappen Portugals mit einer Krone darüber darstellen. Der Kopspuß der Pferde hat außer andern Verzierungen blaue, rothe und weiße Federn und das ganze Geschirr kostet die Kleinigkeit von 14,000 Thalern. —

Es hat ein Franzose wieder einmal eine Rechnung zu Stande gebracht, nach der nächstens etwas Außerordentliches geschehen muß. In der Mitte jedes Jahrhunderts soll nämlich irgend eine große sociale Umwälzung erfolgen; wenigstens, sagt der Franzose, hat diese Regel seit fünf Jahrhunderten gegolten; im Jahre 1440 bewirkte die Erfindung der Buchdruckerkunst den allgemeinsten Umschwung; um die Mitte des folgenden Jahrhunderts trat die Kirchen-Reformation ein; 1650 zertrümmerten Bacon und Decartes die bis dahin alleingeltende aristotelische Philosophie; 1750 wirkte die Philosophie, welche die große franz. Revolution und deren Folgen herbeiführte, also muß 1850 wieder irgend eine durchgreifende Neuerung eintreten. —

Die politischen Zeitungen sprechen jetzt viel von dem Besuche der Königin Victoria auf dem Landsitze ihres Ministers Rob. Peel, Drayton Manor. Dieses Schloß ist sehr alt und kommt schon in den Zeiten Eduards des Bekenners vor, wo es im Besitze der Grafen von Mercia war. Es ist seitdem durch mehrere Hände gegangen und gehörte auch einmal dem unglücklichen Grafen von Essex, dem Günstlinge der Königin Elisabeth, die sich häufig dort aufhielt. Im Jahre 1790 kaufte es Robert

Peel nebst der Hälfte des Städtchens Lamworth, ließ das alte Schloß wegreißen und erbaute den jetzigen prachtvollen Palast im Jahre 1798. —

Nirgends werden so viele Verbrechen begangen als in Spanien; Todtschläge kommen dort 48 Mal so viele vor als in dem weit mehr bevölkerten Frankreich. Die Habsucht und die Bestechlichkeit der dortigen Richter ist aber auch zum Sprichworte geworden, so daß sich die ehrlichen Leute vor der Justiz weit mehr fürchten als die Uebelthäter. Ist z. B. ein Mord begangen worden, so bemühet man sich keinesweges vor allen Dingen, den Thätern auf die Spur zu kommen, sondern man verhaftet die Personen, welche den Todten aufhoben, oder die Bewohner des nächsten Hauses. Das Eingreifen des Gesetzes wird deshalb am nachtheiligsten gerade für diejenigen, welche dasselbe unterstützen, oder dem Opfer beistehen wollten. Was die Folge davon ist, läßt sich leicht denken. Sobald man auf der Straße einen Hilferuf oder das Gewimmer eines Sterbenden hört, werden sogleich alle Hausthüren in der Nähe verschlossen und selbst vertrammelt, nicht aus Furcht vor den Mördern, wie man vielleicht vermuthen könnte, sondern aus Besorgniß, der Unglückliche könnte in einem Hause eine Zuflucht suchen, oder die Justiz sich einfänden, um Nachforschungen anzustellen. Erscheint ein Aecade und bemerkt noch einige Lebenszeichen in dem Bewundeten, so läßt er einen Geistlichen rufen; an einen Arzt denkt Niemand. Vor einiger Zeit wurde ein Fremder mitten in Madrid auf einem Plage vom Schlage getroffen, er sank nieder und fiel mit dem Gesichte in eine Wasserpfühe. Zufällig war ein Aecade in der Nähe; er trat hinzu, legte seinen Stab auf den Unglücklichen, zum Zeichen, daß er in den Händen der Polizei sei, und ließ ihn liegen, wie er ihn gefunden hatte, bis alle vorgeschriebenen Höflichkeiten erfüllt waren. Als man den Mann endlich aufhob, war er todt. —

Actien mit Champagnerdividende! Der Weinmäkler Hocker in Hamburg, „Präsident des europäischen Weintrinkervereins“, will in Hamburg das großartigste Trinkinstitut, „eine europäische Weinhalle“, erbauen und zwar auf Actien zu 100 Mark, deren jährlich ein Theil verlooset werden soll und zwar so, daß jede herauskommende Actie neben dem Gelbbetrage auch noch eine Anzahl Flaschen Champagner als Prämie enthält. Es sollen auf diese Weise über 1000 Flaschen Champagner vertheilt werden. —

Da die Königin von England reiselustig geworden ist, so hat die Birminghamer Eisenbahn-Gesellschaft für sie den schönsten Reisewagen bauen lassen, der bis jetzt existirt. Er ist 50 Fuß lang und 7 F. breit, im Geschmack der Zeit Ludwigs XIV. verziert und gewährt alle Bequemlichkeiten eines Zimmers. In dem Innern der Wände des Wagens laufen Röhren herum, die bei einer Fahrt der Königin im Winter mit heißem Wasser gefüllt werden und dadurch den Wagen heizen. Mittelft einer besonderen Vorrichtung kann die Wärme willkürlich erhöht oder vermindert werden. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 52.

1843.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baungärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

**Motto:** Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Mijnbeer van Tasselt.

### 1.

Um Meere.

Man kann sich keinen malerischen Anblick denken als die Küste von Scheveningen, besonders wenn man von dem Haag herkommt. Man geht da acht oder zehn Minuten auf einem schmalen Wege inmitten magerer Wiesen, die an ein großes Gebäude stoßen, welches den Horizont schließt. Mit einem Male aber macht der Weg eine Krümmung und man befindet sich dem unermesslichen Oceane gegenüber. In der Ferne wiegen und schaukeln sich majestätisch die Wogen, während das Ufer von einer Menschenmenge wimmelt, und die Schiffe und Barken überall ihre Masten mit dem Tau- und Segelwerke emporstrecken.

Kommt man näher, so bieten sich dem entzückten Auge überall tausend gefällige Einzelheiten dar. Junge Damen von der eigenthümlichen Schönheit, welche die Holländerinnen characterisirt, wandern mit aufgelösetem Haar umher, um dasselbe trocknen zu lassen, denn sie kommen aus dem Bade; Andere warten ungeduldig, daß die Reihe an sie komme, die kleinen mit Vorhängen versehenen Hütten zu besteigen, die auf zwei Rädern ruhen, von einem magern Pferde gezogen und von rüstigen Badeweibern mit rothen wollenen Röcken und starkgebräunten Gesichtern in das Meer hineingeführt werden. Bisweilen schlüpft eine der Najaden unter den schützenden Vorhängen hervor, wagt sich, in der

züchtigen wollenen Badekleidung, die nur die Arme und Füße bloß läßt, weiter in das Meer hinaus, kämpft kühn mit den Wellen und kehrt endlich in ihr Häuschen zurück, das dem Neste eines Seevogels mitten auf dem Meere gleicht.

In einer Entfernung von vier- bis fünfhundert Schritten befindet sich das Männerbad. Die Herren springen aus kleinen schilderhäuschenähnlichen Hüttchen heraus und wetteifern an Kühnheit und Gewandtheit. Im Wasser verliert der Holländer sein gewöhnliches Phlegma, denn das Wasser scheint sein eigentliches Element zu sein. Die zahlreichen Zuschauer am Ufer applaudiren oder lachen, je nach dem die Schwimmer sich geschickt oder ungeschickt zeigen. An einem gewissen Tage waren aller Blicke auf einen Mann von etwa sechsßig Jahren gerichtet, der einen ungeheuern Strohhut auf dem Kopfe trug. Es dauerte gar nicht lange, so entführten die Wellen dem Schwimmer den Hut und warfen sich denselben einander wie neckend zu. Der Holländer haschte eifrig nach seiner colossalen Kopfbedeckung; aber jedes Mal, wenn er sie fast erreicht hatte, warf sie eine Welle weiter hin. Der Alte verlor den Muth nicht, sondern schwamm immer hinter dem Hute her und gelangte so bald weit von dem Strande hinweg in das Meer hinaus, wo er endlich verschwand.

Die Zuschauer am Ufer wurden endlich besorgt, obgleich Niemand es wagte, dem Alten zu Hilfe zu eilen. Selbst die Schiffer scheuten sich, so weit in das

Meer hinauszufahren, das weit unruhiger war als gewöhnlich.

Mit einem Male sah man wieder etwas Weißliches in der Ferne schwimmen. Die Schiffer und mehrere Badende schwammen auf diesen Gegenstand zu, und brachten ihn an das Ufer. Es war der leblose Körper des alten Mannes, der den glücklich eroberten Strohhut krampfhaft in der Hand hielt.

Man brachte den Berunglückten in ein Haus und wendete alle Mittel an. Auch verloren die Glieder des Alten allmählig ihre Steifheit, und die Brust begann von neuem zu athmen; dann öffnete er die Augen, setzte sich auf, blickte sich verwundert um, sammelte seine Gedanken und erinnerte sich endlich des Geschehenen vollständig. Als er seinen großen schwarzen Hut erblickte, zog ein leichtes Lächeln über sein Gesicht.

Eine Stunde später ging der seltsame Alte, den großen Strohhut auf dem Kopfe, trotz dem Rathe und den Bitten Derer, die ihn vom Tode gerettet hatten, an dem Strande spazieren.

Unter den Personen, die am eifrigsten in ihn drangen, um ihn zu vermögen, nach dem Haag sich zu begeben, befand sich eine junge Dame von seltener Schönheit, die zu den ersten gehört hatte, welche auf die Nachricht von dem erfolgten Unglücke herbeigeeilt waren, und deren blondes schönes Haar um die Schultern wallte gleich einem Mantel von Sammet und Gold.

Ein junger Mann vereinigte seine Bitten mit denen der Dame, um den Alten zum Ausbruche zu bewegen, aber vergebens. Der Eigensinnige antwortete nur durch Kopfschütteln, zwar nicht mit Aerger und Ungeduld, aber mit eiserner Ausdauer. Die beiden jungen Leute erkannten endlich, daß ihre Bitten nichts fruchteten; sie schwiegen, ließen aber den Alten nicht aus den Augen, der ruhig seinen Spaziergang fortsetzte, und endlich auf einen der Omnibus zuging, welche zwischen Scheveningen und dem Haag hin- und her fahren.

„Der Wagen meines Mannes hält nur ein Paar Schritte von hier; laß Dich in demselben nach Hause bringen, Vater,“ sagte die junge Frau.

„Ich weiß, daß Dein Mann einen Wagen besitzt, meine Tochter,“ antwortete der Alte. „Wenn ich mich seiner hätte bedienen wollen, würde ich es gesagt haben. Ich ziehe den Omnibus vor.“

Er küßte seine Tochter, drückte seinem Schwieger- sohne die Hand und stieg gewandt in den Omnibus, der wenige Augenblicke darauf abfuhr und den seltsa-

men Alten mit sich nahm, der sich auf einen harten schmalen Sitz gesetzt hatte.

Ich war Zeuge dieses Austrittes gewesen und interessirte mich sehr für den alten Mann, den Helden desselben, in dessen Benehmen und Gesicht ein Ausdruck von seltener Characterstärke lag.

Mit wahrer Freude sah ich acht Tage später in Amsterdam an der Börse den Helden des kleinen Dramas von Scheveningen wieder.

Die Börse in Amsterdam gewährt einen ganz andern Anblick, als z. B. die in Paris oder London. Sie ist ein großer unbedeckter Hof mit einer rundherumlaufenden Galerie, die auf sechsundvierzig nummerirten Säulen ruhet. In diesem Raume drängt sich eine bedeutende Menschenmenge umher, aber man bemerkt niemals eine sieberhafte Aufregung; namentlich wird das Ohr nicht durch ein endloses Getöse betäubt wie z. B. an der Börse zu Paris. Kaum vernimmt man ein leichtes Geflüster. Die Geschäfte werden leise, mit völliger Kaltblütigkeit abgemacht. Der alte Mann im Strohhute ging unter den Handelsleuten umher und ich sah ihn endlich vor Einem derselben stehen bleiben, mit dem er lange sprach.

„Sie wollen also das Geschäft nicht abschließen, das Ihnen nach sechs Monaten einen Gewinn von einer Million Gulden bringen würde?“ fragte ihn endlich der Handelsmann.“

„Ich besitze das dazu nöthige Geld nicht,“ antwortete der Alte.

„Das könnte Ihnen ja Ihr Schwiegersohn geben.“

„Ich wende mich in meinen Geschäften nie an meinen Schwiegersohn,“ antwortete der Alte und ging weiter.

— „Der Schwiegersohn scheint geizig zu sein oder seinem Schwiegervater nicht eben Vertrauen zu schenken,“ bemerkte ein Anderer.

Der Alte hörte dies und wurde bleich vor Zorn.

„Wer es wagt, schlecht von meinem Schwieger- sohne zu sprechen,“ antwortete er, „dem sage ich in das Gesicht, daß er ein Schuft und ein Verläumber ist. Ich weiß es, man hat schon mehrmals Lügen über ihn ausgestreut und ich will sie ein für alle Mal zu Schanden machen. Ich übernehme das Geschäft, das Sie mir antragen, Herr Zansens, und mein Schwie- gersohn wird mir das dazu nöthige Geld geben. Hier sind ein Paar Zeilen an seinen Cassirer in Rotterdam; schicken Sie sogleich Einen Ihrer Commis dahin, augenblicklich, damit Niemand muthmaßen könne, ich habe

mit meinem Schwiegersohne wegen der Sache mich erst beredet."

Er schrieb einige Worte mit Bleistift in sein Notizbuch, riß das Blatt heraus, übergab es dem Mätkler und entfernte sich.

Abends erzählte ich diesen Vorfall dem Freunde, bei dem ich wohnte. Er lachte und sagte, „ja, die Geschichte Mijnheers van Tasselt verdient wohl erzählt zu werden. Er gehört zu den Männern von altväterlicher Rechtlichkeit, welche dem Zufalle in ihren Geschäften nichts zu verdanken haben wollen und sich nur zeigen, wenn sie es mit Sicherheit thun können. Reichthum ist bei einem solchen Verfahren nicht zu gewinnen. Der alte van Tasselt besitzt deshalb auch kein großes Vermögen. Sie haben ihn heute früh zum ersten Male ein bedeutendes aber gewagtes Geschäft übernehmen sehen, das ihm großen Gewinn bringen kann. Er ist Vater einer zahlreichen Familie und besitzt drei Töchter, die sich alle durch seltene Schönheit auszeichnen. Die eine, Düveke (Täubchen), übertrifft selbst das Schönste, was Raphael geschaffen hat.

Ein junger Mann von Amsterdam, der Baron Jacobs, sah Düveke und verliebte sich leidenschaftlich in das Mädchen. Auch er machte Eindruck auf Düveke und nach einem Jahre vereinigte die reinste Liebe die beiden jugendlichen Herzen. Düveke zog den Ring, den sie trug, vom Finger und gab denselben dem jungen Baron als Pfand ihrer Liebe und Treue.

Am Tage darauf erschien Jacob bei dem alten van Tasselt und warb um die Hand der Düveke. Der Vater hat um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit und als diese abgelaufen waren, begab er sich zu dem jungen Manne.

„Mijnheer," sagte er, „Ihre Bewerbung um die Hand meiner Tochter ehrt mich und stößt mir die innigste Dankbarkeit ein; ich kann Ihnen aber Ihr Gesuch nicht gewähren. — Hören Sie mich an; Sie sind ein verständiger und ehrenhafter junger Mann und ich bin überzeugt, daß Sie meine Gründe billigen werden, sobald Sie dieselben kennen. Ich bin nicht reich. Ich höre schon, daß Sie mir antworten, Sie verlangten keine Mitgift, da Sie selbst ein bedeutendes Vermögen besäßen. Gerade dieses Ihr Vermögen macht Ihre Heirath mit meiner Tochter unmöglich. Ein armer Schwiegervater und ein reicher Schwiegersohn können nicht lange in Eintracht leben."

„Mein Vater war ein Kaufmann wie Sie und

hat durch seine Thätigkeit das Vermögen erworben, zu dessen einzigen Besitzer mich sein Tod gemacht. Warum soll dieses Vermögen ein Hinderniß der Heirath sein?"

„Weil Sie bald bereuen würden, diese Heirath geschlossen zu haben. Jetzt sind Sie jung und lieben die Düveke, aber die Gewohnheit und die Ehe würden Ihre Gesinnungen bald ändern, so daß Sie vielleicht reuevoll in die Vergangenheit blickten. Wer sechs bis sieben Millionen besitzt, muß es früher oder später bereuen, ein armes Mädchen geheirathet zu haben. Sie werden mich für hart halten, lassen Sie mich aber noch etwas hinzusetzen: wenn ich Eine meiner Töchter einem Manne gebe, der so reich ist wie Sie, so finden ihre beiden Schwestern schwerlich einen Mann. Niemand wird der Schwager des reichsten Mannes in Amsterdam werden wollen. Es ist stets ein Unglück, wenn ein Glied einer Familie bedeutend reicher ist als die Andern. Wären Sie arm oder nur wohlhabend, so würde ich Ihnen mit Freuden die Hand meiner Tochter geben. Da Sie reich sind, muß ich Ihnen dieselbe versagen."

Weder Bitten noch Thränen vermochten den alten van Tasselt von seinem Entschlusse abzubringen; er entfernte sich und verließ den jungen Baron in einem an Verzweiflung grenzenden Zustande.

Als der Alte nach Hause kam und seine Familie von dem Geschehenen benachrichtigte, wurde Düveke zu den Füßen ihres Vaters ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, bat sie ihn mit Thränen, sich erweichen zu lassen, und erklärte, sie liebe Jacobs und könne ohne denselben nicht leben. Der Vater blieb unerschütterlich, selbst als seine Tochter aus Gram schwer erkrankte.

Eines Morgens, als van Tasselt in seinem Comptoir arbeitete, erschien plötzlich Einer seiner Commis in großer Verlegenheit und meldete, Jemand wünsche ihn sofort zu sprechen. Der Kaufmann begab sich in ein Nebenzimmer und fand da den König Wilhelm. Der alte König, der so eben in Berlin als Graf von Nassau gestorben ist, pflegte bekanntlich, als er noch auf dem Throne saß, allein, ohne Gefolge, wie ein gewöhnlicher Privatmann auszugehen und so die Personen zu besuchen, die er gern hatte oder deren er bedurfte.

„Sie haben," sagte der König, „Ihre Tochter dem Baron Jacobs verweigert. Ich interessire mich für diesen jungen Mann, dessen Vater mir große Dienste

geleistet, und ich bitte Sie also, ihm Ihre Tochter zu gewähren.“\*)

„Majestät,“ antwortete der alte van Tasselt, „Ihre geringsten Wünsche sollten für mich Befehle sein und doch, — doch . . . Erlauben Sie mir eine einzige Bemerkung . . . Wenn Ew. Majestät sich nach reiflicher Ueberlegung zu etwas entschlossen haben, so vermag keine Macht der Welt Ihren Vorsatz zu erschüttern?“

„Ich glaube das,“ entgegnete der König lächelnd.

„Nun, ich bin ernstlich mit mir zu Rathe gegangen, ob die Verbindung des Baron Jacobs mit meiner Tochter ein Glück für diese, für meine Familie und selbst für den sein würde, der mein Schwiegersohn werden will. Das Ergebniß dieser strengen Prüfung war die Ueberzeugung, daß diese Heirath Niemanden glücklich machen würde. Wollen Sie, daß ich Ew. Majestät auf Kosten meiner Ueberzeugung und meines Pflichtgefühls gehorche?“

„Nein,“ antwortete der König; „ein Familienvater muß Herr in seinem Hause sein. Sie sind ein braver Mann und selbst wenn ich annehmen wollte, daß Sie sich jetzt irren, so würde ich doch nicht in Sie dringen, Ihren Entschluß zu ändern. Leben Sie wohl.“

## 2.

## Eine Thüre.

Sechs Monate nach diesen Vorfällen schienen alle Schmerzensspuren verschwunden zu sein, welche sie in der Familie van Tasselts zurückgelassen hatten. Düveke fand in ihrer Frömmigkeit die Kraft, Ihrem Vater gehorsam zu sein, wenn es ihr auch nicht möglich war, die Vergangenheit zu vergessen. Van Tasselt erwähnte niemals etwas davon, war aber noch liebevoller als sonst gegen Düveke, suchte jeden ihrer Wünsche zu erfüllen und bemühte sich, sie zu zerstreuen. Jacobs hatte Amsterdam verlassen und sich nach Rotterdam begeben.

Eines Morgens als Düveke wie gewöhnlich in ihrem Zimmer zu Gott betete, nicht, er möge sie den Geliebten vergessen lassen, sondern denselben glücklich machen, trat der alte van Tasselt ein, der sich neben seine Tochter setzte und ohne weitere Einleitung sie fragte:

„Liebst Du Jacobs noch immer, Düveke?“

Das Mädchen erröthete und schlug die Thränenge-

\*) Geschichtlich.

füllten Augen nieder; dann antwortete sie: „Ich habe seiner Liebe und der Hoffnung, seine Frau zu werden, entsagt, da Du mir es so gebotest, aber ich liebe ihn noch immer, denn das hattest Du mir nicht verboten.“

Der Alte lächelte, schüttelte den Kopf und sagte: „So gehorchen die folgamen Kinder ihren Vätern! Da Du also diesen Jacobs noch immer liebst, so wollen wir heute noch nach Rotterdam reisen.“

Düveke sah ihren Vater verwundert an.

„Wir werden sogleich abreisen. Ich muß mit Jacobs Deinetwegen sprechen und vielleicht erfüllt diese Besprechung Deine und seine Wünsche, wenn der Baron Dich nicht etwa vergessen hat.“

„Das fürchte ich nicht,“ entgegnete Düveke, deren Herz ungestüm klopfte.

Eine Stunde später befand sich van Tasselt mit seiner Tochter unterwegs nach Rotterdam und Abends kamen sie in dieser Stadt an.

Düveke hätte unterwegs ihrem Vater gern manche Frage vorgelegt, aber wenn sie eine leise Andeutung auf den Zweck ihrer Reise wagte, legte der Alte sich in die Ecke des Wagens und stellte sich als schlafend dar. Am andern Tage begab sich van Tasselt in ein kleines Haus in einem der abgelegensten Theile Rotterdams und fragte die bejahrte Magd, welche ihm die Thüre öffnete, ob der Baron Jacobs zu Hause sei. Er erhielt eine bejahende Antwort und wurde in ein außerordentlich reinliches, aber sehr bescheiden meublirtes Zimmer geführt, wo sich Jacobs bald einfand, der sich über den so unerwarteten Besuch nicht wenig wunderte.

„Mijnheer Jacobs,“ sagte der alte van Tasselt, „Sie hielten früher um die Hand meiner Tochter Düveke an; jetzt komme ich, um Ihnen die Hand des Mädchens anzutragen.“

„Ihre Pflicht gebot Ihnen damals, wie Sie sagten, mir Ihre Tochter zu versagen,“ entgegnete der junge Mann betrübt; „jetzt gebietet mir die Pflicht, Ihren Antrag abzulehnen.“

„Warum?“

„Weil ich das Vermögen, welches mir mein Vater hinterlassen, durch unglückliche Speculationen verloren habe. Die Schiffe, die ich ausschickte, verunglückten wie alle meine Unternehmungen, auch die bestberechneten. Außerdem erlitt ich bedeutende Verluste durch den Bankrott einiger Handelsfreunde. Es bleiben mir kaum funfzigtausend Gulden übrig und ich bin entschlossen, das Glück nicht mehr zu versuchen.“

„Mit funfzigtausend Gulden kann ein Mann mit

mäßigen Ansprüchen, zumal wenn ihm seine Frau fünf- und zwanzigtausend Gulden zubringt, recht anständig leben. Uebrigens achtet und liebt Sie der König und er würde Ihnen, wenn Sie es wünschten, gewiß ein ehrenvolles Amt geben. Wären Sie noch reich, so würde ich bei meinem Vorsatz verharren, Ihnen die Hand der Düveke zu verweigern; jetzt, da keine Ungleichheit zwischen Ihrem Vermögen und der Mitgift meiner Tochter besteht, hängt die Heirath nur von Ihnen ab."

Eine Viertelstunde später war Jacobs in der Wohnung van Tasselts bei der Geliebten und die Hochzeit wurde nach wenigen Wochen in dem Hause des alten van Tasselt in Amsterdam gefeiert, worauf Jacobs mit seiner jungen Frau nach Rotterdam abreisete.

Düveke war in der Liebe zur Ordnung und Sparsamkeit erzogen und entwickelte einen solchen Schatz von Wirthschaftskenntnissen, daß der glückliche Jacobs in wahre Begeisterung darüber gerieth. Das kleine Haus war eine Wohnung der Freude und des Glückes und Jacobs sah alle seine Wünsche erfüllt, als Düveke ihm eines Morgens verschämt offenbarte, daß sie Mutter zu werden hoffe.

Jacobs seiner Seite arbeitete so thätig, daß er sich die ganze Zuneigung seines Schwiegervaters gewann. Er hatte ein nicht unbedeutendes Amt erhalten und erfüllte die Pflichten, die ihm dasselbe auferlegten, mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Die Zeit, die ihm seine Geschäfte übrig ließen, widmete er ausschließlich seiner Frau und so war seine Ehe eine höchst zufriedene und glückliche.

Ein Jahr nach der Hochzeit wurde das Glück des jungen Paares durch die Geburt eines Sohnes vervollständigt und der alte Tasselt selbst hatte nicht eher Ruhe, bis er das Kind gesehen. Leider hinderte ihn eine Krankheit einen Monat lang, diesen seinen Wunsch in Ausführung zu bringen. Jacobs empfing den glücklichen Alten mit einiger Verlegenheit und sagte endlich:

"Ich habe mich eines Unrechts gegen Sie schuldig gemacht, indem ich Ihnen meine Lage nicht ganz aufrichtig schilderte. Ich habe gegen meinen Willen mein Amt aufgeben müssen. Gründe . . ."

Mijnheer van Tasselt unterbrach ihn mit den Worten: "Ich weiß es, mein lieber Jacobs, wenn das Unglück sich einmal Jemanden aufersehen hat, so läßt es ihn so leicht nicht wieder los. Befinden Sie sich in Geldverlegenheit, so stehen Ihnen fünf- und zwanzigtausend Gulden zu Diensten . . ."

"Würden Sie an meiner Stelle ein solches Anerbieten annehmen?"

"Ich habe nie die falsche Schaam gekannt. Wenn die Ruhe meiner Familie gefährdet wäre, würde ich nicht zögern, die Mittel anzunehmen, welche das Schicksal umzuändern vermöchten."

"Sie sind ein edeler Mann . . . Heute Abend sollen Sie alles erfahren und ich hoffe, daß das, was Sie hören werden, Ihre Liebe zu mir nicht ändert."

Abends, nach der bescheidenen Mahlzeit, sagte Jacobs zu seiner Frau:

"Liebe Düveke, wünschst Du Dir nichts in der Welt?"

"Was könnte ich wünschen?" entgegnete sie mit einem unbeschreiblichen Lächeln? "Bin ich nicht die glücklichste Frau hier zwischen meinem Vater und meinem Gatten neben der Wiege meines Kindes?"

"Reizt Dich ein bedeutendes Vermögen nicht?"

"Würde das Vermögen Deine Liebe zu mir erhöhen?"

"Du wirst Dir dieses Vermögen doch gefallen lassen müssen," setzte er hinzu, dann öffnete er eine Thüre, die durch einen Schrank versteckt war und zeigte Düveke einen glänzenden Saal, der durch eine zahlreiche Dienerschaft zu einem Feste eingerichtet wurde. "Ich habe Sie getäuscht, guter Vater," sagte er zu dem alten van Tasselt, indem er die Hand desselben ergriff. "Verzeihen Sie mir meine Lüge?"

Mijnheer van Tasselt stand wie versteinert da.

"Ich wollte mich insgeheim um mein Vermögen bringen," fuhr Jacobs fort, "aber es gelang mir nicht. Meine tollsten Unternehmungen glückten und mein Vermögen hat sich, statt abzunehmen, verdreifacht. Ich hatte kein anderes Mittel, die Hand meiner geliebten Düveke zu erhalten, als eine Armuth zur Schau zu tragen, zu der ich trotz meinen Bemühungen nicht gelangen konnte. Jetzt wissen Sie alles, sagen Sie mir nun auch, ob Sie mir verzeihen."

"Ich werde nie diesen Saal betreten," antwortete van Tasselt, "wohl aber öfters wie bisher mich einfinden, um meine Tochter und meinen Schwiegersohn in dem Häuschen zu besuchen, in welchem Düveke so glücklich war."

"Du willst also nicht, daß ich mit ungetrübter Freude den Reichthum genieße, den mir mein Mann bietet?"

"Doch, mein Kind; geh und leite das Fest, das Du giebst. Ich für meine Person werde wie sonst ruhig

mein Pfeifchen in dem Zimmerchen oben rauchen. Ist der Ball vorüber, so komm zu mir, erzähle mir, wie Du Dich unterhalten hast und sage mir eine gute Nacht.“

Jacobs wußte schon, daß der alte van Tasselt von einem einmal gefaßten Vorsatz nicht abzubringen war, er drückte ihm also die Hand und führte Düveke in ein mit größter Pracht und höchster Eleganz decorirtes Schlafgemach, in welchem Dienerinnen die Befehle ihrer Gebieterin erwarteten. Düveke durchwanderte mit kindlicher Freude ihren kostbaren Palast und begab sich sodann in den Salon, in welchem bereits zahlreiche Gäste warteten.

Sie bewohnte von nun an diesen reichen an ihr Häuschen anstoßenden Palast, aber so oft ihr Vater nach Rotterdam kam, begab sie sich mit ihm in die frühere bescheidene Wohnung, da der Alte nur in dieser seinen Schwiegersohn sehen will.

So erzählte mir mein Freund in Amsterdam. Das Ende der Geschichte habe ich erst kürzlich erfahren.

Eine junge Dame von seltener Schönheit, deren unvergleichliches blondes Haar eine reine Stirn und ein ausdrucksvolles Gesicht krönt, ist eben in . . . angekommen, um da den Winter zuzubringen. Die junge Frau ist die Baronin von Jacobs. Eines Abends saß ich neben ihr und ihrem Gatten, wir sprachen von Holland, das jeder Fremde ungern verläßt und an das jeder Holländer mit feuchten Augen zurückdenkt, und ich wagte den Baron über van Tasselt und die Speculation zu fragen, die ich ihn in der Börse zu Amsterdam hatte unternehmen sehen.

„Mehrere mit Tabak beladene Schiffe,“ antwortete mir Jacobs, „waren auf der See verunglückt und nur der Wätker wußte dies. Der Tabak mußte in Folge davon in Amsterdam bedeutend im Preise steigen und es handelte sich darum, den gesammten Tabaksvorrath in den Speichern aufzukaufen. Die Speculation glückte weit über die Hoffnung meines Schwiegervaters. Er behielt ein Drittel von dem Gewinne und brachte mir die beiden andern mit der Summe, die er von mir geliehen.“

„Ihr Geld hat 300,000 Gulden eingetragen; hier ist es.“

„Ich nahm die Summe, ohne etwas zu antworten.“

Ich meines Theils sah Jacobs verwundert an; die Baronin bemerkte es und sagte:

„Mein Mann verschweigt etwas. Meine beiden Schwestern haben sich verheirathet und mein Mann gab jeder hundertundfunzigtausend Gulden.“

„Und Mijnherr van Tasselt?“

„Wollte sich dem widersetzen; mein Mann entgegenete ihm aber, sein Recht gehe nicht so weit, daß er eine Sache, die meine Schwestern und deren Schwager betreffe, hindern könne. Mein Vater widersetzte sich noch immer, mein Mann aber wußte zwei Portefeuilles unter die für meine Schwestern bestimmten Hochzeitsgeschenke zu bringen. So wurde mein Vater auch dies Mal hintergangen und er ahnt noch heute von dem liebevollen Betrüge nichts.“

### Miscellen.

(Eine eigenthümliche Gefahr.) Capitain Marryat schildert in seinem neuesten (noch nicht übersetzten) Werke: Monsieur Violet, das zwar kein Roman sein soll, aber die abenteuerlichsten, wahrhaft münchhausenschen Begebenheiten enthält, eine Art von Gefahr, welche die Reisenden in den amerikanischen Prairien bisweilen erschrecken soll, von der sich unsere Leser aber wahrscheinlich kaum eine Vorstellung werden machen können. Eine kleine Anzahl von Personen machte, zu Pferde natürlich, die Reise über die Prairien, und wurde eines Morgens früh durch ein ungeheures Getöse an ihrem Lagerplatze aus dem Schlafe geweckt. Sie sprangen sogleich auf, erblickten am Horizonte einen blutrothen Feuerschein, und erkannten daran, daß die Prairie in Feuer stehe, und daß sie so schnell als möglich entfliehen müßten. Das donnernde Getöse vermochten sie sich nicht zu erklären. Eine Stunde lang jagten sie im Galopp dahin, und als sie endlich ein Mal anhielten, um ihre Pferde verschnaufen zu lassen, hörten sie die Erde hinter sich zittern und vernahmen zu gleicher Zeit ein furchtbares Gebrüll, unter das sich von Zeit zu Zeit andere Töne von Thierstimmen mischten. Nun wußten sie, welche Gefahr ihnen drohete, die Gefahr nämlich, von den zahllosen Thieren der Prairie, die vor den Flammen flohen, zertreten zu werden. „Die leichtfüßigern Thiere,“ heißt es, „holten uns bereits ein; wir sahen Hirsche aller Art in Gesellschaft von Wölfen und Pantheren, Schaaren von Elens und Antilopen pfeilschnell vorüberschießen, und unter ihnen hier und da ein einzelnes Pferd, oder einen riesenhaften Büffel. Die Hitze war kaum noch zu ertragen und die Luft so dick, daß wir kaum athmen konnten. Das Brüllen kam betäubender und schrecklicher näher und näher, und darunter mischte sich so ohrenzerreißendes Geschrei, daß unsere Pferde an allen Gliedern zu zittern begannen, und von Neuem dahinjagten, als entweiche die Erde unter ihren Füßen. Gleichwohl kam uns die Masse der schwereren Thiere mit einem Sturmgetöse fortwährend näher. Die Büffel und wilden Pferde, in dichtgedrängten Schaaren, bildeten eine schwarze Phalanx von mehreren (engl.) Meilen Breite und mehreren Meilen Tiefe. Diese Masse kam auf uns zu, Alles vor sich niederwerfend, Alles zu Boden tretend. Wen sie erreichte, der war unrettbar verloren. Am Horizonte sahen wir bereits nichts mehr als diese zahllose Masse von wil-

den Thieren aller Art. Noch einige Minuten und es war um uns geschehen. Einer aus unserer Gesellschaft faßte endlich einen verzweifelten Vorsatz. Er gebot Halt und sprang vom Pferde; wir folgten seinem Beispiele. Im nächsten Augenblicke hatte er eine große Hand voll dürrn Grases zusammengerafft, und er steckte dies durch einen Pistolenschuß in Brand. Wir trugen so schnell als möglich mehr Gras hinzu, und bald schlugen die Flammen prasselnd empor und griffen weiter und weiter um sich. Die fliehenden Thiere naheten sich jetzt, aber die Flammen waren noch nicht gewaltig genug, um sie zurückzuhalten; sie stürzten sich rücksichtslos hinein, und wir schienen verloren zu sein, wenn die Hauptmasse herankomme, deren Hörner wir bereits sahen. Einer der Unseligen stieß einen Angstschrei aus und fiel in Ohnmacht. Die Thiere waren etwa noch hundert Klafstern von uns. Sie kamen zu Tausenden und aber Tausenden, um uns mit ihren Füßen zu zermalmern. Mich ergriff ein Schauder und ich sank zu Boden, um mich meinem Schicksale zu überlassen. Ich erwartete jeden Augenblick den Tod, aber er kam nicht; da hörte ich einen donnerähnlichen Schlag und dann ein Gebrüll wie von Millionen Thieren. Unser Führer hatte den großen Lederschlauch mit Branntwein in das Feuer geworfen; Knallend war derselbe geplatzt und nun sprühten brennend die Tropfen umher und die Thiere prallten zu beiden Seiten zurück und erdrückten dabei Tausende. Wenige Schritte hinter uns schloß sich die Masse wieder und wir befanden uns so mitten unter ihnen hinter einem Flammenmeere. In dieser grauenhaften Lage mußten wir eine ganze Stunde aushalten und jeden Augenblick erwarten, von den wilden fliehenden Thieren zermalmert zu werden. Endlich waren die letzten vorüber und wir sahen uns von dieser Gefahr gerettet; aber der Prairiebrand war unterdeß auch nachgerückt und das Flammenmeer wälzte sich mit hochaufwallenden Wogen brausend und zischend heran. Die weitere Schilderung, die Fortsetzung der Flucht der Reisenden über die weite, mit Tausenden von todtten Thieren bedeckte Fläche, gejagt von den näher und näher wallenden Flammen, so wie die endliche Rettung übergehen wir, da Wald- und Wiesenbrände von Reisenden schon öfters beschrieben worden sind.

(Ein seltsamer Lumpenhandel.) In ganz Texas, namentlich aber in der Stadt Gaveston, giebt es viele sogenannte Lumpenhändler, d. h. Leute, welche mit falschem Papiergelde Geschäfte machen. Sobald ein Fremder ankommt, bei dem man einiges Geld vermuthet, beginnen die Operationen gegen ihn. Ein Beispiel erzählt ein Arzt. Kaum war er in Gaveston angekommen, so wurde er vor einen Richter beschieden, weil man ihn angeklagt hatte, in einem Gasthause als Zahlung eine falsche Fünfzig-Dollar-Note gegeben zu haben. Der junge Arzt hatte zufällig nie so viel Geld auf ein Mal besessen, und er konnte deshalb mit gutem Gewissen vor Gott und den Menschen schwören, an dem ihm Schuld gegebenen Verbrechen so unschuldig zu sein, wie ein neugeborenes Kind. Zwei Zeugen versicherten indes, ebenfalls eiblich, das Gegentheil, und der Arzt wurde dem-

zufolge in den Erfaß der fünfzig Dollars und in die Kosten verurtheilt. Der Richter und der Ankläger theilen sich in solchen Fällen in den Gewinn. Leider besaß der Arzt das Geld nicht und man mußte ihn entlassen, weil, wie die Leute in Gaveston sich ausdrücken, das Gefängniß nicht für Uebelthäter gebaut ist, die Regierungsbeamten vielmehr freiwillig ihre Wohnung darin genommen haben und folglich kein Platz zum Einsperren von Verurtheilten da ist.

(Chinesische Artigkeit gegen Gäste.) Die chinesischen kaiserlichen Abgeordneten gaben dem englischen Bevollmächtigten Pottinger in Nankin, vor Abschluß des Friedens, ein Gastmahl. „Viele Gerichte,“ erzählt einer der Engländer, die an diesem Feste Theil nahmen, „gehacktes Schweinefleisch, Arrowroot, Nudelsuppe mit Fleisch, Schweineohrensuppe etc., wurden nacheinander in kleinen Tellern von Porzellan und Silber aufgetragen, und je mehr wir von dem Gebotenen zu uns nahmen, um so höher schienen wir in der Achtung der Chinesen zu steigen. Lange freilich konnte die menschliche Natur diese Prüfung nicht aushalten. Das Beste kam aber noch. Ke Ying, der Dheim des Kaisers, bestand darauf, daß Sir Henry Pottinger seinen Mund öffne, und er warf ihm sodann mit großer Geschicklichkeit mehrere große Confectstücke hinein. Nie in meinem Leben werde ich den Ausdruck von kaltblütiger Todesverachtung vergessen, mit welchem Sir Henry Pottinger den Mund offen hielt, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er der ihm zugebachten chinesischen Artigkeit nicht entgehen könne, eben so werde ich aber auch immer an Ke Ying denken, wie er vor Pottinger stand, in der Stellung einer kurzsichtigen alten Frau, die eine Nadel einzufädeln sucht, das Confectstückchen zwischen Daumen und Zeigefinger hielt und zielte, bevor er den stets glückenden Wurf that.

(Die gewonnene und doch verlorene Wette.) Die neuesten Zeitungen aus New-York erzählen von einer Wette, die ein dortiger, wegen seiner Wette sucher und seiner vortrefflichen Aukstern allgemein bekannter Wirth kürzlich gewonnen und doch verloren haben soll. Zwei sehr anständige Herren erschienen bei ihm, tranken und aßen viel, brachten bald das Gespräch auf das Wette und einer erzählte namentlich, daß er am Tage vorher zweihundert Dollars verloren, weil er gewettet habe, eine halbe Stunde vor einer Uhr zu stehen und, ohne zu fehlen, bei den Schwingungen des Pendels zu sagen: „Herüber! hinüber!“ während die Anwesenden Alles aufboten, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Er, der Erzähler, habe es kaum zehn Minuten ausgehalten. Der Wirth überlegte sich die Sache, glaubte gewiß zu sein, die erwähnte Aufgabe, im Nothfalle eine Stunde lang, durchzuführen zu können, und erbot sich dann, die Wette auch zu halten. Die Herren sträubten sich, nahmen aber doch endlich die Wette um 25 Dollars an. Der Wirth stellte sich vor seine Uhr, fest entschlossen, sich durch nichts irre machen zu lassen, und fing an, bei dem Pendelschlage laut zu sagen: „Herüber! hinüber!“ Die

Herren versuchten mancherlei vergebens, um ihn zu hören, und erwählten auch, die Wette gelte nicht, weil das Geld nicht aufgezählt worden sei; der Wirth ließ sich nicht irre machen, nahm eine Briestafche heraus, die mehre hundert Dollars in Papiergeld enthielt, reichte sie hin und murmelte: „Herüber! hinüber!“ Die Fremden sagten nun, sie würden sich unterdeß zu der Frau Wirthin begeben, gingen hinaus und ließen die Thüre offen. Der Wirth war nicht eifersüchtig, vermuthete, daß die Herren ihn von der Thüre aus beobachten würden, und zählte laut: „Herüber! hinüber!“ So waren wohl zwanzig Minuten vergangen, als der jüngste Sohn des Wirthes erschien und ihm zurief, er möge hinauskommen, es sei ein Mann da; der Vater antwortete nichts als: „Herüber! hinüber!“ und als der Knabe nicht schweigen wollte, gab er ihm gelassen eine Ohrfeige, während er richtig fortzählte: „Herüber! hinüber!“ Jetzt lief der Knabe weinend fort, die Frau Wirthin erschien selbst, überschüttete ihren Mann, der immer fort zählte, mit Vorwürfen, und sagte endlich, der Mann, der das Haus gekauft habe, sei da. „Herüber! hinüber!“ lautete die Antwort, was auch die Frau sagen mochte. Endlich war die Stunde abgelaufen und der Wirth fragte sogleich: „Wo sind die Herren?“ — „Welche Herren?“ — „Die beiden, die Champagner tranken?“ — „Die sind schon seit einer halben Stunde fort!“ Der Wirth stand wie vom Blitze getroffen da und konnte nichts herausbringen als: „Und meine Briestafche?“ Die Briestafche mit dem Papiergelde, welchem der Wirth die 25 Dollars hinzuzufügen gedacht hatte, war und blieb verschwunden und die gewonnene Wette demnach verloren.

### Generalcorrespondenz.

In Spanien, bemerkte neulich ein wichtiger Mann, scheinen sich endlich alle politischen Verwickelungen auf das Befriedigendste gelöst zu haben, denn ich lese so eben in den Zeitungen, daß man am Hofe zu Madrid Bravo gerufen hat (den Anfangs December berufenen alleinigen Minister Louis Gonzalez Bravo nämlich). —

Wir glauben die Kunstfreunde unter unseren Lesern darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die Versteigerung der bekannten ausgezeichneten Gemälsammlung des Cardinals Fesch bestimmt im März nächsten Jahres in Rom Statt finden wird. Keine Galerie in Rom ist so reich an Meisterwerken der verschiedensten Schulen als diese, denn man findet in ihr viele der ausgezeichnetsten Gemälde von Holbein, van Huisum, Teniers, Bachhuyzen, Rembrandt, van der Velde, Bwermann, Snyder, van Steen, Rubens, van Dyk, Ruydael ic., ferner von Raphael, Leonardo da Vinci, Guido, Titian, Andrea del Sarto, Giulio Romano, Albano, den Caracci, Angelico ic., so wie viele von Watteau, Lesueur, Claude Lorraine, Greuse, Pouffin ic. Noch diesen Monat wird ein Katalog nach allen Hauptstädten Europas versandt werden. —

In New-York soll ein Bauwunder errichtet werden, und

zwar zur Erinnerung an die amerikanische Unabhängigkeit und unter dem Namen Washington-Denkmal, ein ungeheurer fünf-eckiger Thurm nämlich mit einer hohen Spitze darauf. Der Stuhl, für den man sich entschieden hat, ist der gothische, derjenige, welcher für das ganz moderne Amerika gewiß am wenigsten paßt. Uebrigens hat man auch nicht den rein gothischen Styl gewählt, sondern man hat, da die Amerikaner immer etwas Besonderes haben müssen, daran gebessert, und so ist ein ganz eigenthümliches amerikanisch-gothisches Ungethüm entstanden. Großartig wird der Bau, das läßt sich bei alle dem nicht läugnen, und Neues findet sich auch daran, indem die Spitze von starkem Glas und eisernen Rippen gebildet werden soll. —

Zwar hat unser Schiller gesungen, der Dichter solle mit dem Könige gehen, aber es ist dies, wie so manches Andere, was der vorzügliche Dichter sang, bis heute noch nicht in Erfüllung gegangen. Die Künstler, namentlich die Finger- und Beingewandten, dagegen, haben sich in unserer Kunstfanatischen Zeit hoch emporgeschwungen und werden mit Ehrenbezeugungen überschüttet, wie gekrönte Häupter oder Männer, welche sich die höchsten Verdienste um die Menschheit erworben. Man spannt der Götter und Herrn listig die Pferde vom Wagen, sonst ehrenwerthe Männer singen sie an, es fehlt wenig, so illuminirt man in den Städten, die sie mit ihrem Besuche beglücken. In Amerika seht jetzt, wie früher die Götter, der englische Schauspieler Macready die Leute in Enthusiasmus, gleichzeitig mit der Cinti Damoreau und dem Violinvirtuosen Artot. Die amerikanischen Journale können namentlich nicht Worte genug finden, um — die Toilette der Damoreau gebührend zu preisen. — In Petersburg begann die von Rubini zusammengebrachte italienische Sängergesellschaft ihre Vorstellungen mit Bellinis „Pirata“, und obgleich die Preise der Plätze 100 bis 500 Rubel betragen, so war das Haus doch zum Erbrücken gefüllt. „Der Barbier von Sevilla“, in welchem Rubini, Tamburini und die Biardot-Garcia sangen, erregte einen nie gehörten Enthusiasmus, und selbst der Kaiser war so entzückt, daß er sich selbst auf die Bühne begab, um den Künstlern zu danken. In Mailand entzückt ein neues Ballet von Bernard Bestris: „Catarina Cornaro“ (nach Halevys und Bachners Oper). —

In Pensylvanien hatte ein Gläubiger seinen Schuldner, der nicht bezahlte, setzen lassen. Nach einigen Wochen schrieb der Schuldner an den Gläubiger, er habe ihm einen Vorschlag zu machen, und ersuche ihn, sich bei Gelegenheit zu ihm zu bemühen. Der Gläubiger fand sich ein, und der Schuldner sagte: „Ich habe viel darüber nachgedacht, wie schlimm es für mich ist, daß ich hier sein muß, und auch für Sie, da Sie wöchentlich 1 Dollar und 25 Cents für mich zu zahlen haben. Der Himmel weiß, wie viel Sie für mich noch zahlen müssen, und ich erlaube mir deshalb Ihnen folgenden Vorschlag zu machen: Geben Sie mir die Freiheit und zahlen Sie mir wöchentlich einen Dollar, die 25 Cents behalten Sie zurück und tilgen Sie auf diese Weise meine Schuld gegen Sie.“